

Göttinger Bibliotheksschriften 22

300 Jahre St. Petersburg

Russland und die „Göttingische Seele“

Ausstellung in der Paulinerkirche Göttingen
unter der Schirmherrschaft von
Bundespräsident Johannes Rau und dem
Präsidenten der Russischen Föderation
Wladimir Putin

Herausgegeben von
Elmar Mittler und Silke Glitsch

Göttingen 2003

Gefördert durch

STIFTUNG NIEDERSACHSEN

© Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen 2003

Umschlag: Ronald Schmidt, AFWK • Layout: Jan-Jasper Fast, SUB

Digital Imaging: Martin Liebetrueth, GDZ • Tobias Möller, SUB

Assistenz Textredaktion: Yvonne Hartmann-Barbaro, SUB

Satz: Michael Kakuschke, SUB • Einband: Burghard Teuteberg, SUB

ISBN 3-930457-29-6

ISSN 0943-951X

Inhalt

Zum Geleit

Lutz Stratmann	9
Dominik Freiherr von König	10
Horst Kern	12
Elmar Mittler	13

Russland und die „Göttingische Seele“

Silke Glitsch, Reinhard Lauer	15
-------------------------------------	----

300 Jahre St. Petersburg

von Peter Hoffmann	19
Exponate	34

Deutsch-russische Wissenschaftsbeziehungen im 18. Jahrhundert – Göttingen und St. Petersburg. Historische Bedingungen und Inhalte

von Folkwart Wendland	52
Exponate	67

Albrecht (von) Haller (1708-1777) und seine Beziehungen zu St. Petersburg

von Stefan Hächler	71
Exponate	88

Anton Friedrich Büsching, Göttingen und Russland

von Peter Hoffmann	91
Exponate	104

Johann Beckmann in und über Russland

von Helga E. Lühmann-Frester	107
Exponate	141

Peter Simon Pallas (1741-1811) und Göttingen

von Folkwart Wendland	145
Exponate	159

Georg Moritz Lowitz (1722-1774)

und Johann Tobias Lowitz (1757-1804) –

zwei Wissenschaftler zwischen Göttingen und St. Petersburg

von Regine Pfrepper, Gerd Pfrepper	163
Exponate	179

Von Göttingen nach St. Petersburg und zurück –

Grenzüberschreitungen im Leben und Werk

August Ludwig (von) Schlözers (1735-1809)

von Martin Peters	183
Exponate siehe nächster Beitrag	

August Ludwig (von) Schlözers Russlandbeziehungen –

Briefwechsel, Wissenstransfer, Spätwerk

von Thomas Henkel	200
Exponate	221

August Ludwig (von) Schlözers Nachkommen und Russland

von Friedrich Hassenstein	230
Exponate	245

Göttinger Gelehrte im Spannungsfeld

von russischer Historie und aktueller Kulturpolitik

von Gabriela Lehmann-Carli	250
Exponate	265

Die Bibliotheken in Göttingen und Moskau –

Johann Gottlieb Buhles Entwurf einer Bibliotheksordnung

für die junge Moskauer Universitätsbibliothek vom 3. Mai 1805

von Reimer Eck	269
Exponate	286

Eine neue russische Bibliothek in Göttingen – Georg Thomas von Asch als Förderer der Georgia Augusta	
von Helmut Rohlfing	287
Exponate	298
Von Russisch-Amerika nach Göttingen – Baron Georg Thomas von Aschs Beziehungen bis an die äußersten Ränder des Russischen Reiches	
von Gudrun Bucher	303
Exponate	317
Russische Studenten in Göttingen im 18. Jahrhundert und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts	
von Reinhard Lauer	323
Exponate	340
Gottfried August Bürger und Russland	
von Peter Drews	348
Exponate	362
Gauß und Russland, Russland und Gauß	
von Karin Reich	365
Exponate	385
Der Chemiker Friedrich Wöhler erhält Minerale aus St. Petersburg	
von Günther Beer	391
Exponate	402
Friedrich Konrad Beilstein: Chemiker zweier Nationen	
von Elena Roussanova	405
Exponate	427

Zwei Göttinger Pionierinnen:

Sofja Kowalewskaja und Julia Lermontowa

von Elena Roussanova	431
Exponate	448

Balten, Polen, Juden – und strebsame Frauen.

Die „russischen“ Studenten Göttingens

um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert

von Trude Maurer	453
Exponate	474

Anhang:

Russica-Rara und Urkunden der SUB Göttingen

Silke Glitsch	479
---------------------	-----

Kurzbiographien

Silke Glitsch	483
---------------------	-----

Abbildungsverzeichnis	496
-----------------------------	-----

Abkürzungsverzeichnis	497
-----------------------------	-----

Umschrift des russischen Alphabets	499
--	-----

Leihgeber	501
-----------------	-----

Zum Geleit

Im Februar diesen Jahres wurde das „Deutsch-russische Kulturjahr 2003/2004“ von Wladimir Putin und Johannes Rau in Berlin feierlich eröffnet. Es ist die größte beiderseitige Kulturinitiative zwischen Deutschland und Russland seit Ende des Zweiten Weltkrieges. Allein für dieses Jahr sind rund 370 Ausstellungen, Konzerte, Filme und Lesungen geplant. Auf der Frankfurter Buchmesse wird Russland als Gastland vertreten sein. Die Intensivierung des Kulturaustausches zwischen beiden Ländern war bereits bei Putins Staatsbesuch in Deutschland im September 2001 vereinbart worden. Sie ist zugleich auch Ausdruck der engen Beziehungen zwischen beiden Ländern, die sich inzwischen über mehrere Jahrhunderte erstrecken.

Die deutsch-russischen Beziehungen haben immer wieder Beispiele hervorgebracht, an denen diese Verbundenheit besonders deutlich wird. Dies gilt auch für die engen Beziehungen Göttingens zu St. Petersburg. Mit der Ausstellung „300 Jahre St. Petersburg – Russland und die ‚Göttingische Seele‘“ im Historischen Bibliothekssaal der Paulinerkirche wird die Vielfalt dieser Verbindungen eindrucksvoll dokumentiert. Anhand zahlreicher Exponate der Georgia Augusta, insbesondere der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek, sowie weiterer Göttinger und auch auswärtiger Institutionen lassen sich interessante kultur- und wissenschaftshistorische sowie soziologische Aspekte nachvollziehen. Am Beispiel namhafter Göttinger Gelehrter werden dabei die engen Wissenschaftsbeziehungen im 18. und 19. Jahrhundert aufgezeigt. Es ist gut und wichtig, auf historische Bibliotheksbestände zurückgreifen zu können, wie sie in der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek in Göttingen in großem Umfang vorhanden sind. So können auch ältere und zum Teil vergessene Dokumente der deutsch-russischen Beziehungen präsentiert und in Erinnerung gerufen werden. Einen derartigen Speicher an Informationen, Erkenntnissen und Meinungen kann man in seiner Bedeutung kaum überschätzen. Auch diese Ausstellung verdeutlicht dies auf eindrucksvolle Weise.

Ich wünsche der Ausstellung viele Besucher und dem Katalog zahlreiche Leser, damit das Bewusstsein für die jahrhundertealte Tradition unserer deutsch-russischen Beziehungen auch weiterhin erhalten bleibt.



Lutz Stratmann

Niedersächsischer Minister für Wissenschaft und Kultur

Zum wiederholten Mal gedenkt die Universität Göttingen ihrer Geschichte im Zeichen der Aufklärung. Im Jahr 1992 war es Georg Christoph Lichtenberg, 1999 Goethe, dem unter dem Titel „Der gute Kopf leuchtet überall hervor“ eine Ausstellung gewidmet war. Dieses Motto kann paradigmatisch für die Geschichte der Universität Göttingen im 18. und frühen 19. Jahrhundert stehen, die in Europa – und darüber hinaus – eine führende Rolle im Bildungswesen innehatte. Seine Anziehungskraft verdankte Göttingen reformorientierten Wissenschaftlern aller Fakultäten, die im Sinne der Aufklärung wirkten.

Die Göttinger Gelehrtenrepublik entsandte Botschafter in alle Teile der Welt, auch in das Reich Peters des Großen. Wie bereits die vorher Genannten, fördert die Stiftung Niedersachsen auch die Ausstellung „300 Jahre St. Petersburg – Russland und die ‚Göttingische Seele‘“, und wie zuvor erweist sich die Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek als die Hüterin der Erinnerung und als der Ort, an dem die Zeugnisse der Geschichte zum Sprechen gebracht und der Öffentlichkeit präsentiert werden: die Bibliothek als Mittler zwischen Vergangenheit und Zukunft.

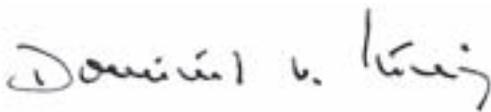
Eine überschaubare Zahl von Akademien, Universitäten und Gelehrten-gesellschaften bildeten die europaweite scientific community. Gelehrte Abhandlungen, Spezialzeitschriften und Rezensionen und ein trotz Zensur und unwägbarer Postwege nie versiegender Briefwechsel hielten den Wissenschaftsprozess in Bewegung. Dabei soll nicht vergessen werden, dass der Fortschritt der Wissenschaften damals auf persönlichen Entbehrungen und existenziellen Einsatz gegründet war – im Falle von Georg Moritz Lowitz bis hin zum Tod im Dienst der Wissenschaft. Es ist beeindruckend zu sehen, dass das wissenschaftliche Leben eines großen Reiches auf so vielfältige Weise und so intensiv durch deutsche Gelehrte mitgestaltet wurde, die mit Göttingen verbunden waren.

Heute sind solche deutlichen Vorrangstellungen kaum mehr möglich. Die deutschen Universitäten stehen verstärkt im Wettbewerb um die Ausbildung ausländischer Studenten. Finden diese in „ihrer“ Universität eine intellektuelle Heimat, so werden sie auch künftig in einem lebendigen wissenschaftlichen Austausch bleiben. Zwar kann heute jede wissenschaftliche Erkenntnis mit einem Klick ins Internet gestellt und von dort abgerufen werden – aber das ersetzt nicht den persönlichen Austausch in Forschung und Lehre. Die Verortung im transnationalen Beziehungsgeflecht ist heute mitbestimmend für den Rang einer Universität. Hier nimmt Göttingen nach wie vor eine führende Position ein.

In Göttingen wurde Wissenschaftsgeschichte geschrieben – mit weltweiter Ausstrahlung. Für die Stiftung Niedersachsen, die Landesstiftung ist und sich als europäische Regionalstiftung begreift, ist diese Ausstellung willkommener Anlass, fördernd zu helfen. Denn nach dem Humboldtschen Diktum hat nur

der eine Zukunft, der seine Vergangenheit kennt. Dies gilt auch für Universitäten, und umso mehr in Zeiten, in denen sich politische Strukturen und überkommene kulturelle Gewissheiten rasch ändern.

Die Stiftung Niedersachsen dankt der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek und ihrem stets engagierten Direktor, Prof. Dr. Mittler, für die Initiative zu dieser Ausstellung. Die Gelehrtenrepublik des 18. Jahrhunderts vermag als positives Modell für den Prozess der europäischen Einigung und die Integration unserer östlichen Nachbarn in dieses neue „Alte Europa“ zu dienen. Das neuzeitliche Europa nutzte die einigende Kraft von Wissenschaft und Bildung; die Erinnerung an eine Zeit intensiver und weit gespannter Zusammenarbeit kann auch heute für Deutschland und Russland zukunftsweisend sein.

A handwritten signature in black ink, reading "Dominik v. König". The signature is written in a cursive, slightly slanted style.

Dr. Dominik Freiherr von König

Generalsekretär der Stiftung Niedersachsen

Im „Deutsch-russischen Kulturjahr 2003/2004“ wird nicht nur das 300jährige Bestehen der Metropole St. Petersburg gewürdigt. Vielmehr tritt die Jahrhunderte alte enge Beziehung zwischen Deutschland und Russland hervor, die auch in der engen und traditionsreichen Verbindung zwischen Göttingen und St. Petersburg dokumentiert wird.

Die Ausstellung, deren Katalog Sie in den Händen halten, spiegelt ein Verhältnis, das über die Jahrhunderte durchaus wechselhaft, aber fast immer auch intensiv war.

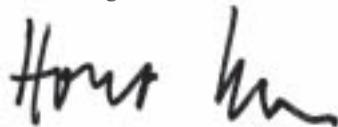
Die Beziehungen wurden, wie es von Göttinger Seite nahe liegt, durch die Universität bestimmt. Früh wandten sich Göttinger Gelehrte und „Spezialisten“ wie der Göttinger Geograph und Theologe Anton Friedrich Büsching oder der berühmte Naturforscher Peter Simon Pallas nach Russland, wo sie nicht nur mit ihren wissenschaftlichen Werken auf große Resonanz stießen, sondern auch konkrete Aufbauarbeit z.B. bei der Reform von Schulen oder der Erschließung des Russischen Reiches leisteten. Berühmte Forscher wie Albrecht von Haller, August Ludwig von Schlözer und Carl Friedrich Gauss standen im regen Austausch mit ihren Kollegen in St. Petersburg und Russland. Die in ganz Europa berühmte Göttinger Reformuniversität war zudem, wie die Ausstellung zeigt, Vorbild für die russischen Bildungseinrichtungen des frühen 19. Jahrhunderts.

Bald nahm auch der Kontakt von der anderen Seite zu: Russische Studenten ergriffen in Göttingen die Chance des wissenschaftlichen ‚Kulturaustauschs‘ und wurden durch die liberale Atmosphäre der Zeit zu kritischen Reflexionen über die Situation in ihrem Heimatland angeregt – die Gruppe der „Göttinger Russen“, die ihrer deutschen Universität vielfach ein Leben lang verbunden blieben, stand im Zeichen liberalen Gedankengutes, das ihnen zurück in Russland bei den staatlichen Autoritäten freilich selten Freunde schaffte.

Neben dem wissenschaftlichen Austausch sorgte auch Kunst aus Göttingen in Russland für Aufsehen – die russische Übersetzung der ‚Lenore‘ des Göttinger Hainbünddichters Gottfried August Bürger gilt als erste russische Kunstballade und beeinflusste die russische Balladendichtung nachhaltig.

Als Präsident der Georgia Augusta freue ich mich, dass auch gegenwärtig die deutsch-russischen Wissenschaftsbeziehungen an unserer Universität intensiv gepflegt werden und auch wieder viele russische Studierende den Weg nach Göttingen finden. Die Ausstellung ist damit nicht nur das Dokument einer gemeinsamen traditionsreichen Vergangenheit, sondern auch ein Zeichen der Lebendigkeit der gegenwärtigen Beziehungen.

Prof. Dr. Horst Kern
Präsident der Georg-August-Universität



Der Fall des Eisernen Vorhangs hat auch den Blick auf die gemeinsame europäische Vergangenheit von vielen ideologischen Schranken befreit. Das ermöglicht es, vorurteilsfrei und mit zukunftsgerichtetem Engagement historische Zusammenhänge wieder zu entdecken, die in den vergangenen Jahrzehnten kaum noch beachtet wurden. Die engen wissenschaftlichen und kulturellen Beziehungen zwischen Russland und Deutschland, nicht zuletzt mit dem im 18. und 19. Jahrhundert lange Zeit führenden Wissenschaftsstandort Göttingen, gehören dazu. Mit der Ausstellung *300 Jahre St. Petersburg - Russland und die „Göttingische Seele“* wird diese Vergangenheit wieder lebendig. Es freut mich ganz besonders, dass Bundespräsident Johannes Rau und der Präsident der Russischen Föderation, Wladimir Putin, im Rahmen von *Kulturen im Dialog – Deutsch-Russische Kulturbegegnungen 2003/2004* hierfür die Schirmherrschaft übernommen haben.

Die Ausstellung wurde von Frau Helga E. Lühmann-Frester angeregt, die sich auch aktiv am Katalog beteiligte. Grundlegend sind die Arbeiten am Göttinger Seminar für Slavische Philologie. Prof. Dr. Reinhard Lauer hat dort durch jahrelange intensive Forschungsarbeiten auch die bibliographische und wissenschaftliche Erschließung der reichen Göttinger Slavicabestände besonders gefördert. In seiner Schülerin Dr. Silke Glitsch wurde eine aktive und umsichtige Koordinatorin für die Ausstellung und den vorliegenden Katalog gefunden. Das Team von Beiträgern aus ganz Deutschland und aus der Schweiz, die sich in idealistischer Weise für die Bearbeitung der vielen Spezialthemen engagiert haben, wurde von ihr in beeindruckender Weise koordiniert. Der Einsatz von Dr. Glitsch wurde durch die Stiftung Niedersachsen ermöglicht, deren Generalsekretär Dr. Dominik Freiherr von König ich besonders für diese Unterstützung danken möchte. Diese Förderung legte die entscheidende Voraussetzung für das Zustandekommen der Ausstellung und des Kataloges.

Die Ausstellung ist eine Hommage an die Stadt St. Petersburg zu ihrem 300. Gründungsjahr. Die schon in den letzten Jahren guten Beziehungen der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek zu wissenschaftlichen Einrichtungen dieser Stadt, insbesondere zur Russischen Nationalbibliothek mit ihrem Direktor Dr. Wladimir Saizew, konnten bei der Vorbereitung der Ausstellung in erfreulicher Weise erweitert und vertieft werden. Insbesondere möchte ich Prof. Dr. Irina Tunkina, der Leiterin der St. Petersburger Filiale des Archivs der Russischen Akademie der Wissenschaften, für die vielfältige Unterstützung und Vermittlungsaktivitäten danken. Die finanzielle Unterstützung der Firma Sartorius hat es möglich gemacht, Ausstellungstücke aus St. Petersburg nach Göttingen zu bringen und russische Gäste bei ihrer Eröffnung bei uns zu haben. Herrn Georg Pytlik darf ich für sein Engagement besonders danken.

Weitere Leihgaben aus Deutschland und der Schweiz ergänzen die Exponatliste. Mein Dank gilt allen Leihgebern, nicht zuletzt auch den Göttinger Kollegen, die ihre Materialien bereitwillig zur Verfügung gestellt haben.

Bei dieser Gelegenheit sollte man auch den Hauptförderer der Göttinger Bestände, Georg Thomas von Asch, in Dankbarkeit nennen. Er hat ihren internationalen Rang wesentlich begründet, der sich z.B. bei der Teilnahme unserer Bibliothek am kooperativen Digitalisierungsprojekt „Meeting of Frontiers“ der Library of Congress (an der auch die Russische Nationalbibliothek beteiligt ist) wieder bewiesen hat. Der Göttinger Beitrag hat nach Einschätzung unserer Kollegen von der LoC nicht nur quantitativ einen Spitzenplatz auf der gemeinsamen Website (<http://international.loc.gov/intldl/mtfhtml/mfhome.html>).

Der umfassende Katalog hält die Erträge der Ausstellung auf Dauer fest. Dank der intensiven Arbeiten seiner Beiträger wird er ein Markstein für die Erforschung der Geschichte der Wissenschaftsbeziehungen zwischen Russland und Deutschland sein. Die technische Vorbereitung des medienneutral (im Internet und als Druck) publizierten Bandes lag in den Händen von Herrn Michael Kakuschke. Finanziell wurde er von der Sparkasse Göttingen (ich danke besonders den Herren Dr. Scharner und Just) unterstützt, die auch die Werbung für die Ausstellung möglich machte. Der Katalog wird ergänzt durch eine CD-ROM. Mit finanzieller Unterstützung des Landschaftsverbandes Südniedersachsen (mein besonderer Dank geht an Herrn Martin) wurde sie von Herrn Tobias Möller in bekannter Qualität erarbeitet. Im Rahmen der Ausstellung wird durch das Anbringen einer Gedenktafel zu Ehren Julia Lermontovas der ersten Frau besonders gedacht werden, die – in Göttingen – in einem regulären Verfahren promoviert wurde.

Das russische Filmprogramm des Lumière und besonders das umfangreiche Vortragsprogramm in der Paulinerkirche werden sicherlich dafür sorgen, dass Russland und St. Petersburg für einige Monate in das Blickfeld vieler Interessierter aus Göttingen und weit über Göttingen hinaus treten werden.



Prof. Dr. Dr. h.c. Elmar Mittler

Direktor der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen

Russland und die „Göttingische Seele“

Silke Glitsch, Reinhard Lauer

Kein Geringerer als Alexander Puschkin (Aleksandr Puškin)¹, der größte russische Dichter, hat den Begriff „Göttingische Seele“ geprägt. In seinem Versroman „Eugen Onegin“ („Evgenij Onegin“) tritt dem Titelhelden der junge Wladimir Lenski (Vladimir Lenskij) gegenüber, erst als Freund, dann als Antipode. Er hat im „nebeligen Deutschland“, offenbar in Göttingen, studiert, verehrt Kant, ist von Freiheitsliebe durchdrungen und träumt davon, die ganze Welt zu beglücken. Lenski, dieser Schwarmgeist und empfindsame Dichter, ist, nach den Worten Puschkins, „mit einer wahrhaft Göttingischen Seele“ („s dušuju prjamo gettingenskoj“) ausgestattet. Puschkin hat damit eine Formel gefunden, die die Fülle fruchtbarer Wechselbeziehungen zwischen Russland und Göttingen im 18. und beginnenden 19. Jahrhundert auf den Begriff bringt. Ohne jemals in Göttingen gewelt zu haben, synthetisierte Puschkin in dieser Formel Erfahrungen und Vorstellungen, die er durch Freunde und Lehrer gewonnen hatte, welche in der Zeit zwischen 1802 und 1812 in Göttingen studiert hatten.

Die Ausstellung „300 Jahre St. Petersburg – Russland und die ‚Göttingische Seele‘“ geht über diese Phase lebendigster göttingisch-russischer Beziehungen weit hinaus. Sie dokumentiert aus Anlass der 300. Wiederkehr der Gründung St. Petersburgs sinnfällige Ereignisse und Werke samt ihren Trägern und Urhebern im 18. und 19. Jahrhundert. Das Erstehen St. Petersburgs aus dem karelischen Sumpf, der an ein neues Weltwunder gemahnende rasche Aufbau der Newa-Metropole und die Gründung der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften 1725 geschahen aus dem gleichen Ansporn heraus, aus dem auch in Göttingen die Georgia Augusta 1734 und die Königliche Gesellschaft der Wissenschaften 1751 geschaffen worden waren: aus dem Geiste der Aufklärung. Diese ideengeschichtlichen Parallelen und die Zeitgleichheit, in der sie sich abspielten, schufen im 18. und beginnenden 19. Jahrhundert eine besondere

1 Die Wiedergabe russischer (d.h. in kyrillischer Schrift geschriebener) Namen im Deutschen (d.h. in lateinischer Schrift) ist prinzipiell auf verschiedene Weise möglich. In nichtwissenschaftlichen Kontexten ist die Dudentransliteration üblich, die den Vorteil hat, allgemein verständlich zu sein, während die wissenschaftliche Transliteration die Kenntnis diakritischer Zeichen voraussetzt, dafür aber eine genaue Entsprechung von kyrillischen und lateinischen Buchstaben gewährleistet. Der Katalog, der sich an ein breites Publikum richtet, verwendet daher bei Personennamen die Dudentransliteration, gibt aber ergänzend bei der jeweils ersten Namensnennung auch die wissenschaftliche Transliteration an.

gegenseitige Wahrnehmung, die sehr bald in zahlreichen konkreten Beziehungen ihren Ausdruck fand.

Es sind dies Kontakte, die im Rahmen des Aufblühens der deutsch-russischen Wissenschaftsbeziehungen rasch an Vielfalt und Intensität gewannen. Am Beginn der göttingischen Tradition des wissenschaftlichen Austausches mit Russland steht Albrecht von Haller, der – wie viele Göttinger Gelehrte nach ihm – eine umfangreiche Korrespondenz mit in Russland wirkenden Wissenschaftlern pflegte und in den „Göttingischen Gelehrten Anzeigen“ Werke russischer Wissenschaftler anzeigte und rezensierte. Während Haller selbst nie russischen Boden betrat, konnte schon wenige Jahre später eine Reihe bedeutender Göttinger Gelehrter nach Russland gewonnen werden. Umgekehrt wurde die Leinestadt in zunehmendem Maße das Ziel russischer Studenten, die entweder zum Kavaliersstudium kamen oder, öfter noch, mit einem festen Studienauftrag an die Georgia Augusta „abgeordnet“ wurden. Diese russischen Studenten, „Göttinger Russen“ („russkie gettingency“) genannt, wieder trugen das in Göttingen erworbene Wissen nach Russland zurück und verbreiteten es in Schriften und Diskursen. Sie alle, Göttinger Gelehrte wie russische Studenten, trugen wechselseitig zu der Entwicklung des russischen Bildungs- und Wissenschaftslebens bei: so Anton Friedrich Büsching, der als Leiter der St. Petersburger Petrischule die vormals unbedeutende Lehranstalt zu einer wichtigen Bildungsinstitution erhob, oder Johann Beckmann, der, einst ebenfalls an der Petrischule tätig, nach seiner Rückkehr in Göttingen seinen russischen Studenten das Lehrgebäude der „Technologie“ vermittelte, welches diese in Russland verbreiteten. Nicht zuletzt waren ehemalige Göttinger Studenten wie Peter Simon Pallas oder Göttinger Professoren wie Georg Moritz Lowitz als Leiter und Teilnehmer der Forschungs Expeditionen der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften direkt an der wissenschaftlichen Erschließung des Russischen Reiches, einem der vordringlichsten zeitgenössischen Aufgabengebiete, beteiligt.

Breiten Raum widmet die Ausstellung zwei Persönlichkeiten, deren Bedeutung für die göttingisch-russischen Wechselseitigkeiten kaum überschätzt werden kann: dem ehemaligen Göttinger Studenten Baron Georg Thomas von Asch und dem Göttinger Gelehrten August Ludwig (von) Schläzer. Asch, unter Haller promoviert, pflegte nach seiner Rückkehr nach Russland als einzigartiger Gönner seiner einstmaligen Alma Mater über ein halbes Jahrhundert lang die Verbindung zu Göttingen und übersandte der Georgia Augusta eine Vielzahl von Handschriften, Büchern und Landkarten sowie Münzen, Kunstgegenstände und ethnographische Fundstücke als Geschenk. Die so in Göttingen entstandene „Bibliotheca Aschiana“ begründete das Renommee ihrer Bibliothek als einer einzigartigen Sammlung der slawischen Literatur des 18. Jahr-

hunderts; die auf die Göttinger Universitätsinstitute verteilte „Sammlung Asch“ gilt noch heute als wahres „Museum der russischen Wissenschaftsgeschichte des 18. Jahrhunderts“ (Buchholz). Schlözer, zunächst als Adjunkt, später als Professor an der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften tätig, verfasste in Russland und nach seiner Rückkehr nach Göttingen eine Reihe grundlegender Werke zur russischen Geschichte und Sprache. Er war die überragende zeitgenössische Autorität in russischen Angelegenheiten und trug maßgeblich dazu bei, dass die Georgia Augusta sich zu dem wohl bedeutendsten Zentrum der Russlandkunde des alten Reichs entwickelte. Seinem Einfluss konnten sich auch seine Nachkommen nicht entziehen, die auf verschiedene Weise die Verbindung zu Russland aufrechterhielten.

Vor diesem Hintergrund überrascht es kaum, dass der Kurator der Moskauer Universität sich mit der Bitte um die Empfehlung von Wissenschaftlern für die neugegründeten russischen Universitäten gerade an einen Göttinger Gelehrten wandte. Über die Vermittlung von Christoph Meiners, dessen Werk „Über die Verfassung und Verwaltung deutscher Universitäten“ die Statuten der russischen universitären Neugründungen prägte, gingen weitere Göttinger Gelehrte nach Russland, so Johann Gottlieb Buhle, der die Moskauer Universitätsbibliothek nach bewährtem göttingischem Vorbild reorganisierte.

Schließlich war es neben anderen auch der Name Schlözers, der eine Vielzahl russischer Studenten nach Göttingen zog: die Brüder Alexander und Nikolai Turgenew (Aleksandr und Nikolaj Turgenew), Andrei Kaissarow (Andrej Kajsarov) und Wilhelm von Freygang (Vasilij Frejgang) – darunter enge Freunde Puschkins. Vor allem Naturrechtslehre und Steuertheorie, aber auch historische Quellenkritik und ästhetische Theorien erhielten so aus Göttingen entscheidende Impulse. Der russische Diskurs über Leibeigenschaft und Bauernbefreiung wurde weitgehend aus den göttingischen Geschichts-, Rechts- und Wirtschaftswissenschaften gespeist. Das Naturrecht wurde in Russland zuerst von Alexander Kunizyn (Aleksandr Kunicyn), die Philosophie des deutschen Idealismus von Alexander Galitsch (Aleksandr Galič) dargestellt – beide Göttinger Studenten, beide Lehrer Puschkins. Und schon Jahre bevor Puschkin seine aus ihren Erfahrungen und Vorstellungen gewonnene Formel von der „Göttingischen Seele“ prägte, wurde eine erste göttingisch-russische literarische Verbindung geknüpft, über den Göttinger Hainbunddichter Gottfried August Bürger nämlich, dessen „Lenore“ in ihren ersten russischen Übersetzungen buchstäblich Epoche machte und die russische Kunstballade überhaupt erst begründete.

Im späteren 19. Jahrhundert gewannen Mathematik und Naturwissenschaften zunehmende Bedeutung für die göttingisch-russischen Beziehungen. Beredte Zeugnisse dafür sind die russischen Beziehungen von Carl Friedrich Gauß oder Friedrich Wöhler, das Werk von Friedrich Konrad Beilstein (Fedor Bejl'stejn)

oder die Promotionen bedeutender russischer Wissenschaftlerinnen wie Sofja Kowalewskaja (Sof'ja Kovalevskaja) und Julia Lermontowa (Julija Lermontova) an der Georgia Augusta, die einen wichtigen Schritt auf dem Wege zum Frauenstudium markieren.

Es ist an der Zeit, sich der fruchtbaren wechselseitigen Anregungen und Rezeptionen unvoreingenommen zu versichern. Der offene Austausch geistiger Güter und die wechselseitigen Aufenthalte bedeutender Persönlichkeiten in Göttingen oder in Russland hat den Nachkommen eine überreiche Ausbeute und Tradition hinterlassen, die es ins Bewusstsein zu rufen gilt. Es ist dies eine Tradition, die mit dem Ausbruch des Ersten und des Zweiten Weltkrieges aus politischen Gründen ein vorläufiges Ende fand und an die erst nach dem Zusammenbruch der nationalsozialistischen Diktatur wieder angeknüpft werden konnte. So verdienen es auch die ebenfalls in der Ausstellung dokumentierten heutigen Wissenschaftsbeziehungen zwischen Göttingen und der Russischen Föderation, in gutnachbarlichem Vertrauen ausgebaut und gefördert zu werden.

Die Ausstellung bietet eine Fülle verschiedenartiger Exponate, darunter viele Unikate oder sehr seltene Objekte, welche diese Beziehungen in all ihrer Vielfalt dokumentieren. Rara-Drucke, wertvolle Handschriften und prächtige Urkunden sind hier ebenso zu nennen wie historische Landkarten, Stadtpläne und Stadtansichten, Gemälde, Kupferstiche, Zeichnungen und Photographien, Tier- und Pflanzenpräparate, Fossilien und Mineralien, ethnographische Gegenstände, Medaillen, Orden, wissenschaftliche Instrumente und vieles andere mehr. Der Großteil der gezeigten Stücke entstammt der Göttinger „Sammlung Asch“, den Schätzen der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek und anderer Göttinger Institutionen. Aber auch weitere bedeutende Museen, Archive, Bibliotheken und Privatpersonen aus dem In- und Ausland, vorrangig aus der Russischen Föderation, haben eine Reihe von Stücken zur Verfügung gestellt, welche die Ausstellung in erheblichem Maße bereichern.

Die Deutschen, die sich seit langem mit Bewunderung und Schauern an der „russischen Seele“ berauscht haben, revanchieren sich gleichsam mit dieser Ausstellung, indem sie auf die „Göttingische Seele“ und ihre Ausstrahlung in Russland hinweisen. Dabei ist Puschkin ihr wichtigster Zeuge.

300 Jahre St. Petersburg

Peter Hoffmann

Nur wenige Millionenstädte können ihren Anfang so genau datieren wie die Stadt an der Mündung der Newa in den Finnischen Meerbusen, die – vor 300 Jahren entstanden – heute wieder den Namen aus der Zeit ihrer Gründung trägt: St. Petersburg. Von 1914 bis 1924 hieß diese Stadt Petrograd und von 1924 bis 1992 Leningrad. Schon mit ihrer Gründung stand die Stadt St. Petersburg nach dem Willen ihres Gründers in Opposition zum alten Zentrum Moskau, ein Dualismus, der sich bis in die Gegenwart in unterschiedlicher Weise erhalten hat.

Historischer Überblick

Der von Peter dem Großen begonnene Große Nordische Krieg (1700-1721) gegen Schweden hatte mit einer schweren Niederlage der russischen Seite bei Narwa begonnen. Da aber der schwedische König Karl XII. seinen Sieg nicht ausnutzte, sondern sich gegen seinen anderen Gegner wandte, gegen August den Starken, den Kurfürsten von Sachsen und König von Polen, konnte Peter der Große neue Kräfte sammeln und im Sommer 1702 erneut mit aktiven Militärationen beginnen. Zu jener Zeit war die östliche Ostsee ein schwedisches Binnenmeer; sowohl Lettland, damals Livland genannt, und Estland als auch Finnland und das Gebiet um die Newa-Mündung, das damalige Ingermanland, waren schwedischer Besitz, der Russland von dem Zugang zur Ostsee abschnitt. Und diesen Zugang wollte Peter der Große erobern.

Nach schweren Kämpfen im Herbst des Jahres 1702 erreichten russische Truppen im Mai 1703 endlich die Newa-Mündung. Peter der Große selbst inspizierte das gerade eroberte Territorium, das es gegen Angriffe sowohl der schwedischen Flotte von der Seeseite her als auch schwedischer Landtruppen von Finnland oder von Livland aus zu sichern galt. Am 27. Mai 1703 (nach dem damals in Russland geltenden Julianischen Kalender am 16. Mai) begann er mit dem Aufbau von Erdbastionen auf einer kleinen Insel mitten im Delta der Newa. Bei diesen Arbeiten legte Peter der Große selbst mit Hand an. Seine Gründung nannte er zu Ehren der Heiligen, denen dieser Tag gewidmet war, Peter-Pauls-Festung. Schon bald entstand auf den Ufern gegenüber der Festung auf beiden Seiten der Newa eine Siedlung, die rasch zu einer Stadt wurde, anfangs nach holländischer Art Sankt Pieterburch genannt. Bald sollte sich aber die deutsche Form St. Petersburg durchsetzen. Damit ist diese Stadt nur wenige Jahrzehnte jünger als die Göttinger Universität.

Aus der Sicht jener Tage zeugte die Wahl des Platzes für den Festungsbau durchaus vom strategischen Blick des Zaren. An dieser Stelle, an der sich die Newa in die Große Newa und in die Kleine Newa gabelt, konnte durch dort aufgestellte Geschütze ein weiteres Vordringen von Kriegsschiffen in die Newa verhindert werden; zugleich waren die hier stationierten Truppen sowohl gegen Finnland als auch gegen Estland einzusetzen. Schon bald lag diese Festung mitten in der Stadt und verlor damit ihre militärische Funktion. Als Staatsgefängnis spielte sie in der russischen Geschichte bis zum 20. Jahrhundert eine unrühmliche Rolle.

Das Newa-Delta bildet eine sumpfige Niederung. Die Newa selbst ist ein mehrere hundert Meter breiter, rasch fließender Strom; an der breitesten Stelle in der Nähe der Peter-Pauls-Festung erreicht sie eine Breite von 1,2 km. Aber auch im Sumpfbereich können auf den festen Stellen Menschen leben. Im Mündungsgebiet der Newa gab es zu jener Zeit in dem Gebiet, das heute als Stadtzentrum anzusehen ist, 16 kleine Dörfer und Einzelgehöfte. Das Gebiet war also nicht, wie in der Literatur immer wieder zu lesen ist, unbewohnbar und menschenfeindlich. Auf einem anderen Blatt steht, dass die sich hier rasch entwickelnde Großstadt auf Grund der klimatischen Verhältnisse und der Bonität des zur Verfügung stehenden Bodens nicht aus dem Umland zu versorgen war, so dass alle Lebensmittel aus dem Binnenland herangeschafft werden mussten.

In der russischen Geschichte des 17. und 18. Jahrhunderts war die Errichtung einer Stadt „auf der grünen Wiese“ nichts Besonderes. Mit der Ausweitung des russischen Staatsterritoriums nach Osten und Süden wurde in den neuerworbenen Gebieten die Errichtung von Verwaltungszentren, an den Grenzen der Bau von Verteidigungsanlagen notwendig. In beiden Fällen konnten solche Gründungen zum Ausgangspunkt neuer Städte werden. So sind in der Zeit von 1690 bis 1710 unter anderen die Städte Taganrog, Omsk und Semipalatinsk entstanden. Eine andere Möglichkeit der Entstehung neuer Städte war mit dem Aufbau größerer Betriebe vor allem des Eisenhüttenwesens oder mit dem Erschließen von Bergwerken verbunden. Bei diesen Werken waren Siedlungen für die Arbeiter notwendig, die sich zu Städten entwickeln konnten. Auf diese Weise sind beispielsweise 1703 Petrosawodsk am Onegasee und 1723 Jekaterinburg (in der Sowjetzeit: Swerdlowsk) im südlichen Uralgebiet entstanden. Die Entwicklung St. Petersburgs unterschied sich jedoch grundlegend von der Geschichte aller dieser anderen neugegründeten Städte.

Für Peter den Großen bedeuteten die Gründung und der Ausbau der neuen Stadt an der Newa-Mündung in einem Gebiet, das einst zum altrussischen Staat gehört hatte – 1240 hatte hier Alexander Newski (Aleksandr Nevskij) seinen Sieg über das schwedische Ritterheer errungen – eine bewusste Abkehr von den Traditionen der alten Hauptstadt Moskau. Mit seiner Stadtgründung



Abb. 1 (zu Katalog [A 30])

Prospekt v niz po Nevě řekě meždu zimnim Eja Imperatorskago Veličestva domom i Akademiejju nauk = Vue des bords de la Neva en descendant la riviere entre le Palais d'hyver de Sa Majesté Impériale & les batimens de l'Academie des Sciences. [Ansicht newaabwärts zwischen dem Winterpalast Ihrer Kaiserlichen Majestät und der Akademie der Wissenschaften]. [St. Petersburg 1753].

Der obige Ausschnitt zeigt die an der Großen Newa liegenden Gebäude der Akademie der Wissenschaften und der Kunstammer Peters des Großen.

wollte Peter der Große ein „Fenster nach Europa“ öffnen; er wollte Russland nach dem Vorbild umgestalten, das er auf seinen Reisen durch Deutschland, Holland, Frankreich und England kennen gelernt hatte. Und schon das Erscheinungsbild der neuen Stadt sollte dieses Bestreben versinnbildlichen. Sein Ziel war es, eine wohlgestaltete Stadt mit breiten Straßen und Wasserwegen (die Newa mit ihren Seitenarmen und Zuflüssen sowie Kanälen) als Hauptverkehrsadern zu schaffen. Die Bauten vor allem im Zentrum sollten die Bedeutung der Stadt unterstreichen. Der damit gegebene Hang zur Repräsentation bestimmt bis heute das Stadtbild. Und dementsprechend zeigt das erste Symbol der neuen Stadt gekreuzt Schlüssel (als Symbol des Apostels Petrus) und Schwert (als Symbol des Apostels Paulus), denn nach eigener Ansicht hatte Peter der Große mit dem Schwert den Schlüssel zur Ostsee erobert. Erst später wurden zwei gekreuzte Anker (ein Hochseeanker und ein Flussanker) zum Wappen der Stadt.

Peter der Große suchte mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln den Ausbau seines „Paradieses“, wie er seine Stadt in Briefen häufig nannte, voranzutreiben. Anfangs wurden zum Aufbau der neuen Stadt Jahr für Jahr viele Tausende Bauern und Stadtbewohner aus dem ganzen Lande, sogar aus Sibirien, zwangsweise zur Arbeit nach St. Petersburg verbracht. Dort mussten sie zwei, später drei Monate arbeiten. Einzusetzen waren diese Arbeitskräfte nur für wenig qualifizierte Arbeiten – für Erd- und Transportarbeiten, für das Einrammen von Pfählen usw. Auch Soldaten wurden zu diesen Arbeiten mit herangezogen. Vor allem in den ersten Jahren, als die Unterbringung und Versorgung noch nicht gesichert waren, kamen bei diesen Arbeiten viele Menschen um; die Zahl der Opfer lässt sich auch nicht annähernd schätzen. Ausländische Berichtserstatter nennen offensichtlich stark übertriebene Zahlen, da ist von 100 000 und sogar von 200 000 Toten die Rede. Aus dem Jahr 1716 hat sich ein Bericht über ein Arbeitskommando erhalten: Von den 3 632 eingesetzten Arbeitern waren 738 geflohen und 27 verstorben.

Wer sich in St. Petersburg ansiedelte, konnte mit unterschiedlichen Privilegien rechnen; Leibeigene erhielten ihre Befreiung aus der Leibeigenschaft. Zugleich gab Peter der Große an Adelsfamilien, aber auch an Kaufleute und Handwerker, die Weisung, sich in St. Petersburg Häuser nach einem vorgegebenen Plan – abhängig vom Vermögen – zu errichten. Nach russischer Tradition stand das Wohnhaus auch in den Städten in der Mitte des von einem Zaun umgebenen Hofes. Peter der Große befahl für seine neue Stadt, die Häuser an der Straßenfront „in Linie“ mit der Schauffassade, nicht der Giebelseite, zur Straße zu errichten. Und in verschiedenen Stadtteilen St. Petersburgs hat sich diese Bezeichnung „Linie“ („linija“) als Straßename bis heute erhalten. Den von der Weisung des Zaren Betroffenen wurde freigestellt, auch grö-

ßere Bauten zu errichten, aber das widersprach doch allzu sehr den gegebenen Traditionen. Dazu gehörte auch, dass zu jener Zeit die Soldaten der rasch erweiterten regulären Truppeneinheiten in den Wohnhäusern einquartiert waren. Davon waren selbst die Häuser des Adels nicht ausgenommen. Die Zahl der einzuquartierenden Soldaten richtete sich dabei nach dem im Haus verfügbaren Raum. In Russland gab es zu jener Zeit die sprichwörtliche Redensart: „Der Dummkopf baut ein Haus, man nimmt es für Soldaten.“ Und unter diesen Verhältnissen forderte Peter der Große von seinen Untertanen die Errichtung repräsentativer Bauten! Das musste auf Unverständnis und passiven Widerstand stoßen. Aber Peter der Große setzte sich durch – und als in den 30er Jahren des 18. Jahrhunderts die Soldaten in Kasernen untergebracht wurden, also die lästige Einquartierung beendet wurde, waren auch die Gründe für die bisherige Unzufriedenheit ausgeräumt. Die Stadt konnte sich jetzt – ohne die bisherigen Zwangsmaßnahmen – rasch entwickeln. Davon zeugen Schätzungen über die Einwohnerzahlen – für 1710 werden 8 000 Einwohner angenommen, 1725 waren es rund 40 000; für das Ende des 18. Jahrhunderts rechnet man mit etwa 220 000 Einwohnern; am Ende des 19. Jahrhunderts gab es rund 1,2 Millionen Stadtbewohner. 1939 hatte die Stadt 3,1 Millionen Bewohner. Als Ergebnis der Blockade der Stadt im Zweiten Weltkrieg ging die Einwohnerzahl drastisch zurück; erst in den 60er-Jahren des 20. Jahrhunderts wurden wieder die Vorkriegszahlen erreicht. Heute nähert sich die Einwohnerzahl der Fünf-millionen-Grenze.

Während des gesamten 18. Jahrhunderts herrschte in St. Petersburg ein starker Frauenmangel. Für 1789 sind folgende Angaben überliefert: In der Stadt lebten 92 000 Männer und nur 46 000 Frauen; in diesem Jahr taten 41 000 Soldaten Dienst in der Stadt, von denen 15 000 verheiratet waren. Als Angestellte der verschiedenen Dienststellen sowie als selbständige Kaufleute lebten rund 8 000 Männer, aber nur 4 000 Frauen und Kinder in St. Petersburg. Am Kaiserhof sowie in den Familien der Aristokratie waren 2 700 Männer und 1 300 Frauen beschäftigt. Aufgrund der ungünstigen demographischen Zusammensetzung der Bevölkerung war St. Petersburg auf ständige Zuwanderung von außen angewiesen. Und eine weitere Nebenwirkung dieser demographischen Disproportion war das Aufblühen der Prostitution in der Stadt, die durch ihren Charakter als Hafenstadt noch zusätzlichen Auftrieb erhielt. Erst im Laufe des 19. Jahrhunderts sollte sich in der Stadt eine normale, organische Bevölkerungsstruktur entwickeln.

Das Stadtzentrum liegt nur wenig über dem Meeresspiegel. Damit ergab sich für die Stadt eine anfangs vom Zaren nicht erkannte Gefährdung. Bei ungünstiger Wetterlage – mehrtägigen Stürmen aus westlicher Richtung – schaukeln sich die Wassermassen der Ostsee auf, es kommt zu so genannten

langen Wellen, die kurzzeitig in der Newa-Mündung ein Hochwasser erzeugen können, das im Extremfall die Dreimeter-Marke weit übertreffen kann. Es erwies sich also als notwendig, zum Schutz gegen die „üblichen“ Hochwasser das Geländeniveau in Flussnähe zu erhöhen: Damit wurde schon in der Petrinischen Zeit begonnen. In der Stadt wurden Gräben und Kanäle zur Ableitung des Wassers gegraben, der Aushub diente zur Erhöhung der angrenzenden Flächen. 1714 gab Peter der Große die Weisung, dass jedes nach St. Petersburg kommende Fuhrwerk eine bestimmte Anzahl Steine mit einem gewissen Gewicht mitzubringen habe; auch Schiffe, die aus dem Binnenland kamen, mussten neben ihrer normalen Ladung größere Steine mitbringen. Und Handelsschiffe, die aus England und Holland kamen, brachten häufig als Ballast Erde mit, die zur Aufschüttung in verschiedenen Gebieten der Stadt genutzt wurde. Die heutige Innenstadt von St. Petersburg liegt etwa 2 bis 5 Meter über dem ursprünglichen Niveau. Zu erkennen ist das an älteren Gebäuden, etwa an der Kunstkammer, aber auch noch am in der Mitte des 18. Jahrhunderts erbauten Winterpalast: Die Sockel der Säulen und Pilaster liegen weit unter dem heutigen Straßenniveau.

Das Ergebnis der ständigen Bemühungen des Zaren um seine Stadt konnte sich sehen lassen: Schon im zweiten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts waren Anlagen entstanden, die durch ihre Weiträumigkeit und durch ihre Pracht, aber auch durch den Gegensatz zur Moskauer Architektur die Bewunderung der Besucher hervorriefen. Und im zweiten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts wurde St. Petersburg Schritt für Schritt zur neuen Hauptstadt. Offiziell hat es ein entsprechendes Gesetz nie gegeben. Wenn Peter der Große in der Stadt war, mussten die Leiter der zentralen Behörden und auch die ausländischen Diplomaten dorthin kommen, wenn sie mit dem Zaren sprechen wollten. Seit 1711 siedelte die Zarenfamilie nach St. Petersburg um; 1713 folgte der 1711 gegründete Senat als oberste Reichsbehörde; seit 1712 war in den Kirchen Russlands neben der Nennung der alten Hauptstadt auch St. Petersburg in das allgemeine Gebet für Zar und Russland mit einzubeziehen. Die seit 1718 gegründeten Kollegien als neue zentrale Reichsbehörden hatten ihren Sitz in St. Petersburg, aber jeweils ein eigenes Kontor in Moskau. Da sämtliche Krönungsfeierlichkeiten nach wie vor in Moskau stattfanden, behielt diese Stadt den Charakter einer zweiten Hauptstadt. Die damit gegebene Rivalität dieser beiden Städte ist bis heute spürbar geblieben.

Anzumerken ist in diesem Zusammenhang, dass es durchaus als ein Wagnis zu betrachten ist, wenn Peter der Große noch während des Krieges mit Schweden seine Hauptstadt in das gerade erst eroberte Gebiet verlegte, aber nach der vernichtenden Niederlage des schwedischen Heeres bei Poltawa im Jahre 1709 war dieses Risiko doch kalkulierbar geworden. Die Verlegung der

Hauptstadt ist noch unter einem weiteren allgemeinen Aspekt beachtenswert: Während von Moskau aus – außenpolitisch gesehen – die verschiedenen Himmelsrichtungen gleichwertig betrachtet werden konnten, war von St. Petersburg aus immer der Blick nach Westen von besonderer Bedeutung, war die Sicherung der Hauptstadt vorrangig.

Ein eigenes gerade für die Frühgeschichte der Stadt bedeutsames Thema ist die Rolle des Hafens, denn Peter der Große maß der Verbindung zum Meer besondere Bedeutung bei. Aber in der stadthistorischen Literatur und im Bewusstsein der Bewohner dominieren Zarenhof und Regierung; die über das gesamte Stadtgebiet verstreuten Hafenanlagen werden, im Gegensatz zu den Werften, die schon im 18. Jahrhundert Tausende von Arbeitern beschäftigten, nur marginal registriert. So gibt es in St. Petersburg bis heute keine Hafenumrundung, sondern eine Fahrt durch Flüsse und Kanäle, bei der die Hafenanlagen nicht berührt und nicht erwähnt werden.

Während in der stadthistorischen Literatur über den Hafen kaum berichtet wird, finden die Werften als Arbeitsplatz vieler Tausender in St. Petersburg lebender Familien eine breite Darstellung. In St. Petersburg war der Schiffbau an verschiedenen Stellen konzentriert. Mitten in der Stadt gegenüber der Peter-Pauls-Festung lag die Admiralitätswerft, auf der große Kriegsschiffe gebaut wurden; hier gab es entsprechende Hellingen sowie die erforderlichen Nebenbetriebe wie Seilerei, Schmiede und Schnitzwerkstatt. In der Petrinischen Zeit arbeiteten hier schon bis zu 10 000 Menschen, aber nach dem Tode des Reformzaren verfielen die Anlagen und erhielten erst in der Mitte des Jahrhunderts wieder ihre ehemalige Bedeutung zurück. Die Lage dieser Werft mitten in der Stadt in unmittelbarer Nähe des Winterpalastes des Zaren wird mit dem besonderen Interesse Peters des Großen am Schiffbau erklärt; offensichtlich wollte er jederzeit die Möglichkeit nutzen können, seinem geliebten Handwerk nachzugehen. Bereits 1705 liefen hier die ersten Schiffe vom Stapel. Der ganze Komplex der „Admiralität“ („admiraltejstvo“), mit diesem Begriff werden im Russischen sowohl die die Marine leitende Behörde als auch die von der Marine betriebenen Werkstätten und Werftanlagen zusammenfassend bezeichnet, wurde durch Gräben und Erdbefestigungen besonders geschützt. Sie bildete anfangs zusammen mit der Peter-Pauls-Festung als deren Ergänzung auf dem Südufer der Newa einen wichtigen Eckpunkt für die Verteidigung des gerade eroberten Gebietes. Aber die Befestigungsanlagen der Admiralität verloren rasch jegliche militärische Bedeutung: Die Gräben wurden zugeschüttet, und schon im 19. Jahrhundert wurden dort Parkanlagen, Plätze und Straßen angelegt. Während die Gebäude der Admiralität erhalten sind, wurde das eigentliche Werftgelände gegen Ende des 19. Jahrhunderts mit Miethäusern bebaut.

Nach dem Sieg bei Poltawa wurden auf der Admiralitätswerft nur noch große Linienschiffe gebaut. Für den Bau von Galeeren, die in den Schären der Ostsee von besonderer Bedeutung waren, entstand 1712 eine eigene, weiter flussabwärts an der Newa errichtete neue Werft. Diese Galeerenwerft wurde 1740 auf die Wassiljew-Insel verlagert.

Mit dem Wachsen der Stadt entwickelten sich Handwerk, Gewerbe und Handel. In der petrinischen Zeit entstanden erste Manufakturen, die zumeist noch von Ausländern betrieben wurden. Das St. Petersburger Handwerk gewann rasch einen besonderen Ruf in Russland und galt als besonders qualifiziert. Für den Zarenhof und die Aristokratie arbeiteten Handwerker wie Juweliere, Brokat- und Spitzenweber und andere, unter ihnen viele ausländische Meister.

Im 19. Jahrhundert entwickelte sich die Stadt zu einem wichtigen Industriezentrum. Als Arbeiter in den Betrieben der Stadt waren vielfach Bauern tätig, die bis zur Abschaffung der Leibeigenschaft im Jahre 1861 mit Pässen ihrer Heimatgemeinden in der Stadt arbeiteten und sich hier ihren Lebensunterhalt sowie den an den Herrn zu zahlenden Grundzins („obrok“) verdienten. Zugleich behielten sie die Verbindung zum Dorf, denn dort war weiterhin die Umverteilungsgemeinde vorherrschend. In regelmäßigem Abstand, meist alle fünf Jahre, wurde das Gemeindeland unter den Dorfbewohnern neu verteilt, wobei die Zahl der männlichen Familienmitglieder die Größe der Landzuteilung bestimmte. Es war also für die Familie vorteilhaft, wenn der Arbeiter auch weiterhin zumindest formal die Verbindung zum Dorf behielt und die Familie somit auch für ihn einen Landanteil beanspruchen konnte.

Nach 1861 beschleunigte sich die Industrieentwicklung in der Stadt: Viele neue Betriebe entstanden, bestehende Betriebe wurden erweitert. Immer stärker bestimmten metallurgische Betriebe, Kraftwerke und chemische Betriebe das Bild der Stadt. Die damit verbundene Konzentration von Arbeitern in St. Petersburg, für die in verschiedenen Stadtteilen Mietskasernen in der Nähe der Betriebe errichtet wurden, und die schlechten Lebens- und Arbeitsbedingungen führten zu einer Zuspitzung der sozialen Gegensätze. Es ist daher nicht verwunderlich, dass St. Petersburg zu einem wichtigen Zentrum der russischen revolutionären Bewegung wurde. 1825 war es in dieser Stadt zur bewaffneten Demonstration der Dekabristen gekommen. In den 70er und 80er Jahren des 19. Jahrhunderts ging von dieser Stadt die Bewegung der Volkstümmler (narodniki) aus, die eine Bauernrevolution auslösen wollten. Von 1905 bis 1907 und 1917 fanden hier soziale Kämpfe der Arbeiter statt, die revolutionären Charakter trugen und das ganze Land ergreifen sollten.

Während des Ersten Weltkrieges verelendete die Stadtbevölkerung. In St. Petersburg kam es zu Unruhen, die im Februar 1917 zum Sturz der Zarenregierung führten. Kurzfristig waren die Probleme, die die Zarenregierung

über Jahrzehnte vor sich hergeschoben hatte, nicht zu lösen. Daran scheiterte die nach dem Februaraufstand eingesetzte Provisorische Regierung. Für die Stadtgeschichte wurde die Umwälzung im Oktober 1917 zu einer Zäsur. Im März 1918 verließ die Regierung St. Petersburg, das von vormarschierenden deutschen Truppen bedroht wurde. Moskau wurde wieder zur Hauptstadt. Im Zweiten Weltkrieg wurde die inzwischen in Leningrad umbenannte Stadt von deutschen Truppen eingeschlossen. Insgesamt 872 Tage war die Stadt von ihren Verbindungen zum Hinterland abgeschnitten. In dieser Zeit sind in der Stadt mehr als 640 000 Bewohner verhungert; durch Artilleriebeschuss und Luftangriffe sind während der Blockadezeit nach Angaben aus sowjetischer Zeit etwas mehr als 17 000 Einwohner umgekommen. Von den schweren Kriegsverlusten hat sich die Stadt nur sehr langsam erholen können. Die Schäden im Stadtbild waren zumindest äußerlich in den 60er Jahren weitgehend behoben. Aber das raue Klima erfordert eine ständige Wartung der Bausubstanz, die in vielen Fällen nicht gegeben war. Die aufwändig restaurierten Gebäude im Zentrum der Stadt waren nach der Beendigung der Arbeiten erneut ihrem Schicksal überlassen, bis wieder eine generelle Überholung unvermeidlich wurde. Der 300. Jahrestag der Stadtgründung bot den Anstoß, sich nach längerer Zeit wieder systematisch der Restaurierung der Bausubstanz in der Stadt zu widmen und notwendige Reparaturen in Angriff zu nehmen.

St. Petersburg als kulturell-wissenschaftliches Zentrum

Das kulturell-wissenschaftliche Leben St. Petersburgs hat zu allen Zeiten eine Eigenständigkeit, zugleich auch eine Konzentration auf eigene Traditionen gezeigt, die sich von der konservativer geprägten Moskauer Lebensart unterscheidet. Zu allen Zeiten erwies sich St. Petersburg für Neuerungen und für Anregungen aus anderen Ländern aufgeschlossen. Schon im 18. Jahrhundert wurde diese Weltoffenheit der Stadt von vielen Besuchern betont. Charles Masson, ein Franzose, der in den 80er-Jahren des 18. Jahrhunderts als Erzieher in der Zarenfamilie gewirkt und überwiegend die Kreise der St. Petersburger Aristokratie kennen gelernt hatte, hebt in seinen 1802 in Paris in deutscher Übersetzung herausgegebenen „Geheimen Nachrichten über Russland“ hervor: „Weil Petersburg durch Colonisten von verschiedenen Nationen bevölkert ist, so kann man nirgends so sehr verschiedene Sitten und Gebräuche unter Einwohnern einer Stadt finden [...]. Eine Gesellschaft darf nur ein klein wenig zahlreich sein, so hört man abwechselnd drei Sprachen, russisch, französisch, deutsch; es ist aber auch nichts Seltenes, daß man in der nehmlichen

Gesellschaft noch überdies Griechen, Italiäner, Engländer, Holländer und Asiaten ihre Landessprache reden hört.“

Schon früh gingen von St. Petersburg Anregungen aus, die im ganzen russischen Staat die allgemeine kulturell-wissenschaftliche Entwicklung wesentlich mitbestimmen sollten. Es wirkte sich hier positiv aus, dass die altrussischen Traditionen in der neuen Stadt stärker zurückgedrängt werden konnten. Damit wird aber auch die abwartend-reservierte Haltung der im wesentlichen konservativ orientierten orthodoxen Kirchenführung gegenüber der Neugründung des Zaren verständlich. Für die in der Stadt errichteten Kirchen wurden die Popen mit Weisung des Zaren aus dem ganzen Land nach St. Petersburg geholt – und wer irgend konnte, suchte sich einer solchen Versetzung zu widersetzen. Und selbst der Patriarchatsverweser, zu jener Zeit das Oberhaupt der russisch-orthodoxen Kirche, musste wiederholt von dem Zaren direkt aufgefordert werden, doch endlich Moskau zu verlassen und nach St. Petersburg überzusiedeln.

Im kulturellen Leben St. Petersburgs erlangten die Bildungseinrichtungen rasch einen wichtigen Platz. Nach den alten russischen Überlieferungen, die Peter der Große so nachdrücklich bekämpfte, war selbst in Kreisen des Adels eine systematische Ausbildung der Kinder nicht üblich. Wissen wurde, wenn überhaupt, autodidaktisch erworben und von Generation zu Generation weitergegeben. Im günstigsten Fall gab der Pope Unterricht in Lesen und Schreiben. Gegen diese Tradition hatte Peter der Große grundsätzlich angekämpft, aber um ein Schulsystem aufzubauen, wie es ihm vorschwebte, dazu fehlte es an allen Voraussetzungen, angefangen von der Bereitschaft in breiteren Kreisen der Bevölkerung, besonders im Adel, Kindern überhaupt eine Ausbildung zuzubilligen, bis hin zu Lehrern, die eine solche Ausbildung vermitteln konnten, und den Lehrbüchern, die im Unterricht einzusetzen waren. Unter diesem Aspekt erhalten die Schulgründungen des Zaren besondere Bedeutung. 1715 wurde die Moskauer Navigationsschule nach St. Petersburg verlegt, wo sie zum Grundstock für den Aufbau der Marineakademie wurde, die dann 1752 mit anderen Lehranstalten der Marine zum Adligen Marine-Kadettenkorps („Morskoj šljachetskij kadetskij korpus“) umgestaltet wurde. Eine Ingenieurschule entstand 1719, eine Artillerieschule 1721. Trotz dieser Namen handelte es sich in allen Fällen um Lehranstalten, in denen in den unteren Klassen elementare Bildungsinhalte wie Lesen und Rechnen vermittelt werden mussten.

Seit 1711 bestanden in St. Petersburg mehrere Druckereien bei Behörden, in denen vorwiegend amtliche Veröffentlichungen, Manifeste, Relationen usw. gedruckt wurden; einige Jahre später wurde beim Alexander-Newski-Kloster für kirchliche Drucke eine Druckerei eingerichtet. Seit 1714 gab es in St. Petersburg auch eine Buchhandlung.

Noch von Peter dem Großen war die Gründung der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften vorbereitet worden, die nach seinem Tode 1725 ihre Tätigkeit aufgenommen hat. An diese Akademie waren bei der Gründung Mitglieder überwiegend aus dem deutschen Sprachgebiet berufen worden, und noch während des ganzen 18. Jahrhunderts kamen die meisten Mitglieder aus dem Ausland. Erst in den vierziger Jahren des 18. Jahrhunderts wurden die ersten Russen als Mitglieder in die Akademie aufgenommen, unter ihnen der in Marburg und Freiberg ausgebildete Michail Lomonosow (Michail Lomonosov), der erste russische Universalgelehrte, der sich durch seine naturwissenschaftlichen Arbeiten, die noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts ins Deutsche übersetzt worden sind, außergewöhnliche Verdienste erworben hat. Zugleich gilt sein poetisches und literarisches Schaffen als wichtige Vorstufe für die Entwicklung der modernen russischen Literatursprache. Von dieser Akademie wurden seit 1728 in lateinischer und in russischer Sprache wissenschaftliche Veröffentlichungen und auch Zeitungen in der akademieeigenen Druckerei hergestellt und im eigenen Buchladen vertrieben.

Nach den Vorgaben Peters des Großen waren der Akademie eine Universität und ein Gymnasium zugeordnet. Diese Lehranstalten konnten sich aber – von einigen kurzen erfolgreichen Perioden abgesehen – nicht entwickeln. Vor allem das Adlige Landkadettenkorps sollte eine ernsthafte Konkurrenz werden, da die Ausbildung für Kinder aus dem Adel hier bereits als „Dienst“ galt, der mit einem entsprechenden Rang honoriert wurde, während an den akademischen Lehranstalten kein Rang zu erwerben war. Dementsprechend blieben die Vertreter des Adels – und das war in jener Zeit die Bildungsschicht in Russland – den akademischen Ausbildungsstätten fern. In den 80er-Jahren hatten sowohl die akademische Universität als auch das akademische Gymnasium faktisch zu bestehen aufgehört.

Als eine spezielle Ausbildungsstätte sowohl für den Militär- als auch den Zivildienst entstand 1731 das Adlige Landkadettenkorps („Suchoputnyj šljachetskij kadetskij korpus“). Es wurde im Palast des in Ungnade gefallenen und nach Sibirien verbannten Fürsten Alexander Menschikow (Aleksandr Menšikov) untergebracht. In diesem Gebäude blieb das Adlige Landkadettenkorps bis zu seiner Auflösung im Revolutionsjahr 1917. In Russland war im 18. Jahrhundert der Wechsel zwischen Militärdienst, zivilem Staatsdienst und Hofdienst problemlos möglich und wurde viel praktiziert. Es gehörte durchaus zur Normalität, wenn ein hoher Offizier einen verantwortlichen Posten in einer Regierungsbehörde übernahm, aber auch aus dem Zivildienst wurden höhere Beamte, besonders in Kriegszeiten, als Offiziere mit dem entsprechenden Rang in den Militärdienst übernommen.

Als weitere Ausbildungsstätten des Adels folgte 1759 die Gründung des Pagenkorps. Die Pagen hatten bei Hofe aufzuwarten, die Mitglieder der kaiserlichen Familie bei Ausfahrten zu begleiten, zugleich erhielten sie eine umfassende Ausbildung. 1767 wurden beispielsweise zwölf Pagen, unter ihnen Alexander Radischtschew (Aleksandr Radiščev), auf Staatskosten zum Jura-Studium nach Leipzig geschickt. 1811 wurde das Pagenkorps mit dem neueröffneten Lyzeum in Zarskoje Selo vereinigt.

1757 begann in der St. Petersburger Akademie der Künste die Ausbildung des künstlerischen Nachwuchses; es gab Klassen für Maler, für Bildhauer und für Architekten. Schließlich wurde 1783 in der Stadt ein Seminar zur Ausbildung von Lehrern gegründet, das sich zum Pädagogischen Institut entwickelte. Auf der Grundlage dieses Instituts entstand 1819 die St. Petersburger Universität.

Zum wissenschaftlichen Potential St. Petersburgs gehören weiterhin verschiedene im 19. Jahrhundert entstandene technische Hochschulen. Als erste spezialisierte Hochschule des Russischen Reiches entstand 1803 in St. Petersburg das Forstinstitut („Lesnoj institut“), 1828 wurde das Technologische Institut („Technologičeskij institut“) gegründet und 1866 das Berginstitut („Gornyj institut“).

Ein eigenes, bereits kurz angesprochenes Thema ist die Schulbildung in Russland. Während sich in Deutschland seit der Reformation ein allgemeines Schulwesen entwickelt hatte, gab es in Russland vor den petrinischen Reformen nur ganz vereinzelte schulähnliche Ausbildungsstätten, in denen auch nur wenige Kinder unterrichtet wurden. 1712 wurde in der Stadt eine Garnisonsschule für die Kinder der Soldaten eröffnet. Etwas durchaus Neues war es, dass auf ausdrückliche Weisung des Zaren bei einzelnen Betrieben Schulen gegründet wurden, so 1719 bei der Admiralitätswerft. Hier wurden die Kinder der Handwerker dieser Betriebe im Alter von 5 bis 10 Jahren in Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichtet. Für die Kinder war der Unterricht „Dienst“, der pro Tag mit zwei Denga (= 1 Kopeke) sowie einer Lebensmittelration vergütet wurde. Blieben Kinder der Schule fern, wurden die Eltern in Arrest genommen. Diese Werkschulen blieben auch nach dem Tode Peters I. erhalten. Auf Weisung des Zaren wurden bei den Regimentern Schulen für die Soldatenkinder errichtet, seit 1714 sollte in allen Städten des Russischen Reiches Ziffern-Schulen („cifirnye školy“) eingerichtet werden. Verantwortlich waren dafür die Bischöfe in ihren Diözesen, aber diese Schulen verloren nach dem Tod des Reformzaren jegliche staatliche Förderung, nur wenige konnten überleben.

Trotz vielfältiger Reformen sowohl in der Zeit Katharinas II. als auch Alexanders I. blieb das Schulwesen in Russland bis zur Oktoberrevolution völlig unzureichend. Es gab private Schulen mit einem hohen Bildungsniveau, die aber den Kindern der städtischen Mittel- und Oberschichten vorbehalten blieben. Für Arbeiterkinder gab es auch in den Städten zumeist nicht einmal eine

Grundschulbildung. Eine Gegenmaßnahme gegen das mangelnde Angebot von Bildungsmöglichkeiten in der Stadt waren die von Arbeiterzirkeln zuerst in St. Petersburg organisierten Sonntagsschulen, die – anfangs von der zaristischen Regierung geduldet – einen regen Zulauf gewinnen konnten, aber bald immer stärkeren Repressionen ausgesetzt waren. Jedenfalls blieb die Bildung ein Privileg der Oberschichten. Und noch in den zwanziger Jahren des 20. Jahrhunderts war eine allgemeine Alphabetisierungskampagne erforderlich, um den weit verbreiteten Analphabetismus, den es zu dieser Zeit nicht nur in ländlichen Regionen gab, zu überwinden.

Auch die Schulen der ausländischen Gemeinden sollten für das kulturell-wissenschaftlich Leben in der Stadt St. Petersburg bedeutungsvoll werden. Schon für das zweite Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts wird bei der evangelisch-lutherischen Petrigemeinde eine Schule erwähnt, die den Kindern der Gemeindeangehörigen Grundbegriffe in Schreiben und Rechnen vermittelte. An diese Schule wurde 1761 Anton Friedrich Büsching berufen, der sie nach Hallenser Vorbild reformierte und zu einer führenden Schulanstalt nicht nur der Stadt, sondern auch Russlands im Allgemeinen entwickelte. Die Petrischule bestand bis 1928 und wurde 1992 im alten Gebäude wieder eröffnet. Die bei anderen ausländischen Gemeinden bestehenden Schulen konnten, trotz allgemein überdurchschnittlicher Leistungen, dieses Niveau nicht erreichen.

Auf die Bedeutung St. Petersburgs für die Literatur, das Theater und die Musik kann nicht nachdrücklich genug verwiesen werden. Viele neue Strömungen in kulturellen Leben Russlands haben von St. Petersburg ihren Ausgang genommen; so ist, um hier nur ein Beispiel anzuführen, die erste russischsprachige literarische Zeitschrift in dieser Stadt erschienen, die von 1755 bis 1765 von Gerhard Friedrich Müller redigierten „Monatlichen Beiträge“ („Ежемесячные сочиненія“).

In St. Petersburg lebten und wirkten viele bedeutende russische Schriftsteller. Viele von ihnen erlangten Weltruhm wie Alexander Puschkin (Aleksandr Puškin), Nikolai Gogol (Nikolaj Gogol'), Iwan Turgenev (Ivan Turgenev), Fjodor Dostojewski (Fedor Dostoevskij) und Maxim Gorki (Maksim Gor'kij). 1756 wurde in dieser Stadt das erste ständige öffentliche Theater in Russland gegründet. Hier wirkten als Schauspieler Fjodor Wolkow (Fedor Volkov), als Dramaturg Alexander Sumarokow (Aleksandr Sumarokov). In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts entwickelte sich St. Petersburg zu einer Weltstadt des Theaters – Künstler aus aller Welt rechneten es sich als Ehre an, hier auftreten zu dürfen. Auch das St. Petersburger Ballett erlangte, neben dem Moskauer Ballett, Weltruhm. 1862 entstand in der Stadt das erste Konservatorium, eine Musikhochschule, an der viele bedeutende Musiker und Komponisten ihre Ausbildung erhielten. Hier wirkten als Lehrer unter anderem Nikolai Rimski-Korsakow (Nikolaj

Rimskij-Korsakov) und Modest Mussorgski (Modest Musorgskij). Diese Tradition von Theater und Musiktheater wurde in der Sowjetzeit weiter gepflegt, auch wenn das Repertoire eine zeitbedingte, einseitige Orientierung erhielt.

In St. Petersburg wurde auch die erste öffentliche Bibliothek Russlands eröffnet: 1814 ist das Gründungsdatum der Kaiserlichen Öffentlichen Bibliothek, der heutigen Russischen Nationalbibliothek, die heute unter anderem die persönliche Bibliothek Voltaires aufbewahrt, die seinerzeit von Katharina II. gekauft worden war. Zu den im Weltmaßstab größten Bibliotheken gehört außerdem auch die St. Petersburger Bibliothek der Akademie der Wissenschaften. Und dann steht in St. Petersburg das älteste Museum Russlands, die bereits erwähnte Kunstkammer, heute das Ethnographische und Anthropologische Museum der Russischen Akademie der Wissenschaften.

Die internationalen Verbindungen St. Petersburgs wurden durch in der Stadt ansässige wissenschaftliche Gesellschaften ergänzt. Als Beispiele seien drei von ihnen besonders genannt: Bereits 1765 war auf direkte Initiative Katharinas II. die „Freie Ökonomische Gesellschaft“ („Vol’noe èkonomičeskoe obščestvo“) gegründet worden. Von 1765 bis 1915 veröffentlichte sie mehr als zweihundert Bände ihrer Schriften, darunter auch viele deutschsprachige Bände. 1765 verkündete diese Gesellschaft die von Katharina II. persönlich formulierte Preisfrage, die internationales Aufsehen erregte: „Ob es dem gemeinen Wesen vortheilhafter und nützlicher sey, daß der Bauer Land oder nur bewegliche Güter als Eigentum besitze? Und wie weit sich das Recht desselben auf Eigentum erstrecken sollte, daß es am nützlichsten für das gemeine Wesen sei?“ 1919 wurde diese Gesellschaft, die in den letzten Jahrzehnten ihres Bestehens in einer wenn auch nicht immer konsequenten Opposition zur zaristischen Politik gestanden hatte, formal aufgelöst.

Noch heute besteht in Moskau bei der Russischen Akademie der Wissenschaften die 1845 gegründete Geographische Gesellschaft. Bleibende Leistungen hat sie für die geographische Erschließung nicht nur Russlands, sondern auch vieler anderer Gebiete – unter anderem der Antarktis und Ozeaniens – durch die Organisation und Unterstützung entsprechender Expeditionen aufzuweisen. Beim Ministerium des Innern entstand 1834 in St. Petersburg die heute bei der Russischen Akademie der Wissenschaften in Moskau weitergeführte Archeographische Kommission (im Russischen bezeichnet der Begriff „Archeographie“ zusammenfassend historische Hilfswissenschaften wie Quellenkunde, Paläographie u.a.). Sie ist durch viele grundlegende Quelleneditionen zur russischen Geschichte bekannt geworden, u. a. begann sie 1846 mit der Herausgabe der bis heute fortgeführten inzwischen fast 40 Bände umfassenden Reihe „Vollständige Sammlung der russischen Chroniken“ („Polnoe sobranie russkich letopisej“).

Wenn heute die Stadt auf eine Geschichte von 300 Jahren zurückblicken kann, dann gehört dazu auch der vielfältige Kontakt zu fremden Gebieten.

Literatur

Donnert, Erich: Sankt Petersburg. Eine Kulturgeschichte, Köln, Weimar 2002.

Hoffmann, Peter: Sankt Petersburg – Stadt und Hafen im 18. Jahrhundert, Berlin 2003.

Istorija rabočich Leningrada, 2 Bände, Leningrad 1972.

Keller, Andreas: Das Handwerk in St. Petersburg von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Ausbruch des ersten Weltkrieges, Frankfurt/M. u.a. 2002.

Očerki istorii Leningrada, 7 Bände, Moskau-Leningrad 1955-1989.

St. Petersburg – Leningrad – St. Petersburg. Eine Stadt im Spiegel der Zeit, hrsg. von Stefan Kreuzberger u.a., Stuttgart 2000.

Exponate

Silke Glitsch¹

[A 1]

General'naja Karta Rossijskoj Imperii po novějšim nabljudenijam i izvěstijam [...]. [Generalkarte des Russischen Reiches nach den neuesten Beobachtungen und Nachrichten [...]].

Kolorierter Kupferstich, 1400 x 630 mm von Johannes Treskot, Jakob Schmidt, J. F. Poletnich, K. Frolow (K. Frolov), Je. Chudjakow (E. Chudjakov) u. L. Sergejew (L. Sergeev). – o.O. 1776.

SUB Göttingen: MAPP 5025

Die Karte zeigt die Lage St. Petersburgs im äußersten Nordwesten des Russischen Reiches – das „Fenster nach Europa“.

[A 2]

Ingermanlandiae seu Ingriae novissima Tabula [...]. [Neueste Karte von Ingermanland oder Ingria [...]]. – Nürnberg 1734.

Kolorierter Kupferstich, 540 x 460 mm

SUB Göttingen: MAPP 5237

Die Karte stellt die Lage St. Petersburgs in Ingermanland dar. Der schwedische Name „Ingermanland“ bezeichnet die historische Landschaft beiderseits der Newa, zwischen dem Ladogasee, dem Finnischen Meerbusen und der Narwa. Das Gebiet kam 1617 an Schweden und wurde 1721 in das Russische Reich inkorporiert. Auf der Kartusche oben links ist eine Ansicht von St. Petersburg mit der Peter- und Pauls-Festung und der Peter- und Pauls-Kirche (rechts) sowie der Admiralität (links) zu sehen.

[A 3]

[Weber, Friedrich Christian]: Das Veränderte Russland, [...] mit einer acuraten Land-Cardte und Kupferstichen versehen. Frankfurt 1721.

SUB Göttingen: 8° H. Russ. 314/54

Peter der Große gehört zu den bedeutendsten Gestalten der Weltgeschichte. Von 1689 bis zu seinem Tod 1725 lenkte er allein die Geschicke Russlands und veränderte das Land in seiner 35jährigen Regierungszeit wie kein Zar vor oder nach ihm. Er machte das Reich zur europäischen Großmacht und modernisierte es nach westeuropäischem Vorbild. 1703 gründete er St. Petersburg.

„Das veränderte Russland“ stammt aus der Feder Friedrich Christian Webers, der zwischen 1714 und 1719 als Gesandter des Herzogtums Hannover am Hofe Peters des Großen weilte. Es ist nicht nur das umfangreichste und genaueste deutschsprachige Buch seiner Zeit über Russland, sondern übte auch eine nachhaltige Wirkung aus. Sein

1 Die Exponatauswahl im Folgenden auf der Grundlage der Vorschläge der Autorinnen und Autoren, Exponatbeschriftung unter Verwendung ihrer Texte.

Titel reflektiert das Staunen und die Bewunderung, mit der Europa die Veränderungen des russischen Staatswesens wahrnahm.

[A 4a]

Aleksii Michailovič, Car' i Samoderžec user[o]ssijskij = Alexei Michailowicz, Tzaar et Autocrator totius Russiae. [Alexei Michailowitsch, Zar und Selbstherrscher aller Russen].

Kupferstich, 95 x 153 mm

SUB Göttingen: 8° H. Russ. 322/21 (zu S. 116)

[A 4b]

Carica Natalija Kirilowna, Supruga Carja Aleksja Michajloviča = Zariza Natalia Kirilowna, Uxor Zar Alexii Michaelidis. [Zarin Natalia Kirillowna, Gattin des Alexei Michailowitsch].

Kupferstich, 97 x 155 mm

SUB Göttingen: 8° H. Russ. 322/21 (zu S. 117)

Die beiden Kupferstiche stellen die Eltern Peters des Großen dar. Zar Alexei Michailowitsch (Aleksej Michajlovič), der zweite Zar der Dynastie Romanow (Romanov), war zweimal verheiratet. Aus erster Ehe stammen die Söhne Fjodor (Fedor) und Iwan (Ivan) und die Tochter Sophia (Sof'ja), aus zweiter, 1761 geschlossener Ehe – mit Natalia Kyrillowna Naryschkina (Natal'ja Kirillovna Naryškina) – der 1672 geborene künftige Zar Peter der Große.

[A 5]

[Kupfermedaille auf die Geburt Peters des Großen 1672].

Durchmesser 66 mm

Münzsammlung der Universität Göttingen, Archäologisches Institut,

Reuß-Inv. S. 27, Nr. 1

In der Regierungszeit Katharinas der Großen (reg. 1762-1796) entstand eine Serie von Gedenkmedaillen, die bedeutende Ereignisse der russischen Geschichte, beginnend mit Peter dem Großen, feiern. Die kupfernen Exemplare gelangten als Geschenk des Baron von Asch (vgl. Ausstellungsbereich M) nach Göttingen. Die erste Medaille dieser Serie ist der Geburt Peters des Großen 1672 gewidmet. Die Rückseite zeigt eine Frauengestalt (Russland), die aus den Händen einer himmlischen Frauengestalt einen Säugling (Peter) empfängt. Die mit der Geburt Peters verbundenen Zukunftshoffnungen sind auch in der Legende SPES MAGNA FVTVRI [Große Zukunftshoffnung] ausgedrückt. In dem Abschnitt wird der Anlass der Medaille angegeben: PETRUS ALEXII FILIUS NATUS 30 MAII MDCLXXII [Peter, Sohn des Alexei, geboren am 30. Mai 1672].

[A 6]

[Kupfermedaille auf die Thronbesteigung Peters des Großen 1682].

Durchmesser 66 mm

Münzsammlung der Universität Göttingen, Archäologisches Institut,

Reuß-Inv. S. 27, Nr. 2

Nach dem Tod seines Vaters Alexei Michailowitsch 1676 und seines Halbbruders Fjodor 1682 wurde Peter zum Zaren ausgerufen. Bis zur Volljährigkeit Peters übernahm seine Halbschwester Sophia für ihn die Regentschaft. 1689 konnte Peter die Alleinherrschaft übernehmen. Die Rückseite der Medaille zeigt den Zaren, der an der einen Hand eine Frauengestalt (Russland) hält und ihr mit der anderen einen Tempel (den Tempel des Ruhms) auf der Spitze eines Berges zeigt. Die Legende lautet: MEA MECUM ASCENDES IN ALTVM [Meine Teure, du wirst mit mir in die Höhe emporsteigen]. In dem Abschnitt wird der Anlass der Medaille angegeben: IMPERII HABENAS CAPESSIT XXVII APRILIS CIOIOCLXXXII [Er ergreift am 27. April 1682 die Zügel des Reiches].

[A 7]

Peter's des Grossen Hütte in Holland.

Radierung, 135 x 80 mm von Heinrich Grape

SUB Göttingen: 8° Art. plast. VIII, 4150:2 RARA (Bl. 67)

Im Zuge seiner Vorbereitung auf das Herrscheramt befasste sich Peter eingehend mit dem Militärwesen und mit dem Schiffbau. Um sein Wissen zu vervollkommen, unternahm er von 1697 bis 1698 eine Reise nach Westeuropa, die als „Große Gesandtschaft“ bekannt geworden ist. Hier erwarb er Kenntnisse und Einsichten, die seine spätere Regierungszeit maßgeblich prägten. Incognito arbeitete Peter mehrere Wochen auf Werften in den Niederlanden und in England, so auch auf der Schiffswerft des Herrn Rogge in Amsterdam. Die um 1835 entstandene Radierung zeigt die Hütte auf dem ostindischen Schiffsplatz, in der Peter in dieser Zeit wohnte.

[A 8]

[Kupfermedaille auf die Schlacht bei Poltawa 1709].

Durchmesser 66 mm

Münzsammlung der Universität Göttingen, Archäologisches Institut,

Reuß-Inv. S. 41, Nr. 30

Die Außenpolitik Peters des Großen war von Anfang an von Expansionsabsichten und den Wunsch nach besseren maritimen russischen Positionen geprägt. Im Jahre 1700 erklärte Russland Schweden den Krieg. Ziel Peters war es, die schwedische Vorherrschaft in Nordeuropa zu brechen und den strategisch wie handelspolitisch bedeutsamen Zugang zur Ostsee zu erobern. Der Große Nordische Krieg begann mit einer schweren Niederlage der russischen Seite bei Narwa. Die entscheidende Schlacht bei Poltawa im Jahre 1709 aber konnte Peter für sich gewinnen.

Die Rückseite der Medaille zeigt Peter den Großen in der Gestalt des Herkules, mit Löwenfell und lorbeerumwundener Keule. Zu seinen Füßen liegen verschiedene Waffen und militärische Instrumente. Zu seiner Rechten ist ein Plan von Poltawa, zu seiner Linken das russische Lager, in der Mitte der Plan der Schlachtanordnung zu sehen. Darüber befindet sich die Legende poLtaVa MIRA CLaDe INInsIgnIs [Poltawa, berühmt durch die außerordentliche Schlacht]. In dem Abschnitt heißt es: VNIVERSO SVECORMV EXCERCITV DELETO D[ie] 27 IVN[iii] S. V. [Nach der Vernichtung des gesamten schwedischen Heeres am 27. Juni a. St.].

[A 9]

[Kupfermedaille auf den Frieden von Nystad 1721].

Durchmesser 60 mm

Münzsammlung der Universität Göttingen, Archäologisches Institut,
Reuß-Inv. S. 57, Nr. 61

Der Friede von Nystad zwischen Russland und Schweden beendete 1721 den Großen Nordischen Krieg. Schweden trat Livland, Estland und Ingermanland an Russland ab. Damit war es Russland endgültig gelungen, an der Ostsee Fuß zu fassen. Russland war damit auch zur europäischen Großmacht aufgestiegen. Peter nahm den Titel eines „Kaisers“ (imperator) und das Attribut „der Große“ an.

Die Vorderseite der Medaille zeigt unter Anlehnung an den biblischen Sintflut-Mythos eine Arche in unruhigem Gewässer. Über der Arche schwebt eine Taube, die einen Ölzweig im Schnabel trägt. Zur Rechten und zur Linken sind die Hauptstädte St. Petersburg und Stockholm zu sehen, die durch einen Regenbogen verbunden sind. Über dem Regenbogen befindet sich die Legende CONCORDI PACE LIGAMUR [Durch einträchtigen Frieden sind wir verbunden]. In dem Abschnitt heißt es: NEOPOLI POST BELLI IN SEPTENTRIONE DILVVIVM [Zu Nystad nach der Sintflut des Nordischen Krieges].

[A 10]

Rang Tabelle von allen Kriegs- Civil- und Hofbedienten nebst dazu gehörigen Punkten. Preobraschenkoje, 24. Januar 1722.

SUB Göttingen: 2° Cod. Ms. Asch 233

In seiner Regierungszeit setzte Peter der Große – gegen beträchtlichen inneren Widerstand – eine ganze Reihe einschneidender innerer Reformen nach westeuropäischem Vorbild durch. Er gliederte sein Reich in Gouvernements (1708/1719), berief den Regierenden Senat als höchste Regierungsbehörde (1711), richtete die Kollegien als neue zentrale Exekutivbehörden ein (1717) und überwand die Autonomie der Kirche im Staat (1721). Auch die russische Kultur wurde umgestaltet: So führte Peter neben der Bartsteuer und europäischer Kleidung den Julianischen Kalender und die „bürgerliche Schrift“ ein und gründete das erste russische Museum sowie die Akademie der Wissenschaften. Exemplarisch für diese Reformen wird hier die 1722 eingeführte Rangtabelle gezeigt, in der sämtliche zivilen und militärischen Positionen des Staatsdienstes in einer Ranghierarchie angeordnet werden. Das Leistungsprinzip und nicht mehr adlige Privilegien sollten für das Fortkommen des einzelnen in der Hierarchie bestimmend sein. Die Rangtabelle hatte – in teilweise stark veränderter Form – bis zur Oktoberrevolution 1917 Gültigkeit. Gezeigt sind, beginnend mit dem höchsten Rang, die ersten fünf der insgesamt 14 Ränge.

[A 11]

[Kupfermedaille auf die Einnahme Schlüsselburgs 1702].

Durchmesser 47 mm

Münzsammlung der Universität Göttingen, Archäologisches Institut,
Reuß-Inv. S. 32, Nr. 11

Nach der schweren Niederlage bei Narwa gelang es Peter dem Großen im Oktober 1702, die schwedische Festung Nöteborg am Austritt der Newa aus dem Ladogasee zu erobern. Die Festung wurde in „Schlüsselburg“ (Šlissel'burg) umbenannt, weil Peter meinte, damit einen „Schlüssel“ zur Ostsee errungen zu haben.

Die Rückseite der Medaille bildet die Belagerung von Schlüsselburg durch die russische Flotte ab. Das Schlachtgeschehen wird von dem ruhenden Gott des Meeres Neptun beobachtet, der neben seinem Dreizack einen Schlüssel in Händen hält. Die Legende lautet: NOTTEBVRGVM NUNC SCHLVSSELBVRGVM (Nöteborg, nun Schlüsselburg). In dem Abschnitt heißt es: POST ANN[os] XC AB HOSTE RECV[P]eratum] D[ie] XII OCTOB[ris] S. V. MDCCII [Nach 90 Jahren vom Feind zurückerobert am 12. Oktober 1702 a. St.].

[A 12]

[Kupfermedaille auf die Gründung St. Petersburgs 1703].

Durchmesser 46 mm

Münzsammlung der Universität Göttingen, Archäologisches Institut,
Reuß-Inv. S. 33, Nr. 14

Peter der Große begann am 16. Mai 1703 im strategisch günstigen Mündungsdelta der Newa auf der Haseninsel mit dem Bau einer Festung. Sie erhielt am 29. Juni mit der Grundsteinlegung für die Peter- und Pauls-Kirche den niederländischen Namen St. Pieterburch. Diese Festungsanlage, bald Peter- und Pauls-Festung genannt, ist die Keimzelle der neuen Stadt, für deren Bezeichnung sich die deutsche Form St. Petersburg (Sankt-Peterburg) durchsetzen sollte. Sie wurde zur neuen Hauptstadt des Russischen Reiches, bis 1918 der Sitz der (Sowjet-) Regierung wieder nach Moskau verlegt wurde. Die Vorderseite der Medaille zeigt eine Bildnisbüste Peters des Großen, die Rückseite eine verkleinerte Abbildung dieses Porträts mit der Umschrift CZAR PET[rus] ALEXII F[ilius] [Zar Peter, Sohn des Alexei]. Sie wird von der Göttin der klugen Kriegsführung, der Weisheit, der Künste und des Handwerks Minerva und von dem Gott des Handels und Verkehrs Merkur getragen. Über ihnen ist die Legende HAEC FORTIA MOENIA CONDIT [Er erbaut diese starken Mauern] zu lesen. Unter ihnen befindet sich eine Abbildung der Festungsanlage mit der Angabe S. PETERBVRG. In dem Abschnitt steht PETRIBVRGI PORTVS ET NAUALE [Hafen und Standort der Schiffe von St. Petersburg].

[A 13]

[Ansicht des Hauses von Zar Peter I. in St. Petersburg].

Postkarte [zwischen 1901 u. 1911], 137 x 89 mm

Deutsches Historisches Museum Berlin: PK 90/2717

Das erste Stadtzentrum entstand nahe der Festung auf der Petersburger Insel. Unter den ersten Gebäuden war auch ein Wohnhaus Peters des Großen, das heute das älteste erhaltene Haus St. Petersburgs ist. Es wurde aus Fichtenholzbalken im Stil eines traditionellen russischen Bauernhauses erbaut. Sein Außenanstrich imitiert Ziegelbau und verleiht ihm das Aussehen eines holländischen Steinbaus. In diesem Haus, das knapp zwölf Meter lang und gut fünf Meter breit ist, lebte Peter der Große von 1703 bis 1708, wann immer er sich in St. Petersburg aufhielt. 1784 wurden zum Schutz Steinbauten um das Haus errichtet.

[A 14]

[Ansicht des Kais der Admiralität in St. Petersburg].

Postkarte [zwischen 1901 u. 1911], 138 x 89 mm

Deutsches Historisches Museum Berlin: PK 90/2715

Die „Admiralität“ bezeichnet die die Marine leitende Behörde und die von der Marine betriebenen Werkstätten und Werftanlagen. Das erste Gebäude der Admiralität ließ Peter der Große 1711 gegenüber der Petersburger Insel auf der nach ihr benannten Admiralitätsseite errichten. Nach mehreren Aus- und Umbauten erhielt das Gebäude, das immer noch militärischen Zwecken dient, zwischen 1806 und 1823 seine heutige, 406 Meter lange Gestalt. Es ist ein Brennpunkt innerhalb der Stadtanlage: Drei Hauptstraßen, unter ihnen der Newski Prospekt, laufen hier zusammen; die goldene „Nadel“ der Admiralität ist eines der Wahrzeichen der Stadt. Auf der Postkarte ist die Admiralität links zu sehen. In der Mitte befindet sich die Isaaks-Kathedrale, die im 19. Jahrhundert erbaut wurde. Das eigentliche Werftgelände wurde gegen Ende des 19. Jahrhunderts mit Mietshäusern bebaut.

[A 15]

Peter the Great presents Truth, Religion and the Arts to ancient Russia; Petersburg is seen at a Distance and the Ancient Modes giving Place to the New. [Peter der Große übergibt dem alten Russland die Wahrheit, die Religion und die Künste; Petersburg ist in der Ferne zu sehen und die alten [Lebens-]Weisen, die den neuen weichen].

Kupferstich, 100 x 160 mm

SUB Göttingen: 8° H. Russ 334/19 (S. 279)

Die Legende dieses Kupferstichs entspricht einer Einschätzung Peters des Großen, die sich bereits in Webers „Verändertem Russland ...“ widerspiegelt. Interessant ist die Einbeziehung St. Petersburgs in die dargestellte Szene. Ihre Gründung bedeutete für Peter eine bewusste Abkehr von den Traditionen der alten Hauptstadt Moskau. Mit seiner Stadtgründung wollte Peter ein „Fenster nach Europa“ öffnen. Bereits das Erscheinungsbild der neuen Stadt sollte sein Bestreben nach der Umgestaltung Russlands nach westeuropäischem Vorbild versinnbildlichen. So zeigt auch die Abbildung der Stadt im Hintergrund des Kupferstiches, in welchem Maße die junge Hauptstadt selbst als Symbol der Umgestaltung und des Neuen gesehen wurde.

[A 16]

Topographische Vorstellung der Neuen Russischen Haupt-Residenz und See-Stadt St. Petersburg samt ihrer zu erst aufgerichteten Vestung: welche von Ihro Czaar Maj. Petro Alexiewitz aller Russen Selbst Erhalter etc., etc., etc. An. 1703 an der Spitze der Ost-See auf etlichen Insuln bey dem Außfluss des Neva Stroms erbaut und zur Aufnahm der Handelsschafft und Schiffarth für die Russische Nation mit einer mächtigen Flotte versehen worden herausgegeben von Ioh. Baptist Homann, Der Röm Kays. Maj. Geographo. – Nürnberg o.J. [zwischen 1719 und 1723].

Kolorierter Kupferstich und Radierung, 585 x 495 mm von Johann Baptist Homann Privatbesitz Prof. Dr. Lehfeldt, Göttingen

Nach der Sicherung der neuen Anlage mit dem Sieg bei Poltawa nahm die Bautätigkeit deutlich zu. Sie ging im sumpfigen, nach dem Vorbild des holländischen Grachtensystems durch Kanäle entwässerten Gelände unter großen Opfern vor sich. Der Bau des Klosters zu Ehren des Hlg. Alexander Newski (Aleksandr Nevskij) ab 1710 und die Residenznahme des Hofes 1711 festigten die Entwicklung der St. Petersburgs zum neuen Reichszentrum. Um 1725 waren die meisten Hauptstadtfunktionen nach St. Petersburg übertragen.

Der Stadtplan, der von dem Nürnberger Kupferstecher Johann Baptist Homann (1664-1724) stammt, ist eine der frühesten Abbildungen St. Petersburgs. Die Nebenkarte im linken oberen Bereich zeigt die Lage der Stadt an der Mündung der Newa in die Ostsee. Deutlich wird bereits hier das einheitliche, nach geometrischen Prinzipien erhaltene Stadtkonzept. Die wohl berühmteste St. Petersburger Prachtstraße, der Newski Prospekt, der die Admiralität mit dem Alexander-Newski-Kloster verbindet, ist noch als in Planung befindlich gekennzeichnet.

[A 17]

Zar Peter der Große beim Ausbau des Hafens in St. Petersburg.

Ölfarbe, Kupfer, 760 x 595 mm

Deutsches Historisches Museum Berlin: Gm 97/2

Das im 18. Jahrhundert entstandene Bild zeigt Peter den Großen mit einer Planskizze inmitten der Bauarbeiten des Hafens. Der Zar kontrollierte häufig persönlich den Fortgang befohlener Arbeiten und ließ Zuwiderhandlungen oder Säumnisse streng bestrafen.

[A 18]

A. Fasad Akademii nauk na vostok. B. Fasad Akademii na zapad = A. Aufriß von der Academie der Wissenschaften gegen Morgen. B. Aufriß von der Academie gegen Abend.

Radierung, 700 x 515 mm von Christian Albrecht Wortmann

SUB Göttingen: gr. 2° H. Lit. Part. VIII, 145/6 RARA (Tafel III)

Eine entscheidende Rolle maß Peter der Große nicht nur der politischen Orientierung an Westeuropa, sondern auch der Entwicklung der Wissenschaften im eigenen Land bei. Im Januar 1724 rief er die Akademie der Wissenschaften ins Leben, deren Eröffnung er freilich nicht mehr erleben sollte: Sie fand im Dezember 1725 statt, elf Monate nach seinem Tod. Die Akademie begründete den Status St. Petersburgs als des wissenschaftlich-kulturellen Zentrums des Russischen Reiches. Bahnbrechend war ihre Arbeit im 18. Jahrhundert auf den Gebieten der geographischen Erschließung des Landes (Expeditionen, Kartographie) und der Geschichte (Erforschung der Quellen, Historiographie). Erst im 19. Jahrhundert verlor sie mit den Gründungen russischer Universitäten ihre wissenschaftliche Vorrangstellung in Lehre und Forschung. 1934 wurde die Akademie nach Moskau verlegt, St. Petersburg (damals Leningrad) wurde zur Nebenstelle.

1741 erschien – als erste Gemeinschaftsarbeit aus der künstlerischen Werkstatt der Akademie der Wissenschaften – eine Serie von 12 Radierungen, welche die Säle der

Akademie, der Bibliothek und des ersten russischen Museums, der Kunstkammer, abbildet. Dargestellt sind jeweils Grundrisse, Fassaden und Gebäudequerschnitte. Tafel III zeigt die Fassade der Akademie „gegen Morgen“ (d.h. nach Osten hin) und „gegen Abend“ (d.h. nach Westen hin). Das heutige Gebäude der Akademie befindet sich ein Stück weiter flussabwärts. Es wurde von 1783 bis 1789 unter Katharina der Großen errichtet.

[A 19]

Leib-Medik Blumentrost. Pervyj Prezident Akademii Nauk. [Der Leibarzt Blumentrost. Der erste Präsident der Akademie der Wissenschaften].

Lithographie, 125 x 210 mm, von Wilhelm Gottlieb Tilesius (von Tilenau) [Facsimile]
SUB Göttingen: 8° H. Germ. IV, 2330:1 (Frontispiz)

Die Vorbereitung der Akademiegründung lag in dem letzten Stadium in den Händen des deutschstämmigen Leibarztes Laurentius Blumentrost d. J. (Lavrentij Blumentrost) (1692-1755), der auch der erste Präsident der Akademie wurde. Ihr Aufbau wurde durch die Berufung begabter Wissenschaftler, überwiegend aus dem deutschen Sprachgebiet, entscheidend vorangetrieben. Zu Anfang waren die zehn zunächst vorgesehenen Mitglieder sämtlich Ausländer. Das erste russische Mitglied wurde 1733 ernannt; bis 1800 waren von den 108 Mitgliedern nur 24 Russen. Die Akademie ist daher eine „Agentur der westeuropäischen Wissenschaft“ genannt worden (Tschizewskij). Mit dem Heranwachsen russischer Wissenschaftlergenerationen ging der Ausländeranteil immer mehr zurück.

[A 20]

Novi Commentarii Academiae Scientiarum Imperialis Petropolitanae. Tom. V. Ad Annum MDCCLIV et MDCCLV. [Neue Kommentare der Kaiserlichen St. Petersburgischen Akademie der Wissenschaften. Bd. 5. Für das Jahr 1754 und 1755]. St. Petersburg 1760.

SUB Göttingen: 4° Phys. Math. V, 2963

Die Akademie spielte auch für die Entwicklung des russischen wissenschaftlichen Publikationswesens eine entscheidende Rolle. Bei der Akademie wurde die erste Buchhandlung Russlands eröffnet; außerdem war ihr eine Druckerei beigegeben. Hier wurden westeuropäische Schriften übersetzt und herausgegeben sowie Werke der Akademiemitglieder veröffentlicht. Seit 1728 erschienen die „Commentarii ...“ (seit 1750: „Novi Commentarii ...“), das wissenschaftliche Hauptorgan der Akademie, das bald in ganz Europa bekannt wurde. Die aufgeschlagene Tafel XIII des 5. Bandes der „Novi Commentarii ...“ zeigt eine zoologische Abbildung, „Mus aquaticus moschum redolens“ („Nach Moschus duftende Wasserratte“). Gemeint ist wahrscheinlich die „Arvicula terrestris“ (Schermaus), die sich bevorzugt in der Nähe von Gewässern aufhält und deren Männchen an den Flanken Drüsen tragen, aus denen sie bei Erregung ein riechendes Sekret abgeben.

[A 21]

Prospekt Illjuminacii vsej iz cvětnych ogněj predstavlennoj Sanktpeterburgskoju Imperatorskoju Akademiejū Nauk po slučaju godovago Eja publičnago sobranija oktjabrja 18 dnja 1777 goda = Vuë de l'illumination représentée en feu de differentes couleurs devant l'Academie Imperiale des Sciences de St. Petersbourg le 18. octobre 1777 à l'occasion de Son assemblée publique de l'Année. [Ansicht der von der St. Petersburger Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften anlässlich ihrer jährlichen öffentlichen Versammlung am 18. Oktober 1777 vorgestellten Illumination ganz aus farbigen Feuern].
Kupferstich, 630 x 388 mm

SUB Göttingen: gr. 2° H. Russ. 338/9

Zu den Aufgaben der Akademie der Wissenschaften gehörte auch der Entwurf von Feuerwerken und Illuminationen, die vom Zaren geprüft und gebilligt werden mussten. Diese Schauspiele politischer und höfischer Machtrepräsentation waren seit Peter dem Großen – wie in ganz Europa – ein wesentlicher Bestandteil offizieller Festveranstaltungen. Bei großen Festen wurden außer Feuerwerken reine Illuminationen veranstaltet. Sie bestanden aus Transparentaufbauten aus Leinwand oder Papier, die zumeist symmetrisch aufgestellt wurden. Diese waren mit Laternen-, Lampen- oder Luntenerfeuer von innen oder von der Rückseite erleuchtet und konnten für die ganze Zeitdauer eines Festes verwendet werden. Bildliche Darstellungen und Inschriften stellten einen panegyrischen Bezug zum Anlass des Festes her.

Die abgebildete Illumination wurde anlässlich der Jahresversammlung der Akademie der Wissenschaften des Jahres 1777 vor dem Gebäude der Akademie veranstaltet. In einem prospektartigem, 54 Saschen (= 115 m) langen Aufbau führen illuminierte Obeliskens auf einen 12 Saschen (= knapp 26 m) hohen Triumphbogen zu. Ihre Inschriften verherrlichen die innen- und außenpolitischen Taten Katharinas der Großen, in deren Regierungszeit die Feierlichkeit begangen wurde. Der Triumphbogen, in einer zentral angebrachten Inschrift als Tempel der Weisheit und Wahrheit bezeichnet, trägt eine Darstellung der Zarin.

[A 22]

Profil Biblioteki i Kunstkamery na vostok = Durchschnitt von der Kayserlichen Bibliothec, und Kunstammer, gegen Morgen.

Radierung, 815 x 515 mm von Grigori Katschalow (Grigorij Kačalov)

SUB Göttingen: gr. 2° H. Lit. Part. VIII, 145/6 RARA (Tafel VII)

Dem Gebäude der Akademie der Wissenschaften war neben einer umfangreichen Bibliothek auch das erste russische Museum, die Kunstammer, angeschlossen. Sie wurde 1719 zu aufklärerischen Zwecken der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Ihren Ausgangspunkt bildete der Ankauf von anatomischen und Tier-Präparaten durch Peter den Großen während der „Großen Gesandtschaft“. Auch aus Russland ließ der Zar biologische, ethnographische, historische und andere Raritäten und Kuriositäten beschaffen. Sammlungen dieser Art waren seit dem 16. Jahrhundert in ganz Europa sehr beliebt. Tafel VIII der 1741 erschienenen Serie (vgl. [A 18]) zeigt einen Gebäudequerschnitt der Bibliothek der Akademie und der Kunstammer „gegen Morgen“ (d.h. nach Osten hin). Das Gebäude, das von 1718 bis 1734 errichtet wurde und somit zu den ältesten Gebäu-

den der Stadt gehört, besteht aus einem zentralen Turm, in dem der berühmte Gottorper Globus untergebracht war, und zwei identischen Seitenflügeln, von denen der eine die Bibliothek, der andere die Kunstkammer aufnahm. Heute ist hier das Anthropologische und Ethnographische Museum untergebracht.

[A 23]

Profil kunstkamery na polden' = Durchschnitt der Kunstkammer gegen Mittag.

Radierung, 515 x 345 mm von Andrei Poljakow (Andrej Poljakov)

SUB Göttingen: gr. 2° H. Lit. Part. VIII, 145/6 RARA (Tafel XI)

Tafel XI der Serie zeigt eine Ausschnittsvergrößerung von [A 22] „gegen Mittag“ (d.h. nach Süden hin). Schon bald waren die Bestände der Kunstkammer so umfangreich, dass ihre Systematisierung und Klassifizierung erforderlich war. In dem gezeigten Ausschnitt sind das Skelett und der präparierte Körper eines Elefanten sowie weitere Präparate von Fischen, Lurchen und Kriechtieren zu sehen.

[A 24]

Wabenkröte (Pipa pipa).

Zoologisches Museum der Universität Göttingen: 1570

Nach den Angaben eines bereits von 1741 bis 1745 erschienenen Kataloges befand sich auch ein Exemplar der Wabenkröte in der Sammlung der Kunstkammer. Die hier präsentierten Wabenkröten sind etwa 150 Jahre alt. Die Waben auf dem Rücken des Weibchens dienen der Brutpflege: Mit ihnen kann es die Eier der Jungen bis zum Schlüpfen transportieren.

[A 25]

Elisavet I. Imperatrix i Samoderžica Vserossijskaja = Elisabeth I. Russorum Imperatrix. [Elisabeth I. Kaiserin und Selbtherrscherin von ganz Russland].

Kupferstich, 245 x 410 mm von Johann Stenglin

SUB Göttingen: gr. 2° H. Russ. 358/47 (Frontispiz) [Facsimile]

Elisabeth I. (1709-1761) war die Tochter Peters des Großen. Sie regierte von 1741 bis 1761. Unter ihrer Herrschaft prägte ihr Hofarchitekt Bartolomeo Francesco Rastrelli (1700-1771) mit seinen Bauten nachhaltig das St. Petersburger Stadtbild. Sein „Petersburger Barock“, der russische und westeuropäische Formen verbindet, wurde bald in ganz Russland tonangebend. Beachtliche Fortschritte erreichte Elisabeth I. auf kulturellem Gebiet: 1755 gründete sie die erste russische Universität in Moskau, 1756 das erste ständige Theater Russlands und 1757 die Akademie der Künste in St. Petersburg.

[A 26]

Catherine II. Alexieffna. Impératrice de Russie, à l'âge de 64 ans. [Katharina II., Tochter des Alexei. Kaiserin von Russland, im Alter von 64 Jahren].

Kupferstich, 86 x 135 mm von Alexandre Tardieu

SUB Göttingen: 8° H. Russ. 362/73 (S. 288)

Katharina die Große (1729-1796) war die Tochter des Fürsten Christian August von Anhalt-Zerbst und die Gattin des russischen Thronfolgers, des späteren Zaren Peter III.

Nach dessen Ermordung, die sie gebilligt hatte, regierte sie von 1762 bis 1796. Sie förderte das Bildungswesen und die Künste. St. Petersburg erlebte unter ihrer Herrschaft eine kulturelle Blütezeit; architektonisch vollzog sich der Übergang vom späten Barock zum Klassizismus. Der um 1800 entstandene Stich zeigt die Zarin gegen Ende ihrer Regierungszeit um 1793/94.

[A 27]

Alexander I. Kaiser von Russland.

Lithographie, 100 x 115 mm [Facsimile]

SUB Göttingen: 8° H. Russ. 380/11 (Frontispiz)

Alexander I. (1777-1825) war ein Enkel Katharinas der Großen. Nach einer Palastrevolution, die seinen Vater Paul I. das Leben gekostet hatte, regierte er von 1801 bis zu seinem Tode im Jahre 1825. Er setzte in St. Petersburg den Empire-Stil durch. Der Beginn des Baus der Isaaks-Kathedrale, einer der bedeutendsten architektonischen Meisterleistungen St. Petersburgs, fällt in seine Herrschaftszeit.

[A 28]

Ceremonija Šestvija Eja Imperatorskago Veličestva v Moskvu. [Zeremonie des Einzugs Ihrer Kaiserlichen Majestät in Moskau].

Kupferstich, 1180 x 455 mm von Iwan Sokolow (Ivan Sokolov)

SUB Göttingen: gr. 2° H. Russ. 358/47 (Nr. 5)

Ogleich St. Petersburg zur neuen Hauptstadt des russischen Reiches erhoben worden war, blieb Moskau die Krönungshauptstadt. Der gezeigte Kupferstich stammt aus einer „Krönungsgeschichte oder Umständliche[n] Beschreibung des solennen Einzugs, und der hohen Salbung und Krönung Ihro Kayserl. Majest. ... Elisabeth Petrowna ...“ (St. Petersburg 1745). Er gibt den von einem umfangreichen Gefolge begleiteten Einzug Elisabeths I. in Moskau wieder, der am 28. Februar 1742 stattfand. Er begann um 5 Uhr morgens in der Twerer Vorstadt und endete mit einem Dankgottesdienst in der Maria-Himmelfahrtskathedrale (Uspenskij Sobor) des Moskauer Kreml, der Krönungskirche der Zaren. Die eigentliche Krönung wurde jedoch erst am 25. April vollzogen. Die Feierlichkeiten im Anschluss an die Krönung dauerten bis zum 7. Juni.

Der Einzug wird in dem Kupferstich in durchnummerierter Ordnung angegeben. An 13. Position befindet sich laut einer beigefügten Beschreibung „Ihro Kayserl. Majest. Allerhöchste Person in einer mit acht unvergleichlichen Neapolitanischen Pferden bespannten Kayserlichen Carosse.“

[A 29]

Plan stoličnago goroda Sanktpeterburga s izobraženiem znatnejšich onago prospektov izdannij trudami Imperatorskoj Akademii nauk i chudožestv = Plan De La Ville De St. Petersburg Avec Ses Principales Vues dessiné et gravé sous la direction de l'Academie Imperiale Des Sciences [et] Des Arts. [Plan der Hauptstadt St. Petersburg mit der Darstellung ihrer vornehmsten Prospekte, herausgegeben von der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften und der Künste]. - [St. Petersburg 1753].

Radierung u. Kupferstich von neun Platten, ca. 2010 x 1350 mm [von Michail Machajew (Michail Machaev) (Vorzeichner), Iwan Lapkin (Ivan Lapkin) (Stecher) u.a.]
SUB Göttingen: gr. 2° H. Russ. 434/15

Zum 50jährigen Stadtjubiläum St. Petersburgs erschien 1753, in der Regierungszeit Elisabeths I., ein Album mit einem großen Stadtplan und zwölf Veduten der russischen Hauptstadt. Der hier gezeigte, nicht genordete Stadtplan ist aus mehreren Einzelblättern des Albums zusammengesetzt. Er kombiniert die katasterartigen Grundrisse kleinerer Bauten mit der perspektivischen Darstellung bedeutender Gebäude. Die obere rechte Vignette bildet in ihrem Zentrum das Wappen der Stadt ab (zwei gekreuzte Anker und Zarenzepter). Es ist von Attributen des Militärs, des Handels, der Wissenschaften und der Künste umgeben. Darüber befindet sich der zaristische Doppeladler. Die untere linke Vignette zeigt eine Statue Elisabeths I., die aus der Hand einer fliegenden Fama mit russischer Flagge einen Lorbeerkrans erhält. Die russische und lateinische Sockelinschrift wird unter der Aufsicht des Gottes der Künste und der Wissenschaften Apollo gemeißelt. Die russische Inschrift lautet in deutscher Übersetzung: „Die Hauptstadt St. Petersburg Elisabeth I., aller Russen Kaiserin, der Tochter Peters des Großen gewidmet“.

[A 30]

Prospekt v niz po Nevě řekě meždu zimnim Eja Imperatorskago Veličestva domom i Akademijeju nauk = Vue des bords de la Neva en descendant la riviere entre le Palais d'hiver de Sa Majesté Impériale & les batimens de l'Academie des Sciences. [Ansicht newaabwärts zwischen dem Winterpalast Ihrer Kaiserlichen Majestät und der Akademie der Wissenschaften]. - [St. Petersburg 1753].

Radierung u. Kupferstich von zwei Platten, ca. 1350 x 500 mm von Michail Machajew (Vorzeichner) u. Grigori Katschalow (Stecher)
SUB Göttingen: gr. 2° H. Russ. 430/71

Die im Folgenden gezeigten zwei Ansichten St. Petersburgs gehören zu den repräsentativsten Veduten des bereits erwähnten Jubiläumsalbums. Auf der linken Seite der ersten Vedute sind abgebildet: der dritte Bau des Winterpalastes, der von 1732 bis 1736 von Rastrelli errichtet worden war (der heute noch bestehende Bau des Winterpalastes wurde von 1754 bis 1764 von demselben Architekten ausgeführt), der Komplex der Admiralität und die Isaaskirche (die heutige Isaaks-Kathedrale wurde an anderer Stelle errichtet). Auf der rechten Seite sind die Gebäude der Akademie der Wissenschaften und der Kunstakademie Peters des Großen zu sehen. Auf der Großen Newa selbst kann reger Schiffsverkehr beobachtet werden.

[A 31]

Prospekt v verch po Nevě řekě ot Admiraltejstva i Akademii nauk k vostoku = Vue des bords de la Neva en remontant la riviere entre l'Amirauté et les batimens de l'Academie des Sciences. [Ansicht newaaufwärts von der Admiralität und der Akademie der Wissenschaften nach Osten]. - [St. Petersburg 1753].

Radierung u. Kupferstich von zwei Platten, ca. 1351 x 492 mm von Michail Machajew (Vorzeichner) u. Efim Winogradow (Efim Vinogradov) (Stecher)
SUB Göttingen: gr. 2° H. Russ. 430/71

Dieses Panorama zeigt den Blick auf die Newa in umgekehrter Richtung zur vorherigen Vedute. Auf der linken Seite sind abgebildet: das Gebäude der Akademie der Wissenschaften (mit einem ins Wasser ragenden hölzernen Podest, dem „Theater für Feuerwerke und Illuminationen“) und die Peter-Pauls-Festung mit der Peter-Pauls-Kathedrale. Auf der rechten Seite ist das Schlossufer vom Sommergarten bis zum offenen Hof des Winterpalastes dargestellt. Auf der Großen Newa selbst ist in der Mitte ein großes Schiff zu sehen, an dessen Heck das Zarenwappen befestigt ist. Links daneben befindet sich ein Boot, das Steinblöcke zur Weiterverarbeitung transportiert. Zwischen der russischen und deutschen Beschriftung steht das St. Petersburger Stadtwappen.

[A 32]

Prospekt Admiraltejtva i okolo ležaščich stroenii s častiju Nevskoj perspektivoj dorogi s zapadnuju storonu = Vue de l'Amirauté et des ses Environs en regardant de la Porte Triomphale vers l'occident. [Ansicht der Admiralität und der umliegenden Gebäude mit dem westlichen Teil der perspektivischen Newski-Straße]. - [St. Petersburg 1753]. Radierung und Kupferstich, 685 x 495 mm von Michail Machajew (Vorzeichner) u. Grigori Katschalow (Stecher)

SUB Göttingen: gr. 2° H. Russ. 434/15

Der westliche Teil des Newski Prospekt mündete vor den Wallanlagen der Admiralität. Der hier zu sehende Bau ist das erste Steingebäude der Admiralität, das zwischen 1727 und 1738 entstand. Der heutige Umbau wurde zwischen 1806 und 1823 errichtet, als die Wallanlagen bereits beseitigt worden waren. Hinter dem Gebäude sind die Schiffsmasten der Werft (in der Mitte des Gebäudes) und die Kunstkammer (rechts) zu erkennen.

[A 33]

Prospekt novostroennyč palat protiv Aničkovskich vorot ot vostočnoj storony s častiju Sanktpeterburga i Nevskoj perspektivoj dorogi ot reki Fontanki = Vue du Nouveau palais près de la porte triomphale d'Anitschki vers l'orient avec une partie de la ville & du chemin du Monastere d'Alexandre Newski prise du Coté de la Fontanka. [Ansicht der neu errichteten Gebäude gegenüber dem Anitschkow-Triumphbogen von der Ostseite mit einem Teil St. Petersburgs und der perspektivischen Newski-Straße von der Fontanka aus]. - [St. Petersburg 1753].

Radierung und Kupferstich, 680 x 490 mm von Michail Machajew (Vorzeichner) u. Jakob Wassiljew (Iakov Vasil'ev) (Stecher)

SUB Göttingen: gr. 2° H. Russ. 434/15

Der Anitschkow-Palast ist das älteste noch erhaltene Gebäude am Newski Prospekt. Er hat eine äußerst turbulente Geschichte, da er seit Baubeginn im Jahre 1741 vielfach umgebaut wurde. Der Anitschkow-Palast war ein beliebtes Geschenk der Zarrinnen für ihre Günstlinge. Seine Benennung leitet sich von dem Namen des Baumeisters M. O. Anitschkow (M. O. Aničkov) ab.

In der Mitte des Bildes führt der Newski Prospekt gerade auf den Turm der Admiralität zu. Die Straße wurde schon um die Mitte des 18. Jahrhunderts zur Magistrale der Stadt. Auf der rechten Seite ist die harte Arbeit der Holzflößer dargestellt.

[A 34]

Prospekt Gosudarstvennych Kollegii s častiju Gostinagog dvora s vostočnuju storonu = Vue des batimens des Colleges Imperiaux & d'une partie du Magazin de marchandises vers l'orient. [Ansicht der Staatlichen Kollegien und eines Teils des Handelshofs nach Osten hin]. - [St. Petersburg 1753].

Radierung und Kupferstich, 680 x 502 mm von Michail Machajew (Vorzeichner) u. Jefim Wnukow (Efim Vnukov) (Stecher)

SUB Göttingen: gr. 2° H. Russ. 434/15

Der an der Spitze der Wassiljew-Insel gelegene Komplex der Zwölf Kollegien, der Reichsministerien Peters des Großen, ist mit einer Länge von etwa 400 Metern das größte erhaltene Gebäude St. Petersburgs aus der Zeit des Zaren. Es entstand von 1722 bis 1732 und wurde von Domenico Trezzini geplant; für die Ausarbeitung des Projekts fand der erste Wettbewerb in der russischen Architekturgeschichte statt. Seit 1819 beherbergt das Gebäude die St. Petersburger Universität.

Auf dem Platz zwischen den Zwölf Kollegien und dem – heute nicht mehr erhaltenen – Gebäude des Handelshofes ist geschäftiges Treiben zu beobachten; unter anderem ist eine Menschenmenge zu sehen, der eine neue Verordnung oder ein Gerichtsurteil verkündet wird.

[A 35]

Prospekt Lětnjago Eja Imperatorskago Veličestva domu s sěvernuju storonu = Vue du Palais d'Été de Sa Majesté Imperiale du coté du Nord. [Ansicht der Nordseite des Sommerhauses Ihrer Kaiserlichen Majestät]. - [St. Petersburg 1753].

Radierung und Kupferstich, 690 x 495 mm von Michail Machajew (Vorzeichner) u. Alexei Grekow (Aleksej Grekov) (Stecher)

SUB Göttingen: gr. 2° H. Russ. 434/15

Südlich des Sommergartens befand sich der Sommerpalast Elisabeths I., der von 1741 bis 1744 von Rastrelli errichtet worden war. Die Konstruktion des „Sommerhaus“ genannten Palastes bestand überwiegend aus Holz. Auch das Leben im Freien ist auf dieser Abbildung zu sehen: Boote mit Schaulustigen drängen sich auf dem Fluss, im Garten promeniert die Hofgesellschaft.

[A 36]

[Ansicht der Akademie der Künste in St. Petersburg].

Postkarte [um 1910], 138 x 88 mm

Deutsches Historisches Museum Berlin: PK 90/2714

Die St. Petersburger Akademie der Künste ist die älteste russische Kunsthochschule. Sie wurde 1757 unter Elisabeth I. als Akademie der „drei edlen Künste“ gegründet – der Architektur, Bildhauerei und Malerei. Das heutige Gebäude entstand zwischen 1765 und 1788, bereits in der Regierungszeit Katharinas der Großen. Zu den berühmtesten Schülern der Akademie gehört der russische Maler Ilja Repin (Il'ja Repin) (1844-1930).

[A 37]

[Kupfermedaille auf die Einrichtung der St. Petersburger Akademie der Künste 1765].

Durchmesser 52 mm

Münzsammlung der Universität Göttingen, Archäologisches Institut,

Reuß-Inv. S. 78, Nr. 97

1765 fand anlässlich der Feierlichkeiten des Jahrestages der Gründung der Akademie der Künste die Grundsteinlegung des heutigen Gebäudes statt. Auf diesen Anlass ließ die Katharina die Große eine Gedenkmedaille prägen. In der unter ihrer Herrschaft entstandenen Serie von Gedenkmedaillen zur russischen Geschichte fehlt allerdings eine entsprechende Medaille auf die Gründung der Akademie durch Elisabeth I.

Die Vorderseite der Medaille zeigt eine Bildnisbüste Katharinas der Großen, Die Rückseite einen steinernen Sockel, auf dem verschiedene Objekte der schönen Künste liegen. Die Legende lautet: TAKO TVERDY PREBUDETE [So werdet ihr gefestigt bleiben]. In dem Abschnitt heißt es: S. PETERBUR[gskaja] IMPERATORS[kaja] AKADEM[ja] TORŽESTVEN[no] POSVJAŠČENA IJUNJA 28 D[nja] 1765 [Die St. Petersburger Kaiserliche Akademie feierlich eingeweiht am 18. Juni 1765].

[A 38]

Der Kaiserliche Pallais zu St. Petersburg = The imperial palace at St. Petersburg.

Radierung, 165 x 100 mm

Stadtarchiv Göttingen, Stabu. Wendebourg Nr. 22, Bl. 13

Der Kaiserliche Palast an der Newa, im Gegensatz zum Sommerschloss als Winterpalast bezeichnet, wurde 1754-1762 von Rastrelli für Elisabeth I. erbaut, die jedoch vor seiner Fertigstellung starb. Er ist nach mehreren Neu- und Umbauten bereits bestehender Paläste bereits der fünfte Winterpalast. Dieser Palast diente bis zur Februarrevolution 1917 als offizielle Residenz der Zaren. Bis zur Oktoberrevolution tagte hier die Provisorische Regierung. Heute ist in dem Winterpalast mit angeschlossener Eremitage eines der bedeutendsten Kunstmuseen der Welt untergebracht.

[A 39]

[Ansicht von St. Petersburg mit dem Schlossplatz].

Postkarte [um 1910], 138 x 88 mm

Deutsches Historisches Museum Berlin: PK 90/2713

Der Bau des Winterpalastes stellte den Anlass zur Schaffung eines Schlossplatzes dar, dessen heutige Gestalt erst seit 1819 entstand. Die Postkarte zeigt rechts einen Teil des Winterpalastes, im Hintergrund die Spitze der Admiralität (Mitte) und die Kuppel der Isaaks-Kathedrale (links). In der Mitte des Platzes ragt die Alexandersäule gen Himmel, die von 1829 bis 1834 zu Ehren des Sieges Alexanders I. über Napoleon I. errichtet wurde. Mit 47,5 Metern war sie die höchste Triumphsäule der Welt.

[A 40]

Plan de la Résid[ence] Impér[iale] de St. PETERBOURG. [Plan der Kaiserlichen Residenz St. Petersburg]. – o.O. 1790.

Kolorierter Kupferstich, Durchmesser 80 mm, von Joseph Deibel u. Johann C. Nabholz
SUB Göttingen: MAPP 5260

Der Stadtplan zeigt St. Petersburg in den letzten Jahren der Regierungszeit Katharinas der Großen. Ungewöhnlich ist die Größe der Karte und ihre runde Form.

[A 41]

[Kupfermedaille auf das Reiterdenkmal Peters des Großen].

Durchmesser 75 mm

Münzsammlung der Universität Göttingen, Archäologisches Institut,
Reuß-Inv. S. 95, Nr. 21

Über die Vermittlung Denis Diderots konnte Katharina die Große 1766 den Bildhauer Etienne-Maurice Falconet für das Projekt eines Denkmals für Peter den Großen gewinnen. Er arbeitete zwölf Jahre lang an der Monumentalplastik. 1782, hundert Jahre nach der Thronbesteigung Peters des Großen, wurde das Reiterdenkmal feierlich enthüllt. Es zeigt den Zaren auf einem sich aufbäumenden Pferd, das mit den Hinterbeinen eine Schlange zertritt (Sieg über die inneren und äußeren Feinde). Die Rechte des Zaren weist gebieterisch in die Zukunft. Katharina die Große ließ auf dem Sockel in russischer und lateinischer Sprache die Inschrift „Peter dem Ersten von Katharina der Zweiten“ anbringen. Damit stellte sie sich bewusst in die Traditionslinie Peters des Großen. Die Rückseite der Medaille bildet das Reiterdenkmal ab. In dem Abschnitt wird auf das Datum der Denkmalsenthüllung verwiesen: LËTA 1782 AVGUSTA 6 DNJA [6. August 1782].

[A 42]

[Ansicht der Isaaks-Kathedrale in St. Petersburg].

Postkarte [um 1910], 137 x 89 mm

Deutsches Historisches Museum Berlin: PK 90/2716

Die Ansicht zeigt das Ensemble des Reiterdenkmals und der Isaaks-Kathedrale am Petersplatz (dem heutigen Dekabristenplatz) auf der Admiraltätsseite. Das Reiterdenkmal hat zahlreiche Dichter inspiriert, so auch den russischen Nationaldichter Alexander Puschkin (Aleksandr Puškin). Es gehört heute zu den bedeutendsten Wahrzeichen der Stadt.

[A 43]

[Kupfermedaille auf den Transport des Reiterdenkmals Peters des Großen].

Durchmesser 61 mm

Münzsammlung der Universität Göttingen, Archäologisches Institut,
Reuß-Inv. S. 86, Nr. 1

Die gewaltigen Anstrengungen, die für den Auf- und Ausbau St. Petersburgs unternommen wurden, lassen sich exemplarisch anhand der Baugeschichte des Reiterdenkmals verfolgen. Für seinen wellenförmigen Sockel wurde ein besonders großer Stein benötigt, der 12 km vor St. Petersburg gefunden wurde. Er war 13,5 Meter lang, 7 Meter breit, 8 Meter hoch und 1.600 Tonnen schwer. Der Transport des riesigen Monolithen in die Hauptstadt stellte angesichts der damaligen technischen Möglichkeiten eine unglaubliche Herausforderung dar und dauerte zwei Jahre, von September 1768 bis September 1770. Einen Teilabschnitt des Transportes beobachtete Katharina die Gro-

ße mit ihrem Hofstaat im Januar 1770. Die Rückseite der Medaille stellt dieses Ereignis dar. Die Legende lautet DERZNOVENIJU PODOBNO [Der Kühnheit gleich]. In dem Abschnitt wird das Datum GENVARJA 20 1770 [20. Januar 1770] angegeben.

[A 44]

[Transport des Sockels des Reiterdenkmals Peters des Großen].

Kupferstich, 730 x 440 mm

SUB Göttingen: gr. 2° Techn. II, 1315 (Tafel V)

Welch ein gewaltiges Unterfangen die Errichtung des Reiterdenkmals darstellte, wird auch daran deutlich, dass seinem Transport ein eigenes Druckwerk gewidmet wurde. Die Schilderung „Monument élevé à la gloire de Pierre-le-Grand ...“ (Paris 1777) des Grafen Marin Carburi de Ceffalonie enthält eine umfangreiche Beschreibung der technischen Bewerksstellung des Transports und 13 illustrative Kupferstiche. Zu sehen ist hier die Bewegung des Steines mit Hilfe von Winden auf Kugeln, die in Bronzeschienen liefen. Mehr als tausend Arbeiter wurden für den achteinhalb Kilometer langen Transport von der Fund- zur Anlegestelle eingesetzt. Er dauerte fast fünf Monate. Für den Weitertransport auf dem Seeweg wurde eigens ein Schiff gebaut.

[A 45]

Novoj plan stoličnago goroda i krěposti Sanktpeterburga [...] = Nouveau plan de la ville et de la forteresse de St. Petersbourg [...]. [Neuer Plan der Hauptstadt und Festung St. Petersburg [...]]. [St. Petersburg] 1776.

Kolorierter Kupferstich, 525 x 395 mm von C. M. Roth

SUB Göttingen: gr. 2° H. Russ. 430/71

Der 1776 gedruckte Stadtplan zeigt im Vergleich zu [A 16], wie weit sich die Stadt innerhalb von gut 70 Jahren nach der Gründung über den zentralen Bereich ausgedehnt hatte. Die Hauptstadtfunktion beschleunigte die Bevölkerungszunahme: Hatte St. Petersburg im Todesjahr Peters des Großen 1725 noch etwa 40 000 Einwohner, so wuchs sie bis zum Ende des 18. Jahrhunderts auf 220 000 Einwohner an. Interessant an dem gezeigten Stadtplan ist auch die Angabe der Bebauungsart mithilfe unterschiedlicher Kolorierungen: Steinhäuser werden durch rote, Holzhäuser durch gelbe Kolorierung markiert. Von 1714 bis 1741 galt das strenge Gebot, dass im ganzen Reich nur in St. Petersburg Steinbauten ausgeführt werden durften; jedes Fahrzeug zu Wasser und zu Lande musste eine bestimmte Menge Steine abliefern. Auf diese Weise sollte sichergestellt werden, dass die Stadt eine ihrer Funktion entsprechende repräsentative Prägung erhielt. Unter Katharina der Großen wurde die Nawa um die Peters-Pauls-Festung und entlang des Schlosskais in Granit eingefasst, und es entstanden die ersten Steinbrücken der Stadt. Eine Redensart besagte, dass die Zarin St. Petersburg hölzern empfangen und es steinern zurückgelassen habe.

[A 46]

Vue de l'église prise à l'angle du boulevard de l'Amirauté. [Ansicht der Kirche von der Ecke des Boulevards der Admiralität aus gesehen].

Chromolithographie, 450 x 340 mm von Ph. Benoist

SUB Göttingen: gr. 2° H. Russ. 434/65

Die mächtige Isaaks-Kathedrale ist die größte Kirche Russlands. 14 000 Menschen finden in ihr Platz. Die heutige Kathedrale ist bereits die vierte Kirche, die in St. Petersburg zu Ehren des Heiligen Isaak von Dalmatien erbaut wurde. Alexander I. erteilte 1818 seinem Hofarchitekten Auguste Ricard Montferrand den Auftrag zum Umbau der dritten, 1768 errichteten Kirche. Die Bauarbeiten dauerten bis zum Jahr 1858 an.

[A 47]

Vue de l'édifice entouré de toutes ses charpentes. [Ansicht des von seinen Gerüsten umgebenen Baus].

Chromolithographie, 405 x 300 mm von Villemen u. Bayot

SUB Göttingen: gr. 2° H. Russ. 434/65 (Pl. 34)

Die Lithographie zeigt die gewaltigen Ausmaße der Bauarbeiten. Im Laufe der vierjährigen Bauzeit waren insgesamt etwa 400 000 Menschen mit der Errichtung der Kathedrale beschäftigt; jeweils 11 000 von ihnen arbeiteten Tag und Nacht in Zwölfstundenschichten.

[A 48]

Details de la construction des pendentifs et des arcs de la coupole. [Details der Konstruktion der Hängezwikel und der Kuppelbögen].

Kolorierte Chromolithographie, 570 x 410 mm von F. Giniez

SUB Göttingen: gr. 2° H. Russ. 434/65 (Pl. 23)

Bei der Errichtung der mächtigen Kuppel nutzte Montferrand die Erfahrungen des Architekten Christopher Wren, der in der Londoner St. Pauls-Kathedrale das System eines konischen und eines sphärischen Gewölbes geschaffen hatte. Die Abbildung zeigt technische Details der Umsetzung dieses Unterfangens. Die sogenannten „Hängezwikel“ sind sphärische Dreiecke, die vom Quadrat des Grundrisses zum Kreis der Kuppel überleiten.

[A 49]

[Modell des Kernbereiches von St. Petersburg].

Balsaholz, ca. 900 x 550 x 180 mm von Paul Schürmann

Leihgabe der Johann-Beckmann-Gesellschaft e.V., Hoya

Deutsch-russische Wissenschaftsbeziehungen im 18. Jahrhundert – Göttingen und St. Petersburg. Historische Bedingungen und Inhalte

Folkwart Wendland

1. Politische Verhältnisse in Europa

Während des 18. Jahrhunderts vollzogen sich in Europa weitreichende machtpolitische Veränderungen, wobei die Auseinandersetzungen zwischen England, Frankreich, Holland und Spanien auf deren überseeische Kolonialgebiete übergriffen. Gleichzeitig begann sich der Welthandel in überseeischen Maßstäben zu etablieren.

Am Beginn des Jahrhunderts stand der Eintritt Russlands in die europäische Mächtegemeinschaft, an seinem Ende die Unabhängigkeit Nordamerikas, die Französische Revolution und die Expansion Frankreichs unter Napoleon I.

Der Gegensatz zwischen Österreich und Frankreich wurde neu ausbalanciert, England, die Niederlande sowie Russland wurden zu Gegenspielern Frankreichs. Im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation setzte sich Preußen in mehreren Kriegen gegen Österreich als „Mittelmacht“ durch. Russland erreichte nicht nur den lange angestrebten Zugang zur Ostsee, sondern trat als Großmacht an die Stelle Schwedens.

Russland konzentrierte bis in das letzte Viertel des 18. Jahrhunderts den Blick auf Polen, Schweden und das Osmanische Reich. Trotz der jahrhundertalten intensiven wirtschaftlichen und auch politischen Beziehungen zum Reich wurden von den erstarkten deutschen Territorialmächten zunächst nur jene gesondert wahrgenommen, die für die Beziehungen zu dieser Interessenzone von Bedeutung waren. Dazu gehörten Preußen und mehrere norddeutsche Fürstenhöfe und Hansestädte wegen Polens, Schwedens und des Ostseeraums, Österreich wegen Polens und des Osmanischen Reiches und Sachsen wegen der langanhaltenden Personalunion mit Polen.

Während des Nordischen Krieges und bis in die Zeit Katharinas der Großen reichend wurden mit verschiedenen kleineren und mittleren norddeutschen, evangelischen Fürstenhöfen dynastische Beziehungen geknüpft, welche die Thronfolge und teilweise auch die Außenpolitik Russlands während des ganzen 18. Jahrhunderts beeinflussten. Die Beziehungen zum Wien-

er Kaiserhof waren für Russland aus Statusgründen wichtig, weil die russischen Herrscher nach der Anerkennung des neuen Kaisertitels strebten.¹

Die von Peter dem Großen mit teilweise barbarischen Mitteln vorgenommene Umgestaltung und Anpassung der Struktur des Russischen Reichs an die der anderen europäischen Staaten umfasste die straffe Strukturierung der Regierungsgewalt, die Förderung der Wirtschaft und ihre Einbeziehung in den europäischen Handel ebenso wie die konsequente Förderung der Wissenschaft und der Ausbildung russischer Fachleute inner- oder außerhalb des Reichs. Sie erhielt 1725 mit der Gründung der Russisch-Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg eine dauerhafte Grundlage. Damit hatte Russland im Zeichen der Frühaufklärung auf dem Gebiet der Bildung moderner gelehrter Institutionen den Anschluss an die europäische Entwicklung erreicht.² Die Anwerbung von Gelehrten, Handwerkern und Technikern, die eher auf Einzelne oder Gruppen beschränkt war, unterstützte über das ganze Jahrhundert hinweg den Angleichungs- und Aufholungsprozess gegenüber dem Westen.

Voraussetzungen für wirtschaftliches Wachstum waren der Aufbau der Infrastruktur, die Erkundung der natürlichen Ressourcen im Ural und in Sibirien mittels Forschungsexpeditionen sowie die innere Kolonisation des Reiches. Vergleichbar mit Österreich und Preußen betrieb Russland eine intensive und großzügige merkantilistische Peuplierungspolitik. Katharina II. suchte deutsche bäuerliche Siedler in großer Zahl ins Land zu ziehen, denen die Manifeste von 1763 und 1764 eine Sonderstellung hinsichtlich der Religionsfreiheit, Befreiung vom Wehrdienst und zeitweiligen Steuerfreiheit zusicherten.

Gleichzeitig wurde ganz Europa durch die große geistige Bewegung der Aufklärung geprägt, die Wissenschaft, Kunst, Literatur, Musik, aber auch die Lebensweise und das Lebensgefühl der kleinen Schicht gebildeter Menschen erfasste und beeinflusste. Die Wissenschaft, die sich durch die im 17. Jahrhundert einsetzenden, nunmehr verstärkenden Tendenzen zur Differenzierung und Spezialisierung auszeichnete, erfuhr einen großen Aufschwung. Europaweit kam es zur Organisation und Institutionalisierung der Wissenschaft in gelehr-

1 Vgl. Beyer-Thoma, Hermann: Bayern, Franken, Schwaben und Rußland im 18. Jahrhundert, in: Mitteilungen des Osteuropa-Instituts München, München, (1998) 31, S. 3f.

2 Vgl. Amburger, Erik: Die Gründung gelehrter Gesellschaften in Rußland unter Katharina II., in: Wissenschaftspolitik in Mittel- und Osteuropa. Wissenschaftliche Gesellschaften, Akademien und Hochschulen im 18. und beginnenden 19. Jahrhundert, hrsg. von Erik Amburger, Michal Ciesla und László Sziklay, (Studien zur Geschichte der Kulturbeziehungen in Mittel- und Osteuropa, 3), Berlin 1976, S. 259.

ten Gesellschaften und Akademien sowie behördenartigen Kollegien (Akademiebewegung). Initiatoren und Förderer der praktisch verwertbaren Wissenschaft waren aufgeklärte Monarchen, wie Joseph II. in Österreich, Katharina die Große in Russland, Friedrich II. der Große in Preußen und König Georg II. von Großbritannien und Hannover, und gebildete Vertreter des Adels. Die Wissenschaft und ihre Institutionen wurden von diesen Monarchen als Ausweis ihrer „aufgeklärten“ Herrschaft gefördert. Sie erkannten aber auch die Notwendigkeit, Wissenschaft und Technik voranzubringen, um der durch Kriege und Verschwendungssucht der Höfe beeinträchtigten Wirtschaft ihrer Länder aufzuhelfen. Träger dieser Institutionen waren die Gelehrten oder Beamte, die vorwiegend aus dem Bürgertum kamen.

2. St. Petersburg und Göttingen

St. Petersburg und Göttingen hatten politisch wenig miteinander zu tun, da St. Petersburg die Hauptstadt des Russischen Reiches, Göttingen aber nicht die des Kurfürstentums Hannover war. Die Bürgerstadt Göttingen im Binnenland und St. Petersburg als junge Zarenresidenz am Meer unterschieden sich in vieler Hinsicht voneinander.

St. Petersburg, planmäßig in kürzester Zeit 1703 nach dem Willen Peters des Großen errichtet, lag zwar an der Peripherie des Russischen Reichs, strategisch und handelspolitisch aber überaus günstig an der Newa und nahe der Ostsee. Die junge, von Moskau nach St. Petersburg verlegte Hauptstadt wurde rasch zum Sammelbecken der führenden und aufstrebenden Vertreter von Adel, Bürgertum, städtischen Unterschichten und nicht fronpflichtigen Bauern. Gleichzeitig wurde sie Anziehungspunkt für zahlreiche Ausländer. Über die Ostsee und das Baltikum war St. Petersburg mit den Wirtschafts- und Kulturzentren Mittel- und Westeuropas verbunden. Die Stadt wurde unter den Bedingungen eines zentralistischen, aufgeklärten Absolutismus den Bestrebungen Peters des Großen gemäß zum Fenster Russlands nach Westen und erlebte im 18. Jahrhundert durch vielfältigen Austausch eine kulturelle Blüte.³

Demgegenüber war das in der Mitte Deutschlands gelegene Göttingen eine schon 983 erwähnte kaufmännische Siedlung, die frühzeitig Stadtrecht erhielt. Rat und Bürgertum vermochten es im Mittelalter, die Stellung Göttingens so

3 Vgl. Mühlpfordt, Günter: Petersburg und Leipzig – zwei engverbundene Zentren der Aufklärung, in: Russisch-deutsche Beziehungen von der Kiever Rus' bis zur Oktoberrevolution. Studien und Aufsätze, hrsg. von Hans Lemke und Bruno Widera, (Quellen und Studien zur Geschichte Osteuropas, 19), Berlin 1976, S. 115f.

auszubauen, dass sie gegenüber dem Landesfürsten eigenständiges Gewicht besaß. Die Verwicklungen und die Niederlage im Schmalkaldischen Krieg und die Verwüstungen des Dreißigjährigen Krieges führten auf Grund der drückenden Schuldenlast zu einem Niedergang und Verlust der erreichten Stellung.⁴ Erst die Bestimmung Göttingens 1732 als Standort der neuen Landesuniversität durch den Kurfürsten Georg II. von Hannover, seit 1727 König von Großbritannien und Irland, ließ die Stadt aufblühen. Begründet wurde die Standortwahl damit, dass Göttingen „in einer gesunden anmuthigen Gegend liege“ und der „wohlfeileste Ort im gantzen Land“⁵ sei. Im Jahre 1748 zählte die Göttinger Universität bereits etwa 700 Studenten.

Bis dahin hatte das Kurfürstentum Hannover keine eigene moderne Universität besessen, wenn man von der Julius-Universität Helmstedt absieht. Helmstedt war aber gegenüber Wittenberg, Leipzig und Jena, vor allem gegenüber der von Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg 1694 in Halle an der Saale gestifteten Universität ins Hintertreffen geraten. Diese mitteldeutschen Universitäten lehrten und verbreiteten das Gedankengut der Aufklärung.

Die 1734 gegründete Göttinger Universität war Ausdruck der hochschulpolitischen Rivalität zwischen dem preußischen König Friedrich Wilhelm I. und Georg II. Ihr Aufbau und Blüte ist das bleibende Verdienst von Gerlach Adolph Freiherr von Münchhausen, hannoverscher Staatsminister im Geheimen Rat und erster Kurator der neuen Universität. Die Fakultäten der neuen Universität sollten von Anfang vollzählig und mit den bedeutendsten Gelehrten besetzt werden, was aber auf den Widerstand der konkurrierenden Universitäten stieß. So verboten der preußische König Friedrich Wilhelm I. und der sächsische Kurfürst Friedrich August II. 1733 ihren Professoren fremde „Vocationen“ anzunehmen.⁶ Die von Münchhausen geschaffenen Rahmenbedingungen – eine großzügige Berufungspolitik, bessere Publikationsmöglichkeiten, eine größere Bibliothek und mehr „gelehrte Freiheit“ – sorgten dafür, dass innerhalb kurzer Zeit eine Phalanx geeigneter Professoren ihren Platz einnehmen konnte. Münchhausen berücksichtigte – ausgehend von dem Hallenser Vorbild – bei der Planung und dem Aufbau der Universität die damals modernsten Wissenschaftsdisziplinen wie Staats- und Rechtswissenschaften, klassische

4 Vgl. Niedersachsen und Bremen, hrsg. von Kurt Brüning und Heinrich Schmidt, 5. Aufl., (Handbuch der historischen Stätten Deutschlands, 2), Stuttgart 1986, S. 178-181.

5 Albrecht von Haller in Göttingen 1736-1753. Briefe und Selbstzeugnisse, ausgewählt, übersetzt und hrsg. von Urs Boschung, Bern [usw.] 1994, S. 11 und 75 (Boschung 1994).

6 Boschung 1994, S. 13.

Altertumswissenschaften und Naturwissenschaften, ohne der Theologie die führende Position einzuräumen.

Zu den namhaftesten, vielfach von der mitteldeutschen Aufklärung geprägten Gelehrten gehörten der Altphilologe Christian Gottlob Heyne, der Historiker August Ludwig von Schlözer sowie der Ökonom Johann Beckmann und nicht zuletzt der Mediziner und Botaniker Albrecht von Haller. Mit ihnen sind einige der bedeutendsten Persönlichkeiten genannt, die im Kontext Göttingen – St. Petersburg wichtig sind.

Göttingen unterstrich seine führende Position auch dadurch, dass deutlicher als in dem mit der pietistischen Tradition August Hermann Franckes verbundenen Halle der praktische Nutzen der Wissenschaft für das allgemeine Wohl des Menschen und der Gesellschaft als Studienmotivation herausgestellt wurde. Hier fanden die methodologischen Prinzipien der Induktion und Analogie des englischen Empirismus vor allem in die Naturwissenschaften Eingang. In Göttingen wurden wichtige Beiträge zur Entwicklung von Botanik, Medizin, Physiologie, Tierpsychologie und Experimentalphysik zu eigenständigen Disziplinen geleistet.

Die moderne Neugründung Münchhausens wurde innerhalb einer Generation zur führenden deutschen Universität, die nunmehr in stärkerem Maße von Wittenberg, Leipzig, Halle, Jena und Erfurt die Mittlerfunktion der mitteldeutschen Aufklärung übernahm. Göttingen wurde damit zum Anziehungspunkt für viele Studenten aus ganz Europa einschließlich des Russischen Reichs und zu einem Knotenpunkt der deutsch-russischen Wissenschaftsbeziehungen.

3. Deutsch-russische Wissenschaftsbeziehungen

3.1 Definitionsversuch

Unter den deutsch-russischen Wissenschaftsbeziehungen verstehen wir alle wechselseitigen Kontakte, Verbindungen und Beziehungen zwischen Gelehrten, gelehrten Institutionen sowie der Wissenschaft nahe stehenden Persönlichkeiten in Deutschland und Russland, zwischen denen in einem bestimmten geographischen, zeitlichen und sozialen Rahmen wissenschaftliche oder allgemeine Kommunikation und Information angebahnt und gepflegt wurden.

Die zwischen Göttingen und St. Petersburg bestehenden, wechselseitigen Beziehungen waren Teil der deutsch-russischen Verbindungen und sind einem größeren, nordosteuropäischen Kommunikationssystem, das Mitteldeutschland, Skandinavien, Polen und Russland umfasste, zuzuordnen. Dieses war wiederum auf vielfältige Weise und Bande mit dem westeuropäischen (Frankreich, Groß-

britannien, Holland) und anderen untrennbar verbunden und bildete ein ganz Europa umfassendes Beziehungssystem.⁷

3.2 Formen der Beziehungen

Die Anbahnung wissenschaftlicher Beziehungen zwischen St. Petersburg und Göttingen erfolgte auf vielfältige Weise: die persönliche Bekanntschaft im Rahmen des Universitätsstudiums oder der „peregrinatio academica“, die Schulbildung deutscher Universitätsprofessoren, die Vermittlung von Gelehrten nach Russland, wechselseitige Berufungen von Gelehrten zu Mitgliedern gelehrter Akademien und Gesellschaften sowie vor allem Briefkorrespondenzen.

Die Kenntnis mehrerer Sprachen stellte eine begünstigende Voraussetzung für die Anbahnung und Aufrechterhaltung der Wissenschaftsbeziehungen dar. Während die russischen Gelehrten, weniger die russischen Studenten, neben ihrer Muttersprache oft gut Deutsch, Lateinisch und Französisch sprachen und schrieben, galt für deutsche Gelehrte, dass sie nur in Ausnahmefällen das Russische beherrschten, so dass die Korrespondenz meist auf Deutsch, Französisch, in abnehmendem Maße auf Lateinisch geführt wurde. Noch weniger war anscheinend das Englische verbreitet, wenn man von den Fällen absieht, wo Russen oder Deutsche in Russland im Rahmen von Reisen oder längeren Aufenthalten in England diese Sprache gelernt hatten. So fanden Übersetzungen aller Art in Russland und Deutschland einen aufnahmebereiten Markt bzw. Abnehmer.

Die wohl wichtigste Anbahnungsform der Wissenschaftsbeziehungen stellte die persönliche Bekanntschaft während des Studiums von Russen, Deutschen und Deutschen aus Russland oder Vertretern anderer slawischer Völker an deutschen Universitäten dar, wo sie mit den deutschen Professoren und Studenten bekannt wurden. Das gilt gerade auch für Göttingen im letzten Drittel des 18. und im ersten Dezennium des 19. Jahrhundert. Diese persönlichen Bekanntschaften wurden vielfach in die alte oder neue Heimat „mitgenommen“ und von dort aus gepflegt.

Daneben kam der „peregrinatio academica“, die im Jahrhundert der Aufklärung ihren Höhepunkt erreichte, bei der Anbahnung von Bekanntschaften und späteren Verbindungen eine wichtige Rolle zu. Göttingen diente russischen

7 Vgl. Ischreyt, Heinz: Buchhandel und Buchhändler im nordosteuropäischen Kommunikationssystem (1762-1797), in: Buch und Buchhandel in Europa im achtzehnten Jahrhundert. Fünftes Wolfenbütteler Symposium vom 1. bis 3. Nov. 1977. Vorträge, hrsg. von G. Barber und Berhard Fabian, (Wolfenbütteler Schriften zur Geschichte des Buchwesens, 4), Hamburg 1981, S. 249-269.

oder deutschen Studenten aus Russland oft auch als Zwischenstation auf der Durchreise von oder nach anderen Universitäten.

Weit verbreitet war die Wahl von Gelehrten und anderen Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens zu Mitgliedern gelehrter Akademien und Gesellschaften. Sie förderte die Reputation des gewählten Gelehrten und erleichterte die Anbahnung von Beziehungen und die Kommunikation mit anderen Gesellschaftsmitgliedern. Den neuen Mitgliedern eröffnete sich ein Freiraum für Diskussionen und den Austausch neuer Ideen und Methoden. Auch erhöhten renommierte neue Mitglieder das Ansehen der gelehrten Institutionen.⁸ Zu auswärtigen Mitgliedern bzw. Ehrenmitgliedern der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen wurden zwischen 1750 und 1799 24 Gelehrte und Staatsbeamte aus Russland gewählt. Ihnen stehen im gleichen Zeitraum 5 Göttinger gegenüber, die zu auswärtigen Mitgliedern der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften ernannt wurden.

Groß ist die Zahl der von Göttinger Professoren ausgebildeter Studenten, die als bedeutende Schüler im Sinne ihrer Lehrer im Russischen Reich wirkten und ihre Alma mater in dankbarer Erinnerung behielten. Für Göttingen hatte Georg Thomas Freiherr von Asch (1729-1807) die größte Bedeutung. Unter Albrecht von Haller 1750 promoviert, bekleidete er den Posten des Generalstabsmedikus der russischen Armee, hielt über mehrere Jahrzehnte die Verbindung zu Heyne aufrecht und schickte der Universität bzw. der Gesellschaft der Wissenschaften Bücher, Karten, Ansichten, Handschriften, Münzen, Mineralien u. a.⁹ Auf Vorschlag und Vermittlung Aschs sind etliche Mitglieder der Gesellschaft gewählt worden. Aber auch die Universität behielt ihre ehemaligen Studenten in lobender Erinnerung und hob in Rezensionen deren Göttinger Aufenthalt hervor. Wahrscheinlich kann man im Falle von August Ludwig (von) Schlözer von einer Schulenburg im heutigen Sinne sprechen. Zu seinen

8 Vgl. Wendland, Folkwart: Deutsche Gelehrte als Mittler zwischen Rußland, Großbritannien und den Niederlanden. Peter Simon Pallas und sein Umkreis, in: Deutsch-russische Beziehungen im 18. Jahrhundert. Kultur, Wissenschaft und Diplomatie, hrsg. von Conrad Grau, Serguei Karp und Jürgen Voss, (Wolfenbütteler Forschungen, 74), Wiesbaden 1997, S. 229; Hammermeyer 1976, S. 10.

9 Vgl. Buchholz, Arnold: Die Göttinger Rußlandsammlungen Georgs von Asch. Ein Museum der russischen Wissenschaftsgeschichte des 18. Jahrhunderts, (Osteuropa-Studien der Hochschulen des Landes Hessen, Reihe I, Gießener Abhandlungen zur Agrar- und Wirtschaftsforschung des europäischen Ostens, 17), Gießen 1961; „ganz vorzügliche und unvergeßliche Verdienste“. Georg Thomas von Asch als Förderer der Universität Göttingen. Ausstellung im Historischen Gebäude der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek 20. April bis 22. Mai 1998. Katalogredaktion: Helmut Rohlfing, Göttingen 1998 (Rohlfing 1998).

Schülern gehörten die Historiker Johann Gotthilf Stritter, Gustav Ewers, August Christian Lehrberg, Johann Philipp Krug und Andrei Kaissarow (Andrej Kajsarov).¹⁰

Im Zuge der Verbesserung der medizinischen Versorgung des Russischen Reichs beauftragte Katharina die Große 1786 den königlichen Leibarzt Johann Georg Zimmermann in Hannover mit der Anwerbung von 24 Ärzten. Zu ihnen gehörte auch Heynes Sohn, der Mediziner Carl Ludwig Heyne, der – seit 1787 im Heeresdienst – allerdings schon 1795 starb.¹¹

Im Zuge der nach dem Regierungsantritt Alexanders I. (reg. 1801-1825) eingeleiteten Reform des russischen Hochschulwesens wurden die für Dorpat (Tartu) und die 1805 gestifteten Universitäten Kasan, Charkow, Wilna und St. Petersburg (1819) benötigten Fachkräfte durch die Beziehungen zwischen dem Kurator des Moskauer Lehrbezirks Michail Murawjow (Michail Murav'ev) und dem Göttinger Staatsrechtler Christoph Meiners angeworben.¹²

Als Fortsetzung der persönlichen Bekanntschaft oder ausgelöst durch gelehrte Neuerscheinungen, stellen im „schreibwütigen“ 18. Jahrhundert Briefkorrespondenzen die wichtigste kontinuierliche Form der Pflege der gelehrten und allgemeinen Beziehungen dar. Aus ihrer Analyse lässt sich, wenn oft auch lückenhaft, das Beziehungsnetz des jeweiligen Gelehrten und seine Einordnung in übergeordnete Beziehungsnetze erschließen.

Demnach bestanden zwischen vielen Göttinger und St. Petersburger Gelehrten sowie zwischen der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften und der St. Petersburger Akademie erstmals 1725 und vor allem seit 1743 enge und recht kontinuierliche Beziehungen, auch wenn es durchaus Schwankungen in der Intensität gab. Die Intensität der Beziehungen nahm von 1760 bis 1789 stetig zu, nahm in den 1790er Jahren ab, um zwischen 1800 und 1809 ihren Höhepunkt (Berufungsverhandlungen von deutschen Gelehrten) zu erreichen. Neben dem Beziehungsnetz zwischen Göttingen und St. Petersburg waren die

10 Vgl. Die Beziehungen der Universität Göttingen zu Est-, Liv- und Kurland im 18. und frühen 19. Jahrhundert. Gemeinsame Ausstellung der Universitätsbibliothek Tartu und der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen vom 19. Mai bis 16. Juni 1989. Ausstellung und Katalog Arvo Tering, Tartu 1989; Lauer, Reinhard: Göttingen und die Slaven. Begleitheft zur Vorlesung Sommersemester 2002, in: Der Blaue Turm, Göttingen, (2002), S. 26f.

11 Vgl. Amburger, Erik: Beiträge zur Geschichte der deutsch-russischen kulturellen Beziehungen, (Osteuropastudien der Hochschulen des Landes Hessen, Reihe I, Gießener Abhandlungen zur Agrar- und Wirtschaftsforschung des europäischen Ostens, 14), Gießen 1961, S. 37ff; Brief Asch an Heyne vom 2./13. 12. 1795.

12 Vgl. Amburger 1961, S. 39; Fleischhauer, Ingeborg: Die Deutschen im Zarenreich. Zwei Jahrhunderte deutsch-russische Kulturgemeinschaft, Stuttgart 1986, S. 177.

Göttinger und St. Petersburger Gelehrten und Institutionen ebenso intensiv mit vielen anderen europäischen Gelehrten, Akademien und Gesellschaften verbunden und damit Teil des gesamteuropäischen Beziehungssystems.

Die Gelehrten sahen sich als Teil der „République des Sciences“, als Vertreter einer großen pädagogischen Mission, die Menschen im Geiste der Aufklärung und des wissenschaftlich-technologischen Fortschritts zu erziehen. Diese europäische Gelehrtenrepublik und Akademiebewegung bedurfte steter Kommunikation, reger Korrespondenz und einer oft bewundernswerten und mit physischen Strapazen erkauften persönlichen Mobilität.¹³

3.3 Wissensermittlung in Russland

In den beschreibenden Naturwissenschaften, wie Botanik und Zoologie, beruhen die Forschungsergebnisse zunächst auf den seit Peter dem Großen zusammengetragenen und angekauften Sammlungen der Kunstkammer bzw. des Naturalienkabinetts der Akademie. Das neueste Schrifttum Mittel- und Westeuropas stand den St. Petersburger Naturforschern in der Akademiebibliothek zur Verfügung.

Die wichtigsten Erkenntnisse lieferten jedoch die auf Initiative Peters des Großen und seiner Nachfolgerinnen im Auftrage der St. Petersburger Akademie durchgeführten Forschungsreisen zunächst einzelner Naturforscher, wie Daniel Messerschmidt, und die zahlreichen groß angelegten, langjährigen Forschungsexpeditionen nach Sibirien und in den Süden des Reichs. Die dazu abgeordneten Gelehrten trugen unter den schwierigsten Bedingungen von Klima, fehlender Infrastruktur und träger Bürokratie massenhaft Beobachtungen, Beschreibungen und Aufsammlungen zu Botanik, Zoologie, Geographie, Geologie und Mineralogie zusammen. Zu nennen sind die Zweite Kamtschatka-Expedition 1733-1743, die Akademische Expeditionen 1768-1774, die Sibirien-Pazifische Expedition 1785-1793/94 und die erste russische Weltumsegelung 1803-1806.

Stand bei der Zweiten Kamtschatka-Expedition die Entdeckung unbekannter Territorien und die Suche nach der Nordwestpassage im Vordergrund, so hatten die Akademischen Expeditionen die Erforschung des bereits Entdeckten, die Untersuchung von großen Teilen des riesigen Reichs zum Ziel. Den

13 Vgl. Hammermeyer, Ludwig: Akademiebewegung und Wissenschaftsorganisation. Formen, Tendenzen und Wandel in Europa während der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, in: Wissenschaftspolitik in Mittel- und Osteuropa. Wissenschaftliche Gesellschaften, Akademien und Hochschulen im 18. und beginnenden 19. Jahrhundert, hrsg. von Erik Amburger, Michal Ciesla und László Sziklay, (Studien zur Geschichte der Kulturbeziehungen in Mittel- und Osteuropa; 3), Berlin 1976, S. 9.

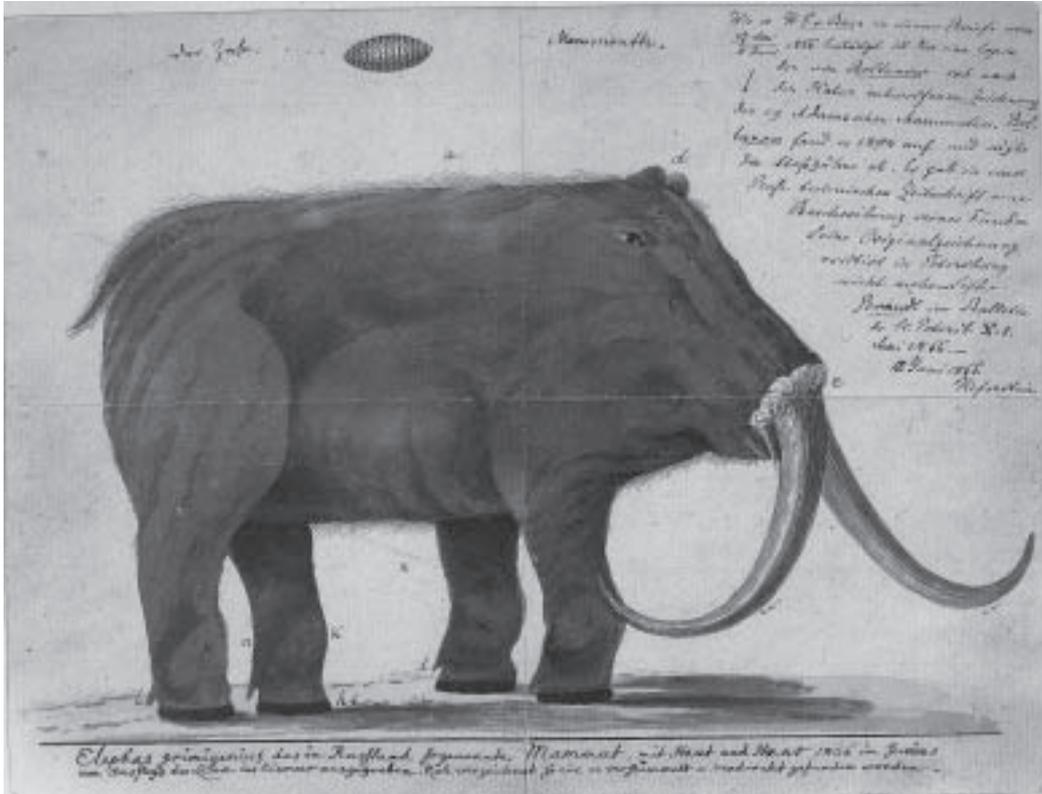


Abb. 2 (zu Katalog [B 5])
Rekonstruktionsbild eines an der Lena-Mündung entdeckten Mammuts

Forschungsexpeditionen waren umfassende Instruktionen zu allen Lebens- und Wissensbereichen vorgegeben, die aber trotz aller Bemühungen der Gelehrten oft nicht erfüllbar waren. Die Expeditionen hatten dem allgemeinen Wohl des Staates und der Förderung der Wissenschaft zu dienen. Im Unterschied zur Zweiten Kamtschatka-Expedition wurden die Ergebnisse der Akademischen Expeditionen der europäischen Öffentlichkeit unmittelbar nach ihrem Abschluss zur Kenntnis gebracht, da Katharina die Große für ihre Imagepflege an der raschen Veröffentlichung ein besonders Interesse hatte.¹⁴

Den Vertretern der Geisteswissenschaften, wie Geschichte, Ethnographie und Sprachforschung, standen die reichhaltigen Quellenbestände des Akademiearchivs und anderer Einrichtungen zur Verfügung. Auch für diese Wissenschaftsdisziplinen sahen die Instruktionen der Expeditionen vielfältige Aufgaben vor. Dazu gehörte die Sammlung von Nachrichten und Materialien über die Lebensweise, Geschichte, Kultur und Sprache der im Russischen Reich lebenden Völker. Gerhard Friedrich Müller trug während der Zweiten Kamtschatka-Expedition riesige Sammlungen zur sibirischen Geschichte zusammen.

Die Auswertung der in den Weiten des Russischen Reiches gesammelten Daten und Materialien erbrachte viele große Monographien und zahllose Zeitschriftenaufsätze. Allerdings war das Material so umfangreich, dass vieles bis heute unaufgearbeitet in den Archiven schlummert. Dabei ist zu bedenken, dass für jedes Fach an der St. Petersburger Akademie in der Regel nur ein Akademiemitglied zur Verfügung stand und es noch keine Forschungsinstitute im heutigen Sinne gab.

3.4 Wissenstransfer

Der Wissenstransfer – die Verbreitung und Vermittlung neuer Erkenntnisse und Informationen aus allen Wissenschaftszweigen – erfolgte vorwiegend über Bücher, Zeitschriften bzw. Zeitschriftenaufsätze. Dazu gehören aber auch Karten, Bilder, Münzen, ethnographische Sammlungsobjekte, Mineralien, Fossilien und andere Formen. An in Russland herausgegebenen Büchern bestand in Deutschland reges Interesse, wie die zahlreichen illegalen Nachdrucke belegen, die erheblich billiger als die Originaldrucke waren. Für den Buchvertrieb in

14 Robel, Gert: Die Sibiriexpeditionen und das deutsche Rußlandbild im 18. Jahrhundert. Bemerkungen zur Rezeption von Forschungsergebnissen, in: Wissenschaftspolitik in Mittel- und Osteuropa. Wissenschaftliche Gesellschaften, Akademien und Hochschulen im 18. und beginnenden 19. Jahrhundert, hrsg. von Erik Amburger, Michal Ciesla u. László Székely, (Studien zur Geschichte der Kulturbeziehungen in Mittel- und Osteuropa, 3), Berlin 1976, S. 273f und 277.

Deutschland spielte die Leipziger Buchmesse die Hauptrolle.¹⁵ Daneben setzte sich im Laufe des 18. Jahrhunderts zunächst die Fächer übergreifende Zeitschrift als Publikationsform durch, in der man neue Erkenntnisse und Entdeckungen bekannt machte. Am Ende des Jahrhunderts wurde sie in Abhängigkeit von der zunehmenden Wissenschaftsdifferenzierung und -spezialisierung immer stärker von Disziplin orientierten Zeitschriften abgelöst. Daneben entwickelten sich „Informations“zeitschriften, die in Form von frühen Referateorganen Fachinformationen über die transferierten Informationsquellen vermittelten.¹⁶

In Göttingen gehörten dazu die *Göttingischen Anzeigen von gelehrten Sachen*, während in St. Petersburg die mit Göttingen eng verbundenen Gelehrten Hartwig Ludwig Christian Bacmeister und Peter Simon Pallas unabhängig von den Periodika der St. Petersburger Akademie die *Russische Bibliothek* und die *Neuen Nordischen Beyträge* als Informationsmittel für das russische und deutsche gelehrte Publikum herausgaben.¹⁷

3.5 Beziehungsträger in St. Petersburg, dem übrigen Russischen Reich und Göttingen

Die Beziehungsträger in St. Petersburg und dem übrigen Russischen Reich, in Moskau, dem Baltikum und in Sibirien, waren vornehmlich deutsche und russische Gelehrte, Mediziner, Staats- und Hofbeamte, in geringerer Zahl Kaufleute, Buchhändler und Techniker. Sie waren im Zuge der Anwerbung der benötig-

15 Vgl. Grau, Conrad / Hoffmann, Peter: Zur Verbreitung der Petersburger Akademiepublikationen in Deutschland im 18. Jahrhundert, in: Studien zur Geschichte der russischen Literatur des 18. Jahrhunderts II, hrsg. von Helmut Graßhoff und Ulf Lehmann, (Veröffentlichungen des Instituts für Slawistik der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, 28/II), Berlin 1968, S. 122f und 125.

16 Vgl. Wendland, Folkwart: Zeitschriften der zweiten Hälfte des 18. Jh. in Deutschland und Rußland und ihre Bedeutung für die deutsch-russischen Wissenschaftsbeziehungen, in: Jahrbuch für Geschichte der sozialistischen Länder Europas, Berlin, 28 (1984), S. 279-289; Kanz, Kai Torsten: Deutsch-französischer Wissenstransfer in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Das Beispiel der medizinisch-naturwissenschaftlichen Periodika, in: *Philosophia Scientiae*, Nancy, (1998-1999) Cahier Special 2, S. 56.

17 Vgl. *Russische Bibliothek*, zur Kenntniß des gegenwärtigen Zustandes der Literatur in Rußland, St. Petersburg/Riga/Leipzig 1772-1789, 11 Bände: Frühform eines Referateorgans; *Neue Nordische Beyträge zur physikalischen und geographischen Erd- und Völkerbeschreibung und Ökonomie*, St. Petersburg / Leipzig 1781-1796, 7 Bände: fächerübergreifende Zeitschrift.

ten Fachleute entweder als Einzelne oder in Gruppen vor allem von Peter dem Großen und Katharina der Großen ins Land geholt worden, wo sie entweder lebenslang oder nur kurzfristig blieben. Für viele von ihnen bedeutete die Übersiedlung nach Russland auf Grund des Überschusses an von deutschen Universitäten ausgebildeten Akademikern vielfach die einzige Möglichkeit, im russischen Staatsdienst, an der St. Petersburger Akademie, an der Bergschule oder den Kadettenkorps und anderen Einrichtungen eine entsprechende Arbeitsmöglichkeit zu finden. Demzufolge lebten sie meist in den wenigen großen Städten des Reichs. Die neuen Staatsbürger waren loyale Untertanen der russischen Krone, behielten aber ihre nationale Identität. Zahlreiche Gelehrte übernahmen neben ihrer Forschungsarbeit wichtige Aufgaben im Auftrage Katharinas der Großen oder der Reichskollegien. Die sozialökonomischen Verhältnisse im Russischen Reich, speziell die Leibeigenschaftsfrage, sahen sie durchaus kritisch, ohne aber ihre Loyalität in Frage zu stellen.

Zu den wichtigsten Beziehungsträger in St. Petersburg, Moskau, Dorpat (Tartu) und anderen Orten des Russischen Reichs gehörten neben anderen Georg Thomas Freiherr von Asch, Hartwig Ludwig Christian Bacmeister, Johann Albrecht Euler, Tobias Johann Lowitz, Peter Simon Pallas und Michail Murawjow (Moskau).

Die zahlreichen Göttinger Beziehungsträger waren Professoren der Universität, die gleichzeitig auch Mitglieder der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften waren. Für die Anbahnung von Beziehungen waren Anton Friedrich Büsching (1750, 1761-1765), August Ludwig (von) Schlözer (1761-1767 mit Unterbrechung) und Johann Beckmann (1763-1765) prädestiniert, hatten sie doch mehrere Jahre in Russland verbracht und betätigten sich, nach Deutschland zurückgekehrt, lebenslang als Vermittler zwischen Deutschland und Russland.¹⁸

3.6 Wechselseitige Wissensrezeption

Die wohl folgenreichste Triebkraft für die wechselseitige Aufnahme von Wissen war auf dem Hintergrund der Aufklärungsbewegung die Neugier der mittel- und westeuropäischen Gelehrten an neuen in Russland gemachten Entdeckungen, gelehrten Erkenntnissen oder Erfindungen. Gleiches galt ebenso für die Gelehrten und den an der Wissenschaft interessierten „Liebhabern“ inner- und außerhalb der St. Petersburger Akademie, die viel Kraft, Zeit und die

18 Mühlpfordt, Günther: August Ludwig Schlözer 1735-1809, in: Wegbereiter der deutsch-slawischen Wechselseitigkeit, hrsg. von Eduard Winter und Günther Jarosch, (Quellen und Studien zur Geschichte Osteuropas, 26), Berlin 1983, S. 133.

Briefkorrespondenz daran setzten, um an die neuen gelehrten Erkenntnisse des Auslands zu gelangen.

Wichtige dokumentarische Medien der Wissensrezeption stellten Rezensionen und Referate in frühen Referateorganen sowie Bibliographien und Bibliotheksbestände von Gelehrten, gelehrten Gesellschaften und Universitäten dar. Während sich die Primärrezeption durch die Gelehrten in Deutschland gut verfolgen lässt, können bisher kaum Aussagen über die Sekundärgruppe der Rezipienten, den Literaten und der Tertiärgruppe der Rezipienten, den „gebildeten Lesern“ gemacht werden.¹⁹

Zu den wichtigsten Vertretern der Göttinger Russland-Rezeption zählten neben anderen Albrecht (von) Haller, Johann Beckmann, August Ludwig (von) Schlözer und Christian Gottlob Heyne.²⁰ Als Rezeptionsorgane standen ihnen in Göttingen die *Göttingischen Anzeigen von gelehrten Sachen* der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften und die *Physikalisch-ökonomische Bibliothek* Beckmanns zur Verfügung, die in schneller Folge die Neuerscheinungen referierten oder neue allgemeine Informationen aus Russland brachten. Ferner wurden u. a. von Kästner das in Hamburg und Leipzig erscheinende *Hamburgische Magazin* oder von Blumenbach die Weimarer *Allgemeinen Geographischen Ephemeriden* genutzt.

4. Ausblick auf das 19. Jahrhundert

Ungeachtet der großen politischen, wirtschaftlichen, und geistigen Umbrüche, die Europa im 19. Jahrhundert erlebte, haben zwischen Göttingen und St. Petersburg, Moskau und anderen Orten des Russischen Reichs intensive Verbindungen bestanden.

Nach dem Höhepunkt zwischen 1800 und 1809 nahm die Zahl der gewechselten Briefe stark ab, wobei zu berücksichtigen ist, dass die ermittelten

19 Vgl. Engelhardt, Dietrich von: Deutsch-russische Wissenschaftsbeziehungen im 18. und 19. Jahrhundert. Dimensionen und Perspektiven, in: Deutsch-russische Beziehungen in der Medizin des 18. und 19. Jahrhunderts. Vorträge des Symposiums vom 27. und 28. März 1999 am Karl-Sudhoff-Institut für Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften, Medizinische Fakultät der Universität Leipzig, hrsg. von Ingrid Kästner, (Deutsch-russische Beziehungen in Medizin und Naturwissenschaft, 1), Aachen 2000, S. 4 und 6; Robel 1976, S. 271.

20 Außerdem sind Abraham Gotthelf Kästner, Johann Friedrich Blumenbach, Ernst Gottfried Baldinger und Johann Christian Polycarp Erxleben, Christoph Meiners und Johann David Michaelis zu nennen.

Zahlen auch davon abhängen, inwieweit die Korrespondenz erhalten geblieben ist. So ist anzunehmen, dass viel mehr Briefe ausgetauscht wurden als erhalten sind. Zwischen 1810 und 1899 nahm die Zahl der aus Russland zu Mitgliedern der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen gewählten Gelehrten und anderen Persönlichkeiten ab. Vorwiegend handelte es sich um Vertreter der Naturwissenschaften, zurücktretend der Geisteswissenschaften. Demgegenüber wurden zwischen 1820 und 1899 erstmals mehr Göttinger Gelehrte, vorwiegend Vertreter der Geisteswissenschaften (Philologie), zu auswärtigen Mitgliedern der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften als umgekehrt gewählt.

Exponate

Folkwart Wendland, Wieland Hintzsche, Silke Glitsch

[B 1]

Territorii Iacutensis pars orientalis cum maxima partae Kamtschatkae. [Der östliche Teil des jakutischen Gebiets mit dem größten Teil von Kamtschatka]. – [St. Petersburg] [1745].

Kupferstich, 540 x 480 mm

SUB Göttingen: MAPP 5043, 18

Auf Initiative Peters des Großen und seiner Nachfolgerinnen wurden im 18. Jahrhundert zahlreiche groß angelegte, langjährige Forschungs Expeditionen nach Sibirien und in den Süden des Russischen Reiches unternommen. Diese Expeditionen lieferten sowohl für die beschreibenden Naturwissenschaften (Geowissenschaften, Botanik, Zoologie) als auch für die Geisteswissenschaften (Geschichte, Ethnographie und Sprachforschung) eine kaum überschaubare Fülle von neuen Beobachtungen und Erkenntnissen. Den Forschungs Expeditionen waren umfassende Instruktionen vorgegeben. Zu ihnen gehörte neben der Erfassung der naturhistorischen Gegebenheiten die Sammlung von Nachrichten und Materialien über die Geschichte, Kultur, Lebensweise und Sprache der im Russischen Reich lebenden Völker. Zu den wichtigsten Forschungs Expeditionen zählten neben anderen die Zweite Kamtschatka-Expedition 1733-1743 und die Akademischen Expeditionen 1768-1774. Als Beispiel wird hier die Zweite Kamtschatka-Expedition vorgestellt. Aufgabe der Expedition war die Erkundung und die kartographische Aufnahme der Küsten des nördlichen und nordöstlichen Sibiriens bis zum Amur, die Suche eines Seeweges zu den Kurilen und den japanischen Inseln von Ochotsk aus, eine Seereise über Kamtschatka zu den Küsten Nordamerikas und die umfassende Erforschung der Natur, der Geschichte und der Völker Sibiriens. Mit über 3000 direkt und indirekt beteiligten Personen war die Zweite Kamtschatka-Expedition vermutlich das größte Expeditionsunternehmen in der Geschichte.

[B 2]

A Kamtschatkan Sorcerer. [Ein kamtschadalischer Schamane].

Kolorierter Kupferstich, 160 x 165 mm

SUB Göttingen: 2° H. Russ. 136/71 (Tafel 53)

Auf den Forschungs Expeditionen basierte u.a. eine Vielzahl neuer ethnographischer Darstellungen und Beschreibungen. Der hier gezeigte Kupferstich zeigt einen kamtschadalischen Schamanen. Schamanismus ist eine Art der Ekstasetechnik. Mit ihrer Hilfe versetzt sich der Schamane in einen Trancezustand: Er kommuniziert mit Göttern und Geistern, um Kranke zu heilen. Der Schamane ist zugleich Ratgeber und Hüter der Überlieferungen seines Volkes. – Ein (tungusisches) Schamanengewand wird in dem Ausstellungsbereich N gezeigt.

[B 3]

Krašeninnikov, Stepan: Opisanie zemli Kamčatki. [Beschreibung des Landes Kamtschatka]. Bd. 2. St. Petersburg 1755.

SUB Göttingen: 4° H. Asiat. II, 7100:2

Unter den Wissenschaftlern, die an der Zweiten Kamtschatka-Expedition beteiligt waren – davon viele Deutsche – befand sich auch Stepan Krascheninnikow (Stepan Krašeninnikov) (1711-1755). Er wurde als Student zur Teilnahme bestimmt und reiste 1733 nach Sibirien. 1737 wurde er von Johann Georg Gmelin und Gerhard Friedrich Müller nach Kamtschatka geschickt. Bis 1742 sammelte er dort Nachrichten über die einheimischen Völker, die Geographie und die Naturgeschichte. Nach seiner Rückkehr verfasste er eine zweibändige „Beschreibung des Landes Kamtschatka“ („Opisanie zemli Kamčatki“), deren Erscheinen er jedoch nicht mehr erleben sollte.

Aufgeschlagen ist eine Abbildung der geschlechterspezifischen Arbeitsteilung der Kamtschadalen. Die Übersetzung der Legende lautet:

1. Mit Hilfe eines glühenden Steins sieden sie das Fischfett in den Booten.
2. Sie schlitzten den Fisch auf und reinigen ihn.
3. Sie hängen den Fisch auf.
4. Sie fahren flussaufwärts Boot und treiben flussabwärts.
5. Sie kochen den Hunden und sich zu essen.
6. Die Winterjurte.
7. Die Wetterdächer.

[B 4]

Blumenbach, Joh[ann] Friedr[ich]: Handbuch der Naturgeschichte. Bd. 1. Göttingen 1779.

SUB Göttingen: 8° H. nat. I, 7251

Um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert gelangte die Naturforschung zu der Erkenntnis, dass es sich bei fossilen Resten von Lebewesen häufig um ausgestorbene Vorfahren heutiger Tiere handelt. Der Göttinger Naturforscher Johann Friedrich Blumenbach schilderte in seinem „Handbuch der Naturgeschichte“ den Elefanten. Die von ihm bei Osterode entdeckten Reste des eiszeitlichen Mammuts beschrieb er erstmalig als „*Elephas primigenius*“.

[B 5]

[Rekonstruktionsbild eines an der Lena-Mündung entdeckten Mammuts].

Zeichnung, 308 x 238 mm

Institut für Ethnologie der Universität Göttingen, Abteilung Völkerkundliche Sammlung; Gö. Bi. Kat. 282

Auf Blumenbachs Beschreibung berichtete ihm der St. Petersburger Wissenschaftler Wilhelm Gottlieb Tilesius (von Tilenau) von im Permafrostboden Sibiriens entdeckten fossilen Tierresten und schickte ihm die Kopie einer Rekonstruktionskizze eines gefundenen Kadavers und Haarproben. Blumenbach vermutete, dass es sich um das gleiche Tier wie bei Osterode handele. Das Original des hier gezeigten Rekonstruktions-

bildes, das an den Zarenhof geschickt wurde, ist verlorengegangen. Das Blatt trägt die Erläuterung Blumenbachs: „Elephas primigenius das in Russland sogenannte Mammuth, mit Haut und Haar 1806 im Junius am Ausfluss der Lena ins Eismeer ausgegraben. Roh verzeihnet sowie es verstümmelt und verdreckt gefunden worden.“

[B 6a]

Mammuthaar.

Geowissenschaftliches Zentrum der Universität Göttingen: 101-5

Der Etikettvermerk lautet: „von dem praeadamitischen Elephas primigenius, der 1806 am Ausfluß der Lena ins Eismeer an noch mit Haut und Haar ausgegraben worden, von Hofr. Tiselius 1808“.

[B 6b]

Mammuthaut.

Geowissenschaftliches Zentrum der Universität Göttingen: 101-3

Der Etikettvermerk lautet: „Stück vom Felle an dem Kopf des in dem Museo der St. Petersburgischen Akademie der Wissenschaften aufgestellten Mammuth, nach dem vorderen Theile zu. Mit noch wenigen feinen Haaren versehen“.

[B 7]

Rukovodstvo k estestvennoj istorii Iog[anna] Fridr[icha] Blumenbacha [...] perevedennoe [...] Petrom Naumovym i Andreem Terjaevym. [Handbuch der Naturgeschichte von Joh[ann] Friedr[ich] Blumenbach [...], übersetzt von Pjotr Naumow und Andrei Terjaew]. Bd. 1. St. Petersburg 1797.

SUB Göttingen: 8° H. Nat. I, 7259

Blumenbachs berühmtes „Handbuch der Naturgeschichte“ (1779-1780) wurde bereits 1797 in das Russische übersetzt. Außerdem erfuhr das Werk zahlreiche weitere Übertragungen, so in das Niederländische (1782), Dänische (1793), Französische (1803), Englische (1825) und Italienische (1826).

[B 8]

Bacmeister, Hartw[ig] Ludw[ig] Christ[ian] (Hrsg.): Russische Bibliothek. Zur Kenntniß des gegenwärtigen Zustandes der Literatur in Russland. Bd. 1. St. Petersburg, Riga u. Leipzig 1772.

SUB Göttingen: 8° Eph. Lit. 314/5

Die „Russische Bibliothek“ ist die erste bibliographische Zeitschrift in Russland. Dieses Informationsmittel für das russische und deutsche gelehrte Publikum wurde von Hartwig Ludwig Christian Bacmeister (1730-1806) herausgegeben, der nach seinem Göttinger Studium in St. Petersburg das Amt des Inspektors des Gymnasiums der Akademie der Wissenschaften innehatte. Die „Russische Bibliothek“ hatte das Ziel, jedes im Russischen Reich gedruckte Buch anzuzeigen und ohne Werturteil vorzustellen. Die Zeitschrift erschien in 11 Bänden (zu je sechs Stücken) von 1772 bis 1789.

[B 9]

Göttingische Zeitungen von Gelehrten Sachen auf das Jahr MDCCLI. Göttingen 1751.
SUB Göttingen: 8° Eph. Lit. 160/5

Die 1739 unter dem Namen „Göttingische Zeitungen von Gelehrten Sachen“ gegründeten „Göttingischen Gelehrten Anzeigen“ sind das älteste noch bestehende Rezensionsorgan in deutscher Sprache. Unter Albrecht (von) Haller (s. Ausstellungsbereich C) entwickelte sich die bis dahin unscheinbare Zeitschrift zu einem international beachteten Besprechungsorgan. Sie referierte in schneller Folge u. a. russische oder russlandbezogene Neuerscheinungen und brachte neue allgemeine Informationen aus Russland. Damit waren die „Göttingischen Gelehrten Anzeigen“ neben Johann Beckmanns „Physikalisch-ökonomischer Bibliothek“ das wichtigste Organ der göttingischen Russlandrezeption.

Albrecht (von) Haller (1708-1777) und seine Beziehungen zu St. Petersburg

Stefan Hächler

1. Der Göttinger Professor

„Über das Studium der Botanik ohne Lehrer“¹ – so lautete 1736 der eher seltsame Titel der Antrittsvorlesung des neuen Professors für Anatomie, Chirurgie und Botanik an der Universität Göttingen. Wollte dieser junge Schweizer namens Albrecht Haller sich etwa vor gewissen Lehrverpflichtungen drücken?² Versuchte da einer, an der erst vor zwei Jahren gegründeten Georg-August-Universität eine ruhige Kugel zu schieben? Mitnichten, das merkten die Göttinger bald. Mit seinen Unterrichtsmethoden, die die Studenten zum selbständigen Arbeiten führen sollten, dem Aufbau des botanischen Gartens und des anatomischen Theaters sowie mit seiner Forschungstätigkeit war Haller maßgeblich mitbeteiligt an der Entwicklung der Göttinger Universität zu einer der führenden Bildungs- und Forschungsinstitutionen Deutschlands.³ In den 17 Jahren seines Wirkens in Göttingen begründete er auch seinen eigenen Ruhm als Mediziner und Botaniker.

Zur Zeit seiner Antrittsvorlesung war Haller als Arzt allerdings erst in Bern und bei wenigen Studien- und Fachkollegen bekannt. Öffentlich wahrgenommen wurde er damals höchstens als Dichter.⁴ Gedichte haben aber für seine Berufung nach Göttingen sicher nicht den Ausschlag gegeben. Vielmehr war es seine medizinische Ausbildung, die er 1724 als noch nicht ganz 16jähriger an der Universität Tübingen begann und 1725 in Leiden fortsetzte, wo er zu einem wichtigen Schüler des berühmtesten Mediziners seiner Zeit, Herman Boerhaave, wurde. Nach dem Doktorat und einer Studienreise kehrte er 1729

1 Haller, Albrecht: *De methodico studio botanices absque praeceptore* [...], Goettingae 1736.

2 Das „von“ erhielt Hallers Name erst durch die kaiserliche Ernennung zum Baron 1749.

3 Zu Hallers Wirken in Göttingen vgl. Boshung, Urs: *Albrecht von Haller in Göttingen 1736-1753. Briefe und Selbstzeugnisse*, Bern etc. 1994.

4 Haller, Albrecht: *Versuch Schweizerischer Gedichten* [...], Bern 1732. Die Zweitauflage erschien 1734, ab 1743 erschienen in kurzer Folge zahlreiche weitere Auflagen und Übersetzungen.

in seine Heimatstadt Bern zurück und führte dort eine ärztliche Praxis. Seine ersten zu dieser Zeit veröffentlichten anatomischen und botanischen Arbeiten veranlassten den königlich hannoveranischen Leibarzt August Johann von Hugo, auf Hallers schließlich erfolgreiche Berufung nach Göttingen hinzuwirken.⁵

Hallers wissenschaftliche Leistungskraft zeigt sich unter anderem in seiner Publikationsliste. Allein während seiner Zeit in Göttingen veröffentlichte er mehrere Dutzend Originalarbeiten und zahlreiche überarbeitete Neuauflagen. Dazu zählen die mit unzähligen Literaturverweisen ergänzte Edition der medizinischen Vorlesungen Boerhaaves,⁶ die erste Version seiner Schweizer Flora,⁷ ein hervorragender anatomischer Atlas⁸ und sein physiologisches Schlüsselwerk.⁹ Hinzu kamen in seiner Nach-Göttinger-Zeit noch unzählige weitere Veröffentlichungen, die er bereits in Göttingen vorbereitet oder für die er dort wenigstens wichtige Vorarbeiten geleistet hatte, wie beispielsweise sein medizinisches Hauptwerk, die „Elementa physiologiae“,¹⁰ oder seine erschöpfenden Bibliographien zur Anatomie, Chirurgie, Botanik und praktischen Medizin.¹¹ Als Mitarbeiter und langjähriger Direktor der „Göttingischen Zeitungen von gelehrten Sachen“ (besser bekannt unter ihrem späteren Namen „Göttingische Gelehrte Anzeigen“ (GGA)) verfasste er von 1745 bis kurz vor seinem Tod um die 9000 Rezensionen medizinischer, botanischer, naturwissenschaftlicher, philosophischer und theologischer Werke. 1751 wurde er zum Präsidenten auf Lebenszeit der neugegründeten Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen gewählt.

Dem äußeren Glanz seines Wirkens in Göttingen stand ein von etlichen Schicksalsschlägen geprägtes privates Leben gegenüber. Zwischen 1736 und

5 Zu Hallers Leben und Werk vgl. z.B. Balmer, Heinz: Albrecht von Haller, Bern 1977.

6 Boerhaave, Herman: Hermanni Boerhaave [...] Praelectiones academicae in proprias institutiones rei medicae, edidit et notas addidit Albertus Haller, Gottingae 1739-44.

7 Haller, Albrecht: Enumeratio methodica stirpium Helvetiae indigenarum [...], Gottingae 1742.

8 Haller, Albrecht: Icones anatomicae [...], Gottingae 1743-56.

9 Haller, Albrecht von: De partibus corporis humani sensilibus et irritabilibus [...], in: Commentarii Societatis Regiae Scientiarum Gottingensis, t. 2 ad annum 1752, Gottingae 1753, S. 114-158.

10 Haller, Albrecht von: Elementa physiologiae corporis humani. 8 voll. Lausannae, [dann] Bernae, 1757-66.

11 Haller, Albrecht von: Bibliotheca botanica [...], 2 voll. Tiguri, 1771-72; ders.: Bibliotheca chirurgica [...], 2 voll. Bernae, 1774-75; ders.: Bibliotheca anatomica [...], 2 voll. Tiguri 1774-77; ders.: Bibliotheca medicinae practicae [...], 4 voll. Bernae, [dann] Basileae 1776-88.

1752 hatte Haller den Tod von zwei Ehefrauen und den erstgeborenen Söhnen aus seinen drei Ehen zu beklagen. Auch sonst fühlte er sich in Göttingen nie richtig wohl. Zu den meisten seiner Kollegen der Universität blieben seine Beziehungen distanziert, ein Freundeskreis fehlte ihm hier und das Klima war seiner Gesundheit abträglich. „Nicht nur die körperlichen, sondern auch die seelischen Kräfte scheinen mir zur Neige zu gehen, und besonders die andauernde geistige Anspannung wegen unangenehmer Dinge, Intrigen und ausführlicher Schreibereien fällt mir täglich schwerer“, schrieb er am 6. März 1753 an seinen Freund Johannes Gessner in Zürich.¹² Auch sah er für das Fortkommen seiner Familie in Göttingen keine Zukunft. Es erstaunt deshalb nicht, dass er im selben Jahr nach Bern zurückkehrte. Fortan diente er seinem Vaterland bis zu seinem Tod 1777 in verschiedenen magistralen Funktionen.

2. Früher Ruf und späte Ehre: Haller und die Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg

„Es sind gestern Briefe von St. Petersburg ankommen, von Hrn. Duvernoi geschrieben, worinnen er uns zwey, dich und mich hierinnen invitiret, und weil er express befiehet, ich solle dir darvon part geben, so wollte es hiebey gleich berichten. [...] In Europa, schreibt Hr. Duvernoi, ist kein Ort zu finden, allwo die Subsidia ein vollkommen gelehrter, geschickter Medicus zu werden, auf einem Haufen liegen, und beysammen zu haben sind, wie in Petersburg. [...] Ich hoffe, du werdest nimmer schreiben, es seye ein desperater Streich sein Glück in Russland zu hazardieren [...]“¹³

Haller ist noch keine 18 Jahre alt, als ihn diese Zeilen seines ehemaligen Studienfreundes Johann Georg Gmelin erreichen. Der einstige Tübinger Anatomieprofessor und jetzige Professor der Anatomie und Chirurgie an der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften, Johann Georg Duvernoy, versucht begeistert seinen ehemaligen Studenten Gmelin und Haller eine medizinische Karriere im Zarenreich schmackhaft zu machen. Gmelin lässt sich durch seines Lehrers Enthusiasmus anstecken. 1727 wird er dessen Assistent in St.

12 Zitiert nach: Boschung 1994, S. 92.

13 Gmelin an Haller, 1.3.1726 (zitiert nach: Haller, Albrecht von: *Einiger gelehrter Freunde deutsche Briefe an den Herrn von Haller. Erstes Hundert von 1725 bis 1751, Bern 1777, S. 12f.* – Die Standortangaben aller erwähnten Briefe sind verzeichnet in: Boschung, Urs et al.: *Repertorium zu Albrecht von Hallers Korrespondenz 1724-1777, 2 Bde., Basel 2002*).

Petersburg. Haller hingegen bleibt skeptisch. Gmelin stellt dies bedauernd fest: „Ich ersehe, dass du keinen guten magen nach Petersburg hast und völlig glaubst, dieser Ort seye verzweifelter Leuten Zuflucht.“¹⁴ Trotz etlicher Überzeugungsversuche Gmelins kann Haller sich nicht entschließen, den beiden nachzureisen, nicht einmal dann, als Gmelin ihm 1729 eine Professur für Anatomie und Botanik an der St. Petersburger Akademie in Aussicht stellt.¹⁵ Haller hat seinen Entscheid rückblickend wohl nicht bereut, denn bereits nach drei Jahren in St. Petersburg meldet Gmelin erste Schwierigkeiten: „Ich wollte dir was positives schreiben und konnte es doch bishero nicht.“¹⁶ Weder Duvernoy noch Gmelin halten es auf die Dauer in St. Petersburg aus und kehren – wie etliche andere ausländische Wissenschaftler – ab den 1740er Jahren wieder in ihre Heimat zurück.¹⁷ Haller aber hat seither bis zu seinem Tod immer wieder Kontakte zu Persönlichkeiten in Russland und besonders in St. Petersburg.

Unter anderem wohl deshalb wird er mehrmals als Mitglied der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften vorgeschlagen. So bemüht sich 1743 ein weiterer ehemaliger Studienfreund Hallers, Johann Friedrich Schreiber, Professor für Anatomie und Chirurgie an der Hospitalschule in St. Petersburg und seit 1740 selber Mitglied der Akademie, erfolglos um dessen Mitgliedschaft.¹⁸ 1749 dann unternimmt der in Stettin wirkende Pariser Jacques Pérard, seines Zeichens seit 1745 Mitglied, einen intensiven Versuch, Haller die Mitgliedschaft zu verschaffen. Als 1752 endlich klar wird, dass Haller nicht aufgenommen werden soll, vermutet Pérard dahinter eine dunkle Intrige.¹⁹ 1767 verzichtet Haller aus gesundheitlichen und familiären Gründen auf einen Ruf nach St. Petersburg (wohl als Professor der Akademie).²⁰ Ein letztes Mal wird die Mit-

14 Gmelin an Haller, 31. 3. 1727.

15 Vgl. Gmelin an Haller, 23. 12. 1729 (ed. in Haller 1777, S. 24-26).

16 Gmelin an Haller, 8. 8. 1730.

17 Vgl. z.B. Maier, Lothar: Die Krise der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften nach der Thronbesteigung Elisabeth Petrovna und die „Affäre Gmelin“, in: Jahrbücher für Geschichte Osteuropas, N.F. 27 (1979), S. 353-373.

18 Vgl. Schreiber an Haller, 3. 3. 1743 (sofern nicht anders vermerkt, sind alle Briefe von Schreiber an Haller ediert in: Haller, Albrecht von: *Epistolarum ab eruditissimis viris ad Alb. Hallerum scriptarum. Pars 1, latinae*, 6 voll., Bernae, 1773-75. Alle aus diesem Werk wiedergegebenen Zitate wurden durch den Autor aus dem Lateinischen übersetzt. – Der vorliegende Brief ist nur in der Edition überliefert).

19 Vgl. Pérard an Haller, 23. 6. 1749, 31. 8. 1750, 23. 8. 1751, 7. 2. 1752 und 1. 5. 1752 sowie Haller an Pérard 3. 10. 1750.

20 Z.B. Rössler, Emil Franz (Hrsg.): *Die Gründung der Universität Göttingen. Entwürfe, Berichte und Briefe der Zeitgenossen*, Aalen 1987 (Reprint der Ausgabe von Göttingen 1855), S. 382; Haller an Johannes Gessner, 2. 1. 1768 (ed. in Sigerist,

gliedschaft im Jahre seines Todes aktuell. Am 10. Januar 1777 schreibt ihm Johann Albrecht Euler, der Sohn des berühmten Leonhard Euler:

„L'Académie Impériale des Sciences vient de Vous recevoir au nombre de ses associés externes: elle convient que ce temoignage public de son estime distinguée Vous etoit déjà dû depuis long-temps [...].“²¹

Am Ende seiner Karriere hat sich die letzte der großen europäischen gelehrten Gesellschaften also trotz allem doch noch dazu entschlossen, Haller, dem sie ganz zu Beginn seiner Karriere eine medizinische Laufbahn in Aussicht gestellt hatte, in ihre Reihen aufzunehmen. Das Diplom, das Haller mit einiger Verzögerung erhielt, konnte ihn nur noch wenige Wochen erfreuen. Am 12. Dezember 1777 starb er in Bern.

3. Ein wechselvoller Briefverkehr: Hallers Korrespondenz mit Russland

3.1 Überblick

Den besten Einblick in Hallers Beziehungen zu Russland gewährt seine Korrespondenz.²²

Der heutige Bestand von Hallers Briefkorporus umfasst rund 17000 Briefe. Davon sind etwa 13300 an Haller gerichtet und 3700 von Haller verfasst. Etwa 13100 der Briefe liegen im Original in der Burgerbibliothek Bern, weitere 1700 sind dort als Kopie einsehbar.²³ Aus dem ehemaligen Russland sind bis dato 126 Briefe an und 36 Briefe von Haller bekannt. Von diesen 162 Briefen gingen 107 von St. Petersburg ab, 35 schrieb Haller dorthin. Daneben wurden mit Moskau (15 von / 1 nach) und – nur marginal – mit Riga, Jerwakant (Järvakandi) und Wiborg Briefe ausgetauscht. Die russische Korrespondenz Hallers war also in erster Linie und vor allem eine St. Petersburger Korrespondenz.

Henry E. (Hrsg.): Albrecht von Hallers Briefe an Johannes Gesner (1728-1777), Berlin 1923, S. 406).

21 Euler an Haller, 10. 1. 1777.

22 Vgl. Hächler, Stefan: ‚Sed scribe, cito scribe!‘ Scientific communication between centre and periphery. The correspondence of Albrecht von Haller (1708-1777) with Russia, in: 2000. The European journal, année I, no. II June 2001 [recte: Année II, no. I], S. 1-3; Hächler, Stefan: Albrecht von Hallers wissenschaftliche Beziehungen zu Russland, in: Donnert, Erich (Hrsg.): Europa in der frühen Neuzeit. Festschrift für Günter Mühlpfordt, Bd. 6, Köln etc. 2002, S. 997-1004.

23 Zum Bestand und Inhalt von Hallers Korrespondenz vgl. Boschung 2002.

Zeitlich liegt der Schwerpunkt des russischen Briefwechsels eindeutig in der Periode von Hallers Wirken in Göttingen. Vor und nach dieser Zeit ist der Briefkontakt nur sporadisch und eher zufällig.

Den intensivsten Verkehr mit Russland pflegt Haller in der Zeit von 1743 bis 1746 mit Gmelin, als dieser sich seit der Rückkehr von der Großen Nordischen Expedition in St. Petersburg befindet.²⁴ Am längsten verkehrt er mit Schreiber, dessen russischer Briefwechsel 1731 beginnt und 1758 abbricht. Neben diesen zwei wichtigsten Briefpartnern in Russland tauschen sich noch 16 weitere mit Haller aus.

Von diesen 18 „russischen“ Korrespondenten haben 8 eine Funktion an der Akademie zu St. Petersburg inne, 8 sind mit praktischen ärztlichen Aufgaben betraut, einer ist Unternehmer und einer Hofmeister. Im Ganzen sind 15 Korrespondenten akademisch ausgebildete Ärzte.

Die meisten Briefpartner Hallers in Russland sind Deutsche, daneben zwei Schweizer, ein Portugiese und ein Grieche. Mit russischstämmigen Personen hat Haller kaum Kontakt: Es sind dies der botanisch interessierte Unternehmer Grigori Demidow (Grigorij Demidov) und der zeitweilige Direktor der St. Petersburger Akademie, Wladimir Orlow (Vladimir Orlov). Weiter kann man zu den „Russen“ unter Hallers russischen Korrespondenten im gewissen Sinne auch die nicht russischstämmigen in Russland Geborenen zählen: neben Georg Thomas von Asch (von 1748-1750 Schüler Hallers und späterer Begründer der Göttinger Russica-Sammlung) noch drei weitere Personen.

Informationsaustausch und Wissenstransfer sind wesentliche Bestandteile gelehrter Kommunikation. Das schlägt sich auch in Hallers Korrespondenz mit Russland nieder. Allein über mehr als 160 Personen aus ganz Europa (in erster Linie Wissenschaftler und Gelehrte) werden Nachrichten ausgetauscht. Dazu kommen Informationen zu mehr als 200 Publikationen (davon gut 60 verschiedene Haller-Titel). Mehr als ein Viertel dieser Schriften sind botanische Werke, je fast ebenso viele müssen der praktischen Medizin und der Anatomie zugeordnet werden. Noch vor der mengenmäßig relativ bescheidenen Anzahl physiologischer und allgemein-medizinischer Werke figurieren die Naturgeschichte und die wissenschaftlichen Zeitschriften (je gut 10%). Zu nennen sind in erster Linie die *Göttingischen Gelehrten Anzeigen* und die *Commentarii Academiae Scientiarum Imperialis Petropolitanae*, das Publikationsorgan der St. Petersburger Akademie.

24 Zur Großen Nordischen Expedition vgl. beispielsweise: Hintzsche, Wieland/Nickol, Thomas (Hrsg.): Die große Nordische Expedition. Georg Wilhelm Steller (1709-1746), ein Lutheraner erforscht Sibirien und Alaska; eine Ausstellung der Franckeschen Stiftungen zu Halle, Gotha 1996.

Der Informations- und Wissensaustausch findet aber nicht nur auf dem Briefpapier statt. Trotz der häufig beklagten, oft teuren, langsamen und unzuverlässigen Transportwege werden wiederholt die in den Briefen erwähnten Bücher selbst hin- und hergeschickt. In Hallers Russlandkorrespondenz können 68 Büchersendungen eruiert werden: 44 schickt Haller nach Russland, 24 erhält er von dort.

Mehr als die Hälfte der Themen in Hallers russischer Korrespondenz ist medizinischer Natur. Besonders interessiert ihn die praktische Medizin, aber auch die Physiologie, die Anatomie sowie die Medizin im Allgemeinen. Etwa ein Fünftel der Briefinhalte dreht sich um die Botanik. Bei all diesen Themen geht es in erster Linie darum, Informationen über laufende Arbeiten der Korrespondenten auszutauschen, bezüglich der aktuellen Forschungslage einander auf dem Laufenden zu halten, auf die neuesten Publikationen hinzuweisen und sich diese bei Bedarf zu beschaffen. Daneben werden immer wieder der Wissenschaftsbetrieb und die Rahmenbedingungen des wissenschaftlichen und medizinischen Wirkens in Russland, besonders in St. Petersburg, diskutiert.

Aus der Fülle dieser Themen sollen exemplarisch einige vorgestellt werden.

3.2 West-östliche Publikationshilfe

Nach der ersten Euphorie der Gründungszeit der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften, in der sich viele europäische Gelehrte und Wissenschaftler dorthin begaben, stellte sich Ende der 1730er Jahre eine gewisse Ernüchterung ein. Die Akademie geriet in eine Krise, die sich nach der Machtübernahme der Zarin Elisabeth I. noch verstärkte.²⁵ In Hallers Briefwechsel spiegelt sich diese Krise in mehrfacher Hinsicht wider. Am sichtbarsten ist sie am Abgang mehrerer Korrespondenten aus St. Petersburg. Neben Gmelin sind dies der St. Petersburger Hofarzt Anton Nuñez Ribeiro Sanchez, der Botanikprofessor Johann Georg Siegesbeck und der Physiologieprofessor Josias Weitbrecht, die im Verlauf der 1740er Jahre der Akademie den Rücken kehren. Während zweier Jahre, 1748 und 1749, ist Schreiber Hallers einziger Korrespondent in Russland. Aber auch Schreiber bekundet erhebliche Mühe mit der schwierigen Situation. 1743 schreibt er:

„Die hiesige Akademie der Wissenschaften ist in höchster Bedrängnis und die Studien liegen darnieder; und selbst ich kann meinen Geist mit keinem anderen Gedanken besänftigen, als mit dem Wunsch, an einer Akademie andernorts als Professor für theoretische und [praktische] Medizin wirken zu können.“²⁶

25 Vgl. Maier 1979.

Schreibers Wunsch realisiert sich nicht, er wird bis zu seinem Tod in St. Petersburg bleiben. Umso wichtiger ist ihm der Kontakt zur wissenschaftlichen Welt außerhalb Russlands. Nach dem Weggang von Sanchez, der ihn über Publikationen aus England, Frankreich und Holland informiert hatte, scheint Haller seine letzte Hoffnung als Tor in den Westen zu sein.²⁷ Nicht nur der schwierige Informationsfluss von West nach Ost beschäftigt ihn, auch seine eigenen Arbeiten versucht er wiederholt im westlichen Ausland zu publizieren, da er befürchtet, dass in Russland erscheinende Publikationen in den europäischen Wissenschaftszentren zu wenig wahr genommen würden. „Wohin soll ich meine Manuskripte zum Drucken hinschicken, ich, der ich von den Gelehrten so weit entfernt bin?“ fragt er bereits 1739.²⁸ Konkret wird er vier Jahre später, als er Haller bittet, seine in Briefform verfasste Abhandlung über ein angebliches Mittel gegen Blasensteine in Göttingen zu veröffentlichen. Auch seine erstmals 1740 in St. Petersburg erschienene Arbeit über die Pest von 1738/39 in der Ukraine hat er im Hinblick auf eine Neuauflage stark überarbeitet. Er hofft, dass Haller sie ebenfalls in Göttingen zum Druck bringe.²⁹ Er listet dazu gleich eine Reihe Gelehrter im deutschen Sprachraum auf, an die Haller sofort nach Erscheinen je ein Exemplar schicken soll. Die ‚Stein-Schrift‘, für die auch Gmelin ein gutes Wort einlegt,³⁰ findet Hallers Gnade, der ihr Erscheinen 1744 beim Vandenhoeckschen Verlagshaus bewirkt.³¹ Die ‚Pest-Schrift‘ hingegen erscheint im selben Jahr bei Haude in Berlin.³² Aus welchen Gründen sie nicht in Göttingen gedruckt wird, ist aus der Korrespondenz nicht ersichtlich. Im selben Jahr versucht Schreiber erneut, Haller dazu zu bewegen, eine nochmals verbesserte Auflage in Göttingen publizieren zu lassen, da ihm die Berliner Ausgabe qualitativ nicht genügt.³³ Auch dieses Projekt kommt aus unbekanntenen Gründen nicht zustande. Trotz dieses Misserfolgs lässt Schreiber nicht locker und möchte Haller 1746 erneut als Herausgeber eines seiner Ma-

26 Schreiber an Haller, 23. 7. 1743.

27 Vgl. Schreiber an Haller, 13. 2. 1748.

28 Schreiber an Haller, 16. 10. 1739.

29 Vgl. Schreiber an Haller, 23. 7. 1743.

30 Vgl. Gmelin an Haller, 22. 10. 1743.

31 Vgl. Schreiber, Johann Friedrich: *Epistola ad [...] Albertum Haller [...] de medicamento a Joanna Stephens contra calculum renum [...], Göttingae 1744.*

32 Vgl. Schreiber, Johann Friedrich: *Observationes et cogitata De pestilentia quae annis MDCCXXXVIII et MDCCXXXIX in Ucraina grassata est. Adcessit Adpendix continens observationes de eadem lue de iisdem annis Odzacoivium vastavit, Berolini 1744.*

33 Vgl. Schreiber an Haller, 31. 7. 1744.

nuskripte gewinnen.³⁴ Auch die Pest-Schrift versucht er Haller erneut schmackhaft zu machen. Er kann ihm gar eine Zusage, es in Göttingen erscheinen zu lassen, abringen.³⁵ Aber auch diesmal kommt aus verschiedenen Gründen keine Göttinger Ausgabe zustande. Erst 1750 erscheint eine weitere Auflage in St. Petersburg. Haller erhält ein Exemplar mit der Bitte um Rezension in den GGA.³⁶ Er kommt diesem Wunsch nach und verfasst eine günstige Kritik.³⁷

Neben Schreiber ersuchen weitere Korrespondenten um Hallers Unterstützung bei der Publikation eigener Werke. Gmelin beispielsweise lässt eines seiner „russischen“ Werke von Haller in Göttingen herausgeben, allerdings erst nach seiner Rückkehr nach Tübingen. Es handelt sich um seine Reisebeschreibung der Großen Nordischen Expedition, die 1751-52 in Hallers Sammlung von Reiseberichten als Bände 4-7 erscheint.³⁸ Trotz der zu erwartenden russischen Repressionen und ohne die Erlaubnis der St. Petersburger Akademie abzuwarten (die befürchtet, dass Gmelin gewisse Arcana preisgeben könne) wagt er zusammen mit Haller diesen Schritt.³⁹

Nicht nur für sich, sondern ebenso für einen seiner Schützlinge versucht Gmelin die Misere der St. Petersburger Akademie durch Hallers Vermittlung zu umgehen. Im Sommer 1743 bittet er Haller, abzuklären, ob für einen „amicus“ die Möglichkeit bestände, in Göttingen in Abwesenheit den Dokortitel zu erlangen. Haller klärt den Fall ab und kann bald mitteilen, dass es eigentlich nicht möglich sei, dass aber eine Ausnahme gewährt werden könne, wenn der Doktorand drei Exemplare seiner Dissertation abliefern und 116 Imperiales bezahle. Haller offeriert gar, bei Vorlage eines druckfertigen Manuskripts die Publikation der Doktorarbeit in die Wege zu leiten. Sobald das Gewünschte bei ihm eintreffe, könne er das Diplom und den eigenhändig zu unterschreibenden Schwur schicken.⁴⁰ Umgehend dankt Gmelin für diesen Freundschaftsbeweis und lüftet das Geheimnis um die Person des Doktoranden. Es handle sich um den Chirurgen Georg Christoph Pappelbaum. Er werde das Geld bald und die Dissertation Mitte Oktober schicken.⁴¹ Pünktlich am 15. Oktober kündigt er an,

34 Vgl. Schreiber an Haller, 26. 8. 1746.

35 Vgl. Schreiber an Haller, 25. 11. 1746.

36 Vgl. Schreiber an Haller, 12. 5. 1750.

37 Vgl. GGA 1750, S. 821f.

38 Gmelin: Johann Georg: Reise durch Sibirien von dem Jahr 1733 bis 1743, 4 Bde., Göttingen 1751-52, in: Haller, Albrecht von (Hrsg.): Sammlung neuer merkwürdiger Reisen zu Wasser und zu Land, 11. Bde., Göttingen 1750-64.

39 Vgl. dazu: Gmelin, Johann Georg: Expedition ins unbekannte Sibirien, herausgegeben, eingeleitet und erläutert von Dittmar Dahlmann, Sigmaringen 1999, S. 77-79.

40 Vgl. Haller an Gmelin, 23. 8. 1743.

er schicke Pappelbaums Dissertation. Gleichzeitig bittet er um absolute Diskretion, besonders Hallers St. Petersburger Briefpartnern gegenüber. Es müsse auf jeden Fall verhindert werden, dass Sanchez davon erfahre. Den Verleger müsse Haller verpflichten, das gedruckte Werk erst im nächsten März auszuliefern. All dies sei nötig, um die Rückkehrabsichten Pappelbaums nicht zu verraten und damit zu vereiteln. Sobald die Dissertation gedruckt sei, solle Haller ein Exemplar zusammen mit dem Diplom mit der öffentlichen Post schicken. Weitere 24 Stück solle er doch bitte an den Danziger Stadtsekretär Klein schicken mit dem Hinweis, sie nicht vor einer entsprechenden Mitteilung Gmelins nach St. Petersburg weiterzuleiten.⁴² Haller antwortet im November, er habe das Manuskript erhalten. Den Druck könne er bis Ostern hinauszögern, aber dass die Dissertation vorher nach Hannover gelange, könne er nicht verhindern. Das Paket an Klein werde sehr teuer werden, da er keine günstige Transportmöglichkeit kenne.⁴³ Gmelin meldet zurück, anstatt das Paket über Klein zu schicken, solle er es mit seinem Siegel und Gmelins Adresse versehen an Leonhard Euler in Berlin schicken. Im nächsten Brief kündigt Haller an, er habe den Schwur geschickt, der vor der Auslieferung des Diploms unterzeichnet zurückgesandt werden müsse. Das Diplom liege aber bereits unterschrieben bereit, die Dissertation sei korrigiert und gedruckt. Sie werde wie versprochen noch zurückgehalten. Bereits einige Tage später meldet Gmelin, der Schwur sei unterschrieben. Haller solle das Diplom erst schicken, wenn sie deswegen in allen Belangen im Reinen seien.⁴⁴ Im Februar 1744 endlich teilt Haller mit, er habe das Diplom und die 24 Exemplare der Dissertation an Euler abgeschickt.⁴⁵ Wohl als Dank für Hallers großen Einsatz schickt Pappelbaum im Mai einige Pflanzen, womit das Geschäft abgeschlossen ist.⁴⁶

3.3 Von mobilen Pflanzen und isolierten Botanikern

Kaum ist Gmelin von Sibirien zurückgekehrt, erbittet er von Haller dessen botanische Werke. Die Schweizer Flora habe er bereits bei Sanchez konsultieren können.⁴⁷ Im August 1743 versichert Haller Gmelin, dass er eines seiner botanischen Werke (wohl die Schweizer Flora) bereits im April geschickt habe

41 Vgl. Gmelin an Haller, 10. 9. 1743.

42 Vgl. Gmelin an Haller, 15. 10. 1743.

43 Vgl. Haller an Gmelin, 16. 11. 1743.

44 Vgl. Gmelin an Haller, 17. 12. 1743.

45 Vgl. Haller an Gmelin, 17. 2. 1744.

46 Vgl. Gmelin an Haller, 8. 5. 1744 (Passage in Haller 1773-75 nicht ediert).

und den soeben erschienen Katalog der Pflanzen im Göttinger Botanischen Garten mit diesem Brief abschicke.⁴⁸ In seinem nächsten Schreiben stellt Gmelin mit Bedauern fest, dass noch keines der von Haller geschickten Bücher bei ihm eingetroffen sei. Er macht die Kasse der St. Petersburger Akademie dafür verantwortlich, deren Vertrauenswürdigkeit im Ausland nicht mehr vorhanden sei. Deshalb habe der Leipziger Buchhändler beim Lübecker Magistrat die Zurückbehaltung aller Büchersendungen an die Akademie durchgesetzt.⁴⁹ Haller solle doch bitte in Zukunft Buchsendungen an ihn persönlich adressieren und auf dem (zwar langsamen, aber nicht durch viele Zwischenstationen behinderten) Seeweg schicken.⁵⁰ Wahrscheinlich durch diese Mitteilung verunsichert, schreibt Haller an Sanchez, er hätte ihm (ebenso wie Gmelin) gerne den Katalog des Göttinger Botanischen Gartens geschickt, kenne aber keinen geeigneten Transportweg.⁵¹ Wohl noch bevor dieser Brief in St. Petersburg eintrifft, weist Gmelin Haller an, Bücherpakete künftig an den Hamburger Bankier Dörrien zu senden, der sie, sobald der Seeweg im Frühling eisfrei sei, weiterleiten werde.⁵² Gmelin kann den Erhalt des in Lübeck blockierten Pakets erst Ende Juli 1744 vermelden. Darin hat er unter anderem die heiß ersehnten beiden botanischen Werke Hallers, die Schweizer Flora und den Katalog des Göttinger Gartens vorgefunden.⁵³ Im Gegenzug verspricht er Haller neben einigen Büchern auch Samen und getrocknete Pflanzen, die im Katalog nicht verzeichnet sind. Auch legt er eine Liste bei von im Katalog verzeichneten Pflanzen, von denen er gerne Samen für den St. Petersburger Garten hätte. Gmelins Pflanzensendung ist – wie bereits das Beispiel Pappelbaums gezeigt hat – kein Einzelphänomen.

Über das Schrifttum hinaus werden in wissenschaftlichen Briefwechseln fast immer auch reale Objekte versandt. Neben Fossilien, Gesteinen und Mineralien, Tieren (präpariert und lebend), medizinischen Präparaten, wissenschaftlichen und medizinischen Geräten und ähnlichem sind dies vor allem Pflanzen

47 Vgl. Gmelin an Haller, 18. 6. 1743. Gemeint ist: Haller 1742. Haller wird Sanchez dieses Werk wohl am 22. 8. 1742 geschickt haben, vgl. Haller an Sanchez, 22. 8. 1742.

48 Haller an Gmelin, 23. 8. 1743. Beim genannten Werk handelt es sich um: Haller, Albrecht: *Brevis enumeratio stirpium horti Gottingensis* [...], Gottingae 1743.

49 Post an die Akademie war gemäß dem Brief von Gmelin an Haller vom 8. 5. 1744 portofrei (Passage in Haller 1773-75 nicht ediert). Briefe, die einen Vermerk „von gelehrten Sachen“ trugen, wurden durch die offizielle Post mit reduziertem Tarif befördert (Gmelin an Haller, 3. 12. 1745, Passage in Haller 1773-75 nicht ediert).

50 Vgl. Gmelin an Haller, 10. 9. 1743.

51 Vgl. Haller an Sanchez, 17. 11. 1743.

52 Vgl. Gmelin an Haller, 29. 11. 1743.

53 Vgl. Gmelin an Haller, 31. 7. 1744.

in verschiedenen Formen: als getrocknete Exemplare, als Samen, als Abbildung und – selten – als Setzlinge und Stecklinge.⁵⁴ In Hallers Korrespondenz allgemein und speziell mit Russland sind solche Pflanzensendungen ein wichtiges Element. Es konnten 25 festgestellt werden, die Haller von Russland erhielt, und 15, die er dorthin schickte.⁵⁵ Solche Pakete beinhalteten nicht selten Dutzende, ja teilweise über 100 Pflanzen.⁵⁶ Welche Interessen standen hinter diesem umfangreichen Austausch?

Haller ist mit der Arbeit an seiner Schweizer Flora bereits weit fortgeschritten, als ihm 1740 ein Verzeichnis seltener russischer Pflanzen in die Hände kommt. „Darin sind etliche [Pflanzen], die, wenn ich mich nicht täusche, auch in der Schweiz vorkommen.“⁵⁷ Das interessiert ihn brennend. Leider kann er aber zu Gmelin, der einige der im betreffenden Werk beschriebenen Pflanzen in Sibirien sammelte, keinen Kontakt aufnehmen, um diese Erkenntnis mit ihm zu diskutieren. Gmelin befindet sich nämlich immer noch irgendwo in den Weiten Sibiriens. Zufälligerweise ist aber der Verfasser der bei Haller Aufsehen erregenden russischen Flora ein an der St. Petersburger Akademie lehrender Schweizer, der Gartendirektor Johann Ammann. Flugs ist deshalb die Feder gespitzt, der Briefbogen bereitgelegt und mit folgenden Worten beschrieben:

„Als Landsmann erbitte ich die Freundschaft eines Landsmanns, und mit umso mehr Hoffnung, als gemeinsame Religion und gemeinsames Vaterland auch die einander Unbekanntesten eng verbindet. Jeder von uns lebt im Ausland, und beide lehren wir die Botanik. [...] Ich bitte dich, lass mich, wenn du mich nicht als unwürdig erachtest, an den sibirischen Pflanzen teilhaben, die du in deinem [...] Werk so schön beschrieben und gezeichnet hast. Denn ich liebe auf der Welt nichts mehr als Pflanzen, und besonders diejenigen aus den Bergen und die, welche in ihrer Eigenart denjenigen aus den Alpen gleichen.“⁵⁸ Als Gegengeschäft offeriert er seine botanischen Publikationen und in den heimatlichen Alpen gesammelte Pflanzen. Der sich daraufhin entwickelnde Briefwechsel dauert allerdings nur kurz. Ammann stirbt anno 1741, die Korres-

54 Zum wissenschaftlichen Austausch vgl. neustens: Mauelshagen, Franz: Netzwerke des Vertrauens. Gelehrtenkorrespondenzen und wissenschaftlicher Austausch in der Frühen Neuzeit, in: Frevert, Ute (Hrsg.): Vertrauen. Historische Annäherungen, Göttingen 2003, S. 119-151.

55 Vgl. Hächler 2002, S. 1003.

56 So sind es beispielsweise von Haller einmal 100 oder 200 und wieder 100 Pflanzen (Haller an Gmelin, 16. 11. 1743, 3. 9. 1744 und 28. 3. 1746).

57 Haller an Johannes Gessner, 10. 6. 1740 (zit. nach: Sigerist 1923, S. 148, Übers. d. A.). Gemeint ist: Ammann, Johann: *Stirpium rariorum in Imperio Russico sponte provenientium icones & descriptiones*, Petropolis 1739.

58 Haller an Ammann, 5. 5. 1740 (Übers. d. A.).

pondenz endet aus unerfindlichen Gründen aber bereits Ende 1740. Haller hat freilich kurz darauf einen Ersatz-Briefpartner eruiert. Über Schreiber nimmt er mit dem Aufseher des Moskauer Apothekergartens, Traugott Gerber, Kontakt auf. Seinem Freund Johannes Gessner in Zürich schreibt er: „Ich habe dort [in Russland] einen neuen Geschäftspartner namens Gerber für unseren verstorbenen Landsmann Ammann.“⁵⁹ Mit seinem ersten Brief an Haller schickt Gerber einige an der Wolga gesammelte Pflanzen und bittet seinerseits um Samen für seinen Garten.⁶⁰ Wie wir von Gerber später erfahren, hat Haller Gerbers Samen – vermutlich im Göttinger Botanischen Garten – erfolgreich angesät. Im selben Brief klagt Gerber: „Mir im russischen Chaos Versinkendem ist es eine große Freude, dass ich mit gelehrten Botanikern (von denen es auf unserem Planeten mangelt) per Brief in Kontakt sein kann.“ In Russland habe man keinen Sinn für die Schönheit der Pflanzen, man frage höchstens nach deren Nützlichkeit und wie man daraus Gold machen könne. Reisen seien beschwerlich und würden vielfach behindert, gelehrte Beschreibungen der Pflanzen zu erstellen sei außerordentlich mühsam.⁶¹ Es erstaunt aufgrund dieser Klagen nicht, dass Haller auch diesen Briefpartner bald verliert. Gerber wird noch im selben Jahr als Feldarzt nach Finnland (straf-)versetzt, wo er bald darauf stirbt. Aber wieder hat Haller Glück. Ammanns Nachfolger in St. Petersburg, Siegesbeck, übernimmt mit obrigkeitlicher Erlaubnis die Korrespondenz seines Vorgängers. Als erstes dankt er für Hallers letzten Brief an Ammann, der durch dessen Tod bisher unbeantwortet geblieben war, bestätigt den Erhalt der darin angekündigten Pflanzensendungen und erfüllt die bisher ebenfalls unerledigte Bitte um Pflanzen aus dem St. Petersburger Garten. Gleichzeitig bittet er um Samen aus dem Göttinger Garten und schlägt einen regelmäßigen Pflanzentausch vor. In den nächsten vier Jahren können anhand von Hallers Korrespondenz an die zehn beabsichtigte Pflanzensendungen zwischen Siegesbeck und Haller festgestellt werden. Mindestens sechs davon dürften erfolgreich realisiert worden sein. Die Beziehung mit diesem „unbequemen Geist“ gestaltet sich nicht ganz einfach. Eine Erschwernis stellen aber auch die Auflagen dar, denen Siegesbeck in seiner botanischen Korrespondenz unterworfen ist. So darf er von russischen Pflanzen nur ins Ausland schicken, was bereits in Ammanns russischer Flora publiziert ist. Die Erstbeschreibungen sind Gmelin vorbehalten. Schickt er eigentlich nicht erlaubte Pflanzen, so ist er auf Hallers Diskretion angewiesen. Als Haller einmal Gmelin gegenüber eine

59 Haller an Gessner, 10. 8. 1742 (zit. nach: Sigerist 1923, S. 152).

60 Vgl. Gerber an Haller, 13. 11. 1740 (ed. in Haller 1773-75, II, S. 27f).

61 Gerber an Haller, 3. 2. 1742 (ed. in Haller 1773-75, II, S. 55-57).

Pflanzensendung Siegesbecks erwähnt, mahnt dieser Haller eindringlich, er solle dies künftig unterlassen.⁶²

Haller ist deshalb äußerst erfreut über Gmelins Anfang 1743 erfolgte Rückkehr aus Sibirien. Von seinem seit dem Studium vertrauten Freund und Botaniker-Kollegen erhofft er sich eine fruchtbare wissenschaftliche Korrespondenz. Von ihm erwartet er, über die neuesten Funde aus Sibirien informiert zu werden (um so einen Vorsprung vor seinem Gegenspieler Carl von Linné zu gewinnen). Mit ihm möchte er russische gegen schweizerische Pflanzen austauschen, mit ihm die von beiden in verschiedenen Weltgegenden gemachten Funde vergleichen, unklare Bestimmungen und Zuordnungen diskutieren. Da Gmelin dieses brennende Interesse teilt, entwickelt sich bald ein intensiver Austausch von Briefen, Informationen, Gedanken und – Pflanzen. Die hin- und hergeschickten Gewächse, die in den Briefen gemachten Hinweise auf Fundortangaben, auf besondere Merkmale einzelner Pflanzen, auf Vergleichsliteratur etc. führt die beiden Freunde zu Einsichten, die sie zu Pionieren der Pflanzengeographie machen.⁶³ Aber dies ist nur ein Teil des Gewinns, den sie aus ihrer Korrespondenz ziehen. Beide arbeiten während des Briefwechsels an einer großen Flora, Gmelin an seiner sibirischen, Haller an der überarbeiteten Neuausgabe seiner schweizerischen. Dabei stellen sich häufig Fragen zu einzelnen Pflanzen, die erst in der Diskussion geklärt werden können. Oft ist es dabei nötig, dass beide ein Exemplar der fraglichen Pflanzen vor Augen haben können, um die richtigen Antworten zu finden.

Um nur ein Beispiel zu nennen: Gmelin schreibt Haller am selben Tag, an dem er den Empfang von Hallers Katalog des Göttinger Botanischen Gartens bestätigt: „Schicke mir bitte Samen der *Turritis latifoliae hirsutae siliquis pendulis* gemäss Amm[anns russischer Flora, Nr.] 79.“⁶⁴ Gmelin hat im soeben erhaltenen Werk sicher die Beschreibung dieser Pflanze gelesen. In seiner sibirischen Flora kommt eine ähnliche Pflanze vor, die er höchstwahrscheinlich mit derjenigen Hallers vergleichen will. Es ist nicht auszuschließen, dass Haller Samen davon in einer der bereits erwähnten Pflanzensendungen von Siegesbeck oder Gerber vorgefunden und erfolgreich im Garten gezogen hat. Haller schickt

62 Siegesbeck an Haller, 12. 1. 1746 (ed. in Haller 1773-75, II, S. 247f).

63 Vgl. dazu: Stuber, Martin: Forschungsreisen im Studierzimmer. Zur Rezeption der Grossen Nordischen Expedition (1733-1743) bei Albrecht von Haller und Samuel Engel, in: Donnert, Erich (Hrsg.): Europa in der frühen Neuzeit. Festschrift für Günter Mühlpfordt, Bd. 6 : Mittel-, Nord- und Osteuropa, Köln etc 2002, S. 983-995 (hier S. 985-987).

64 Gmelin an Haller, 31. 7. 1744. Es handelt sich dabei um die Gänsekresse, *Arabis turrita* L.



Abb. 3 (zu Katalog [C 5])
Arabis turrita L. Turm-Gänsekresse.
Cult. in horto bot. Goettingen, 23. 5. 2003

die gewünschte Pflanze umgehend.⁶⁵ Gmelin wird sie in seiner sibirischen Flora dann in Band 3 beschreiben und auf Tafel 60 abbilden.

Ist es müßig, darauf hinzuweisen, dass der Austausch auch zwischen zwei engen Freunden mit viel Vorsicht geführt werden musste? Gmelin war einerseits an die Geheimhaltungspflicht gebunden, die den Teilnehmern der Großen Nordischen Expedition auferlegt war. Andererseits war er für die Publikation der sibirischen Flora auf fachlichen Austausch angewiesen. Die zunehmenden Schwierigkeiten mit der St. Petersburger Akademie weckten in ihm zudem den Wunsch, nicht nur in seine Heimat zurückzukehren, sondern auch seine in Sibirien gesammelten Pflanzen dorthin zu retten. Deshalb musste mit vorsichtigem Taktieren, dem Benutzen nicht ganz legaler Kanäle und größter Diskretion vorgegangen werden. Aber nicht nur das! Zudem musste verhindert werden, dass die Erstbeschreibungsrechte, auf die Gmelin pochte, verletzt wurden. Gerade Haller, der von Gmelin äußerst stark ins Vertrauen gezogen wurde, hätte dazu vielfach Möglichkeiten gehabt. All diese Schwierigkeiten werden in den Briefen wiederholt thematisiert.

3.4 Marginalien

Nachdem 1747 Gmelin, Sanchez und Siegesbeck St. Petersburg und Russland verlassen haben, bleibt lange Johann Friedrich Schreiber Hallers einziger russischer Kontakt. Bis 1752 erfährt Haller etwa alle zwei Monate Neuigkeiten aus St. Petersburg. Immer wieder bittet Schreiber seinerseits um die neuesten Meldungen über medizinische Publikationen, Bekannte und deren Arbeiten. Er diskutiert, was er gelesen hat, informiert über seine eigenen Arbeiten und seine Lebensumstände. Erst als Hallers Schüler Asch und Adolph Bernhard Winkler in St. Petersburg und Moskau ihre ärztliche Tätigkeit aufnehmen, kommt für kurze Zeit neuer Wind in Hallers russische Korrespondenz. Hallers Erwartungen an Asch lauten: „Aus Russland können Ew. Hochedelgeb. mir viel Vergnügen machen mit dortigen Schriften, den Commentariis, trocknen Pflanzen, astrachanischen Saamen u.s.f. und wir können darüber Rechnung halten.“⁶⁶ Allerdings zeigt sich bald, dass Asch diese Erwartungen nur schwer erfüllen kann. Die Korrespondenz bleibt auf einem eher oberflächlichen Niveau einer Lehrer-Schüler-Beziehung, in der der Schüler brav berichtet, was er macht und erlebt und der Lehrer die letzten Neuigkeiten über die ehemaligen Kommilitonen und den Lehrbetrieb an der Universität weitergibt. Als Haller Göttingen den Rücken zukehrt, erlischt das gegenseitige Interesse ziemlich

65 Vgl. Haller an Gmelin, 3.9.1744.

66 Haller an Asch, 13.8.1752 (Rössler 1987, S. 345).

schnell und die Korrespondenz schläft ein. In der Schüler-Lehrer-Dimension ähnlich ist die Korrespondenz mit Winkler. Dieser hat aber mehr Möglichkeiten zu eigener Forschung, bleibt länger am Puls der medizinischen Wissenschaften und hat Zugang zu wichtigen Personen des russischen Medizinalwesens. Trotzdem bricht auch dieser Briefwechsel bald ab, wohl unter anderem, weil Winklers neue Anstellung ihn vor allem mit der Lehrtätigkeit beschäftigt und ihn der Wissenschaft entzieht, wie er selber schreibt.⁶⁷

Mit dem Ende des Briefwechsels Hallers mit Winkler erlischt auch die kontinuierliche Korrespondenz nach Russland. Von da an erreichen ihn nur noch vereinzelt Briefe von dort.

Den Abschluss von Hallers russischer Korrespondenz bildet seine anfangs erwähnte Ernennung zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg. Für Haller und seinen Kreis scheint diese Ehrung aber keine große Bedeutung mehr gehabt zu haben. Jedenfalls teilt er sie kaum einem seiner Korrespondenten mit und empfängt von ihnen – anders als bei vergleichbaren Ereignissen – auch keine Gratulationen deswegen. Liegt dies daran, dass in den letzten Monaten Hallers sich alles um seine Krankheit und allenfalls noch um den Besuch des Kaisers Joseph II. beim Berner Gelehrten dreht? Oder ist dies vielmehr auf ein abnehmendes Interesse an Russland als Forschungsstandort und auf die Abneigung gegen die dort zunehmend an Einfluss gewinnenden französischen „philosophes“ zurückzuführen, wie es in den Briefen ab und zu durchscheint? Eine ironische Bemerkung, die Haller im Verlaufe einer Diskussion mit Eberhard Friedrich von Gemmingen über den Fremdenhass und die Rückständigkeit in Russland fallen lässt, weist in diese Richtung: „Alle-mahl habe ich gehört, man habe in diesem Reiche Academien gestiftet, und die Schulen vergessen.“⁶⁸

67 Vgl. Winkler an Haller, 6. 12. 1753.

68 Haller an Gemmingen, 21. 9. 1776 (zit. nach: Fischer, Hermann: Briefwechsel zwischen Albrecht von Haller und Eberhard Friedrich von Gemmingen nebst dem Briefwechsel zwischen Gemmingen und Bodmer, Tübingen 1899 [Reprint Königstein/Ts. 1979], S. 100).

Exponate

Stefan Hächler

[C 1]

Albertus Haller (1708-1777)

Schabkunstblatt, 195 x 315 mm, von Johann Jakob Haid

SUB Göttingen: Sammlung Voit: Albrecht von Haller Nr. 11

Der Schweizer Albrecht (von) Haller war von 1736 bis 1753 Professor der Anatomie, Chirurgie und Botanik an der Universität Göttingen. Hier begründete er seinen Ruf als den eines der bedeutendsten Mediziner seiner Zeit. Haller wird zu den großen Kommunikatoren der Gelehrtenrepublik des 18. Jahrhunderts gerechnet. Das hinterlassene Briefkorpus belegt dies mit rund 17.000 Briefen, davon über 150 von oder nach Russland. Damit steht Haller am Anfang der Tradition der Universität Göttingen, rege Kontakte mit Russland und Osteuropa zu pflegen.

[C 2]

Medicinisher Universitaets Garten = Hortus Academiae Botanicus.

Kupferstich, 325 x 220 mm von Georg Daniel Heumann

SUB Göttingen: gr. 2° H. Hann. V, 29 RARA, Bl. 8

Hallers erste Jahre in Göttingen galten der Einrichtung des Unterrichtsbetriebes und der dazugehörigen Anstalten. Der botanische Garten an der Unteren Karspüle gehörte bald zu den besten und größten im deutschen Raum.

[C 3]

Gmelin, Johann Georg: Brief an Haller. St. Petersburg, 10. September 1743.

Burgerbibliothek Bern: N Albrecht von Haller, Korr. 22

Johann Georg Gmelin war einer der wichtigsten Korrespondenten Hallers in St. Petersburg. Brieflich diskutieren sie die neuesten Entwicklungen in der Botanik, tauschen botanische und medizinische Bücher aus, schickten einander Samen und getrocknete Pflanzen, über die sie sich häufig berieten. Im hier gezeigten Brief erwähnt Gmelin u.a. die versprochene Zusendung von Hallers soeben erschienenem Katalog der Pflanzen im Göttinger Botanischen Garten. Er erläutert kurz einige der soeben an Haller geschickten Samen und Pflanzen aus Sibirien, teilt die neuesten Nachrichten der Großen Nordischen Expedition in Kamtschatka mit, informiert über die botanischen Aktivitäten in St. Petersburg und über einen Chirurgen namens Pappelbaum, der gerne in Göttingen „in absentia“ promovieren würde.

[C 4]

Pappelbaum, Georg Christoph: Dissertatio Medica Inauguralis De Febre Maligna Per Gangraenam Pedis Dextri In Regione Malleoli Externi Critice Solvta [...]. [Medizinische Inauguraldissertation über das schlimme Fieber aufgrund eines Ganggräns in der Gegend des äußeren Knöchels des rechten Beines [...]]. Göttingen 1743.

SUB Göttingen: 4° HLP IV, 26/5:1743 (31)

Pappelbaum konnte dank der Vermittlung Gmelins in Göttingen den medizinischen Doktorgrad erwerben, ohne hier studiert zu haben. Haller erreichte eine Ausnahmegewilligung der medizinischen Fakultät, für die Pappelbaum eine Dissertation einreichen, eine beträchtliche Summe zu entrichten und den ärztlichen Eid abzulegen hatte. Auch bemühte sich Haller um die Publikation der Dissertation, die bei Vandenhoeck in Göttingen erschien. Pappelbaum war einer von mehreren in Russland tätigen Wissenschaftlern, die Haller bei der Publikation von Schriften außerhalb Russlands unterstützte.

[C 5]

Arabis turrita L. Turm-Gänsekresse.

Cult. in horto bot. Goettingen, 23. 5. 2003

Der Pflanzentausch ist ein wichtiges Element in der russischen Korrespondenz Hallers. Immer wieder wurden aus den Alpen und aus Russland (insbesondere Sibirien) stammende Pflanzen ausgetauscht, diskutiert und verglichen. Haller und Gmelin gelangten so zu entscheidenden Einsichten der Pflanzengeographie, z.B. zu der häufigen Entsprechung von Höhenstufen und Klimazonen. Als Haller in einer 1739 erschienenen russischen Flora die Beschreibung einer Gänsekresse las, die ihn an eine in den Alpen wachsende erinnerte, bestellte er Samen davon in St. Petersburg und säte sie erfolgreich an. Die hier gezeigte Turm-Gänsekresse stammt aus dem Alten Botanischen Garten der Göttinger Universität und ist wohl eine Nachfahrin jener aus St. Petersburg erhaltenen Pflanze.

[C 6]

Gmelin, Johann Georg: *Flora Sibirica sive Historia plantarum Sibiriae*. [Die sibirische Flora oder Geschichte der Pflanzen Sibiriens]. Bd. 3. St. Petersburg 1768.

SUB Göttingen: 4° Bot. V, 6340:3

Gmelin las Hallers Beschreibung der Turm-Gänsekresse in dessen Katalog, worauf er ein Exemplar bei Haller bestellte, um es mit seinem sibirischen Fund zu vergleichen. Er stellte die Identität beider Pflanzen fest. In seiner berühmten sibirischen Flora beschrieb er sie ebenfalls und fügte unter Tab. LX ihre Abbildung bei.

[C 7]

[Referat Albrecht von Hallers über Schreibers „*Observationes de pestilentia*“ [Beobachtungen von der Pest]].

In: Göttingische Zeitungen von gelehrten Sachen, 103. Stück, 1750, S. 321f.

SUB Göttingen: 8° Eph. Lit. 160/5

Hallers Bedeutung für Russland liegt nicht nur in der west-östlichen Brückenfunktion, die er für seine Korrespondenten wahrnahm. Nicht nur in seiner Korrespondenz, sondern auch in Rezensionen machte er auf russische Arbeiten aufmerksam. So besprach er in den in ganz Europa zur Kenntnis genommenen „Göttingischen Gelehrten Anzeigen“ das Werk des St. Petersburger Professors für Anatomie und Chirurgie Johann Friedrich Schreiber über eine Pestepidemie in der Ukraine. Die günstige Rezension Hallers deutet auf die Wertschätzung, die er seinem zuverlässigsten aller Briefpartner aus Russland entgegenbrachte.

[C 8]

Haller, Albrecht von: Urkunde – Mitglied der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften. St. Petersburg, 29. Dezember 1776. Mit Siegel.

Burgerbibliothek Bern: N Albrecht von Haller, Mss. Haller 80, 159a

Bereits 1726, als Haller noch in Leyden Medizin studierte, erhielt er einen Ruf als Arzt nach St. Petersburg, den er wie einen 1729 erfolgten Ruf auf eine Professur an die St. Petersburger Akademie der Wissenschaften ablehnte. Mehrmals versuchten in späteren Jahren Briefpartner Hallers vergebens, ihm eine Mitgliedschaft in der St. Petersburger Akademie zu verschaffen. 1767 lehnte er aus familiären und gesundheitlichen Gründen einen zweiten Ruf nach St. Petersburg ab. Erst einige Wochen vor seinem Tod 1777 konnte er die Mitgliedsurkunde der St. Petersburger Akademie in Empfang nehmen. Somit war diese Institution zwar die erste der großen europäischen Gelehrten-gesellschaften, die ihm eine Karriere anbot, aber die letzte, die ihn in ihre Reihen aufnahm.

Anton Friedrich Büsching, Göttingen und Russland

Peter Hoffmann

Wenn über die Beziehungen Göttingens zu St. Petersburg berichtet wird, dann kommt im 18. Jahrhundert der Person Anton Friedrich Büschings (1724-1793) eine besondere Bedeutung zu. Büsching wirkte mehrere Jahre in Göttingen, ging dann als Pfarrer der evangelisch-lutherischen Petrigemeinde und Leiter der Petrischule nach St. Petersburg und hielt von dieser Stadt aus weiterhin die Verbindungen nach Göttingen aufrecht. Schließlich wirkte er fast dreißig Jahre als Oberkonsistorialrat und Schuldirektor in Berlin. Auch in dieser Zeit, in der seine direkten Kontakte zu Göttingen in den Auseinandersetzungen mit August Ludwig von Schlözer eine neue Qualität gewannen, pflegte er seine Beziehungen zu Russland, so dass er neben Schlözer in Göttingen zu den besten deutschen Russlandkennern seiner Zeit zu rechnen ist.

1. Kindheit und Jugendzeit

Anton Friedrich Büsching wurde 1724 in Stadthagen geboren, einer Kleinstadt westlich von Hannover, die damals in der zum niederrheinisch-westfälischen Reichskreis gehörenden Grafschaft Schaumburg-Lippe gelegen war. Heute gehört sie zu Niedersachsen. Sein Vater, Ernst Friedrich Büsching, war ein wenig begüterter Jurist. Büsching selbst gibt seinen Geburtstag mit dem 27. September an; im Kirchenbuch belegt ist nur, dem Brauch der Zeit folgend, der Tag seiner Taufe, nämlich der 29. September 1724. In Stadthagen besuchte er die Lateinschule; darüber hinaus erhielt er kostenfreien Unterricht bei dem Prediger der Stadt, dem hochgebildeten Pastor Eberhard David Hauber. 1743 verließ Büsching Stadthagen und ging nach Halle.

Noch etwa ein Jahr lang besuchte Büsching in Halle die Lateinschule der Franckeschen Stiftungen, ehe er dort das Studium der Theologie (1744-1747) aufnahm. Dieses Studium musste er sich durch Unterricht an den Lehranstalten der Franckeschen Stiftungen selbst finanzieren. Dabei sammelte er pädagogische Erfahrungen; zugleich zeigte sich seine pädagogische Begabung. Nach dem Studium, das er mit dem Magisterexamen abschloss, wurde Büsching, einem Brauch der Zeit folgend, Hauslehrer. Sein Dienstherr, Rochus Friedrich Graf zu Lynar, wurde wenig später als Gesandter des dänischen Hofes nach Russland geschickt. Seinen Zögling, den jungen Grafen Friedrich Ulrich zu Lynar, begleitete Büsching auftragsgemäß an den neuen Dienstort St. Peters-

burg. Am 7. Februar 1750 traf die Reisegesellschaft, zu der auch Büsching gehörte, in St. Petersburg ein. Während der Reise hatte Büsching ein Tagebuch zu führen, in dem die Reiseroute genau verzeichnet war. In St. Petersburg knüpfte Büsching vielfältige Verbindungen vor allem zu Vertretern der „gelehrten Welt“, aber auch zu den verschiedenen Predigern an den evangelischen Kirchen in der Stadt. Mehrfach wurde er gebeten, als Gast in verschiedenen Kirchen den Gottesdienst abzuhalten, und entsprach dieser Bitte gerne.

Als sich die Beziehungen Russlands sowohl zu Preußen als auch zu Schweden zuspitzten und ein neuer Krieg auszubrechen drohte, schickte Rochus Friedrich zu Lynar seinen Sohn und mit ihm den Hauslehrer nach Dänemark zurück. Deshalb verließen beide bereits am 4. August 1750 wieder die Stadt an der Nawa. Die Rückfahrt erfolgte über Ostsee. Seinen Zögling begleitete Büsching weisungsgemäß zunächst zum Stammsitz der Familie nach Itzehoe und dann 1752 auf die Ritterakademie nach Soröe.

Dieser erste Aufenthalt in St. Petersburg, von dem Büsching auch in seiner „Eigenen Lebensgeschichte“ ausführlich berichtet, wurde für seinen weiteren Lebensweg entscheidend. Während der Reise hatte er die eigene Reiseroute mit der vorhandenen geographischen Literatur verglichen und festgestellt, dass die vorliegenden Angaben voller Fehler und Auslassungen waren. Deshalb fasste er den Entschluss, eine bessere „Erdbeschreibung“ zu liefern und begann sofort nach seiner Rückkehr aus Russland damit, entsprechende Materialien zu sammeln. Diese Erdbeschreibung sollte Büschings Lebenswerk werden, das bis heute seinen Nachruhm bestimmt.

Nach Beendigung der Hauslehrerzeit im Oktober 1752 lebte Büsching anderthalb Jahre im Hause des Pastors Eberhard David Hauber, seines ehemaligen Lehrers aus der Stadthagener Zeit, der in der Zwischenzeit nach Kopenhagen berufen worden war. Hauber hatte selbst zu geographischen Fragen publiziert und eine umfangreiche Fachbibliothek gesammelt, die Büsching zur Verfügung stand. Bereits 1752 war als eine Vorstufe des geplanten größeren Werkes eine „Kurzgefasste Staatsbeschreibung der Herzogtümer Holstein und Schleswig“ erschienen, 1754 lagen die beiden ersten Teile von Büschings „Neuer Erdbeschreibung“ vor, in denen Nordeuropa, Russland, Preußen, Polen, Ungarn und die europäische Türkei sowie Portugal, Spanien, Frankreich, Italien und Großbritannien abgehandelt sind. Beide Bücher schickte er nach Hannover und zur Besprechung an die „Göttingischen gelehrten Anzeigen“.

Büsching verließ im Frühjahr 1754 Kopenhagen, als er mit der Ausarbeitung des Deutschland gewidmeten dritten Teil seiner „Erdbeschreibung“ beginnen wollte. Von Dänemark aus erschien ihm eine solche Arbeit aufgrund der dortigen Bibliotheksverhältnisse nicht möglich. Er ging nach Halle, um an der dortigen Universität Vorlesungen zu geographischen und theologischen Fragen



*Abb. 4 (zu Katalog [D 1])
Anton Friedrich Büsching (1724-1793)*

zu halten, sich also auf eine Universitätslaufbahn vorzubereiten, und zugleich weiter an der Erdbeschreibung zu arbeiten.

In Halle hatte er sich noch nicht etabliert, als ihn aus Göttingen die Berufung zum außerordentlichen Professor der Philosophischen Fakultät mit Exspektanz auf eine Professur in der damals höher bewerteten Theologischen Fakultät erreichte. Da diese Berufung mit einem festen Gehalt von 200 Reichsthalern im Jahr verbunden war – in Halle musste Büsching von den unzulänglichen Vorlesungshonoraren leben – nahm er die Berufung an.

2. Professor in Göttingen

Im September 1754 kam Büsching in Göttingen an. Mit der ihm eigenen Zielstrebigkeit wandte er sich hier neben geographischen verstärkt auch theologischen Problemen zu. Er wollte ja Professor der Theologischen Fakultät werden. Bereits im Juli 1756 verteidigte er seine Doktor-Dissertation, in der er einen „von allen scholastischen Sachen und Worten gereinigten Auszug aus der Heiligen Schrift“ zu bieten suchte. Die Veröffentlichung dieser Dissertation in zwei Fassungen – einer auf Empfehlung von Kollegen für die Dissertationsverteidigung entschärften, und nach der Verteidigung der vollständigen Variante – löste heftige theologische Kontroversen aus. Büsching vertrat auch in theologischen Fragen aufgeklärt-rationalistische Anschauungen, die auf Ablehnung in konservativen Kirchenkreisen stießen. In seiner „Eigenen Lebensgeschichte“ hat er sein Anliegen so formuliert: „Ich wagte also den Versuch, die Theologie von scholastischen Erfindungen, Ausdrücken und Sätzen zu reinigen und sie bloß der heiligen Schrift gemäß zu entwerfen.“ Die von Büsching provozierten Auseinandersetzungen griffen über die Universität hinaus und wurden auch der Landesregierung in Hannover hinterbracht. Der Kurator der Universität, der Büsching wohlgesonnene Gerlach Adolph Freiherr von Münchhausen, empfahl Büsching deshalb im Februar 1757, von sich aus auf theologische Vorlesungen und Publikationen zu verzichten und sich auf eine Tätigkeit in der Philosophischen Fakultät zu konzentrieren.

Für die Arbeiten an der Erdbeschreibung erwies sich Göttingen als ein idealer Ort. Die Universitätsbibliothek besaß, wie Büsching in seiner „Eigenen Lebensgeschichte“ hervorhebt, „einen Vorrath an brauchbaren Büchern“ und schaffte großzügig von ihm gewünschte Veröffentlichungen an. Zugleich wurde Göttingen mit der Übersiedlung der auf verschiedenen Gebieten der Geographie und Astronomie tätigen Mitglieder der vorher in Nürnberg ansässigen „Cosmographischen Gesellschaft“ Michael Franz, Georg Moritz Lowitz und Tobias Mayer zu einem Zentrum der geographisch-astronomischen Forschung.

Eine wichtige Hilfe wurde für Büsching bei der Ausarbeitung der Deutschland betreffenden Teile der neuen Erdbeschreibung die Tatsache, dass auf seine Bitte hin die Regierung in Hannover an alle ihr unterstehenden Ämter die Weisung gab, detaillierte Angaben über ihr Gebiet zur Verfügung zu stellen. 1757 und 1759 erschien der dritte Teil der „Neuen Erdbeschreibung“ in drei Bänden, in dem das gesamte damalige Gebiet des Deutschen Reiches nach den Reichskreisen dargestellt ist. Zugleich hatte Büsching die beiden ersten Teile in zweiter und dritter jeweils stark überarbeiteter, jetzt mehrbändiger Auflage vorgelegt. 1759 erhielt er seine Ernennung zum ordentlichen Professor der Philosophischen Fakultät der Göttinger Universität.

Sein weiterer Lebensweg schien vorgezeichnet. 1755 hatte er geheiratet, sein Gehalt war aufge bessert worden, und anfänglich hatte auch der 1756 begonnene Siebenjährige Krieg Göttingen weitgehend unberührt gelassen. Aber das sollte sich im weiteren Verlauf des Krieges ändern. 1760 wurde Göttingen von sächsischen und dann von französischen Truppen besetzt. Die Lebensmittel wurden teuer, aus Hannover konnten die Professoren ihre Besoldung nicht erhalten, die Studenten verließen die von den Kriegswirren erfasste Universität. Und dann erkrankte Büsching so schwer, dass er mit seinem Ableben rechnete.

Büsching befand sich bereits auf dem Wege der Besserung, als er im Dezember 1760, nachdem mehrere Monate aufgrund der Kriegshandlungen jegliche Postverbindungen Göttingens unterbrochen gewesen waren, mit den ersten Briefen von der St. Petersburger Petrigemeinde die Einladung erhielt, als zweiter Prediger der Petrikirche und Leiter der Petrischule nach St. Petersburg zu kommen. Die Gemeinde war so reich, dass sie ihm eine Besoldung bieten konnte, die über seinem in damaligen Zeiten durchaus unsicheren Professorengeloh in Göttingen lag, nämlich 700 Rubel im Jahr. Hinzu kamen noch die sogenannten Akzidentien, Abgaben, die der Pfarrer bei verschiedenen gottesdienstlichen Handlungen – Abendmahl, Taufe, Hochzeiten, Beisetzungen usw. – von den Gemeindegliedern erhielt. Diese Akzidentien konnten in ihrer Höhe das Pastorengeloh durchaus übersteigen. Für Büsching bedeutete nach den Auseinandersetzungen mit den Theologen in Göttingen die Berufung in ein theologisches Amt eine Bestätigung seiner eigenen Anschauungen. Büsching empfand diese Berufung als einen Wink Gottes, dem er sich nicht entziehen durfte, vor allem auch deswegen, weil von seiner Erdbeschreibung die Deutschland betreffenden Abschnitte veröffentlicht waren und daher die für diese Arbeit notwendige Bindung an ein wissenschaftliches Zentrum in Deutschland nicht mehr vordringlich erschien. Also nahm er, nachdem Bedenken ausgeräumt worden waren, seine Darstellung Russlands in der „Neuen Erdbeschreibung“ könne in St. Petersburg auf Kritik stoßen, diese Berufung an und reiste im Sommer 1761 nach St. Petersburg.

3. Prediger und Schulleiter in St. Petersburg

In St. Petersburg geriet Büsching in eine völlig andere Welt. Beeindruckend ist seine Schilderung der ersten Eindrücke von dieser Stadt, die er seinem ehemaligen Kollegen, dem Göttinger Professor Johann David Michaelis, in einem Brief vom 12./23. Mai 1762 mitteilte. Hier lesen wir: „Hier ist nicht die große Welt, die zugleich aus vielen Einsichtsvollen und kritischen Leuten besteht. Vor meinem Fenster fahren täglich über 10 000 Kutschen und Schlitten vorbei. Meine Ohren sind nun so voll, daß sie kein neues Geräusch mehr fassen. Zu meiner Gemeinde gehören an Alten und Jungen ungefähr 1 000 Seelen. Ich und die Meinigen sind nur mittelmäßige bürgerliche Leute, allein, wir müssen einen größeren Aufwand machen, als jemand in Göttingen. Man muß hier den ganzen Tag über zu Besuchen bereit sein, denn jedermann kommt unangemeldet, und die Besuche sind häufig. Man muß auch immer so eingerichtet sein, daß man Gäste zum Essen haben kann, denn man ist hier sehr gastfrei. Personen hohen und mittleren Standes gehen ohne Zwang und Kunst mit einander um. Bei allen Russen von irgend einiger Distinktion und bei allen Ausländern an vornehmen Officiers, Kaufleuten, Künstlern etc. findet man eine kleine Bibliothek, und der geringste Band ist ein Franzband. Meine Erdbeschreibung habe ich nicht nur bei Handwerksleuten, sondern in der Tat auch bei Bettlern gefunden. Meine Einkünfte sind bisher sehr ansehnlich gewesen, haben aber nur zugereicht. Der Artikel der Equipage und Domestiquen erfordert allein jährlich über 500 Rubel. Wenn man uns Geschenke macht, so sind keine Kleinigkeiten. z. E. von einem Kaufmann 60 Faden Holz, 100 Bouteillen Rheinwein, eine schöne Truh und ein Clavecin, wenigstens 80 Rubel wert, von einem andern ein großes Service von weißischen Porcellan und Caffé, Tee und Chokolade-Zeug, von einem andern ein neues Tischzeug von schönsten Damastleinwand, von einem andern Mann eine Provision hungarischen, Cap [?] und Burgunder-Wein u. s. w. Die Neujahrgeschenke haben über 3000 Rubel gebracht.“

Büsching war als zweiter Prediger an die Petrikirche berufen worden. Seine Aufgaben als Gemeindepfarrer nahm er sehr ernst und widmete ihnen viel Zeit – und doch rückten für ihn Schulfragen bald so stark in den Vordergrund, dass, wie er in seiner „Eigenen Lebensgeschichte“ schreibt, „die Hauptsache fast zur Nebensache wurde.“

Bei der evangelisch-lutherischen Gemeinde auf der Admiralitätsseite wird eine Schule schon 1709 erwähnt. In ihr wurden die Kinder der Gemeindeglieder vom zweiten Prediger, vom Kantor und von einigen Lehrern in Lesen, Schreiben, Rechnen und Grundlagen der Religion unterrichtet. Bei der St. Petersburger Petrikirche, die ein großes ihr von Peter dem Großen übereignetes Areal in zentraler Lage am Newski Prospekt nutzte, war in den dreißiger

Jahren ein hölzerner Schulbau errichtet worden. Zu Beginn der fünfziger Jahre war er baufällig geworden, weshalb mit Spenden von Gemeindemitgliedern ein Neubau begonnen wurde. Da den Mitgliedern der Gemeinde die bisher vermittelte Elementarbildung nicht mehr ausreichend erschien, wurde zugleich eine Reform der Schule eingeleitet. Der mit diesen Aufgaben betraute Pfarrer war 1759 gestorben – und man erinnerte sich an Büsching, der während seines Aufenthaltes in St. Petersburg 1750 als Hauslehrer und durch seine Predigten einflussreichen Gemeindemitgliedern bekannt geworden war.

Als sich Büsching mit den vorliegenden Entwürfen zur Reform der Schule vertraut machte, musste er feststellen, dass die geplanten Veränderungen nur Teilschritte bewirken konnten; auf Grund seiner Erfahrungen in Halle hatte er einen umfassenderen Blick und konnte deshalb grundsätzliche Reformen vorschlagen. Und es gelang ihm, die Mitglieder des Kirchenkonvents von seinen Auffassungen zu überzeugen, vor allem auch deswegen, weil er versprechen konnte, die reformierte Schule alleine von dem von den Kindern reicherer Eltern zu fordernden Schulgeld zu unterhalten, also auf die bisher von der Gemeinde gezahlten Lehrergehälter verzichten zu können.

Büsching schlug vor, die Schule nach dem Vorbild der Halleschen Schulanstalten zu gliedern. Dementsprechend wurde in den unteren Klassen eine Elementarbildung vermittelt; die oberen Klassen erhielten ein Lehrprogramm, das auf die Bedürfnisse der Erziehung von „Standespersonen“ ausgerichtet war bzw. auf ein Universitätsstudium vorbereiten sollte. Bei der Größe der Stadt war es wichtig, dass bei der Schule auch je ein Pensionat für Jungen und für Mädchen vorgesehen war, denn auf Grund der großen Entfernungen in der Stadt war es nicht für alle Schüler möglich, tagtäglich die Schule zu erreichen. Ein Überqueren der Newa und ihrer größeren Seitenarme war nicht zu allen Jahreszeiten gegeben; im Frühjahr und im Herbst war zuweilen für mehrere Tage eine Passage völlig unmöglich.

In seinem Brief vom 16./27. August 1762 nach Göttingen an Professor Johann David Michaelis hat Büsching ausführlich über sein Schulprogramm berichtet: „Ich bin jetzt mit dem Entwurf der neuen Schule in der Gemeine beschäftigt und hoffe zu Gott, daß sie eine wichtige Anstalt werden soll. Der 13te § des Entwurfs lautet also: Weil es ein berüchtigter Fehler der bisherigen und meisten Schulen ist, daß in denselben die lateinische Sprache zur Hauptsache gemacht und folglich täglich in den meisten Stunden, ja von der ersten Kindheit an bis gegen etwa das 20ste Jahr getrieben, auch durch eine schlechte Lehrart den Kindern überaus schwer und unangenehm gemacht wird, und also ein wichtiger Teil des Lebens, wo nicht ganz, doch mehrenteils verloren gehet, so wollen wir unsere Schule vernünftiger und nützlicher einrichten und folgende 2 Grundgesetze machen. Erstlich, kein Schüler soll Latein lernen, der nicht

vorher die christliche Glaubenslehre, Naturgeschichte, Geographie, Historie nebst den Altertümern und der Mythologie, die Mathematik, Physik, Ökonomie, Gesundheitslehre, das Zeichnen und Modellieren und die Musik erlernt, eine Anleitung zu guten Sitten und zur Weisheit bekommen und sich in der deutschen und französischen Sprache geübet hat. Zweitens, die lateinische Sprache soll niemand lernen, als der es seiner Bestimmung wegen nötig oder besondere Lust dazu hat. Diese aber sollen sie auf eine kürzere und leichtere Art, als bisher insgemein gewöhnlich gewesen ist, lernen. Nach dieser Vorschrift soll in Ansehung aller derer Kinder, welche den ersten Anfang im Lernen bei uns machen, verfahren werden. - - - Hiernächst sollen auch die griechische und hebräische Sprache, die Logik, die Historie der Gelehrsamkeit und die schönen Wissenschaften gelehrt und die zum Studieren bestimmten jungen Leute dadurch zu der höheren Schule zubereitet werden.“ Büsching hat hier fast wörtlich Teile seiner zur Eröffnung der Schule am 1. Oktober 1762 veröffentlichten „Nachricht von der neuen Lehranstalt“ abgeschrieben; die drei Striche deuten an, dass er hier gegenüber dem gedruckten Text unterschiedliche Passagen auslässt. Den Druck dieser „Nachricht“ sandte Büsching ebenfalls nach Göttingen – und war dann doch enttäuscht, dass es Michaelis nicht für notwendig hielt, diese und andere Publikationen der Petrischule in den „Göttingischen gelehrten Anzeigen“ anzuzeigen.

Die von Büsching reformierte Petrischule, die schon bald an die zwanzig Lehrer und Erzieher beschäftigte, erwarb sich schnell breite Anerkennung. Unter der Leitung Büschings lernten hier bis zu 300 Schüler; bald gehörten auch Kinder aus der russischen Aristokratie zu den Schülern. Der Stundenplan folgte den in jener Zeit üblichen Praktiken. Er legte die Abfolge der Fächer für die gesamte Schule fest; die Schüler wurden – je nach ihren Kenntnissen – für die einzelnen Fächer der ihrem Leistungsstand entsprechenden Klasse zugewiesen. Die Klassen hatten also in jeder Stunde eine andere Zusammensetzung. Dieser ständige Wechsel erschwerte natürlich den Unterricht; er wurde aber erst nach Büschings Weggang aufgegeben.

Büsching bemühte sich, wie seine Briefe nach Göttingen beweisen, auch weiterhin vor allem um Fachlehrer für naturwissenschaftliche Fächer. Aus Göttingen kam als Lehrer unter anderem Johann Beckmann an die Petrischule. Und Büsching konnte seinen Lehrern durchaus akzeptable Bedingungen bieten: Das jährliche Gehalt betrug bis zu 200 Rubel bei freier Station. Zum Vergleich sei angeführt, dass ein Adjunkt der Akademie der Wissenschaften damals 200 bis 300 Rubel jährlich erhielt, ein Professor in der Regel 600 bis 800 Rubel. Zum Vergleich sei auch auf Schölzers Einschätzung verwiesen, die er am 26. Februar 1766 an den Sekretär der akademischen Kanzlei Johann Kaspar Taubert schrieb, als er im Auftrag der St. Petersburger Akademie für das akademische Gymnasi-

um Lehrer anwerben sollte. Schlözer schreibt, es sei unmöglich, unter den vorgegebenen Bedingungen (u.a. Verpflichtung für drei Jahre) geeignete Kandidaten zu gewinnen. Er fährt dann fort: „Für 250 Rubel und völlige Defrayierung getraue ich mir Leute zu kriegen, aber ja nicht für 360 Rubel und weiter nichts dabei. Weit lieber würde einer an die deutsche weiland Büschingische Schule gehen, wo man alles frei und 200 Rubel ohne Kontrakt hat.“

Mit den Erfolgen seiner Schularbeit konnte Büsching durchaus zufrieden sein. In diesem Sinne schrieb er auch am 19. Juni 1764 recht selbstbewusst an Michaelis: „Unsere S. Petersschule (derer sie in den Anzeigen nicht gedacht haben, ungeachtet sie es sehr wohl verdient und ich auch darum gebeten [...]), ist gottlob jetzt schon das, was sie nach meinem Plan hat sein sollen, besteht und gehet gut fort.“

Auf die Dauer konnte selbst ein Büsching die starke Belastung durch Predigtamt und Schulleitung nicht durchhalten. Als der erste Prediger erkrankte, Büsching also die gesamte Arbeit im kirchlichen Bereich zusätzlich übernehmen musste, finden sich in seinen Briefen häufiger resignierende Äußerungen. In einem wohl Anfang August 1763 zu datierenden Schreiben an seinen Freund, dem an der St. Petersburger Akademie als Historiker und Geograph wirkenden Gerhard Friedrich Müller, hat er diese Stimmung besonders deutlich formuliert: „Ich bin so müde und matt, daß ich mich kaum rühren kann. Eben komme ich aus der Schule [...]. Überhaupt ist seit 14 Tagen meine Arbeit größer gewesen, als daß ich sie ertragen könnte.“

Für Büsching wurde der Widerspruch zwischen seinen pädagogischen und wissenschaftlichen Bestrebungen einerseits (auch in seiner St. Petersburger Zeit publizierte er eifrig, überarbeitete u. a. die vorliegenden Bände der Erdbeschreibung) und seinem theologischen Amt andererseits immer spürbarer. Schon am 8. April 1762 schrieb er seinem Freund Gerhard Friedrich Müller: „Allein meine Lust find ich zum Predigen fast zu schwach.“ Wie hoch sein Anspruch an eine Predigt war, sprach Büsching in der „Eigenen Lebensgeschichte“ aus: „Es ist kläglich, dass so viele Prediger, ich mögte fast sagen, die meisten, so arm an Gedanken und Empfindungen sind.“ Hier beklagte er auch: „Mit dem Predigtamt sind Geschäfte verbunden, die man bloß nach Formeln ausgerichtet haben will, die den Geldbeutel [...] wohl anfüllen, aber die Seele leer lassen.“

Büsching sollte es nicht gegeben sein, die Erfolge seiner schulischen Tätigkeit genießen zu können. Als Präses der Petrigemeinde war 1764 der aus der Verbannung zurückgekehrte greise Feldmarschall Burchard Christoph von Münnich wieder eingesetzt worden. Als Militär war es Münnich gewohnt, dass seine Wünsche als Befehle aufgefasst und vorbehaltlos ausgeführt wurden. Büsching war ein sich seines Wertes und seiner Rechte durchaus bewusster Bürger. Die anfangs guten Beziehungen zwischen dem Vorsitzenden des Kirchen-

konvents und dem zweiten Prediger sollten sich rasch zuspitzen, als Münnich direkt in Schulbelange eingriff. Büsching widersetzte sich energisch; eine Vermittlung, die von mehreren Gemeindemitgliedern versucht wurde, konnte nur eine vorübergehende Beruhigung der Beziehungen bringen. Um die Gefahr einer Aufspaltung der Gemeinde abzuwenden, legte Büsching 1765 seine Ämter in der Petrigemeinde nieder und verließ St. Petersburg, ohne eine neue Berufung abzuwarten.

Etwa ein Jahr lang lebte Büsching in Altona ohne Amt. Die von ihm erwartete erneute Berufung nach Göttingen kam nicht zustande, da der Kurator der Universität Gerlach Adolph Freiherr von Münchhausen aufgrund der Folgen des Siebenjährigen Kriegs keine Möglichkeiten sah, die finanziellen Forderungen Büschings sofort zu erfüllen. 1766 nahm Büsching schließlich eine Berufung nach Berlin als Schuldirektor und Oberkonsistorialrat an, wobei für ihn wichtig war, keine Predigt-Verpflichtungen übernehmen zu müssen. Die ihm zugesagte Mitgliedschaft in der Berliner Akademie der Wissenschaften wurde vom preußischen König Friedrich II. nicht bestätigt; nach dem Tode des Monarchen stellte Büsching unter anderem auch finanzielle Forderungen, die einer Ablehnung der ihm jetzt erneut angetragenen Akademie-Mitgliedschaft gleichkamen.

4. Das Russlandbild

Die Übersiedlung nach Berlin bedeutete in der Biographie Büschings eine letzte Zäsur. In den folgenden fast dreißig Jahren standen für ihm Schulfragen im Vordergrund, aber auch weiterhin publizierte Büsching ungewöhnlich fleißig zu historischen, geographischen, pädagogischen und theologischen Fragen. Neben Schulschriften und Nachauflagen der „Neuen Erdbeschreibung“ ist hier besonders auf seine beiden periodischen Publikationen hinzuweisen, auf die 22 Bände seines „Magazins für die neue Historie und Geographie“ (1767-1787) und auf die 15 Jahrgänge seiner „Wöchentlichen Nachrichten von neuen Landcharten und geographischen, statistischen und historischen Büchern und Schriften“ (1773-1787). In beiden Publikationen ist die Russlandthematik immer gegenwärtig; für das „Magazin“ haben entsprechende Recherchen ergeben, dass vom Umfang her mehr als ein Drittel der veröffentlichten Beiträge und Materialien Russland direkt betrafen. In den „Wöchentlichen Nachrichten“ hat Büsching regelmäßig neue Publikationen über Russland und in Russland erschienene Veröffentlichungen besprochen, so dass diese Zeitschrift als eine „Bibliographie rußlandkundlicher Literatur“ bezeichnet worden ist.

In seiner Publikationstätigkeit hat Büsching sowohl seine eigenen Russlandkenntnisse eingesetzt, obwohl er in Russland kaum über St. Petersburg hinaus-

gekommen ist, als auch seine umfangreiche Korrespondenz genutzt, um aktuelle Informationen zu erlangen. Seine Briefpartner in Russland waren vor allem Gerhard Friedrich Müller, zu dieser Zeit Mitglied der St. Petersburger Akademie und Archivar am Archiv des Kollegiums der Auswärtigen Angelegenheiten in Moskau, sowie Hartwig Ludwig Christian Bacmeister, Inspektor am akademischen Gymnasium in St. Petersburg.

Unter dem Aspekt Göttingen und St. Petersburg bzw. Göttingen und Russland erhalten die in den siebziger und achtziger Jahren zwischen Büsching und Schlözer, seit 1769 Professor in Göttingen, geführten Diskussionen besondere Bedeutung. Büsching war ein gradliniger Charakter, er reagierte zuweilen überscharf, wenn er sich persönlich angegriffen fühlte, was der Fall war, wenn seine Kompetenz in Russland betreffenden Fragen bezweifelt wurde. Und Schlözer war für seine bissigen Rezensionen und Repliken bekannt.

Es waren im wesentlichen drei Russland betreffende Problemkreise, über die der Göttinger Professor und der Berliner Schuldirektor im Streit lagen. In den Auseinandersetzungen zu Fragen der älteren russischen Geschichte war Schlözer, der im Gegensatz zu Büsching die russische Sprache beherrschte und altrussische Quellen im Original lesen und interpretieren konnte, im Vorteil. Büsching hingegen war in diesem Punkt auf seinen Gewährsmann Gerhard Friedrich Müller angewiesen, der zwar eine gute Kenntnis der altrussischen Quellen besaß, dem aber die neuen philologisch-kritischen Forschungsmethoden, die sich Schlözer während seines Studiums in Göttingen hatte aneignen können, immer fremd geblieben waren.

Bei Diskussionen um Fragen der russischen Geschichte des 18. Jahrhunderts hingegen hatte auch Büsching umfassende Kenntnisse aufzuweisen, da die einschlägigen Gesetze und Bestimmungen, um die dabei diskutiert wurde, in der Regel nicht nur in russischer Sprache, sondern auch in deutscher Übersetzung veröffentlicht wurden. Büsching brauchte in diesem Fall keine sprachlichen Barrieren überwinden. Auf Grund seiner intensiven Beschäftigung mit den Biographien berühmter in Russland wirkender Zeitgenossen, über die er in seinem „Magazin“ verschiedene Beiträge veröffentlichte, sowie mit unterschiedlichen zeitbezogenen Quellen wie Tagebuchaufzeichnungen, Briefen usw. konnte er sein Jahrhundert ausgezeichnet, so dass er in diesem Punkt Schlözer durchaus gleichwertig war, in Detailfragen oft sogar überlegen.

Ein dritter Diskussionspunkt betraf die Statistik. Unter diesem Begriff verstand man damals die „Staatenbeschreibung“, noch nicht primär das Erfassen gegebener Verhältnisse in Zahlenreihen. Büsching gebührt das Verdienst, durch seine nach gleichartigen Prinzipien erfolgende Aufarbeitung entsprechender Angaben für verschiedene Länder in der „Erdbeschreibung“ erstmals im Prinzip eine „vergleichende Statistik“ vorgelegt zu haben. Mit Blick auf Russland

kam es zwischen Schlözer, der für sich in Anspruch nahm, in Russland erstmals statistische Forschungen angeregt zu haben, und Büsching, der in seiner Zeit bereits Statistiken über Geburten, Eheschließungen und Todesfälle in der Petri-gemeinde veröffentlicht hatte, zu einem Prioritätsstreit, der aus heutiger Sicht jeder Grundlage entbehrt. Im Grunde war mit den in regelmäßigen Abständen (von meist etwa zwanzig Jahren) seit 1718/1721 durchgeführten „Revisionen“, einer Zählung der der Kopfsteuer unterliegenden männlichen Bevölkerung, in Russland bereits ein beachtliches Niveau in der Praxis statistischer Erfassung – wenn auch unter pragmatisch-fiskalischem Aspekt – erreicht worden. Aber der Streit zwischen Büsching und Schlözer trug doch nicht unwesentlich zur Profilierung der Statistik als neuer Wissenschaftsdisziplin bei. Und es dürfte auch durchaus nicht zufällig sein, dass gerade Göttingen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts mit dem Wirken von Professoren wie Achenwall, Gatterer und Schlözer zu einem Schwerpunkt statistischer Forschungen wurde.

Mit ihren teilweise in recht scharfem Ton geführten Auseinandersetzungen um russlandkundliche Fragen haben sowohl Büsching als auch Schlözer durchaus dazu beigetragen, das in jener Zeit in Deutschland zunehmende Interesse an Russland wach zu halten und zu intensivieren. Zumindest darauf hingewiesen sei, dass im 18. Jahrhundert viele geographisch-statistische Schriften Büschings in das Russische übersetzt wurden, Schriften Schlözers jedoch nicht.

Büsching, der am 4. Oktober 1793 in Berlin starb, hinterließ ein außerordentlich reiches, bisher nur ungenügend erschlossenes wissenschaftliches Erbe. Ihn ausschließlich als Geograph zu betrachten, so in den gängigen modernen Lexika, wird seinem vielschichtigen Wirken nicht gerecht.

Literatur:

- Belkovec, Larisa Prokop'evna: *Rossija v nemeckoj istoričeskoj žurnalistike XVIII v.* G. F. Miller i A. F. Bjušing, Tomsk 1988.
- Büsching, Anton Friedrich: *Eigene Lebensgeschichte*, (Beyträge zu der Lebensgeschichte denkwürdiger Personen, insonderheit gelehrter Männer, 6), Halle 1789.
- Hoffmann, Peter / Osipov, Valerij Ivanovič (Hrsgg.): *Geographie, Geschichte und Bildungswesen in Russland und Deutschland im 18. Jahrhundert. Briefwechsel Anton Friedrich Büsching – Gerhard Friedrich Müller 1751 bis 1783*, (Quellen und Studien zur Geschichte Osteuropas, 33), Berlin 1995.
- Hoffmann, Peter: *Anton Friedrich Büsching (1724-1793). Ein Leben im Zeitalter der Aufklärung*, Berlin 2000.

Oehme, Ruthard: Eberhard David Hauber (1695-1765). Ein schwäbisches Gelehrtenleben, (Veröffentlichungen für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B, Forschungen 88), Stuttgart 1976 (Kap. IV, 2: Anton Friedrich Büsching).

Pantenius, Michael: Anton Friedrich Büsching und Russland, Halle 1984 (Dissertation, maschinenschriftlich).

SUB Göttingen, Handschriftenabteilung, Cod. Ms. Michaelis 321, (Briefwechsel, Bd. 2).

Winter, Eduard (Hrsg.): August Ludwig v. Schlözer und Russland, (Quellen und Studien zur Geschichte Osteuropas, 9), Berlin 1961.

Exponate

Silke Glitsch

[D 1]

Büsching, Anton Friedrich (1724-1793)

Kupferstich, 100 x 170 mm von Georg Friedrich Schmidt

SUB Göttingen, Sammlung Voit: Anton Friedrich Büsching Nr. 4

Anton Friedrich Büsching (1724-1793) studierte von 1744 bis 1747 Theologie in Halle, bevor er im Gefolge seines Dienstherrn, des dänischen Gesandten am russischen Hof Rochus Friedrich Graf zu Lynar, 1750 als Hauslehrer nach St. Petersburg ging. In der Folgezeit beschäftigte er sich vorrangig mit geographischen und theologischen Arbeiten. 1754 erhielt er einen Ruf als außerordentlicher Professor der Philosophischen Fakultät der Georgia Augusta; 1759 wurde er zum ordentlichen Professor ernannt. 1761 nahm er einen Ruf als 2. Prediger der Petrikirche und Leiter der Petrischule in St. Petersburg an. 1765 kehrte er nach Deutschland zurück; ein Jahr später ging er als Schuldirektor und Oberkonsistorialrat nach Berlin, wo er 1793 starb. Der 1774 angefertigte Kupferstich zeigt den durch seine „Erdbeschreibung“ berühmten Geographen vor einem Globus. Dem Werk liegt ein Gemälde im Konventssaal der Petrikirche zugrunde.

[D 2]

Büsching, Anton Friderich: Neue Erdbeschreibung. Teil 1. Dänemark, Norwegen, Schweden, das ganze rußische Kaiserthum, Preussen, Polen, Hungarn und die europäische Turkey, mit denen dazu gehörigen und einverleibten Ländern. Hamburg, 4. Aufl., 1760.
SUB Göttingen: 8° Geogr. 458:1 <4>

Büschings erster, wenngleich nur sechsmonatiger Aufenthalt in St. Petersburg wurde für seinen weiteren Lebensweg entscheidend. Während der Reise hatte er die eigene Reiseroute mit der vorhandenen geographischen Literatur verglichen und festgestellt, dass diese fehler- und lückenhaft war. Er fasste den Entschluss, eine bessere „Erdbeschreibung“ zu liefern und begann sofort nach seiner Rückkehr damit, entsprechende Materialien zu sammeln. Die ersten beiden Teile lagen bereits 1754, zur Zeit seiner Berufung nach Göttingen, vor; ihre Ergänzung und Überarbeitung wurde in Göttingen zu Büschings Hauptbeschäftigung. Bis 1761 erschienen zwei weitere Teile; die ersten beiden Teile erlebten mehrere, teilweise grundlegend überarbeitete Neuauflagen. Diese großangelegte Arbeit sollte Büschings Lebenswerk werden, das bis heute seinen Nachruhm bestimmt.

[D 3]

Büsching, Anton Friederich: Beyträge zu der Lebensgeschichte denkwürdiger Personen, insonderheit gelehrter Männer. 6. Teil. Eigene Lebensgeschichte. Halle 1789.
SUB Göttingen: 8° H L BI I, 691:6

Zwischen 1783 und 1789 veröffentlichte Büsching seine sechsteilige „Lebensgeschichte denkwürdiger Personen“, deren sechster Teil ihm selbst gewidmet ist. Er enthält unter

anderem eine ausführliche Schilderung seiner Göttinger und St. Petersburg Jahre. 1760 erkrankte Büsching so schwer, dass er mit seinem Tode rechnete. Als er kurz darauf einen Ruf als 2. Prediger der Petrikerche und Leiter der Petrischule nach St. Petersburg erthielt, fasste Büsching diese Berufung in ein theologisches Amt nach einer Reihe von theologischen Auseinandersetzungen mit seinen Göttinger Kollegen als einen Ruf Gottes auf und nahm an. Zu Beginn seiner Schilderung der „Reise von Göttingen nach St. Petersburg“ schildert Büsching die Wehmut ob der Abschiednahme am 2. Juni 1761 und, angesichts der bevorstehenden Reises Strapazen, seine Sorgen ob des schwachen Gesundheitszustandes seiner Familie. In St. Petersburg traf er nach einer beschwerlichen Reise am 24. Juli an.

[D 4a]

Prospekt Nevskoj Perspektivoj dorogi ot Admiraltei skich triumfal'nych vorot k vostoku = Vue d'une partie de la Ville de St. Petersbourg en regardant de la Porte Triomphale de l'Amirauté vers l'orient.

Radierung u. Kupferstich, ca. 690 x 500 mm von Michail Machajew (Michail Machaev) (Vorzeichner) u. Grigori Katschalow (Grigorij Kačalov) (Stecher)

SUB Göttingen: gr. 2° H. Russ. 430/71

Die meisten Ausländer in St. Petersburg gehörten der evangelischen Konfession an, und ihre ersten Kirchen entstanden bereits im ersten Jahrzehnt nach der Stadtgründung. Die Petrigemeinde war die angesehenste deutschsprachige evangelisch-lutherische Gemeinde. Ihr erster Kirchenbau wurde zwischen 1727 und 1730 in repräsentativer Lage auf der Admiralitätsseite am Newski Prospekt errichtet. Die Gemeinde war wohlhabend und konnte Büsching neben einer Amtswohnung mit Blick auf den Newski Prospekt auch ein vergleichsweise hohes Gehalt bieten. Die hier gezeigte Ansicht gibt einen diesseits der Moika beginnenden Abschnitt des Newski Prospekt nach Osten wieder. Auf der linken Seite ist der Turm der Petrikerche zu sehen.

[D 4b]

[Heutige Ansicht der Petrikerche].

Photographie [Reproduktion]

Deutsch-russisches Begegnungszentrum St. Petersburg

Die Petrikerche wurde 1838 von Alexander Brüllow (Aleksandr Brjullov) im neoromanischen Stil vollkommen umgestaltet. Zu Sowjetzeiten wurde sie als Schwimmbad zweckentfremdet. Heute ist die Petrikerche Erzbischofssitz der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Russland und beherbergt zudem das „Deutsch-russische Begegnungszentrum“.

[D 5]

Büsching, Anton Friedrich: Brief an Johann David Michaelis. St. Petersburg, 12. / 23. Mai 1762. [Autograph]. [Facsimile von Bl. 170r].

SUB Göttingen: Cod. Ms. Michaelis 321, Bl. 170v u. 170r.

In St. Petersburg geriet Büsching in eine völlig andere Welt. Beeindruckend ist seine Schilderung seiner Eindrücke von dieser Stadt, die er seinem ehemaligen Göttinger

Kollegen Johann David Michaelis 1762 mitteilte: „Vor meinem Fenster fahren täglich über 10 000 Kutschen und Schlitten vorbei. Meine Ohren sind nun so voll, dass sie kein neues Geräusch mehr fassen. Zu meiner Gemeine gehören an Alten und Jungen ungefähr 1000 Seelen. Ich und die meinen sind nur mittelmäßige bürgerl[iche] Leute, allein, wir müssen einen größeren Aufwand machen, als jemand in Göttingen. Man muß hier den ganzen Tag über zu Besuchen bereit sein, denn jedermann kommt unangemeldet, und die Besuche sind häufig. Man muß auch immer so eingerichtet sein, dass man Gäste zum Essen haben kann, denn man ist hier sehr gastfrei. [...] Wenn man uns Geschenke macht, so sind keine Kleinigkeiten, z. E. von einem Kaufmann 60 Faden Holz, 100 Bouteillen Rheinwein, eine schöne Truh und ein Clavecin [...], von einem andern ein großes Service von weißischen Porcelan und Caffé, Tee und Chokolade-Zeug [...] u.s.w.“

[D 6]

[Ansicht der Petrischule um 1910]

Photographie [Reproduktion]

Niedersächsische Landesbibliothek Hannover: W.50085 (Sp. 98/98)

Zu Büschings Dienstaufgaben gehörten der alternierend mit dem ersten Prediger zu haltende Gottesdienst, weiterhin Eheschließungen, Bestattungen, Konfirmationen und die seelsorgerische Betreuung der Gemeinde. Bald trat jedoch die Leitung und Verwaltung der der Schule zugeordneten Gemeinde in den Vordergrund. Er richtete je ein Pensionat für Jungen und für Mädchen ein. Es gelang ihm, die vorher unbedeutende Schule zu einer anerkannten Institution zu entwickeln, die 1783, nach seinem Weggang zur Haupt-Normaleschule erhoben wurde und so die Oberaufsicht über alle deutschsprachigen Schulen im Russischen Reich erhielt.

[D 7]

[Büsching, Anton Friedrich]: Fortgesetzte Nachricht von der neuen Schulanstalt bey der hiesigen evangelischen St. Peters-Kirche, welche vornehmlich die mit derselben verbundene Verpflegungs- und Erziehungs-Anstalt für junge Leute betrifft. [St. Petersburg] 1762.

SUB Göttingen: 8° HLP I, 8640

Büsching strebte an, nach Hallenser Vorbild den Unterricht durch Schulgeld und Spenden zu finanzieren und zugleich durch Fachlehrer zu verbessern und erweitern. In den unteren Klassen wurde eine Elementarbildung vermittelt, die oberen Klassen aber erhielten ein Lehrprogramm, das auf die Bedürfnisse der Erziehung von „Standespersonen“ ausgerichtet war. Durch verschiedene Druckschriften versuchte Büsching auf seine Schulbestrebungen aufmerksam zu machen. Von 1762 bis 1764 erschienen vier „Nachrichten“, die auch die Lehrpläne der Schule beschreiben. In der „Fortgesetzten Nachricht ...“ ist ein „Verzeichnis der Lehrstunden und Lehrer in der St. Petersschule vom 1. October 1762 bis 31. März 1763“ abgebildet.

Johann Beckmann in und über Russland

Helga E. Lühmann-Frester

Seit der Gründung der Georgia August 1737 war Johann Beckmann neben seinem Freund und Kollegen August Ludwig (von) Schlözer (1735-1809) der einzige Professor, der in Göttingen studierte, dann eine Russlandreise mit einem Arbeits- und Studienaufenthalt in St. Petersburg unternahm und anschließend zeitlebens in Göttingen lehrte und forschte. Stets blieb er Russland verbunden und förderte auf vielfältige Weise als Lehrer, Publizist und Briefpartner die deutsch-russischen Wissenschaftsbeziehungen. Da der vorliegende Beitrag sich aus der Fülle vorhandener Quellen auf einige Beispiele beschränken muss, erscheint es angebracht, einen kurzen biographischen Abriss voranzustellen, jedoch mit der Werkauswahl abzuschließen.

Beckmann wurde am 4. Juni 1739 in Hoya/Weser geboren. Er besuchte zunächst die dortige Lateinschule und von 1754 bis 1758 das Gymnasium in Stade, bevor er von 1759 bis 1762 an der Georgia Augusta studierte. Zunächst widmete er sich der Theologie, bald aber der Physik, Mathematik, Naturhistorie, Staatenkunde, Geschichte und Philologie. 1762 unternahm Beckmann eine Reise ins ‚Braunschweigische‘ und eine dreimonatige Reise durch die Niederlande, wo er Universitäten besuchte und Fabriken besichtigte. Von 1763 bis 1765 war er an der St. Petersburger Petrischule als Lehrer tätig; außerdem betrieb er naturwissenschaftliche Studien an der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften. Im Anschluss an seinen Russlandaufenthalt unternahm Beckmann eine mehrmonatige Schwedenreise, besuchte die Universität Stockholm, betrieb Studien bei Carl von Linné (1707-1778) in Uppsala und besichtigte mehrere Bergwerke. 1766 wurde er zum außerordentlichen Professor der Philosophie an die Georgia Augusta berufen, wo er ökonomische Vorlesungen zur Land- und Stadtwirtschaft, dazu zur Botanik, Naturgeschichte, Physik und Mineralogie hielt. Im Folgejahr heiratete er Sophie Louise C. Schlosser und wohnte fortan in der Paulinerstraße 4. 1768 konnte der ökonomische Garten in Betrieb genommen werden, der vor der Stadtmauer nahe des ehemaligen Observatoriums, etwa im Umfeld der heutigen Turmstraße lag. 1770 wurde Beckmann zum ordentlichen Professor der Ökonomie berufen und zudem zum Mitglied der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften ernannt. Ab 1772 hielt Beckmann Vorlesungen über ‚Technologie‘ oder zur Kenntnis der Handwerke, Fabriken und Manufakturen. Am 3. Februar 1811 starb er in Göttingen.

Skizziert als „Genealogie der Ökonomie“, entwarf Beckmann 1767 sein Lehrprogramm für ein neues Fachgebiet, das zeitgemäßen wirtschaftspolitischen Anforderungen entsprach und vorrangig für die Ausbildung künftiger Staats-

und Verwaltungsbeamter sowie Lehrkräfte vorgesehen war. Seine Hörer kamen mehrheitlich aus der juristischen Fakultät. Es umfasste den Weg der Waren von der Gewinnung der Rohstoffe über die Verarbeitung, den Handel, einschließlich der kaufmännischen Rechnungsführung, bis zum sachgerechten Gebrauch der Erzeugnisse. Beckmann hielt aufgrund gründlicher Studien, dem Vorbild Linnés folgend, zweckgerichtete naturwissenschaftliche Kenntnisse, die ‚ökonomische Naturhistorie‘ (Botanik, Physik, Chemie) und die ‚ökonomische Mathematik‘, für ebenso notwendig wie die Verknüpfung theoretischer Grundsätze mit praktischen Erfahrungen. Als erster Hochschullehrer an einer deutschen Universität hielt Beckmann lange vor Albrecht Thaer (1752-1828) eigenständige Vorlesungen zur Landwirtschaftswissenschaft (mit forstwirtschaftlichen Lektionen) und gab dafür 1769 das erste deutschsprachige Landwirtschaftslehrbuch heraus.

Zur weiteren begrifflichen Präzisierung desjenigen Teils seines Lehrprogramms, der die ‚Verarbeitung der Rohstoffe oder Rohmaterialien‘ erklären sollte, die ‚Verfahrenskunde‘, ersetzte Beckmann den Begriff ‚Handwerkswissenschaft‘ bzw. ‚Kunstgeschichte‘ elegant durch den treffenden Begriff ‚Technologie‘. „Ich habe es gewagt, Technologie, statt der seit einiger Zeit üblichen Benennung Kunstgeschichte, zu brauchen [...]. Kunstgeschichte mag die Erzählung von der Erfindung, dem Fortgange und den übrigen Schicksalen einer Kunst oder eines Handwerks heißen; aber viel mehr ist die Technologie, welche alle Arbeiten, ihre Folgen und ihre Gründe vollständig, ordentlich und deutlich erklärt.“¹ ‚Technologie‘ hielt als Begriff ungehindert Einzug in die internationalen Fachsprachen (so auch in das Russische: ‚technologija‘) und als Fach in die sich entwickelnden technischen Wissenschaften.

Beckmanns Lehrbuch „Anleitung zur Technologie oder zur Kenntniß der Handwerke, Fabriken und Manufacturen“ erschien 1777 und deutete im Untertitel seine Schwerpunkte an: „vornehmlich derer, die mit der Landwirthschaft, Polizey- und Cameralwissenschaft² in nächster Verbindung stehn.“ In der Vorrede heißt es: „Denen, die es sich nicht vorstellen können, oder es nicht eingestehen wollen, daß Landwirthschaft, Technologie und Handlungswissenschaft

1 Beckmann, Johann: Anleitung zur Technologie, oder zur Kenntniß der Handwerke, Fabriken und Manufacturen, vornehmlich derer, die mit der Landwirthschaft, Polizey- und Cameralwissenschaft in nächster Verbindung stehn. Nebst Beyträgen zur Kunstgeschichte, 2. Aufl. Göttingen 1780, S. 18.

2 Unter ‚Polizeiwissenschaft‘ ist die Lehre vom inneren Verwaltungswesen in Landes- und städtischen Angelegenheiten, im engen Sinn nach Justis Definition ‚die gute Verfassung des bürgerlichen Lebens‘ zu verstehen, unter ‚Cameralwissenschaft‘ die Lehre vom Finanzwesen.

auf Universitäten mit Nutzen gelehrt werden können, versichere ich, daß ich das Gegentheil aus einer zehnjährigen Erfahrung wisse.“ Und an anderer Stelle heißt es: „Denn was man veranstalten, anlegen, anordnen, beurtheilen, regieren, erhalten, verbessern und nutzen will, wird man doch wenigstens kennen müssen. [...]. Wenn ich den Nutzen technologischer Kenntnisse vollständig hätte angeben wollen, so hätte ich auch noch sagen müssen, daß sie jedem, er sey, wer er wolle, Gelehrter oder Ungelehrter, sowohl bey dem Ankaufe als Gebrauche der Waaren dienen. Wer ihre Verarbeitung kenne, versteht die besten auszuwählen, zu schätzen, sie vortheilhaft zu gebrauchen, zu schonen, und ausbessern zu lassen.“

Ein weiteres Fachgebiet, die Warenkunde, welche Beckmann folgerichtig seinem Lehrgebäude eingliederte, verehrt sowohl in europäischen Ländern (vor allem in Deutschland³, Österreich und Italien) als auch in Japan und China Beckmann als ihren Wegbereiter. Wie sehr Beckmann als Bibliophiler und Philologe der Literatur – in mindestens acht Sprachen – zugetan war, zeigen so gut wie jede seiner Schriften und seine umfangreiche, nach seinem Tod versteigerte Bibliothek. Unzählige ‚Nebenstunden‘ widmete er akribischen Forschungen zur Geschichte der Erfindungen und Studien alter lateinischer und griechischer Texte naturhistorischen Inhalts. Beckmann gilt damit nicht zuletzt als Begründer einer kritischen Technikgeschichtsschreibung. Seine historischen Interessen beschränkten sich nicht auf nur wenige Titel, sondern bereicherten insgesamt sein Wissenschaftsverständnis, seine Lehrmethoden und Veröffentlichungen.

Beckmann war Mitglied namhafter in- und ausländischer Akademien und wissenschaftlicher bzw. ökonomischer Gesellschaften. Als einziger aus dem Kreis der Göttinger Gelehrten gehörte er seit 1780 der Freien Ökonomischen Gesellschaft in St. Petersburg an. Kollegen, Freunde und Briefpartner schätzten seine menschlichen Eigenschaften. Als Lehrer, Forscher, Publizist, gelegentlich als Übersetzer war Beckmann in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts bis zu seinem Ableben 1811 einer der berühmtesten Professoren der Georgia Augusta, dessen Werk bis in die Gegenwart fortwirkt. Die im Folgenden vorgestellten Textbeispiele, die häufig entlegenen Quellen entstammen, sollen verschiedene Facetten der Russlandbeziehungen Beckmanns aufzeigen.

3 Die Warenkunde, Warenlehre oder Warenwissenschaft ist an den deutschen Hochschulen nicht mehr präsent. Keinen der drei Begriffe enthält die neueste Brockhaus-Enzyklopädie (19. Aufl., 1996). – Könnte womöglich die Universität Göttingen der Ort eines Neubeginns sein, anknüpfend an die Tradition Beckmanns, zeitgemäß organisiert als interdisziplinärer Studiengang? Ergänzend dazu wäre vorstellbar, vorhandenes Sammlungsgut aus warenkundlich-technologischer Sicht zu ordnen.

1. Einleitung

In seiner Wochenendausgabe vom 5./6. Dezember 1987 widmete das „Göttinger Tageblatt“ einem hochbetagten Schuhmacher und dessen alter, museal anmutender Werkstatt in Mengershausen unweit von Göttingen eine ganzseitige Reportage. Meister Karl Heege erzählte aus seinem mehr als sieben Jahrzehnte umfassenden Handwerkerleben, vom Schuhe- und Stiefelmachen: „Mit gepechten russischen Schweineborsten wurden früher in Handarbeit die Reitstiefel vernäht.“ Hinzugefügt sei dieser leicht missverständlichen Aussage, dass die Borsten nicht als Nähfaden, fachsprachlich ‚Draht‘, sondern als Nähhilfen dienen. Da die mittels einer Ahle vorzustechenden Löcher für die Naht äußerst fein sein müssen, also für eine Nadel mit Hanf- oder Leinengarn zu eng wären, wird den beiden Enden des vorbereiteten, gleichfalls gepichteten ‚Drahtes‘ je eine Borste ‚eingedreht‘ und jeweils zum ‚Borstenschloss‘ verbunden, wobei die Wurzelseite der Borsten nun die Spitzen der nähbereiten Kombination bilden. Auf diese Weise werden sie wie Nadeln gehandhabt; nach dem Nähvorgang sind sie verschlissen.

Obleich Schweineborsten aus Russland nicht direkt in das Blickfeld forschend reisender Göttinger Gelehrter gerieten, verzeichneten Handelslisten sie bis ins 20. Jahrhundert hinein keineswegs als Nebenartikel⁴. Begegneten Handel, Handwerk, Kunst und Wissenschaft einander doch so lange hautnah, als Lastensegler die wichtigsten Verkehrsmittel für Reisende über See waren, es sei denn, dass hin und wieder Expeditionsschiffe speziell für Forschungszwecke ausgerüstet werden konnten.

Auf dem Seeweg reiste auch der 24jährige Beckmann, von Lübeck aus nach St. Petersburg, nachdem alle nötigen Formalitäten mit der dortigen Handelsagentur abgewickelt worden waren. Über den Verlauf seiner ersten Hochseereise wissen wir nichts; Notizen und Briefe (vor allem an seinen lebenslangen Freund, den hannoveranischen Hofarzt Georg Ludwig Hansen (1738-nach 1811)), sind bisher unauffindbar geblieben. Doch angesichts der regen Aufmerksamkeit Beckmanns mag sich die Einhandlung eines ersten Sammlungsobjektes bereits auf dieser Überfahrt zugetragen haben, als die Köpfe der Schiffsleute in sein Blickfeld gerieten: „Nur hier ein Zusatz zur letzten Seite. Die Haare an den Barten der Walfische werden zu Paruken für Schiffer verarbeitet, die fast unverwüsthlich sind. Ich habe davon eine Locke.“⁵

4 Die meisten und besten Borsten kamen aus Russland, Polen und Ungarn. Der Haupthandelsplatz für Deutschland, England, Frankreich und andere Länder war Leipzig (auf den Messen und zusätzlich jährlich auf zwei Borstenmärkten). – Heute werden Borsten für Bürsten, Besen und Pinsel aus China importiert.

5 Beckmann, Johann: Physikalisch-ökonomische Bibliothek, worinn von den neuesten

Dass die Russlandreise ein lang gehegter, intensiver Wunsch Beckmanns war, belegt ein lateinisch geschriebener Brief des Studenten vom 12. August 1761 an Anton Friedrich Büsching, seinen einstigen Lehrer in Geographie und Staatenkunde. Büsching war bereits zum zweiten Mal nach St. Petersburg gereist, war als Prediger an der dortigen Petrikerche tätig und leitete den Neubau der zweistöckigen, unmittelbar neben der Kirche gelegenen Petrischule. Er verwirklichte sofort durchgreifende Reformen und führte diese Einrichtung bis zu seiner Rückkehr nach Deutschland im Jahre 1765. Die Schule, in der auch Deutsch unterrichtet wird, ist heute ein vierstöckiges, repräsentatives, zweiflügelig wirkendes Gebäude, dessen Mittelteil durch Fassadenelemente aus der langen Baugeschichte besonders betont wird.

Nachdrücklich schrieb Beckmann: „Schon von Kindesbeinen an brannte ich vor Eifer, in die Ferne zu streifen. Da sich nun wahrlich jetzt keine andere Gelegenheit zeigt, wünsche ich mir eine Stellung, wie wir es allgemein so nennen, in Petersburg; diese Bedingung zu finden, sehe ich keine Chance für mich außer durch Dich, höchst verehrungswürdiger Mann. [...]. Viele Leute behaupten, die Rückkehr aus Rußland sei sehr schwierig. Es gilt zu bedenken, auf welche Weise man Vorsorge dafür treffen kann; dennoch gehört es zu meinen höchsten Wünschen, Petersburg mit der Heimat zu vertauschen, wenn Gott es so will. [...] im Vertrauen glaube ich, Du würdest, soweit es an Dir liegt, mir jungem Mann behilflich sein, der den Vater schon lange verloren hat und mächtiger Freunde bar ist, der nun jetzt begehrt, fremde Länder zum Lernen und Leben zu besuchen. Ich bitte Dich schließlich eindringlich, ja ich beschwöre Dich, daß Du mir sobald als möglich einen Antwortbrief schreibst.“⁶

2. Beckmann in St. Petersburg

Den Aufenthalt Beckmanns in St. Petersburg beschreiben zwar dessen ‚angefangene Hefte von Rußland‘, die Beckmanns Biograph Wilhelm Franz Exner 1877 im Nachlass bei dessen Nachkommen einsehen konnte, doch sind diese

Büchern, welche die Naturgeschichte, Naturlehre und die Land- und Stadtwirtschaft betreffen, zuverlässige und vollständige Nachrichten ertheilet werden, Bd. 21, Göttingen 1802, S. 589f.

6 Lühmann-Frester, Helga E.: Quellen und Beiträge zur Johann-Beckmann-Biographie. 4. Stück: Beckmann an Büsching – ein Brief aus dem Jahre 1761, in: Johann-Beckmann-Journal 9/10 (1995/96), S. 68f, Erstdruck nach dem lateinischen Original im Deutschen Museum München, Archiv, Handschriftensammlung, 1937-21/3; übersetzt von Dr. Dietrich Mack, Braunschweig.

inzwischen verschollen. Exner schreibt: „Ueber den Aufenthalt in Rußland sind nur lückenhafte Aufzeichnungen vorhanden; Beckmann selbst erklärt dies damit: ‚Die große Gefahr, wegen des Argwohns der russischen Nation, wegen der wunderbaren Veränderungen in Petersburg und wegen der starken und scharfen Durchsuchung aller Sachen auf dem Zolle hat mich zu furchtsam gemacht, um ein ordentliches und ununterbrochenes Journal zu führen. Ich habe aber nichtsdestoweniger einige Dinge angemerkt, die ich nach meiner Rückkunft in Deutschland zusammengesucht und durchgesehen habe.‘ Dies der Beginn einer größeren Arbeit, welche jedoch unvollendet blieb und nur die Beschreibung einer Reise von St. Petersburg nach Oranienbaum zu Pfingsten 1765 enthält.“⁷ Trotz dieses Umstandes gibt es durchaus ein paar verstreute Nachrichten. Beckmann fand bei seinem Eintreffen, wie erhofft, gute Bedingungen vor, und die berühmten Weißen Nächte empfangen und umfingen ihn. Hansen entnahm einem Brief Folgendes für den Nachruf zu Ehren seines verstorbenen Freundes: „Unterm 8ten Julius [1763] schrieb er [Beckmann] mir schon aus St. Petersburg, daß er glücklich dort angekommen, und mit seiner Lage sehr zufrieden sey. Er lehre Mathematik, Physik und Naturgeschichte. Zu den Merkwürdigkeiten von St. Petersburg, welche er mir mittheilte, gehörte auch die, daß die Tage daselbst im Julius so lang wären, daß man noch Nachts um 1 Uhr alles lesen könne, und um 2 Uhr sey alles schon wieder völlig Tag.“⁸

2.1 Vielsprachiges Leben an der Petrischule

Die Schule, an der Beckmann lehrte, stellte die Stadt im Kleinen dar, so wie Schlözer von St. Petersburg schreibt: „Überhaupt – Russland ist eine große Welt und St. Petersburg eine kleine Welt im Auszug. [...] Welche Manchfaltigkeit von MenschenArten, nach Nation und Sprache! weit größer als in Cadiz. Hier stößt Asien und Europa zusammen: Armenier Kalmücken Bucharen (Sinesen selten zu meiner Zeit) [...]. Oeffentlicher GottesDienst wird jetzt in vierzehn Sprachen gehalten. [...]. Eine immerwährende Flut von Ankömmlingen, meist Deutschen (diese hab ich wenigstens am meisten beachtet) [...]. Dieser Gesichter traf man oft auf einmal ein halbes Dutzend in einer Gesellschaft, sonderlich bei deutschen Kaufleuten, an. [...] Nicht selten verlohnte es sich der Mühe, die

7 Exner, Wilhelm Franz: Johann Beckmann, Begründer der technologischen Wissenschaft. Vortrag, Wien 1778; Nachdruck 1989, hrsg. von der Johann-Beckmann-Gesellschaft, S. 37.

8 Neues Hannoversches Magazin, 1811, Sp. 269.



*Abb. 5 (zu Katalog [D 6])
Ansicht der Petrichule um 1910*

angefangne Bekanntschaft mit diesen Leuten fortzusetzen: sie gewärten einen lerreichen Umgang, denn sie wüßten viel zu erzählen [...].“⁹

Und Büsching berichtet: „Als am 1. April 1763 das zweyte Schulhalbejahr anfang, schon an die 300 Schüler und Schülerinnen vorhanden, von vielerley Nationen und christlichen Parteyen, als Deutsche, Russen, Kalmucken, Armenier, Italiener, Franzosen, Engländer, Schweitzer, Schweden, Finnen, Esthen, Letten u.a.m. Ich vergrösserte auch die Anzahl der Lehrer, und erhielt insonderheit aus Göttingen zwey angehende Gelehrte, die ungeachtet ihrer Jugend, der Schule sehr aufhelfen, und von welchen ich damals schon erkannte und voraussagte, daß die gelehrte Welt künftig viel von ihnen zu erwarten hätte, nemlich Herrn Johann Beckmann, jetzigen Professor zu Göttingen, und Herrn Johann Stark, Oberhofprediger zu Darmstadt. Es nahm nun die doppelte Pensionsanstalt bey der Schule ihren Anfang. Für junge Leute männlichen Geschlechts war sie in dem obern Theil des steinernen Gebäudes, und für junge Leute weiblichen Geschlechts in einem der ehemaligen hölzernen Predigerhäuser.“¹⁰ Auch Tanz- und Klavierlehrer wurden an der Petrischule beschäftigt, außerdem Handarbeitslehrerinnen und Ärzte bestellt. So war im Frühjahr 1765 Georg Forster (1754-1794) für kurze Zeit hier auch Beckmanns Schüler, bevor er seinen Vater Johann Reinhold Forster (1729-1798) im Auftrag Katharinas II. auf einer Inspektionsreise in die neu begründeten deutschen Wolgakolonien begleitete. Beckmann ließ seine Unterrichtsprogramme zur Naturlehre und -geschichte später als Schulbücher drucken, die in Deutschland und Österreich verbreitet waren.

2.2 Beckmann und Schlözer

Bald nach seiner Ankunft traf Beckmann mit Schlözer zusammen, der wie Büsching seit 1761 in St. Petersburg weilte. In seiner Autobiographie schrieb Schlözer rückblickend: „Zu Ende Juns 1763 hatte ich die Freude, neben Backmeistern [Hartwig Ludwig Christian Bacmeister (1730-1806)] noch einen speciellen UniversitätsFreund zu erhalten: Beckmann kam, gerufen von Büsching zum Lerer bei der Schule an der deutschen S. Petri-Kirche. Wir, Beckmann und ich, hatten uns schon, 1760 in Göttingen, äußerst zufälliger Weise, wie

9 [Schlözer, August Ludwig von:] August Ludwig Schlözer's öffentliches und privat=Leben, von ihm selbst beschrieben. Erstes [einziges] Fragment. Aufenthalt und Dienste in Rußland, vom J. 1761 bis 1765. LitterarNachrichten in jenen Jaren, Göttingen 1802, S. 172-174.

10 Büsching, Anton Friedrich: Beyträge zu der Lebensgeschichte denkwürdiger Personen, insonderheit gelehrter Männer, 6. Theil, Halle 1789, S. 409f.

gewöhnlich innige UniversitätsFreundschaften entstehen, kennen gelernt. Das nächste Jar darauf, ging ich nach Rußland, er nach Holland, ab. Bei unsrer unerwarteten WiederVereinigung in Petersburg, setzten wir unsern Umgang fleißig fort, und brachten, ungeachtet wir eine kleine ViertelMeile von einander wonten, ganze Tage, von Morgens um 10 U. bis Abends nach 10 U., mit einander zu; und dies ser oft. Wir spielten nicht, wir lasen uns keine gelerte Aufsätze vor; dennoch ging uns der Discours nie aus, der so gar oft laut und frölich wurde. Die Leute im SchulHause konnten sich nicht darein finden, und fielen zuletzt auf den Argwon, daß wir **Gold** zusammen machten. Ja wol **lernten** wir Gold machen, in Petersburg, – durch unsern Fleis; aber erst 10 Jare nachher, fingen wir an, es **wirklich** zu machen, in Göttingen, – abermals durch Fleis, durch Collegien und Schriftstellerei.“¹¹

Autobiographische Entwürfe. Von Beckmann inspiriert, verfasste Schlözer nachweislich schon in St. Petersburg erste Notizen zu einer möglichen Autobiographie. Während Beckmann im Schulgebäude am Newski Prospekt wohnte, lebte Schlözer jenseits der an die 300 Meter breiten Newa auf der Wassiljew-Insel. Mitteilungen aneinander wurden vermutlich oft auf Zetteln überbracht; einige blieben erhalten, wie die Notiz Schlözers an Beckmann vom 30. Mai 1764 oder 1765:

„Sie – der erste und einzige, der mich auf den Einfall gebracht, Autobiograph zu werden – erinnern sich unserer feierlichen Verabredung: 1. Sie lesen diese Hefte, nicht zur bloßen Neugier, sondern zum Urteilen, 2. Sie lesen sie rasch durch, weil mir an den ersten Empfindungen der Lecture am meisten gelegen ist, und 3. dieses erste Urteil erfahre ich schon auf den nächsten Sonntag, 4. über die Hauptpuncte, ob a) sich was daraus machen ließe*, das nicht so langweilig wäre, wie die meisten neusten Autobiographien, das b) dem Autor weder selbst nachtheilig wäre, noch c) andre compromittirte. *NB. ‘sich was daraus machen ließe.’ Denn was Sie hier kriegen, ist offenbar bloß Brouillon, bloß Material, one Styl, one Ordnung, hingeschmissen, wie’s einem beim ersten Erinnern und Sammeln einfällt; mit Wiederholungen, wol gar mit Widersprüchen ppp“¹².

Zwischendurch rauchte man gemeinsam Pfeife, trank Kaffee oder Tee, auch englisches Bier, tauschte Ratschläge aus und erwartete sehnsüchtig Briefe aus

11 Schlözer 1802, S. 185f.

12 Lühmann-Frester, Helga E.: Johann Beckmann und August Ludwig Schlözer. Episoden aus ihrem Leben und Wirken, in: Europa in der Frühen Neuzeit, Festschrift für Günter Mühlhordt, Bd. 5, Aufklärung in Europa, hrsg. von Erich Donnert, Köln/Weimar/Wien 1999, S. 618, Erstdruck nach dem Original in der Universitätsbibliothek „Bibliotheca Albertina“ Leipzig, Sondersammlungen, Nachlass 264 (Zettel Nr. 11).

Göttingen. Auch wurde gelegentlich eine ‚Masquerade‘ besucht oder aber hinderten manchmal mangelnde Stiefel oder schmerzende Füße am Ausgehen. Auch das kam vor: Man wünschte den anderen zu sehen, trotz der Feststellung Beckmanns: „Denn zu sagen habe ich Ihnen nichts.“

2.3 Berichte Beckmanns aus St. Petersburg

Witterungsverhältnisse. „Auszug aus den meteorologischen Beobachtungen, welche seit dem Jahre 1759 bis 1763, und in den ersten Monaten des jetzigen Jahrs in St. Petersburg gemacht worden“ lautet die Überschrift eines Berichtes Beckmanns vom 2. Juli 1764¹³. „Die Beobachtungen von diesen vier ersten Jahren, welche ich hier mittheile, sind zwar eben diejenigen, die bey der hiesigen Kayserlichen Akademie der Wissenschaften angestellt worden; sie werden aber ohne Zweifel den wenigsten dortigen Liebhabern der Physik zu Gesichte gekommen seyn. Bey dem Barometer ist im ersten Jahre das zehntheilige Pariser Maaß, und bey den dreyen übrigen das zwölftheilige zu verstehen. Das Thermometer ist das Delislesche und die Tage sind nach dem hier noch gebräuchlichen alten Calender angegeben.“ (Ein Beispiel: 1. Januar a. St. = 12. Januar n. St.). Tabellarisch sind die höchsten und die niedrigsten monatlichen Werte von 1759 bis 1762 aufgelistet.

„Bald nach meiner Ankunft hieselbst hatte ich das Vergnügen, von dem Herrn Collegienrathe Lerche [Johann Jakob Lerche (1703-1780)] ein gutes Barometer und ein Fahrenheitisches Thermometer, die beyde von Ihm selbst mit vielem Fleisse waren gemacht worden, zu bekommen. Und also war ich im Stande, in den [drei] letzten Monaten des verflossenen 1763 Jahres folgende Beobachtungen zu machen.“ Der Dezember hatte es in sich: Es herrschten extremer Luftdruck und große Kälte. Am 24. Dezember fiel das Thermometer von -24° (9 Uhr) bis auf -30° (23 Uhr). „Den ganzen Tag war Nordwestwind.“ Von Lerche wusste Beckmann, dass es am 12. Februar 1763 bei -33° am kältesten gewesen war (etwa -36°C) und dass am 27. Juni mit $+94^{\circ}$ (etwa 34°C) die größte Hitze geherrscht hatte. Zu den Beobachtungen von Anfang 1764 merkte Beckmann an, dass die Witterung im Februar durchgehend „außerordentlich gelinde“ gewesen sei (zur Umrechnung: $n^{\circ}\text{F} = 5/9 [n - 32]^{\circ}\text{C}$).

Am 2. Januar 1764 um 14.30 Uhr registrierte Beckmann einen besonders auffälligen **Hof um die Sonne**: „Dies Phänomen wird zwar auch in den übrigen Theilen von Europa zuweilen beobachtet; aber nirgend ist es so häufig, wie in den nördlichen Gegenden. [...] Am bemeldeten Tage fand ich den Diameter 44° groß. Gerade über der Sonne war der Bogen zerrissen, so daß sich die

13 Hannoverisches Magazin, 101. Stück, Montag, den 17. Dezember 1764.

Farben daselbst verlohren. Dieser angenehme Anblick dauerte fast $\frac{1}{2}$ Stunde. [...].

Die häufigen **Nordlichter**, die hier jeder als etwas Gewöhnliches ansieht, habe ich nicht alle beobachten können. Doch muß ich des einen Erwähnung thun, so sich den 6 Oct. a. St. vorigen Jahres [1763] Abends gegen 7 Uhr anfang. Es kam nicht aus Norden, sondern völlig aus Osten, und nur ganz zuletzt nach einer kleinen Stunde versetzte es sich nach Norden. Ferner war es auch merkwürdig, daß der Mond sehr hell schien, und daß die Strahlen ganz unter demselben wegschossen. [...]. Eben dieses Nordlicht hat man auch in Teutschland gesehen.“

Winter in Petersburg. „So schrecklich sich auch Auswärtige die hiesige Kälte vorstellen, so war doch die gelinde Witterung des vorigen Winters mit mehrern Unbequemlichkeiten verknüpft, als die sonst gewöhnliche Kälte zu haben pflegt. Es ist bekant, daß die göttliche Vorsehung den nördlichen Gegenden Holz und Pelzwerk reichlich gegeben hat. Man beyden versieht sich ein jeder nach seiner Art bey angehendem Winter; und so bald es kalt wird, hüllet sich ein jeder in einen Wolfspelz ein; der Kopf wird mit einer Pelzmütze, und die Füße werden mit Schuhen von Rennthierfellen, die man, wenn man aus dem Hause geht, über die gewöhnlichen zieht, verwahret. Ein Ausländer wundert sich nicht wenig, wenn er zum erstenmal bey einer noch sehr geringen Kälte, die in Teutschland und andern Ländern gewiß noch nicht solche Vorsicht entschuldigen würde, bereits solche Kleidungen sieht.“

Schlitten-,Taxis’. „Die Schlittenfahrt ist eine große Bequemlichkeit, die der Winter verursacht. Des Sommers halten zwar einige tausend Fuhrleute oder Zschroschicks auf den Strassen mit Kariolen [Karriolen; früher: über Land beförderte ‚Karriolpost‘] allein nicht zu gedenken, daß dieses Fuhrwerk theuer ist, so ist es sonderlich deswegen, weil die Strassen durch das sehr häufige Fahren ungeachtet der beständigen Ausbesserung schadhafft werden, und vornemlich wegen des unglaublichen Staubes, indem zumal noch nicht alle Gegenden der Stadt gepflastert sind, sehr unbequem. Sobald aber einmal die Strassen ganz mit Schnee bedeckt sind, so weiß man gewiß, daß die Schlittenfahrt den ganzen Winter dauern werde, und sogleich kommen auch aus den entfernten Gegenden des Reichs viele tausend Bauren mit ihren schnellen Pferden zur Stadt, machen sich selbst aus einigen Hölzern und Brettern kleine niedrige Schlitten, und bieten selbige für sehr wenig Geld an allen Ecken der Strassen an. Wer nicht eigenes Fuhrwerk hat, bedienet sich derselben ohne zu erröthen, in einem so schlechten Schlitten auf der Strasse zu erscheinen. Der Zscharschick sitzt vorn, und jagt mit unglaublicher Geschwindigkeit, welche, weil die Strassen breit sind, und jeder nach der klugen Verordnung der Polizey, zur Rechten derselben fahren muß, durch nichts aufgehalten wird. Im

vergangenen Winter aber wäre diese Schlittenfahrt, welche den 7ten November anfang, beynahe unterbrochen worden. Den 10ten Februar (s. o.) war auf den Dächern kein Schnee mehr zu sehen, noch weniger auf den Strassen, sondern nur hin und wieder an entlegenen Plätzen der Stadt. Das Wasser trat wirklich in die kleinen Schlitten, und wäre nicht bereits der Schnee durch das Fahren so sehr verhärtet worden, so hätte man durchgehends wieder die Wagen nehmen müssen, welches auch bereits die mehresten thaten. Die Zschroschicks hatten also diesen Winter eine schlechte Ernte.“

Die Newa. „Der Theil der Stadt, so Wasiljostrom heißt [gemeint ist die Wassiljew-Insel], wird des Sommers mit der Admiralitäts Seite durch eine Schiffbrücke über die Newa, die auf 16 Barken ruhet und 200 Schritte lang ist, verbunden. Den 4ten Nov. [1763] zeigte sich in der Newa Eis, und alsdenn wird allemal sogleich die Brücke weggenommen. Allein, so fürchterlich auch die Eisschollen scheinen, so waget es dennoch eine Menge von Matrosen, mit ihren Boten überzufahren. [...]. Endlich wurde den 8ten November Abends um 10 Uhr die ganze Newa mit Eis belegt, welches jedesmal durch einige Kanonenschüsse der Stadt bekant gemacht wird; alsdann werden Soldaten ans Ufer gestellet, um die gar zu Verwegenen abzuhalten. Allein, es finden sich doch einige, die von den Wächtern gern die Erlaubniß, diese Gefahr nur wagen zu dürfen mit einigen Kopeken heimlich erkaufen. Das Eis wird bald sehr dick, es merkte aber doch auch die Würkung der gar zu weichen Witterung. Es kam Wasser hinauf, weswegen für die Fußgänger eine kleine Brücke übergelegt wurde. [...]. Den 31ten März ging es endlich auf. Die Brücke aber kan doch nicht eher übergelegt werden, bis das Eis, so aus der Ladoga-See kömt, vorbegegangen. Dies blieb diesmal so lange aus, daß auch wirklich schon Anstalten gemacht wurden, die Brücke überzuschlagen. Aber den 2ten May kam das Eis, und riß die bereits zusammengelegten Barken auseinander. Den 7ten May, da es bereits ziemlich warm war (denn den 3ten hatte man schon die ersten Schwalben gesehen) war der Fluß so voll von Eise, daß man nicht das Wasser sehen, und also auch nicht überkommen konte. Das Auf- und Zugehen der Newa ist allerdings eine wichtige Sache für die Stadt, deswegen ist auch bey den hiesigen Kalendern angezeigt, wann solches jährlich seit 1718 geschehen ist. Ausländern ist weniger daran gelegen, doch will ich hier anmerken, daß nie das Eis vor dem 22ten März, als an welchem Tage es nur 1723 geschehen, und niemals später, als den 26ten April (welches 1739 und 1742 geschah) aufgegangen ist. Hingegen sind die Jahre 1739 und 1750 merkwürdig, weil damals der Strom schon den 24ten October mit Eis belegt worden. Am spätesten ist solches 1727 geschehen, nemlich den 30ten November.“

Meteorologische Beobachtungen wurden seit der Gründung der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften 1725 zwar aufgezeichnet, sollen jedoch

aus den Jahren bis 1780 nicht erhalten geblieben sein, so dass die Daten aus Beckmanns Bericht immerhin eine Lücke füllen könnten. Offenbar gingen auch Lerches Aufzeichnungen verloren, der 1731 als Militärarzt (stets Barometer und Thermometer mit sich führend) in russische Dienste trat und 1751 aus Moskau in die Medizinische Kanzlei nach St. Petersburg berufen wurde, wo er als Stadtphysikus tätig war. 1780 schloss sich St. Petersburg dem internationalen Netzwerk der Meteorologischen Gesellschaft in Mannheim an; die russischen Messwerte wurden bis zur Auflösung der Gesellschaft 1799 in ihren „Ephemeriden“ veröffentlicht.

„Bald Rußische Kälte“ in Göttingen. Beckmann führte auch nach seiner Rückkehr nach Göttingen ein Thermometer bei sich. So vermerkt er am 9. Februar 1799: „Heute 6 $\frac{3}{4}$ Uhr morgens war mein sehr genaues Fahrh. Thermom. was die Nacht über außen an der nördlichen Wand gegangen hatte, 11 Grad unter Null. [ca. -24 °C]. Bald Rußische Kälte!“¹⁴

2.4 Unterwegs in Ingermanland

Mit hin und wieder eingestreuten Bemerkungen hinterließ Beckmann einige Nachrichten über seine Ausflüge ins Ingermanland, so Pfingsten 1765 nach **Oranienbaum** (Lomonossow), westlich von St. Petersburg am Finnischen Meerbusen gegenüber Kronstadt gelegen, sowie auch in die südliche Umgebung. Ein Ziel Beckmanns nahe des kleinen Dorfes Oranienbaum war die Glasfabrik, welche der bedeutende russische Universalgelehrte Michail Lomonossow (Michail Lomonosov) (1711-1765) 1752 gegründet hatte. Lomonossow konnte hier seine chemischen Experimente in großem Stil fortsetzen und nach eigenen Rezepturen Mosaikwürfel römischer Art aus farbigen Glasschmelzen herstellen lassen. Allerdings kam die Produktion nach Lomonossows Tod zum Erliegen. Produziert wurde auch ein besonderer Schmelz, der „aus kleinen verschiedentlich gefärbten Glasröhren besteht, und auf Fäden gezogen, zu allerley Putz verarbeitet wird. Man nennet sie Margaritini. [...] Eine artige Anwendung dieses Schmelzes habe ich in Oranienbaum bey St. Petersburg gesehn, wo ein Künstler Tapeten daraus verfertigt hat, die wegen ihrer schönen Zeichnung, der lebhaften Farbe und des hohen Glanzes, vortreflich in die Augen fallen.“¹⁵

Am Weg nach Oranienbaum lag **Peterhof** (Petrodworez) mit den Schloss- und Parkanlagen Peters des Großen. Bei Peterhof ließ die Zarin Elisabeth I.

14 Johann Beckmann: Brief an Graf August Friedrich Veltheim. Göttingen, 9. 2. 1799. Landesarchiv Magdeburg, Landeshauptarchiv Wernigerode, Rep. H Harbke, 4200, Bl. 36r.

15 Beckmann: Anleitung zur Technologie, 2. Aufl. 1780, S. 304f.

1735 eine Steinschleiferei anlegen, „die jetzt [1799] in besserm Zustande seyn muß, als ich sie gesehn habe. Das Werk wird ganz von Wasser getrieben, beschäftigt einen Director mit 50 Meistern und Gehülffen. Liebhaber können dort auch kleine Tafeln schöner Russischer Steine für ihre Samlung kaufen.“¹⁶

Inwieweit zu den Schloß- und Parkanlagen in Oranienbaum und Peterhof Eintritt gewährt wurde, ist nicht überliefert, jedoch war **Zarskoje Selo** (Puschkin) zugänglich. Beckmann konnte im Katharinenpalais das Bernsteinzimmer besichtigen und schrieb, vermutlich mit Blick auf die (vier) bildhaft gestalteten Mosaik: „Wie herlich er [Lapislazuli, Lasurstein] noch dazu in den Florentiner Arbeiten angewendet wird, ist bekannt. So sind zu Zarskoje Selo, dem prächtigen Lustschlosse bey St. Petersburg, in die ganz mit Bernstein getäfelten Wände die größten und schönsten Tafeln von Lazuli, welche ich jemals gesehn habe, eingefügt worden; man sagte mir dort, man habe sie [wohl das Rohmaterial] aus Tibet kommen lassen.“¹⁷

Auch die **Landwirtschaft** zählte zu Beckmanns Interessen. Auf dem Gut des Barons Friedrich von Wolf, eines der ersten Mitglieder der 1765 in St. Petersburg gegründeten Freien Ökonomischen Gesellschaft, nahm er die Möglichkeit wahr, „die Ingermanländische Landwirtschaft kennen zu lernen“¹⁸.

Für seinen späteren praxisnahen Unterricht in Göttingen besaß Beckmann eine beträchtliche Sammlung von Modellen, u.a. von 39 Pflügen und Haken, darunter einen russischen Pflug, einen Kurländer Haken (eine so genannte Zoche), Haken aus Danzig und Schwedisch-Pommern und vier verschiedene Pflüge aus Dänemark.

2.5 Abschied aus St. Petersburg

Eilbrief an Schlözer. Bevor Beckmann nach Schweden abreiste, war Schlözer per Schiff nach Deutschland unterwegs. Die beiden Wissenschaftler hatten einen Briefwechsel vereinbart, den Beckmann noch in St. Petersburg mit einer wichtigen Mitteilung eröffnete. Dieser erste (von 27 erhaltenen Briefen), eilig geschriebene, undatierte Brief befindet sich im Schlözer-Nachlass der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen:

„Mein werthester Herr Profeseor, wie sehr bedaure ich Ihren langen Aufenthalt in Kronstad. Aber kaum ist es erlaubt, daß Sie uns nicht geschrieben; bey so langer Müße Sie hätten immer so viel Zeit vom Vergnügen abspahn kön-

16 Beckmann: Physikalisch-ökonomische Bibliothek, Bd. 20 (1799), S. 494f.

17 Beckmann, Johann: Beyträge zur Geschichte der Erfindungen, Bd. 3, Leipzig 1790, S. 187f.

18 Beckmann: Physikalisch-ökonomische Bibliothek, Bd. 4 (1773), S. 324f.

nen. Mein Schiffer heißt Thore Petersen, er denkt in 8, ich glaube in 14 Tagen abzugehn. Den Tag nach Ihrer Abreise wurde den Gelehrten Ihr hiesiges engagement auf das artigste in den Göttingischen Zeit[ungen] gemeldet¹⁹. Ich habe es abgeschrieben, aber nicht bey H. Backmeister. Hier haben Sie inzwischen die Quintessenz. d. - sind H[err] Schl[özer] durch ein imme noi Ukase [imenoj ukaz' = persönlicher Befehl] das ist auf höchstspeziellen Befehl Ihre Maj[estät der Zarin Katharina II.] zum Prof. [der] Hist[orie] u. ordentl[ichem] Mitglied d[er] [St. Petersburger] Akad[emie der Wissenschaften] ernent. Sein engagement dauert 5 Jahr. Die Rußische Historie hätte nicht in bessere Hände kommen, indem auch H[err] Schl[özer] schon viel in selbiger gearbeitet hat. Wir sehen daher mit großer Begierde die Ausgabe derselben, die wir hoffen, entgegen, indem wir gewiß sind, daß uns dieses wichtige Werk viel neues lehren wird. – Ich glaube, ich habe wenige Worte verfehlt. Ich fand die Zeitung bey H. Urschiny u. laß sie mit der größten Wohllust. Rumpantur ilia momo! Haben Sie u. Ihre schöne Reisegefährthin schon das Kielw[asser] in die See geworfen? Empfehlen Sie mich des gnädigen Fräulein aufs beste. Auf eine solche Landsmannin kan man stolz seyn u. ich wette sie werden keine solche Frankin finden. Empfehlen Sie mich auch Ihrer Frau Mutter. Vor meiner Abreise schreib ich an Sie nach Lubek an H. Gesner, u. auch gleich nach meiner Ankunft in Schweden. Leben Sie wohl, mein theuerster, bester Freund, umarmen Sie Ihre Frau Mutter gesund! J. Beckmann.²⁰ – „Homo non nascitur sed fit“ war ihr Wahlspruch, welcher, individuell abgewandelt, gelegentlich besondere schicksalhafte Ereignisse in ihrem Briefwechsel begleitete.

Aufbruch nach Schweden. Zu Beginn des Tagebuches seiner „Reise von St. Petersburg nach Schweden, dortiger Aufenthalt und Rückreise über Dänemark nach Lübeck. Von 1765, den 24. Julius bis 1766, den 5. Jul.“ verabschiedete sich Beckmann aus Russland: „Die Begierde, fremde Länder und Gelehrte kennen zu lernen, und die Liebe zur NaturHistorie, die nun durch den Fleiß, den ich auf sie in Petersburg gewendet, um ein vieles gewachsen war, hatten mich 1762 nach Holland getrieben, und eben sie machten, dass ich mich bey der unvermutheten und plötzlichen Abreise des H. Doct. Büschings entschloß, auf ein Jahr nach Schweden zu gehn und daselbst meiner Wisbegierde dasjenige aufzuopfern, was ich in dem 2jährigen Aufenthalte in St. Petersburg hatte verdienen und erspahren können. Dieses bestand in 250 Rubeln und 28 Dukaten nebst einigen Imperialen. Jene übermachte mir der Englische Kaufmann H. Ritter, den ich in der Mathematik vorigen Winter unterrichtet hatte, durch einen Holländischen Wechsel, und letzteres nahm ich selbst bey mir.

19 Vgl. Göttingische Anzeigen von gelehrten Sachen, 1765, S. 536.

20 Erstdruck nach dem Original, SUB Göttingen, Cod. Ms. A. L. Schlözer IV, 6:4.

Überhaupt bin ich zwei Jahre und nicht völlig ein Monat bey der St. Petersschule als Lehrer gewesen, und ich habe das Glück gehabt, durch meinen Unterricht und mein Betragen den mehrsten dortigen Gelehrten bekant zu werden und vielen zu gefallen. Die Akademie der Wissenschaften liess mir, als meine Abreise bekant wurde, durch den H. Prof. Schlözer, meinen besten und aufrichtigsten Freund, eine Adjunktur nebst der Aufsicht über das Naturalien Kabinet, so viel dessen Erhaltung betrifft, und 4 Stunden wöchentlich bey dem Gymnasio der Akademie die NaturHistorie und Mathematik zu lehren für 460 Rubeln nebst freyer Wohnung und Feurung anbiethen; allein das 3jährige Engagement, so man verlangte, und einige andere Umstände bewogen mich, diess Anerbiethen zu verbitten. Inzwischen genoss ich beym Abschied nehmen von den Herren Academicis viele Ehre und Gewogenheit. H. Etatsrath Tauber [Johann Caspar Taubert (1717-1771)], der fast jetzt die ganze Akademie regiert, wünschte, dass ich möchte wieder zurück kommen, und versicherte, mir würde die Stelle bey der Akademie offen bleiben. H. Etatsrath Stähelin [Jakob von Stählin (1709-1785)] wünschte, dass ich mich hiernächst zu dem Vorschlage möchte gebrauchen lassen wollen, eine gelehrte Gesellschaft in das nördliche Sibirien zu schicken. H. GeneralLieutnant Betzkoj [Iwan Bezkoj (Ivan Beckoj) (1704-1795)], der Russische Mäcenas, hatte gegen einen meiner Bekanten gewünscht, dass er mich künftig an die Akademie der Künste bringen könnte. Ich habe diesem vortrefflichen Herrn, dem Russland das Findelhaus in Moskau und das prächtige Jungfern Kloster in Petersburg zu danken hat, nicht aufwarten können, ungeachtet er es verlangt und ich oft darum angehalten hatte, weil er eben damals zu sehr mit der Einweihung der Akademie der Künste beschäftigt war.

Nie müsse ich aufhören Gotte für die viele Gnade, die er mir in Russland erwiesen, und sonderlich für die beständige Gesundheit mit aller Ehrerbiethung zu danken!

Den 16. April a. St. 1765 liess ich durch den nunmehrigen Director der Schule H. Göbel [den Nachfolger Büschings] dem Kirchenkonvent meine Abreise melden. Einen Kasten mit Naturalien, die ich in Russland gesamlet, und einigen Büchern sendete ich vorher nach Lübeck an [die Handelsagentur] H. Molwo, um sie mir ein Jahr lang aufzuheben. Auf dem Zolle fand ich anfänglich einige Schwierigkeit des Kastens wegen, weil die unverständigen Leute in den Sibirischen Mineralien, ja selbst in den Corallis balticis Gold und Silber vermutheten. Inzwischen liessen sie sich doch endlich bedeuten und sahen nicht einmal alles. Sie waren zu frieden, dass sie meine Schlangen, Insecten und Hörner &c. bewundern und belachen konten.

Nun ging die Sorge für den Pass an, den man nicht ohne grosse Kosten und noch mehrer Mühe erhält, ungeachtet es nicht mehr so schwer hält als unter

der Keyserinn Elisabeth. Alle Abreisenden müssen ihre Namen und Wohnungen so wohl in den Russischen als teutschen Petersburgischen Zeitungen 3 mal vorher melden lassen, damit niemand, der mit Process oder Schulden verwickelt ist, heimlich aus dem Lande gehen könne. Will man solches nicht, so muss man einen Bürgen stellen, der aber, wegen der vielen Betrugereyen, vieler Gefahr ausgesetzt ist. Alle Gesandten wählen das erstere Mittel. Ich bezahlte dafür 50 Kopeken.

Weil es etwas die Ausfertigung des Passes beschleunigt, wenn man durch einen Gesandten darum anhalten lässt, so bath ich mir, als ein Hannoveraner, ein solches Pro Memoria, wie sie es nennen, von dem Englischen Gesandten aus [...]. Ich würde ermüden, wenn ich die vielen weitläufigen Wege, das viele Trinkgeld und die vielen guten Worte erzählen wolte, die mir der meinige kostete. Er wurde von mehr als 20 Personen unterschrieben und registriert. Endlich erhielt ich ihn. Er ist Russisch und Teutsch abgefast [...].

H. Ritter hatte meine Überfahrth nach Schweden mit einem Schwedischen Schiffer namens Tore Petersen bedungen und den besten Platz für mich in der Kajüte bezahlt. Das Schiff hiess Andreas, war nur klein, ungefähr von 40 Last. Es war mit Ballast aus Schweden gekommen und brachte Hanf, Lichter und Öhl [vermutlich Talglichte und Hanföl] zurück.

Nachdem meine Sachen und meine Provision, die mir H. Ritter und ein anderer Kaufmann H. Maas geschenkt hatten, auf dem Zolle waren visitirt und versiegelt worden, welches auch mit vieler Weitläufigkeit verbunden ist, stieg ich den 24. Jul. n. St. 1765 Abends um 7 Uhr ins Schiff, welches bereits völlig geladen an der Brücke neben dem Cadetten Corps über lag. Mein ehrlicher Freund und College H. Luther aus Ülzen [Johann Gustav Luther (1726-1794)] begleitete mich bis dahin.“²¹

3. Beckmann in Göttingen

Als Johann Beckmann, im Herbst 1766 zum außerordentlichen Professor der Weltweisheit an die Georgia Augusta berufen, nach drei Wanderjahren in Nord-europa an seinen ehemaligen Studienort zurückkehrte, Antrittsbesuche machte – nun als Kollege seiner einstigen Lehrer – und auch sonst die Lage erkundete, zumal in der Paulinerstraße 4 eine junge Dame lebte, die ihm wohl gefiel,

21 Beckmann, Johann: Reise von St. Petersburg nach Schweden, dortiger Aufenthalt und Rückreise über Dänemark nach Lübeck. Von 1765 den 24. Julius bis 1766 den 5 Jul., Uppsala 1911, Erstdruck nach dem Original, UB Uppsala, Nachdruck: Lengwil 1995, S. 3-6.

bot sich zwar das Thema für die Antrittsvorlesung förmlich an, doch gehalten wurde der Vortrag nicht. Ihren Titel, „De utilitate peregrinationum in terras septentrionales“ („Vom Nutzen des Reisens in nördliche Länder“), gab er Schlözer am 20. Oktober 1766 brieflich bekannt²². Dieser weilte inzwischen nach einjährigem Arbeitsurlaub in Deutschland wieder in St. Petersburg und kehrte im Herbst des folgenden Jahres für immer nach Göttingen zurück.

Aber von nun an war Johann Beckmann in dem internationalen Kommunikationsnetz ein außerordentlich aktives Bindeglied, und dies forschend, lehrend, vermittelnd, rezipierend, rezensierend und korrespondierend. In seinem von 1770 bis 1806 in 23 Bänden zu je vier Stücken herausgegebenen, viel genutzten Rezensionsorgan, der „Physikalisch-ökonomischen Bibliothek“, erschienen Besprechungen der wichtigsten Reiseberichte und Topographien über Russland, von landeskundlicher und ökonomischer Literatur ehemaliger Studenten aus den baltischen Provinzen sowie von wissenschaftlichen Abhandlungen, die von der St. Petersburger Akademie und der St. Petersburger Freien Ökonomischen Gesellschaft herausgegeben und ziemlich regelmäßig ins Deutsche übersetzt wurden. „Diese um ihr Vaterland und um die ökonomischen Wissenschaften höchst verdiente Gesellschaft hat seit ihrer Errichtung, das ist, seit dem Jahre 1765, bis zum Jahre 1775 in Russischer Sprache dreyßig Bände ihrer Schriften drucken lassen, welche unsere Universitäts=Bibliothek, als ein Geschenk des Herrn Baron von Asch, besitzt. Nach dem letzt genannten Jahre sind bis jetzt, unter dem Titel der Fortsetzung der Abhandlungen, zehn Bände russisch ausgegeben worden, so daß nun die ganze Anzahl aus 40 Bänden besteht.“ Es folgen weiteren Angaben über die rühmenswürdige Situation der „Freien Ökonomischen Gesellschaft“²³. Das Informationsangebot allein durch Göttinger Publikationen vervielfachte sich beispielsweise dadurch, dass Beckmann u.a. eigene Schriften in den „Göttingischen Anzeigen von gelehrten Sachen“ besprach und die Inhalte seiner „Physikalisch-Ökonomischen Bibliothek“ bekannt machte. Jede Auflage der „Grundsätze der teutschen Landwirthschaft“ enthielt gleichermaßen ein aktualisiertes Literaturverzeichnis mit russischen, schwedischen und dänischen Titeln wie mit englischen, französischen, italienischen, portugiesischen und natürlich deutschen. Nach Beckmanns vorbildlichen Lehrbüchern und -methoden wurde an den Universitäten Moskau, Kasan, Charkow und Dorpat (Tartu) (nach der Wiedereröffnung 1802) unterrichtet.

22 Zit. nach dem Original in der Universitätsbibliothek „Bibliotheca Albertina“ Leipzig, Sondersammlungen, Nachlass 264 (Zettel Nr. 11).

23 Beckmann: Physikalisch-ökonomische Bibliothek, Bd. 18 (1794), S. 155f – Lüthmann-Frester: Johann Beckmann und August Ludwig Schlözer, S. 636f.

3.1 Ein Brief mit Sammlerwünschen

Der folgende Brief ist in seiner Art kein Einzelfall. Zu Beckmanns und Schlözers gemeinsamen Freunden gehörte der bereits erwähnte Bacmeister, Inspektor des akademischen Gymnasiums in St. Petersburg, u. a. Herausgeber der „Russischen Bibliothek zur Kenntniß des gegenwärtigen Zustandes der Literatur in Rußland (11 Teile, 1772-1789). Er beteiligte sich intensiv an sprachkundlichen Forschungen, die Katharina II. förderte, und konnte dabei auf bereitwillige Mithilfe rechnen. Mit dem Vermerk „Bibliothecae Georgiae Aug. offert. Johann Beckmann. 1806.“ weist sich der Stifter der 34seitigen Schrift Bacmeisters namentlich aus. Beckmann hatte jedoch mindestens sechs Hefte verteilt. Als „Nachricht und Bitte wegen einer Sammlung von Sprachproben“ (1773) wurden in russischer, französischer, lateinischer und deutscher Sprache exemplarisch Richtlinien und ein Aufsatz zur Übersetzung vorgegeben; es kam eine Sammlung von 70 Proben zustande.

Beckmanns Brief vom 23. Juli 1769 mit Bacmeisters Vermerk „d. 30 Jul. 1769 [a. St.]“ erwarb die Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen vor einigen Jahren. „Mein werthester Herr Inspector und aufrichtiger Freund, ich schreibe so selten, weil ich glaube, Sie erführen die hiesigen Neuigkeiten beßer aus der ersten Hand; und weil mir H. Schl[özer] allemal Nachricht giebt, wie Sie sich befinden. Inzwischen will ich, von nun an, wenn Sie es erlauben, meinen Briefwechsel wieder anfangen, und die Nachrichten, die Sie von H. S. erhalten, zu suppliren suchen. Unser Freund, der wirklich sonst sehr kränklich war, wird in der Gesellschaft seiner recht gesunden und schönen Braut, von Tage zu Tage gesunder. Solten nicht auch Sie von diesem Mittel gleiche Würkung erhoffen können? Mit Vergnügen haben wir uns hier, bey jeder Veränderung, die mit ihm vorging, ein ander gesagt, was unser H. Backmeister dazu sagen würde; und zu 1000. malen haben wir Sie hieher gewünscht; oder um ganz aufrichtig zu werden, oft habe ich auch gewünscht, dort bey Ihnen leben zu können. Denn bey vieler Arbeit und geringen Einnahmen und wenigem Umgange muß einem nothwendig ein jeder Ort mit der Zeit gleichgültig und endlich verhaßt werden.“ (Beckmann wartete nachweislich ungeduldig auf eine ordentliche Professur.)

Er hatte noch Wünsche: „Ich übersende hiebey ein Zettel an H. Laxmann²⁴. Ich bitte Sie inständigst, bitten und erinnern Sie Ihn daran, daß er mir noch

24 Erik Laxmann (1737-1796), gebürtiger Finne, war an der Petrischule Beckmanns Kollege, bevor er 1764 als Prediger zu den Lutheranern nach Barnaul in die Kolywanischen Bergwerke ging. Mit wachsender Leidenschaft widmete er sich

diesen Herbst Naturalien sende. [...] Vielleicht haben Sie selbst auch ein oder anderes von Naturalien, womit Sie meine Samlung bereichern könnten. Ich würde es wenigstens so hoch schätzen, als immer H. Schl[özer] eine tschuwabische Grammatik. Unter andern hätte ich gern ein Glaß voll Naphta²⁵ oder Petroleum, was man dort in den Buden verkauft und zu Illuminationen gebraucht. Auch ein großes Stück Marienglas hätte ich herzlich gern²⁶. [...] Item etwas von dem schwarzen Streusande, den der Magnet anzieht und der auch in den Eisenbuden verkauft wird. & & Folgende Fragen hätte ich gern beantwortet: 1) Wo ist H. Luther [Johann Gustav Luther]²⁷? 2) Lebt Herr Chirur[gicus] Scharf²⁸ noch im Jungfernkloster? und wie müßte ich die Adreße an Ihn machen?²⁹

naturwissenschaftlichen und geologischen Interessen. Er schrieb Briefe an Beckmann und Schlözer nach St. Petersburg. Acht Briefe an Beckmann über naturwissenschaftliche Beobachtungen, einen langen Brief an Schlözer zur tangutischen Schrift sowie einen Brief an Linné gab Schlözer, von ihm und Beckmann kommentiert, unter dem Titel „Erich Laxmann's Sibirische Briefe“ 1769 in Göttingen heraus.

- 25 Ein Glas Naphta aus Baku schien Beckmann erhalten zu haben, sogenannte weiße, die „allemaal gelb, aber durchsichtig“ ist. „Ich besitze etwas davon, welches, ob es gleich in einem Glase sehr wohl verwahrt ist, dennoch jährlich eine dunklere Farbe annimt.“ (Beckmann: Physikalisch-ökonomische Bibliothek, Bd. 6 (1775), S. 256.)
- 26 Reichte der in St. Petersburg gekaufte Vorrat nicht: ein Pfund Marienglastafeln für zwei Rubel und einige Kopeken? Marienglas, auch Fraueneis genannt, eine durchsichtige, leicht spaltbare Varietät des Gipses, war in Rußland als Fensterscheiben (auch zur Bedeckung von Heiligenbildern) weit verbreitet, bevor der Bedarf durch Glas gedeckt werden konnte. Es ließ sich nähen, demzufolge vergrößern, flicken etc. Die leichte Wölbung bewirkte, dass man gut hinaus-, aber nicht in einen Raum hineinsehen konnte. Beckmann besuchte im St. Petersburger Hafen mehrere Kriegsschiffe und fand dort, entgegen mancher Behauptung, keine Fensterscheiben aus Marienglas vor.
- 27 Johann Gustav Luther kam 1757 als ‚Candidatus theologiae‘ nach St. Petersburg und bekleidete anfangs das Rektoratsamt. Er verließ die Stadt 1767 und übersiedelte als Prediger nach Omsk am Irtisch. Dass Beckmann und Luther wieder miteinander in Kontakt kamen, belegt der in Punkt 3.2 abgedruckte Brief.
- 28 Johann Gotthilf Scharf stand der Petrischule als Wundarzt zur Verfügung.
- 29 Erstdruck nach dem Original in der SUB Göttingen, Acc. Mss. 1996, 8/3.

3.2 Nachrichten über den Handel in Sibirien

„Aus einem Briefe des Hrn. Gouvernement=Prediger J. G. Luther aus der Festung Omsk am Irtisch vom 5 Septemb. 1776; erhalten den 14 Septemb. 1777.

Der Handel in Sibirien ist größtentheils in den Händen der Tataren, und geschieht durch Vertauschung der Waaren an den Gränzen und auf den Jahrmärkten. Auch wir erhalten hier alle unsere Bedürfnissen von Irbit, 800 Werste von hier. Der Ort ist ein schlechtes Dorf, aber er ist vor einem Jahre für eine Stadt erklärt worden, weil die Einwohner sich in der Rebellion des Pugatschef vollkommen treu bewiesen haben. Auf den Jahrmarkt zu Irbit werden von Archangel ab fast alle Arten Weine, englische, französische, holländische und ostindische Waaren von den Russen zum Verkaufe gebracht, die auch dort von Moskau, Jaroslaw und Wolodga kommen. Unsere Militär=Personen erhalten von dort jährlich fast für 4000 Rubel Waaren. Diese sind doch bey der ungeheuren Entfernung fast wohlfeiler als in St. Petersburg. Ziemlich guten Franz=Wein haben wir hier dieses Jahr für 8 Rubel den Anker [1 Anker = ca. 37 Liter]. Das Pfund Zucker kömt uns 20 Kopeken, das Pfund Kaffee 24 Kop., englisches Bier die Flasche 80 Kop. Wer aber diese Waaren nicht vom Irbitschen Jahrmarkte kommen läßt, muß sie hernach dreymal theurer von den Kaufleuten nehmen. Alle diese Waaren werden nach Endigung des Jahrmarkts bis nach Kiachta, an der Chinesischen Gränze, 3800 Werste [1 Werst = ca. 1 km] von hier verfahren, wo man ebenfals recht gutes englisches Bier trinken kan. Die Weine könten wir hier besser haben, wenn sie uns von den Archangelschen Kaufleuten gerades weges hieher gebracht würden. Allein kommen sie auf Schlitten nach Irbit, so werden sie zu Eis, dann legt man sie in eine warme Stube; nachdem sie wieder flüßig geworden sind, probirt sie der Käufer. Die erhandelten Fässer frieren, wenn sie nun zu uns gebracht werden, noch einmal; wir lassen sie also wieder in der Wärme aufthauen, und freylich muß der Wein dadurch sehr viel von seiner Güte verlohren. Hingegen das Englische Bier kömt in Flaschen, und ist hier so schön, als dasjenige, was wir zusammen in St. Petersburg getrunken haben; nur wird es dadurch kostbar, daß manche Flasche auf dem Wege von Frost zerspringt.

Die Handwerke werden hier theils von den hieher geschickten Gefangenen, welche den größten Theil der hiesigen Einwohner ausmachen, theils von den Soldaten getrieben, welche in einigen Stücken den Teutschen wenig nachgeben, nur müssen sie von allem, was sie machen sollen, ein Modell haben; selbst können sie nichts erfinden oder errathen. Als ich vor acht Jahren hier ankam, waren noch teutsche Schmiede, Schneider, Hutmacher und Silberarbeiter hier; aber nun sind sie alle weggezogen, bis auf einen Silberarbeiter, der das von mir

hierher mitgenommene teutsche Dienstmädgen geheurathet hat, und dessen größter Verdienst im Beschlage der Rußischen Heiligen=Bilder besteht. Traurig ist es, daß fast alle Ausländer, auch die geschicktesten Leute, sich in kurzer Zeit so sehr dem Brantewein ergeben, daß sie bald aufgerieben werden. Die Brantewein=Pacht bringt der Krone grosse Summen ein, aber sie raubt dem Reiche auch viele tausend Menschen.“³⁰

3.3 Studenten

Eine ansehnliche Schar junger Leute aus Russland und dem Baltikum studierte im Laufe der Jahre u.a. auch bei Beckmann, dessen facettenreiche, naturwissenschaftlich untermauerte Vorlesungen über die Landwirtschaftswissenschaft, Technologie, Warenkunde und die Handlungs- und Policywissenschaft international wegweisend wirkten. Die Fachgebietenachbarschaft Schlözers und Beckmanns ermöglichte umfassende Studien der eng miteinander verzahnten Staats-, Wirtschafts- und Geschichtswissenschaften in universaler Breite. Die junge Universität aber war nicht nur ideell und personell attraktiv. Ihre Bibliothek, durch Schenkungen und dank großzügiger königlicher Förderung schnell wachsend, barg schon damals oft gerühmte Schätze. Und die ‚Göttingische Seele‘ wäre womöglich kaum zum ‚greifbaren‘ Wortpaar gereift, wenn sie nicht auch in den Köpfen und Herzen heimischer Professoren gewohnt hätte.

Drei russische Hörer sollten für Beckmanns Fachgebiete besondere Bedeutung erlangen. Davon gehörten Jakob Sacharow (Jakov Zacharov) (1765-1836) und Wassili Sewergin (Vasilij Severgin) (1765-1826) einer Vierergruppe an, welche die St. Petersburger Akademie der Wissenschaften zum Studium nach Westeuropa delegiert hatte. Sie studierten zwischen 1785 und 1788 u.a. bei Beckmann, Schlözer, Johann Friedrich Gmelin (1748-1804), Johann Friedrich Blumenbach (1752-1840), Abraham Gotthelf Kästner (1719-1800), Georg Christoph Lichtenberg (1742-1799) und Heinrich August Wrisberg (1739-1808). Auch sie verfügten, wie die meisten Studenten aus Russland und dem Baltikum, über ausgezeichnete Deutschkenntnisse.

Mit dem folgenden Gutachten, datiert den 6. Juni 1788, wollte Beckmann den an die St. Petersburger Akademie gerichteten Wunsch Sacharows nach einer Verlängerung seines Studiums in Göttingen befördern: „Herr Jacob Sacharow aus St. Petersburg hat meine Vorlesungen über die Landwirthschaft und Technologie nicht allein mit dem löblichsten Fleiße besucht, sondern mit glücklichem Erfolg benutzet, welches ich mit desto größerer Gewißheit bezeu-

30 Beckmann, Johann: Beyträge zur Oekonomie, Technologie, Polizey- und Cameralwissenschaft, Bd. 2, Th. 4, Göttingen 1781, S. 308f.

gen kan, da ich Herrn Sacharow, seit Seiner Ankunft auf hiesige Universität bis jetzt genau gekant, und mich sehr oft mit ihm über gelehrte Gegenstände unterhalten habe. Wegen seiner Neigung zu den Wißenschaften, welche ich zu lehren habe, vornehmlich zur Technologie und der damit verwandten Wißenschaften, und wegen des glücklichen Eifers, womit er solche bisher getrieben hat, wünsche ich sehr, daß es ihm möglich seyn werde, den ganzen Cursum dieses Studii hier mit gleichem ungestörtem Fleiße zu endigen, als womit er ihn angefangen hat, so wie er auch selbst noch die Benutzung meiner Vorlesungen über die Handlungswißenschaft, und über Polizey- und Cameralwißenschaft, so wie noch anderer Vorlesungen, sehnlichst wünscht.“³¹

Die Empfehlung Beckmanns legte Sacharow neben den Gutachten weiterer Professoren dem eigenen Brief an die St. Petersburger Akademie vom 8. Juni 1788 bei, in dem es u.a. heißt: „Jetzt wäre es mir aber schlechterdings unmöglich, die Chemie noch als Hauptwissenschaft zu studiren, denn sobald ich Ökonomie und Technologie bey H. Hofrath Beckmann zu hören die Ehre hatte, bekam ich eine so große Lust und Neigung dazu, daß ich mich seit der Zeit mit keiner andern Wissenschaft lieber beschäftigte. Um diese Wissenschaft recht gründlich zu treiben mußte ich mir nicht nur Kenntniße in der Handlungswissenschaft, Polizey und Kameralwissenschaft sondern auch von der Staatskunde und Politic zu erwerben suchen. Ich machte daher schon in diesem Halbenjahre den Anfang die Staatskunde bey H. Hofrath Schlözer zu hören und bey dem H. Hofrath Beckmann belegte ich zum 2ten Mal die Ökonomie [...]“³²

Der Aufenthalt in Göttingen durfte nicht verlängert werden; Sacharow reiste weiter nach England. Er arbeitete später als Chemiker an der St. Petersburger Akademie und übersetzte deutsche Fachliteratur ins Russische. Insbesondere trug er zur Verbreitung der antiphlogistischen Lehre Lavoisiers bei und übertrug im Jahre 1801 Christoph Girtanners „Anfangsgründe der antiphlogistischen Chemie“ (1792, ²1796) ins Russische.

Der zweite hier genannte Student, Wassili Sewergin, wurde nach seinem Studium der erste Professor für Mineralogie und Geologie in Russland und ‚Translateur‘ im Vorstand der Freien Ökonomischen Gesellschaft; 1797 wurde er zum korrespondierenden Mitglied der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften ernannt. Er übersetzte u.a. die „Chemischen Grundsätze der Gewerbkunde“ (1795) seines ehemaligen Lehrers für Chemie und Mineralogie, J. F.

31 Lühmann-Frester: Johann Beckmann und August Ludwig Schlözer, S. 641, Erstdruck nach dem Original in der St. Petersburger Filiale des Archivs der Russischen Akademie der Wissenschaften, f. 1, op. 3, d. 69, l. 213.

32 St. Petersburger Filiale des Archivs der Russischen Akademie der Wissenschaften, f. 1, op. 3, d. 69, l. 214r.

Gmelin, ins Russische. Von weit mehr als hundert Fachaufsätzen Sewergins wurden zahlreiche Beiträge in den „Göttingischen Anzeigen von gelehrten Sachen“ besprochen.

Der Dritte im Bunde war Iwan Dwigubski (Ivan Dvigubskij) (1771-1839), der in Moskau, 1801 in Paris, 1802/03 Medizin, Physik, Botanik, Ökonomie und Technologie in Göttingen und anschließend in Wien studierte. Er wurde ein bedeutender Universalgelehrter an der Moskauer Universität, 1807 Professor für Technologie, 1808 Professor für Physik, lehrte Botanik und Zoologie und war zeitweilig Dekan der Medizinischen Fakultät. Das „Russische Biographische Wörterbuch“ („Russkij Biografičeskij slovar“) würdigt Dwigubskis vielseitiges Schaffen sowohl als Verfasser von wissenschaftlicher Fachliteratur als auch von populärwissenschaftlichen Schriften. Es zählt eine Auswahl von 27 Titeln auf, darunter ein in zwölf Teilen herausgegebenes „Lexikon der Stadt- und Landwirtschaft“ („Leksikon gorodskogo i sel'skogo chozjajstva“) (1836-1839) sowie die Zeitschrift „Neues Magazin zur Naturgeschichte, Physik, Chemie und für ökonomische Nachrichten“ („Novyj Magazin estestvennoj istorii, fiziki, chimii i svedenij ékonomičeskich“), worin ein Jahrzehnt lang Beiträge zahlreicher Wissenschaftler erschienen, u.a. des Chemikers Johann Tobias Lowitz (1757-1804).

Beckmann unterrichtete in einem Falle sogar Vater und Sohn: Im vierten, noch original erhaltenen Band seines Haushaltsbuches aus den Jahren 1803 bis 1807 notierte Beckmann am 31. Mai 1804, dass er „von [der] Magisterpromot. des Wilhelm von Freygang [Vasilij Frejgang (1783-1849)] aus St. Petersburg, Sohn meines ehemaligen Zuhörers [an der Petrischule] in St. Petersburg, des jetzigen Etatsraths v. Freygang [Johann Gottlieb Freygang (1755-1815)], der Leibchirurgicus bei Kaiser Paul war“, fünf Taler Kassengeld erhalten habe. Den gleichen Betrag an Promotionsgeld empfing er am 29. April 1806 von Andrei Kaissarow (Andrej Kajsarov) (1782-1813) aus Moskau.

3.4 Technologie – tehnologija

Während der Terminus ‚Technik‘ (‚tehnika‘) durch Lomonossow in die russische Fachsprache einging, wurden Sewergin, Sacharow und Dwigubski zu Wegbereitern der ‚Technologie‘ (‚technologija‘) in Russland. Sewergin und Sacharow waren Mitbegründer und Redakteure der ersten technologischen Zeitschrift Russlands, der „Technologischen Zeitschrift“ („Technologičeskij žurnal“), welche die St. Petersburger Akademie der Wissenschaften von 1804 bis 1826 herausgab. Ihre von A. A. Musin-Puschkin (A. A. Musin-Puškin) und A. Lepechin verfassten Beiträge zu vornehmlich metallurgisch-mineralogischen Themen eröffneten den ersten Jahrgang des neuen Journals. In seinem einlei-

tenden Artikel, einem „Kurzen Überblick über den Anfang, die Erfolge und den Nutzen der Technologie“ („Kratkoe obozrenie načala, uspechov i pol'zy tehnologii“), der mit Betrachtungen über verschiedene ‚Entdeckungen und Erfindungen‘ aus historischer Sicht verbunden war, nahm Sewergin Bezug auf Beckmanns Schriften. Überhaupt veröffentlichte Sewergin mehrfach Beiträge historischen Charakters in der „Technologischen Zeitschrift“. In einem anderen Aufsatz beschrieb er die Alaungewinnung in Groß-Almerode, deren Kenntnis auf eine Exkursion zurückging, die Beckmann im Rahmen seines Technologieunterrichts mit den Studenten unternommen hatte.

Dwigubski aber war wohl zweifelsohne der wichtigste Vermittler der technologischen Wissenschaft aus ‚erster Hand‘ nach Russland. Er hatte den ersten Lehrstuhl für Technologie an einer russischen Universität inne und gab 1807/08 ein zweibändiges Lehrbuch heraus: „Anfangsgründe der Technologie oder kurze Angabe der in den Werken und Fabriken ausgeführten Arbeiten“ („Načal'nye osnovanija tehnologii ili Kratkoe pokazanie rabot na zavodach i fabrikach proizvodimych“). Das Werk ist eine verkürzte Ausgabe nach Beckmanns „Anleitung zur Technologie“. Die Titelseite weist Dwigubski als Mitglied der St. Petersburger Freien Ökonomischen Gesellschaft, der Moskauer Medizinischen Gesellschaft, der Pariser Akademie der Wissenschaften, der Göttinger Physikalischen Gesellschaft u.a. gelehrter Gesellschaften aus. In der Einleitung seines Werkes setzt er sich mit Definitionsfragen zu Bedeutungsunterschieden einschlägiger Fachbegriffe im Deutschen und im Russischen auseinander. Bei Themen, die von Beckmann nicht berührt werden, greift Dwigubski auf andere in- und ausländische Quellen zurück (so auf Gmelins chemische Technologie, auf französische Fachliteratur, auf internationale wie russische Zeitschriften usw.). Bei Beckmann konnte kein Hinweis auf die Publikationen seiner ehemaligen Hörer gefunden werden; sie fehlen in deutschen Bibliotheken.

3.5 Beckmann und Pallas

In dem halb Europa und das asiatische Russland umspannenden gelehrten Kommunikationsnetz war der Naturforscher Peter Simon Pallas (1741-1811) ein Knotenpunkt. Er gehörte über Jahrzehnte zu den wichtigsten und treuesten Briefpartnern Beckmanns, dessen vielseitige Forschungsinteressen den eigenen entgegenkamen. Die beiden Wissenschaftler kannten einander aus Göttingen: Am 30. April 1759 hatten sich beide in die Matrikel der Georgia Augusta eintragen lassen.

Rezensionen. In seiner „Physikalisch-Ökonomischen Bibliothek“ veröffentlichte Beckmann mehr als zwanzig teilweise sehr ausführliche Rezensionen der Werke Pallas', nämlich Rezensionen aller Reisebeschreibungen, der „Neuen

Nordischen Beyträge“ (fortgesetzt als „Neueste Nordische Beyträge“) sowie der botanischen und zoologischen Schriften. Die Besprechung des ersten Teils von Pallas' „Reise durch verschiedene Provinzen des Russischen Reichs“ (1771) nutzte Beckmann zur Würdigung seines Freundes: „Sein unermüdeter Beobachtungsgestalt hat nicht nur gar keinen Theil der Naturkunde irgendwo ununtersucht gelassen, sondern mit gleichem Eifer hat er Nachrichten für die Landwirthschaft, die Arzneykunde, die Thechnologie [sic], für die Geographie, Geschichte und andere Theile der Gelehrsamkeit aufgesucht und gefunden.“³³ Diese Stelle ist in Beckmanns Schriften gleichzeitig der erste bisher gefundene, gedruckte Beleg des Terminus ‚Technologie‘. (Zwei weitere Belege des Terminus in diesem Band sind korrekt wiedergegeben.)

Der ‚Aufdecker‘. Pallas bereicherte Beckmanns Mineraliensammlung, so etwa mit einer Probe des 1749 von dem Kosaken Ja. Medwedjew (Ja. Medved'ev) in Sibirien gefundenen Meteoriten, des Pallas-Eisens oder Pallasits. So berichtet Beckmann: „Ich besitze durch die Güte dieses vortreflichen Gelehrten [Pallas'] ein schönes Stück, was 26 15/16 Loth Nürnberger Gewicht [ca. 470 g] wiegt [...]“. Bemerkenswert ist die im dritten Band des „Deutschen Wörterbuches“ der Gebrüder Grimm ohne Quellenangabe zitierte Notiz Johann Wolfgang von Goethes, die unter dem Stichwort ‚Erfinder‘ ausführt: „ein Kosak führt Pallas zu der grossen masse gediegenen eisens, jener ist erfinder, dieser der aufdecker zu nennen, es trägt seinen namen, weil er es uns bekannt gemacht hat.“ Es war Pallas, der das testamentarische ‚Pro Memoria‘ des unter widrigen Umständen früh verstorbenen Naturforschers und Teilnehmers an der zweiten Bering-Expedition, Georg Wilhelm Steller (1709-1746), mit einem Brief an Beckmann sandte. Beide Dokumente druckte Beckmann wortgetreu in der „Physikalisch-Ökonomischen Bibliothek“ ab³⁴.

„Aus einem Briefe des H. Prof. Pallas. Die Nessel ist in Asien eben so gebräuchlich, als der Hanf, nicht allein die hanfblättrige, sondern auch die gemeine grosse perennirende. Diese wird auch in der Bucharey stat des Hanfes genommen, den man dort daselbst, so wie auch in Persien, säet, und der auch um das Kaspische Meer häufig wild wächst. Der Persische Namen des Hanfs ist Kurí, der Tatarische Kioder, und diesen brauchen die Sibirischen Tataren ohne Unterschied für die Hanfnessel, die sie doch nur zum Zwirn und zu Schnüren zu brauchen wissen. Doch ist es nicht diese Nessel, sondern die gemeine *Urtica dioica*, woraus die Baschkirischen Weiber Leinwand zu ihrer Kleidung, und die Ostiakinnen Netze weben. Die Chineser verkaufen, zum

33 Beckmann: Physikalisch-ökonomische Bibliothek, Bd. 3 (1772), S. 162f.

34 Ebd., Bd. 8 (1777), S. 454-464 (nach dem Original in der SUB Göttingen: 8° Cod. Ms. hist. lit. 17d, Bl. 2).

Betrug, den Russen viele schlechte Damaste, woran der Aufzug von Nesselgarn, und der Einschlag allein von Seide ist. Daß aber je die Nessel zu so feinem Gewebe, wie Nesseltuch, in Asien gebraucht würde, habe ich nie gehört. Selbst die größte Bucharische Packleinewand ist gewöhnlich von Baumwolle ganz schmal gewebt, und der Namen Nesseltuch kan wohl nicht anders, als durch Mißverstand entstanden seyn.

Eben dieses möchte auch wohl von dem Namen: Seidenpapier zu sagen seyn. Denn obgleich seidene Kleider bey den Chinesern sehr gemein sind, und also viel Abgang liefern, so ist doch an ihrem Papiere, vom größten Packpapier an bis zu dem feinsten geleimten Postpapier, welches vermuthlich erst die Jesuiten eingeführt haben, die Materie, so wohl dem Augenschein nach, als auch nach dem Geruche bey dem Verbrennen zu urtheilen, allezeit vegetabilisch, und die Seide scheint auch zu dieser Verarbeitung ganz untüchtig zu seyn. Ich sende Ihnen Proben von allerley Chinesischem Papiere [...].³⁵

Beckmann befragte Pallas zur **Geschichte des Tabakrauchens** in Asien: „Mir ist wahrscheinlich, daß man, schon vor der Entdeckung des vierten Welttheils, in Asien eine Art Toback geraucht habe. Diese Vermuthung meldete ich dem Hrn. Prof. Pallas, der mir darauf folgendes antwortete: ‚Daß der Gebrauch des Rauchtobacks in Asien, hauptsächlich wohl in China, älter als die Entdeckung der neuen Welt sey, daran habe auch ich fast keinen Zweifel. Unter den Chinesern und Mongolischen Nationen, welche mit erstern den meisten Verkehr gehabt haben, ist dieser Gebrauch so allgemein, so häufig und unentbehrlich, der Tobacksbeutel am Gürtel ein so nothwendiges Stück des Anzugs, die Gestalt der Pfeiffen, nach welchen die Holländer ihr Modell genommen zu haben scheinen, so original, und endlich auch die Aufbereitung der gelben Blätter, welche blos zerrieben in die Pfeiffen gefüllet werden, und die Gattung des Krauts so eigenthümlich, daß man unmöglich dieses alles über Europa aus Amerika herleiten kan; zumal da zwischen Persien und China das vom häufigen Tobacksrauchen nichts wissende Indien in der Mitte liegt. Solte man nicht in den ersten Reisen der Portugiesen und Holländer nach China von diesem Gebrauche Spuhren antreffen?‘ – Zu dieser Untersuchung habe ich zwar Lust, aber wenigstens jetzt nicht Zeit; ich muß sie also andern überlassen.“³⁶

Eine Ergänzung fand sich bald: „Jedoch kan ich nun eine wichtige Bestätigung meiner Vermuthung aus des Ulloa Nachrichten von Amerika I, S. 139 beybringen. ‚Man kan,‘ sagt er, ‚nicht annehmen, daß die Europäer den Gebrauch des Rauchtobacks aus Amerika erhalten haben; denn da er in den

35 Beckmann: Beyträge zur Oekonomie, Technologie, Polizey- und Cameralwissenschaft, Bd. 1 1779, S. 148f.

36 Beckmann: Anleitung zur Technologie, 2. Aufl. 1780, S. 197f.

Morgenländern sehr alt ist, müßte er ganz natürlich von da aus bekant worden, seit dem mit diesen Gegenden von dem mittelländischen Meere aus Handel getrieben wurde. Nirgend, auch nicht in den Gegenden von Amerika, wo der Toback wild wächst, ist der Gebrauch desselben, und zwar nur zum Rauchen, weder allgemein, noch sehr häufig.“³⁷

In **Straßburg** zählte Johann Hermann (1738-1800), Professor für Medizin, Botanik und Zoologie, zu den gemeinsamen Briefpartnern von Beckmann und Pallas. Beckmann schrieb ihm am 7. Januar 1799: „Ich gehöre zu den wenigen, die noch von H. Staatsr[rat] Pallas aus Achmetschet [Simferopol] in der Krim Briefe erhalten. Den 20. Jan. [17]98 schrieb er mir: Empfehlen Sie mich dem guten H. Pr. Hermann. Sagen Sie ihm, daß ich seine Liberté u. Egalité herzlich bedaure, u. die erleuchtete propaganda nicht nach Taurien wünsche. Er solle lieber zu uns kommen u. dem Königthume nicht fluchen. Der civilisirte Mensch ist unter allen Regierungen nur relative glücklich, u. wenn man die Summe von Guten und Bösen zieht, so ist die Bilanz in monarchischen Staaten noch immer weniger wider uns, als in republikanischen. Hactenus Pallas. Er läßt jetzt seine Reise in die südlichen Stathalterschaften des Russischen Reichs in den Jahren [17]93 u. [17]94 zu Leipzig mit großer Pracht drucken [...].“³⁸ – In einer Anmerkung verrät Beckmann, dass ihm Pallas dieses Prachtwerk geschenkt habe.³⁹

3.6 Kenner ‚älterer Reisebeschreibungen‘

In zwei Bänden gab Beckmann von 1807 bis 1810 eine gründlich kommentierte „Litteratur der älteren Reisebeschreibungen“ heraus, die auch reichhaltige Nachrichten über Russland enthält. Die Entstehungsgeschichte des „Diarium itineris in Moscoviam [...]“ von 1698 leitete er wie folgt ein: „Rußland war im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderte den Ausländern, nach seiner innern Beschaffenheit, nach seiner Regierungsform und seinen Sitten, noch wenig bekant. Aber durch die großen Veränderungen, welche damals in diesem weiten Reiche angingen, und durch die mancherley Verbindungen, welche der russische Hof mit andern europäischen Höfen anknüpfte, ward die allgemeine Aufmerksamkeit auf dieses Reich, und die Begierde, es genauer zu kennen, ungemein vergrößert.

37 Beckmann: Anleitung zur Technologie, 3. Aufl., Göttingen 1787. – Ulloa, Antonio de: Noticias americanas, Madrid 1772; dt. Ausg. u. d. T.: Physikalische und historische Nachrichten vom südlichen und nordöstlichen Amerika, Bd. 1.2., Leipzig 1781.

38 Lühmann-Frester: Johann Beckmann und August Ludwig Schlözer, S. 638.

39 Beckmann, Johann: Litteratur der älteren Reisebeschreibungen, Bd. 2, Göttingen 1810, S. 434.

Deswegen glaubten die, welche als Gesandte an den Hof nach Moskau geschickt wurden, und die, welche die Gesandten begleiteten, dem Publikum einen angenehmen Dienst zu erweisen, und sich selbst ein Verdienst zu machen, wenn sie ihre Reise dahin, nebst ihren Bemerkungen über ihre Aufnahme, über die Verfassung des Hofes, über die Denkmalsart und Lebensart der Nation beschrieben. Ihre Berichte konnten auch deswegen leicht Beyfall finden, weil sie vieles zu erzählen hatten, was von dem abwich, was in andern Ländern gewöhnlich war.

Zu den auf diese Weise entstandenen Reisebeschreibungen gehören die, welche Heberstein, Olearius, Jacob Ulfeld, Baron von Buchau, Ant. Goecerus, von Meyerberg, Adolph von Lyseck, Carlisle, Weber und andere [...] geliefert haben.⁴⁰

4. Zur Entstehung des Reiterdenkmals für Peter den Großen

Das bronzene Standbild Peters des Großen in der Nähe des Newa-Ufers in St. Petersburg zählt zu den ersten öffentlichen Denkmälern in der europäischen Kunst- und Kulturgeschichte. PETRO PRIMO CATHARINA SECUNDA MDCCLXXXII lautet die schlichte, dreizeilige Inschrift auf dem steinernen Sockel. Das Projekt erregte als künstlerische und vor allem auch als technische Meisterleistung großes Aufsehen. Katharina II., die das Denkmal errichten ließ, folgte bei der Vergabe des Auftrags an Etienne-Maurice Falconet (1716-1791) einer Empfehlung Diderots. Den Kopf Peters des Großen jedoch modellierte die französische Künstlerin Marie-Anne Collot nach dessen Totenmaske; ihr Name wird später unter den am Hofe Katharinas II. beschäftigten Bildhauern genannt. Die Bewältigung der Aufgabe, einen geeigneten Stein zu finden und an den vorgesehenen Platz zu befördern, war das Werk eines kühnen Technikers.

Vom Auffinden des Steins. Einen Kurzbericht über den Beginn des Unternehmens veröffentlichte Schlözer pseudonym in „M. Johann Joseph Haigold's Beylagen zum Neuveränderten Rußland“ (Zweyter Theil, Riga und Leipzig, 1770). Aus der Übersetzung des französischen Textes⁴¹ sei zitiert: „Nachdem ihre Majestät, die Kaiserin, beschlossen hatte, in der Stadt Petersburg ein *Reiterstandbild Peters des Großen* errichten zu lassen, dachte sich der mit der Ausführung jenes Denkmals betraute Künstler als Postament für sein Modell einen rohen und steil ansteigenden Felsen, um der Nachwelt kundzutun, wovon

40 Ebd., S. 377f.

41 Übersetzt von Christina Mansfeld, Neuss. Der zitierte Abschnitt entspricht den S. 211-214 des o.g. Originals.

jener heldenhafte Reformers ausgegangen war & welche Hindernisse er überwunden hatte.

Eine derart neue wie erhabene Idee erntete allgemein stürmischen Beifall: doch es galt, einen Gesteinsblock zu finden, der in seiner Gestalt & seinen Ausmaßen der Größe des Vorhabens ähnelte.

Der Zufall, der nur großen Unternehmungen dienlich ist & nichts für die Mittelmäßigkeit tut, war unlängst dieser Entdeckung förderlich. Man hat einen Felsen gefunden, der von der Natur unweit einer Bucht des *Finnischen* Meerbusens in ein ausgedehntes Sumpfgelände verbracht worden war. Bereits beim ersten Augenschein befand man ihn hinsichtlich der Verwirklichung der künstlerischen Vorstellungen für geeignet. Man ließ ihn vermessen & stellte fest, daß seine Höhe, von der Horizontalen gerechnet, 21 Fuß auf 42 [Fuß] Länge & 34 [Fuß] Breite betrug.

Allein schon der Gedanke, einen solch gewichtigen Block zu bewegen, hatte etwas Erschreckendes: doch unter der Herrschaft Katharinas II. & so lange Monsieur Betzkoi den Künsten vorsteht, wird nichts der Ausführung eines einmal gefaßten Planes hinderlich sein. Deshalb wagte man sich an das kühne & der alten Römer würdige Vorhaben, diesen Felsen bis in die Hauptstadt befördern zu lassen.

In dieser Absicht begann man zunächst mit Grabungen & damit, ihn freizulegen. Natürlich mußte man annehmen, daß das, was man aus dem Grund ragen sah, nur die Spitze eines Felsens war, der sich im Schoß der Erde verlor; doch hatte man Anlaß, überrascht zu sein, als man gewahr wurde, daß dieser Felsblock völlig isoliert dalag & wie durch ein Wunder an diese Stelle gekommen zu sein schien.

Zu diesem seltenen Umstand trat ein weiterer, nicht weniger weniger bedeutsamer: daß nämlich in jenem morastigen Gebiet & seiner Umgebung kein weiterer Stein, nicht einmal in Form von Kies oder Sand, und kein Material entdeckt werden konnte, das dem wundervollen Felsen entsprach oder zu seiner Bildung beigetragen hatte.

Das Erstaunlichste aber war das Innere des Felsens. Er war vom Blitz an einer Seite beschädigt worden. Man schlug dieses Stück ab & sah anstelle homogenen Gesteins eine Ansammlung verschiedenster Halbedel- & Edelsteine. Kristalle, Achate, Granate, Topase, Karneole und Amethyste boten den Augen der Wißbegierigen einen ebenso neuartigen wie herrlichen Anblick & Naturgelehrten den interessantesten Forschungsgegenstand.

All jene von der Natur in diesem Felsen vereinten Wunder waren gewichtige Gründe, weder Mühen, Ausgaben noch Anstrengungen zu scheuen, um ihn von der Stelle zu schaffen & ihn als Denkmal dienen zu lassen, das einzig in der Welt war & würdig, die Erinnerung an den größten Monarchen immerwährend zu erhalten.

Der Stein war Mitte *November* 1768 entdeckt worden. Die Arbeiten wurden mit solcher Schnelligkeit vorangetrieben, daß man Mitte *März* des darauffolgenden Jahres imstande war, ihn aus seiner Einbettung zu heben, um ihn auf ein Transportgestell zu verfrachten & auf den Weg nach Petersburg zu bringen. [...].

Der riesige Stein befindet sich elf russische Werst oder etwa 41 250 englische Fuß [knapp 20 km] von dem Platz entfernt, wo das Denkmal aufgestellt werden soll, als dessen Sockel er dienen wird. Um ihn dorthin zu schaffen, muß man Höhen überwinden, er muß durch feuchtes Gelände & und schlammige Wege gebracht, die Neva hinuntergefahren, ausgeladen & und zu Land mit Wagen an seinen Bestimmungsort befördert werden.

Wer auch immer sich eine Vorstellung von der Größe jener Unternehmung & den damit verbundenen Arbeiten machen will, muß bedenken, daß das Gewicht jenes Blocks, geometrisch berechnet, *drei Millionen zweihunderttausend* Pfund beträgt. Der größte bekannte Obelisk, derjenige, den Constans, Sohn Constantin des Großen, von Alexandria nach Rom transportieren ließ, wog nur 907 789 Pfund, nur ein Drittel des Petersburger Felsens. [...]. Die Geschichte der Kunst kennt nichts Größeres und Wundervolleres.“

Vom Transport des Felsens. Der Name des Ingenieurs, der das Projekt verwirklichen wollte, folglich auch die Beschaffung des Steins, blieb wie Falconet im Bericht Schlözers unerwähnt. Beckmanns „Physikalisch-Ökonomische Bibliothek“ half weiter. Sie besprach das 1777 in Paris erschienene Buch „Monument élevé à la gloire de Pierre le Grand“ des italienischen Ingenieurs Graf Marin Carburi aus Ceffalonien, der das Auffinden des Felsens und den Ablauf des schwierigen, von ihm bewältigten Unternehmens schildert. Dessen Bruder J. B. Carburi hatte sich der chemisch-physikalischen Beschaffenheit des aus Granit bestehenden Steins gewidmet. Zwölf große Kupfertafeln bilden Transportphasen und technische Konstruktionselemente ab. Carburis Name war Beckmann nicht unbekannt. Als Beckmann im September 1765 die Kupferbergwerke in Fahlun besuchte, erfuhr er dort, dass „sich so gar ein Italienischer Graf Carbori*, der eine grosse Kenntniss der Bergwissenschaft gehabt und sich hier einige Wochen aufgehalten hat, ein Model dernach [von einer Maschine, die Erz fördere sowie zugleich Wasser pumpe und jetzt nicht mehr geheim gehalten würde] verfertigen lassen. [...] *Dieser Carbori wurde Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Stockholm und soll jetzt Professor in Padua seyn.“⁴²

In der Nähe des Felsblocks wurden für 400 Arbeiter Hütten gebaut; Carburi selbst hielt sich dort ebenfalls ununterbrochen auf. „Nachdem er 14 Toisen [1 Toise = ca. 2 Meter] weit die Erde um den Stein hatte weggraben lassen, ließ

42 Beckmann: Reise von St. Petersburg nach Schweden, S. 64.

er ihn mit 12 gemeinen Hebeln, die aus langen Masten zusammen gesetzt waren, auf einer Seite heben, und mit Hilfe von vier Erdwinden und Seil und Kloben auf einen Pfahlgrund bringen. Endlich ward die ungeheure Masse auf eine Art Schlitten gebracht, unter dem der V[erfasser] stat Walzen, Kugeln anbrachte, die er aus Kupfer, etwas Zinn und Galmey oder Zink giessen ließ. Sie hielten fünf Zoll im Durchmesser, und liefen in metallenen Rinnen. Man ließ anfänglich Kugeln aus Eisen schmieden, aber diese wurden platt gedrückt, und gegossene Kugeln zersprungen in viele Stücke.“ Die gesamte Last ruhte auf 32 Kugeln. In vier bis fünf Stunden rückte man täglich 80 bis 200 Toisen weit fort.

„Sonderbar gewiß war der Anblick dieser Masse auf ihrer Reise. Oben auf dem Felsen stand ein Amboß und eine Schmiedeesse mit Blasebälgen, um gleich alle Werkzeuge wieder auszubessern. Noch höher standen zween Trommelschläger, welche allen Arbeitern zugleich die nöthigen Zeichen gaben. Vierzig Steinmetzen waren unterweges ständig beschäftigt, den Stein auszubilden. Acht und zwanzig Arbeiter sassen auf kleinen Schlitten oder Schleifen, die an dem Felsen befestigt waren, und also mit ihm zugleich fortgeschleift wurden. Diese mußten mit eisernen Hebeln die Kugeln in Ordnung halten. Endlich schleiften hinter dem Steine noch eine Menge Schlitten her, auf welchen die nöthigen Geräthe und Werkzeuge fortgebracht wurden.“ Das Erdreich war tief gefroren und mit Pfählen und Steinen befestigt worden.

„Die Kayserinn [Katharina II.] selbst, der Grosfürst und der ganze Hof waren, ungeachtet der rauhen Witterung, zuweilen Zuschauer. [...] Nach sechs Wochen kam der Stein ans Wasser, wo ein hölzerner Damm oder Brücke aufgeführt war. Er ward auf eine Barke gebracht. [...] Am Feste der Thronbesteigung der Kayserinn kam der Felsen auf der Neva vor dem Kayserlichen Pallast vorbei. [...] An vielen Orten beschwert sich der grosse Mechaniker über die widrigen Urtheile und ungegründeten Nachreden, die er hat leiden müssen, und die endlich durch den glücklichen Ausgang völlig widerlegt sind.“ Beckmann hatte aus St. Petersburg zwei Stücke des Granits erhalten, davon ein geschliffenes Exemplar, von dem er schreibt, es schein „chalcedonartig oder achatartig zu seyn, und hat eine Carneolader in sich.“⁴³ An anderer Stelle berichtet Beckmann, dass drei „vortrefliche große Kupferstiche [...] als ein Geschenk des Hrn. Baron von Asch, Ihrer Ruß. Kaiserl. Majest. Staatsraths und ersten Feldmedicus“ in die Göttinger Universitätsbibliothek gelangt seien. Eine Tafel stellte den ursprünglichen Fundort des Steines vor, die zweite zeigte den vom Erdreich befreiten Stein, die dritte den Transport.⁴⁴ Sie sind leider als Kriegsverluste zu beklagen.

43 Beckmann: Physikalisch-ökonomische Bibliothek, Bd. 9 (1778), S. 533-537.

44 Beckmann: Beyträge zur Oekonomie, Technologie, Polizey- und Cameralwissenschaft, Bd. 2 (1781), S. 152.

Literatur

- Beckmann, Johann: Anfangsgründe der Naturhistorie, Göttingen und Bremen 1767.
- Beckmann, Johann: Anleitung zur Handlungswissenschaft, Göttingen 1789.
- Beckmann, Johann: Anleitung zur Technologie, oder zur Kentniß der Handwerke, Fabriken und Manufacturen, vornehmlich derer, die mit der Landwirthschaft, Polizey- und Cameralwissenschaft in nächster Verbindung stehn. Nebst Beyträgen zur Kunstgeschichte, Göttingen 1777, ⁶1809.
- Beckmann, Johann: Beyträge zur Geschichte der Erfindungen, 5 Bde., Leipzig 1780-1805.
- Beckmann, Johann: Beyträge zur Oekonomie, Technologie, Polizey- und Cameralwissenschaft, 4 Bde., Göttingen 1779-1791.
- Beckmann, Johann: Entwurf der allgemeinen Technologie, Göttingen 1806.
- Beckmann, Johann: Grundriß zu Vorlesungen über die Naturlehre, Göttingen 1779, ²1785.
- Beckmann, Johann: Grundsätze der teutschen Landwirthschaft, Göttingen 1769, ⁶1806.
- Beckmann, Johann: De historia naturali veterum libellus primus, Petropoli et Göttingae 1767.
- Beckmann, Johann: Litteratur der älteren Reisebeschreibungen, 2 Bde., Göttingen 1807-1810.
- Beckmann, Johann: Physikalisch-ökonomische Bibliothek, worinn von den neuesten Büchern, welche die Naturgeschichte, Naturlehre und die Land- und Stadtwirthschaft betreffen, zuverlässige und vollständige Nachrichten ertheilet werden, 23 Bde., Göttingen 1770-1806.
- Beckmann, Johann: Reise von St. Petersburg nach Schweden, dortiger Aufenthalt und Rückreise über Dänemark nach Lübeck. Von 1765 den 24. Julius bis 1766 den 5 Jul., Uppsala 1911, Erstdruck nach dem Original, UB Uppsala, Nachdruck: Lengwil 1995.
- Beckmann, Johann: Vorbereitung zur Waarenkunde, 2 Bde., Göttingen 1793-1800.
- Büsching, Anton Friedrich: Beyträge zu der Lebensgeschichte denkwürdiger Personen, insonderheit gelehrter Männer, 6. Theil, Halle 1789.
- Exner, Wilhelm Franz: Johann Beckmann, Begründer der technologischen Wissenschaft. Vortrag, Wien 1778; Nachdruck 1989, hrsg. von der Johann-Beckmann-Gesellschaft.
- Lühmann-Frester, Helga E.: Quellen und Beiträge zur Johann-Beckmann-Biographie. 4. Stück: Beckmann an Büsching – ein Brief aus dem Jahre 1761, in: Johann-Beckmann-Journal 9/10 (1995/96), S. 67-78.

Lühmann-Frester, Helga E.: Johann Beckmann und August Ludwig Schlözer. Episoden aus ihrem Leben und Wirken, in: Europa in der Frühen Neuzeit, Festschrift für Günter Mühlhfordt, Bd. 5, Aufklärung in Europa, hrsg. von Erich Donnert, Köln/Weimar/Wien 1999, S. 617-643.

[Schlözer, August Ludwig von:] August Ludwig Schlözer's öffentliches und privat=Leben, von ihm selbst beschrieben. Erstes [einziges] Fragment. Aufenthalt und Dienste in Rußland, vom J. 1761 bis 1765. LitterarNachrichten in jenen Jaren, Göttingen 1802.

Exponate

Silke Glitsch

[E 1]

Johann Beckmann (1739-1811)

Kupferstich, 90 x 125 mm von Christian Heinrich Schwenterley
SUB Göttingen: Sammlung Voit: Johann Beckmann Nr. 3

Johann Beckmann war neben August Ludwig (von) Schlözer (s. Ausstellungsbereich H) der einzige Göttinger Professor, der hier studierte, dann einen Arbeits- und Studienaufenthalt in St. Petersburg wahrnahm und anschließend zeit lebens in Göttingen lehrte und forschte. 1739 in Hoya/Weser geboren, studierte Beckmann von 1759 bis 1762 an der Georgia Augusta. Von 1763 bis 1765 war er als Lehrer für Physik, Mathematik und Naturgeschichte an der St. Petersburger Petrischule tätig. Nach seiner Rückkehr wurde er 1766 zum a.o. Professor für Philosophie an der Georgia Augusta ernannt. Er hielt v.a. ökonomische Vorlesungen zur Land- und Stadtwirtschaft, weshalb ihm 1770 die o. Professur für dieses Fach übertragen wurde.

[E 2]

Livländischer Haken. (Modell ca. 1:8).

Holz, ca. 250 x 150 mm

Deutsches Landwirtschaftsmuseum der Universität Hohenheim: A 144a

Neben seinem Unterricht an der Petrischule betrieb Beckmann umfangreiche Fachstudien, über die er nach Deutschland berichtete und für die er immer neue Objekte sammelte. So ergänzte er in Russland seine 39 Objekte umfassende Sammlung von Pflügen und Haken durch einen russischen Pflug und einen Kurländer Haken. Hier ist das Modell eines livländischen Haken zu sehen, der dem Kurländer Haken ähnelt. Es stammt von einem livländischen Landwirt, der es 1838 dem Hohenheimer Institut überließ. Beckmanns späterer Unterricht an der Georgia Augusta war durch einen großen Praxisbezug gekennzeichnet: Er unternahm mit seinen Studenten zahlreiche Exkursionen sowie Besichtigungen; außerdem stellte er charakteristische und wichtige technische Errungenschaften anhand von Objekten oder deren Modellen vor.

[E 3]

Beckmann, Johann: Brief an August Ludwig Schlözer. [St. Petersburg, etwa Mitte Juni 1765].

SUB Göttingen: Cod. Ms. A. L. Schlözer IV, 6:4

In St. Petersburg schloss Beckmann rasch Freundschaft mit August Ludwig Schlözer (s. Ausstellungsbereich H), den er bereits in Göttingen kennengelernt hatte. 1765 reiste Schlözer nach Deutschland ab, und im Juni desselben Jahres verließ Beckmann Russland, um eine mehrmonatige Schwedenreise anzutreten. Die beiden Wissenschaftler hatten Briefkontakt vereinbart, den Beckmann mit einem noch in St. Petersburg verfassten Schreiben eröffnete. In ihm teilte Beckmann Schlözer die freudige Nach-

richt von dessen Berufung zum Professor an der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften mit.

[E 4]

Prospect der Pauliner Straße = Facies Plateae Paulinae.

Kupferstich, 320 x 215 mm von Georg Daniel Heumann

SUB Göttingen: gr. 2° H. Hann. V, 29 RARA, Bl. 11

Im Herbst 1766 wurde Beckmann zum a.o. Professor für Philosophie an die Georgia Augusta berufen. Nach drei in Ost- und Nordeuropa verbrachten Jahren kehrte er an seinen ehemaligen Studienort zurück. 1767 heiratete er und wohnte fortan in der Paulinerstr. 4. Sein Freund und Kollege Schlözer kehrte im Herbst des folgenden Jahres für immer nach Göttingen zurück; er wohnte in der Paulinerstr. 19.

[E 5]

Beckmann, Johann: Grundsätze der teutschen Landwirtschaft. Göttingen 1769.

SUB Göttingen: 8° Oec. I, 269

In Göttingen hielt Beckmann hauptsächlich ökonomische Vorlesungen. Als erster Hochschullehrer an einer deutschen Universität bot er eigenständige Vorlesungen zur Landwirtschaftswissenschaft an. 1769 gab er das erste deutschsprachige Landwirtschaftslehrbuch heraus, welches das am meisten verbreitete seiner Zeit war. Jede seiner sechs Auflagen war mit einem aktualisierten Literaturverzeichnis versehen, das auch russische Titel umfasste. Neben seinen Lehrerfolgen verdankte Beckmann vor allem diesem Werk seine Ernennung zum ordentlichen Professor der Ökonomie 1770.

[E 6]

Beckmann, Johann: Anleitung zur Technologie oder zur Kentniß der Handwerke, Fabriken und Manufakturen [...]. Göttingen 1777.

SUB Göttingen: DD 92 A 33915

Nach seiner Ernennung zum Professor der Ökonomie wandte sich Beckmann verstärkt den „Handwerkswissenschaften“ zu. Denjenigen Teil seines Lehrprogramms, der einen Überblick über Handwerke und Fabriken, die verarbeiteten Materialien und Produkte umfasste, nannte er „Technologie“. Beckmanns „Anleitung zur Technologie“ erlebte sechs Auflagen und wurde ein großer Erfolg. Sie hat maßgeblich dazu beigetragen, dass die Technologie als Begriff in die internationalen Fachsprachen einging und dass sie als Fach ein wichtiger Bestandteil der sich entwickelnden technischen Wissenschaften wurde. Aufgrund dieser und anderer Schriften wählte die Freie Ökonomische Gesellschaft in St. Petersburg Beckmann 1780 zu ihrem Mitglied.

[E 7]

Beckmann, Johann: [Gutachten für Jakob Zacharow]. Göttingen, 6. Juni 1788. [Autograph]. [Facsimile].

St. Petersburger Filiale des Archivs der Russischen Akademie der Wissenschaften: F. 1, op. 3, d. 69, l. 213.

Eine ansehnliche Schar von Studenten aus Russland und dem Baltikum studierte in Göttingen auch bei Beckmann, dessen Vorlesungen über die Landwirtschaftswissenschaft, Technologie und andere Themen international wegweisend wirkten. Einige von ihnen, von der St. Petersburger Akademie zum Studium nach Göttingen geschickt, sollten für Beckmanns Fachgebiete besondere Bedeutung erlangen und zu Wegbereitern der Technologie in Russland werden. Zu ihnen gehört Jakob Sacharow (Jakov Zacharov) (1765-1836). In seinem dem an die St. Petersburger Akademie gerichteten Gutachten versucht Beckmann, Sacharows Wunsch nach einer Verlängerung seines Studiums zu befördern – freilich erfolglos. Sacharow arbeitete später als Chemiker an der St. Petersburger Akademie.

[E 8]

Technologičeskij žurnal [...] [Technologische Zeitschrift [...]]. St. Petersburg 1804. Bd. 1. T. 3. [Facsimile des Titelblatts].

St. Petersburger Filiale des Archivs der Russischen Akademie der Wissenschaften: R IV. 2110/IV-204.

Sacharow wurde nach seiner Rückkehr nach Russland gemeinsam mit seinem Göttinger Kommilitonen Wassili Sewergin (Vasilij Severgin) (1765-1826) zum Mitbegründer und Redakteur des ersten technologischen Periodikums Russlands, der „Technologischen Zeitschrift“. Sie wurde von 1804 bis 1826 von der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften herausgegeben. Hier wurden auch Artikel Sewergins veröffentlicht, die auf Kenntnisse zurückgingen, welche sich dieser im Rahmen seiner Göttinger Exkursionen angeeignet hatte.

[E 9]

Dvigubskij, Ivan: Načal'nyja osnovanija tehnologii, ili Kratkoe pokazanie rabot na zavodach i fabrikach proizvodimych [...]. [Anfangsgründe der Technologie oder Kurze Angabe der in den Werken und Fabriken ausgeführten Arbeiten [...]]. Teil 1. Moskau 1807. [Facsimile des Titelblattes].

Russische Nationalbibliothek St. Petersburg: 18.103.6.68

Ein weiterer Student Beckmanns und der wichtigste Vermittler der technologischen Wissenschaft nach Russland war Iwan Dwigubski (Ivan Dvibubskij) (1771-1839). 1807 erhielt er den ersten Lehrstuhl für Technologie an der Moskauer Universität. Von 1807 bis 1808 gab er ein zweibändiges Lehrbuch heraus, die „Anfangsgründe der Technologie“. Das Werk ist eine verkürzte Ausgabe nach Beckmanns „Anleitung zur Technologie“. Die Titelseite weist Dwigubski u.a. als Mitglied der St. Petersburger Freien Ökonomischen und der Göttinger Physikalischen Gesellschaft aus.

[E 10]

Physikalisch-ökonomische Bibliothek: worinn von den neuesten Büchern, welche die Naturgeschichte, Naturlehre und die Land- und Stadtwirtschaft betreffen, zuverlässige und vollständige Nachrichten ertheilet werden. Bd. 1. Göttingen 1770.

SUB Göttingen: 8° Eph. Lit. 468/7

Zwischen 1770 und 1806 gab Beckmann in Göttingen die Zeitschrift „Physikalisch-ökonomische Bibliothek“ heraus. In diesem viel genutzten Rezensionsorgan erschienen Besprechungen der wichtigsten Reiseberichte über Russland, von landeskundlicher und ökonomischer Literatur ehemaliger Studenten Beckmanns sowie von wissenschaftlichen Abhandlungen, die von der Akademie der Wissenschaften und der Freien Ökonomischen Gesellschaft in St. Petersburg herausgegeben wurden. Hier druckte Beckmann auch das testamentarische „Pro Memoria“ des Naturforschers und Teilnehmers der zweiten Bering-Expedition Georg Wilhelm Steller ab, das ihm sein Briefpartner Peter Simon Pallas (s. Ausstellungsbereich F) mit einem Begleitschreiben zugesandt hatte.

Peter Simon Pallas (1741-1811) und Göttingen

Folkwart Wendland

1. Einleitung

Peter Simon Pallas, einer der großen deutschen Naturforscher des 18. Jahrhunderts, studierte 1760 an der Göttinger Universität und blieb während der 43 in Russland gelebten Jahre der Georgia Augusta und der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen immer verbunden. Unter Einbeziehung Göttingens hat er sich neben vielen anderen russischen und deutschen Gelehrten von Russland aus intensiv an den ganz Europa erfassenden Wissenschaftsbeziehungen beteiligt und sie gestaltet. Die in Russland erzielten Ergebnisse seiner wissenschaftlichen Forschung wurden inner- und außerhalb Deutschlands schnell rezipiert, so dass er in ganz Europa bekannt und berühmt wurde.

2. Das Leben

Am 22. September 1741 in Berlin geboren, studierte Pallas von 1754 bis 1758 am Berliner Collegium medico-chirurgicum Medizin und Naturwissenschaften. Nachdem er mit knapp 17 Jahren dort die anatomische Prüfung abgelegt hatte, begab er sich im Rahmen der damals üblichen „peregrinatio academica“ Anfang Oktober 1758 an die Universitäten zu Halle (Saale) und Göttingen.¹

Pallas schrieb sich am 30. April 1759 in das Matrikelbuch der Göttinger Universität ein. Neun Jahre zuvor hatte sein Bruder August Friedrich am 13. August 1750 die Universität bezogen und war Schüler von Albrecht (von) Haller geworden. Am selben Tage folgte ihm Johann Beckmann (1739-1811), der spätere Professor für Ökonomie in Göttingen und Begründer der Technologie, sowie am 7. Mai sein Freund Hartwig Ludwig Christian Bacmeister (1730-1806) als Student der Jurisprudenz, der dann von 1766 bis 1778 Inspektor des Akademischen Gymnasiums in St. Petersburg war. Vor Pallas hatten sich am 14. April 1758 die Freunde Peter Dietrich Volkmann aus Hamburg und am 24.

1 Vgl. Wendland, Folkwart: Peter Simon Pallas. Materialien einer Biographie, 2 Bde., (Veröffentlichungen der Historischen Kommission zu Berlin, 80/I+II), Berlin / New York 1992, S. 20 (Wendland 1992a).

April 1759 der spätere Mediziner Alexander Bernhard Kölpin (1739-1801) aus Garz auf der Insel Rügen in Göttingen eingeschrieben.² Letzterer freundete sich in Göttingen auch mit Beckmann an.

Pallas hörte bei Samuel Christian Hollmann (1696-1787) Philosophie, Logik und Physik, bei Georg Matthiae (1708-1773) die Geschichte der Medizin, bei Johann Georg Roederer (1726-1763) Physiologie und Pathologie, bei Rudolf Augustin Vogel (1724-1774) Semiotik, Pharmazie, Experimentalchemie und Therapie und bei Johann Tobias Mayer (1723-1762) Mathematik. Der Besuch der Vorlesungen hatte nur eine ergänzende Funktion, da für ihn die Abfassung der Dissertation im Vordergrund stand, für die er die reichen Bestände der Universitätsbibliothek nutzte. Von Göttingen reiste Pallas nach Leiden weiter, wo er sich am 6. September 1760 immatrikulierte und wo er am 27. Dezember 1760 zum Doktor der Medizin promoviert wurde.³ Daran schlossen sich von 1761 bis 1767 Auslandsaufenthalte in Großbritannien (1761-1762) und den Niederlanden (1763-1766) an. Erst die Berufung 1767 an die Russisch-Kaiserliche Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg ermöglichte es ihm, seinen naturwissenschaftlichen Neigungen nachzugehen. Ihm wurde sogleich die Planung und Leitung einer der „physicalischen“ Akademie-Expeditionen angetragen, die in den Jahren 1768 bis 1774 stattfanden. Die Jahre bis 1793 waren der Auswertung der Materialien der Expedition gewidmet. Auf eigene Kosten unternahm er 1793 bis 1794 eine zweite große Forschungsreise durch Südrussland auf die Krim. Angezogen von die Schönheit der Krim und unterstützt durch ein Landgeschenk Katharinas II. nahm er von 1795 bis 1810 seinen ständigen Wohnsitz auf der Krim. 1810 kehrte er aufgrund seines schlechten Gesundheitszustandes und der wissenschaftlichen Isolierung überdrüssig nach Berlin zurück, wo er am 8. September 1811 starb.

3. Wissensermittlung

Der Forschungsschwerpunkt von Pallas lag auf dem Gebiet der Zoologie und Botanik. Die Ergebnisse beruhten zunächst auf der Kenntnis der Sammlungen

2 Vgl. Die Matrikel der Georg-August-Universität zu Göttingen 1734-1837, hrsg. von Goetz von Selle, (Veröffentlichungen der Historischen Kommission Hannover, Oldenburg, Braunschweig, Schaumburg-Lippe und Bremen, 9), Hildesheim / Leipzig 1937, (Hilfsband).

3 Vgl. Wendland 1992a, S. 23f.; Amburger, Erik: Beiträge zur Geschichte der deutsch-russischen kulturellen Beziehungen, (Osteuropastudien der Hochschulen des Landes Hessen, Reihe I, Giessener Abhandlungen zur Agrar- und Wirtschaftsforschung des europäischen Ostens, 14), Gießen 1961, S. 244.

und des aktuellen europäischen Schrifttums. Entscheidend aber waren die Beobachtungen, Aufsammlungen und Beschreibungen, die er während der Akademischen Expedition 1768 bis 1774 und der Reise durch Südrussland und auf die Krim der Jahre 1793 bis 1794 zusammentrug. Bei den Akademischen Expeditionen handelte es sich gemäß ihrer auch von Pallas erarbeiteten Instruktion um umfassend ausgerichtete Forschungsreisen zur Erforschung von riesigen Territorien des Russischen Reiches. Im Vordergrund standen die ganzheitliche Sicht von Natur und der in ihr lebenden Völkerschaften mit ihrer Kultur sowie die Verbindung von theoretischen und praktischen Fragen. Demzufolge beinhaltete die Instruktion der Akademischen Expeditionen auch die Sammlung von Nachrichten und Materialien über die Lebensweise, Sprache und Kultur der dort lebenden Völker.

Die botanischen Untersuchungen basierten auf der Beobachtung von Pflanzen in ihrem natürlichen Umfeld, dem Sammeln von Belegexemplaren und Samen, der Auswertung der im Akademie-Archiv vorhandenen Unterlagen sowie den Tauschsendungen ausländischer Partner.

Auch auf geowissenschaftlichem Gebiet, also Geographie, Geologie und Mineralogie, spielte die Beobachtung und Beschreibung der bereisten Territorien in allen ihren Einzelheiten die Hauptrolle; hinzu kam das Sammeln von Belegproben. Bei der Planung neuer Expeditionen, wie der von Joseph Billings 1785 bis 1793, formulierte Pallas in der Instruktion für den beigegebenen Naturforscher die offenen Fragen.

Die Auswertung der in den Weiten des Russischen Reiches zusammengetragenen Daten und Materialien erbrachte zahlreiche große Monographien und Zeitschriftenaufsätze. Allerdings war das Material so umfangreich, dass auf zoologischen und botanischen Gebiet manches unvollendet blieb.

4. Wissenschaftliche Verdienste

Als Zoologe hat Pallas Linnés Klasse der „Würmer“ schon 1760 in seiner Dissertation „De infestis viventibus intra viventia“ (Lugduni Batavorum 1760), mit der er bei Hieronymus David Gaubius (1705-1780) zum Doktor der Medizin promoviert wurde, revidiert und neu klassifiziert, die Biologie von parasitischen Würmern und die systematische Stellung von Korallen und anderen wirbellosen Meerestieren aufgeklärt. Er gehörte zu den ersten Naturforschern, welche die methodologische Bedeutung von Linnés binärer Nomenklatur erkannt und sie konsequent angewandt haben. Seine taxonomischen Untersuchungen an Wirbeltieren und Wirbellosen trugen zur Verbesserung von Linnés Tiersystem bei.

Die „Flora Rossica“ (St. Petersburg 1784-1788) und die „Zoographia Rosso-Asiatica“ (1811-1831) hatten eine groß angelegte, jedoch unvollendet gebliebene Bestandsaufnahme der Pflanzenarten des Russischen Reiches zum Ziel. Durch die Erfassung der Wechselbeziehungen zwischen der Organismenwelt und dem Landschaftsraum gehört Pallas zu den Vorläufern der Biogeographie und der Ökologie. 1781 äußerte er unvollendet gebliebene Gedanken zur „Veränderlichkeit der Tiere“⁴.

Als Geowissenschaftler lieferte Pallas mit den Reiseberichten von der Akademie-Expedition (St. Petersburg 1771, 1773, 1776) und seiner privaten Forschungsreise auf die Krim in den Jahren 1793 bis 1794 (Leipzig 1799, 1801) genaue geographisch-geologische Beschreibungen der bereisten Gebiete. 1777 formulierte er unter Heranziehung des aktuellen europäischen Schrifttums eine Theorie der Gebirgsbildung; außerdem beschäftigte er sich eingehend mit der Sammlung und Beschreibung von Mineralien.

Auf der Grundlage seines ganzheitlichen Denkens und seiner Sprachbegabung konnte Pallas auch für die Ethnographie und Linguistik für seine Zeit Beachtliches leisten, wie die „Sammlungen historischer Nachrichten über die Mongolischen Völkerschaften“ (St. Petersburg 1799 und 1801) belegen.

Die große linguistische Arbeit „Linguarum Totius Orbis Vocabularia comparativa“ (St. Petersburg 1787 und 1789) entstand dagegen auf Befehl Katharinas II., die an einem Universalglossarium interessiert war. Pallas konnte sich trotz seiner Vorbehalte, dass er sich nicht als Sprachforscher fühle, wie er noch 1809 gegenüber Friedrich von Adelung äußerte, dem Auftrag nicht entziehen. Katharina II. wählte Pallas als Herausgeber, weil das von einem Gelehrten von europäischem Ruf erarbeitete Werk eine günstige Aufnahme finden und ihr Ansehen mehren würde. Er realisierte das Vorhaben mit Hilfe zahlreicher Mitarbeiter inner- und außerhalb Russlands, die ihm genormte Sprachproben lieferten. Auch hatte Pallas auf der Akademischen Expedition linguistisches Material gesammelt und es Hartwig Ludwig Christian Bacmeister für dessen Sprachforschungen zur Verfügung gestellt.

Pallas vereinigte in sich sowohl die Universalität des traditionellen Gelehrten der Neuzeit als auch die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts einsetzende Spezialisierung bzw. Herausbildung der Wissenschaftsdisziplinen Botanik, Zoologie und Geowissenschaften.

4 Vgl. Wendland, Folkwart: Peter Simon Pallas (1741-1811), in: Darwin & Co. Eine Geschichte der Biologie in Portraits, hrsg. von Ilse Jahn und Michael Schmitt, Bd. 1, München 2001, S. 117.

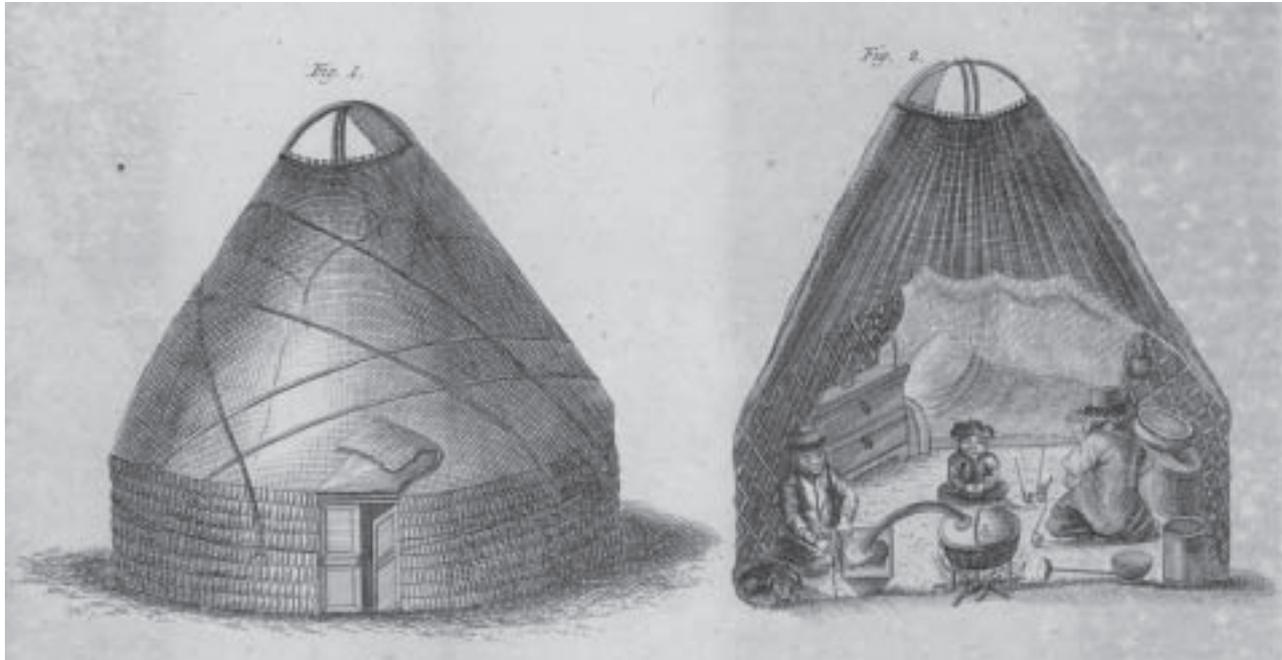


Abb. 6 (zu Katalog [F 4b])

Pallas, Peter Simon: *Reise durch verschiedene Provinzen des Rußischen Reichs. Teil 1. St. Petersburg 1771.*

Darstellung eines kalmückischen Zeltes in der Außenansicht sowie im Querschnitt

5. Gestalter der europäischen Wissenschaftsbeziehungen

5.1 Grundlagen

Die Grundlage für die intensive Beteiligung von Pallas an den europäischen Wissenschaftsbeziehungen bildeten seine Reisen in die Niederlande und nach Großbritannien, wo er bedeutende Gelehrte und Naturalienliebhaber und deren naturhistorische Sammlungen kennen lernte.

Zwar hatten die ersten zoologischen Werke des jungen Pallas in den gelehrten Kreisen Europas große Aufmerksamkeit erregt, aber auch zuweilen von Neid getragenen Widerspruch hervorgerufen, wie z. B. bei John Ellis (1711-1776) und Carl von Linné (1707-1778). Die frühe Anerkennung führte aber zu keiner festen Anstellung oder zur Aussicht auf eine Teilnahme an einer Forschungsreise.

Erst die Berufung 1767 an die Russisch-Kaiserliche Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg und die Teilnahme an der Akademischen Expedition 1768 bis 1774 brachten die Wende und leiteten seine große wissenschaftliche Karriere ein. Diese Berufung steht in indirektem Zusammenhang mit der Migration, die auf Grund der Manifeste von Katharina II. von 1762 und 1763 viele deutsche Kolonisten nach Russland führte. Im Unterschied zu dieser Gruppenmigration gehört Pallas mit einigen gleichzeitig an die St. Petersburger Akademie berufenen Gelehrten zum Typus des Einzelmigranten.⁵ Seine Leistungen ließen ihn zu einem Gelehrten von europäischem Rang werden und verschafften ihm eine herausgehobene Position in der russischen Gesellschaft. Dadurch war es ihm möglich, sich von St. Petersburg aus relativ ungestört an den wechselseitigen deutsch-russischen und europäischen Wissenschaftsbeziehungen zu beteiligen, sie zu nutzen und mitzugestalten.

5.2 Struktur des Kommunikationsnetzes

Pallas war mit mindestens 306 Zeitgenossen aus den verschiedensten sozialen Schichten – kurzzeitig oder jahrzehntelang – verbunden. Zahlreiche davon lernte er persönlich kennen, viele kannte er nur aus ihren Veröffentlichungen und dem daraufhin aufgenommenen Briefwechsel. Neben Familienangehörigen und Freunden waren es Gelehrte, Beamte, Buchhändler und Verleger, Zeichner und Kupferstecher, Naturaliensammler, Kaufleute, Vertreter des Adels, Beamte und Diplomaten.⁶ Diese kommunizierten ihrerseits untereinander und verdichteten so das Beziehungs- und Kommunikationsnetz.

5 Vgl. Stricker, Gerd: *Russland, (Deutsche Geschichte im Osten Europas)*, Berlin 1997, S. 50f.

6 Vgl. Wendland, Folkwart: *Deutsche Gelehrte als Mittler zwischen Russland, Groß-*

Als wichtig für die Anbahnung von Wissenschaftsbeziehungen des einzelnen Gelehrten erwies sich die Mitgliedschaft in gelehrten Gesellschaften und Akademien, da renommierte Mitglieder das Ansehen der Gesellschaften und Akademien erhöhten und viele Mitgliedschaften umgekehrt die Reputation des jeweiligen Gelehrten förderten. Auch erleichterten sie die Anbahnung der Kommunikation mit anderen Mitgliedern, zu denen das neu gewählte Mitglied bisher keine Verbindungen gehabt hatte.

Die Beziehungen zwischen Pallas, gelehrten Institutionen und Zeitgenossen liefen auf mehreren Ebenen und in verschiedenen Formen ab. Sie waren keineswegs streng voneinander getrennt, da seine Bezugspartner ihrerseits mit denselben und anderen Persönlichkeiten und Institutionen in Verbindung standen.

Eine interne Ebene umfasste die Kontakte und den Austausch innerhalb des Russischen Reichs, vornehmlich zwischen den deutschen und russischen Gelehrten an der St. Petersburger Akademie, die allerdings oft genug durch persönliche Animositäten und gelehrte Rivalitäten getrübt waren. Dazu gesellten sich aber auch die überaus wichtigen Verbindungen mit seinen Korrespondenten außerhalb St. Petersburgs, zu denen Russen, Deutsche und andere Ausländer zählten.

Zur externen Ebene gehörten die Beziehungen zwischen Pallas und Gelehrten und gelehrten Gesellschaften außerhalb des Russischen Reichs in Deutschland, den Niederlanden, Großbritannien, Italien, Frankreich, Schweden und Dänemark. Hierher gehören auch die Verbindungen zu Göttingen.⁷

5.3 Verbindungen zu Göttingen

5.3.1 Überblick

Die Verbindungen von Pallas zu Göttingen während seiner St. Petersburger Zeit ergaben sich weniger aus Bindungen an seine akademischen Lehrer, die als Vertreter der ersten Professoren- generation oft schon verstorben waren,

britannien und den Niederlanden – Peter Simon Pallas und sein Umkreis, in: *Deutsch-russische Beziehungen im 18. Jahrhundert. Kultur, Wissenschaft und Diplomatie*, hrsg. von Conrad Grau, Serguei Karp und Jürgen Voss, (Wolfenbütteler Forschungen, 74), Wiesbaden 1997, S. 228.

7 Vgl. Wendland, Folkwart: Peter Simon Pallas – eine Zentralfigur der deutsch-russischen Wissenschaftsbeziehungen im ausgehenden 18. Jahrhundert, in: *Deutsch-russische Beziehungen. Ihre welthistorischen Dimensionen vom 18. Jahrhundert bis 1917*, hrsg. von Ludmila Thomas und Dietmar Wulf. Berlin 1992, S. 143f. (Wendland 1992b); Wendland 1997, S. 228f.

sondern aus den Verbindungen zu den annähernd gleichaltrigen Fachkollegen. Zu ihnen gehörten Johann Beckmann (1739-1811), Christian Gottlob Heyne (1729-1812), Blasius Merrem (1761-1824), Johann Andreas Murray (1740-1791), vermutlich Johann Friedrich Blumenbach (1752-1840) und Johann Christian Polycarp Erxleben (1744-1777). Mit August Ludwig (von) Schlözer (1735-1809) scheint er nicht in Verbindung gestanden zu haben.

Das Hauptbindeglied stellte die Königliche Gesellschaft der Wissenschaften mit ihrem langjährigem Sekretär Heyne dar. Am 27. September 1777 wurden Pallas und Georg Thomas Freiherr von Asch (1729-1807) zu Mitgliedern der Gesellschaft gewählt. Die Hannoversche Regierung bestätigte in ihrer Stellungnahme vom 10. Oktober 1777 die Wahl und im Februar 1778 berichtete das „St. Petersburgische Journal“ unter der Rubrik „Politische und andere Neuigkeiten“ über die Wahl beider. Pallas dankte mit einem Brief vom 25. März/05. April 1778 Heyne für die ihm erwiesene Ehrung und verwies auf die Bedeutung, welche die Göttinger Universität für seine persönliche Entwicklung gehabt habe: „Ich erkenne vollkommen, daß mich nicht Verdienste zu dieser Ehre berechtigen; ich nehme selbige, mit wahrer Erkenntlichkeit, als eine nachsichtsvolle Belohnung des wohlgemeinten Eifers an, womit ich mich den Wissenschaften nützlich zu machen gesucht habe und in dem mich eine wichtige Ermunterung gewiß nicht wenig aufgerichtet, wenn andere Umstände und sonderlich die Folgen der abgelegten Reise in Absicht auf meinen Gesundheitszustand ihn gleich etwas zu unterdrücken vermocht haben. [...]. Als eine ganz geringe Probe meiner Bereitwilligkeit bitte ich vorläufig beykommende frische Sibirische Sämereien der Erl. Königl. Societät von mir zu überreichen. [...]. Ich habe den Anstalten der George Augusten Universität, sonderlich dem Botan. Garten und Ihrer Bibliothek, so viel zu danken, daß ich's mir jederzeit zur angenehmsten Pflicht machen werde irgend etwas nach meinem geringen Vermögen dazu beytragen zu können.“⁸

Für Pallas war Asch ein wichtiger Mittler nach Göttingen. Nach seiner Wahl schickte er über Asch vor allem Pflanzensamen für den Botanischen Garten. Murray berichtete am 6. April 1780 in den „Göttingischen Anzeigen von gelehrten Sachen“ darüber, dass er sich aus der „großen Menge Calmuckischer und Orenburgischer Saamen einen beträchtlichen Zuwachs der im hiesigen botanischen Garten befindlichen Russischen Pflanzen“ verspräche. Im Brief vom 18./29. April 1785 an Heyne kündigte Asch die Übersendung von „Saamen und frischen Sibirischen Ceder Nüssen, Pinus cedrus“ über den Buchhändler und Verleger Johann Friedrich Hartknoch d. J. (1768-1819) in Riga an Murray an.

8 SUB Göttingen, H. lit. 116¹, Nr. 197, Bl. 447-448v.

Auch von der zweiten großen Forschungsreise durch Südrussland auf die Krim von 1793 bis 1794 sandte Pallas mehrfach Pflanzensamen nach Göttingen.⁹ Mit dem Brief vom 22. Mai/2. Juni 1794 an Heyne sandte Asch neben „Saemereyen aus der Bucharischen Mongoley vom Apotheker Sievers der glücklich von dort zurückgekommen, auch 2. Päckte Sämereyen aus Taurien von H. Pallas für Ihren gütigen Hrn. Hoffmann“, womit der Botaniker Georg Franz Hoffmann (1761-1826) gemeint war, der 1804 nach Moskau ging.

Unter den zahlreichen Mineralien, die über Asch 1779 nach Göttingen gelangten, waren auch zwei für Beckmann und Blumenbach bestimmte Stücke der rätselhaften großen sibirischen Eisenmasse, die 1749 erstmals bei der Erkundung einer Eisenerzlagerstätte auf der Wasserscheide von Ubei und Sisim, der rechten Nebenflüsse des Jenissei, von dem Kosaken Ja. Medwedew entdeckt worden war. Pallas – auf seiner Akademischen Expedition befindlich – ist es zu verdanken, dass die Eisenmasse in den Jahren von 1773 bis 1777 nach St. Petersburg transportiert wurde. Mit der Beschreibung der sibirischen Eisenmasse stieß er eine kontroverse gelehrte Diskussion an, die nicht zuletzt durch den gezielten Versand von Proben über sein Kommunikationsnetz, so auch nach Göttingen, gefördert wurde. Beckmann teilte in der „Physikalisch-ökonomischen Bibliothek“ mit: „Ich besitze durch die Güte dieses vortreflichen Gelehrten ein schönes Stück, was 26 15/16 Loth Nürnberger Gewicht [ca. 470 g] wiegt“.¹⁰ Pallas erkannte zwar die natürliche Entstehung der Eisenmasse, nicht aber ihre extraterrestrische Herkunft. Erst Ernst Florens Friedrich Chladni (1756-1824) deutete sie 1794 als Meteorit (heute Eisensteinmeteorit oder Pallasit) und baute auf ihr seine Meteoritentheorie auf.¹¹

5.3.2 Johann Beckmann

Johann Beckmann war wohl die wichtigste Göttinger Bezugsperson. Pallas hatte Beckmann in Göttingen kennen gelernt und stand von St. Petersburg aus mit ihm in schriftlicher Verbindung und Austausch, der sich mit Lücken für die Jahre 1777 bis 1799 nachweisen lässt. Auch war Beckmann in die von Pallas betriebene Rezeption Georg Wilhelm Stellers (1709-1746) einbezogen.

9 Vgl. Buchholz 1961, S. 97f.

10 Physikalisch-ökonomische Bibliothek, Göttingen, 10 (1779) 1, S. 136f.; vgl. Lühmann-Frester, Helga E.: Johann Beckmann und August Ludwig Schlözer. Episoden aus ihrem Leben und Wirken, in: Europa in der Frühen Neuzeit. Festschrift für Günter Mühlpfordt. Bd. 5: Aufklärung in Europa, hrsg. von Erich Donnert, Köln / Weimar / Wien 1999, S. 638.

11 Vgl. Wendland 1992a, S. 624-627.

Beckmann zog mehrfach Pallassche Veröffentlichungen für seine technologischen Arbeiten heran. Zudem setzte Pallas, in dessen Bibliothek sich Werke von Beckmann befanden, sich mindestens in einem Fall mit einer Veröffentlichung Beckmanns auseinander (s. Punkt 5.5). Beckmann seinerseits äußerte sich in seinen Referaten mehrfach voller Achtung über die Leistungen von Pallas.

5.3.3 Johann August Carl Sievers

Neben der Königlichen Sozietät der Wissenschaften mit Heyne und Beckmann gehören auch Johann August Carl Sievers (1762-1795) und Johann Jährgig (+ 1795) in das Göttinger Beziehungsfeld von Pallas.

Der aus Peine gebürtige Apotheker Sievers kam 1785 nach St. Petersburg und wurde nach Sibirien entsandt, um dort nach Standorten des begehrten echten chinesischen Rhabarbers suchen. Die getrocknete Wurzel diente als unentbehrliches Abführmittel. Der im 6. Jahrhundert von den Arabern nach Westeuropa eingeführte so genannte Medizinalrhabarber war eine der begehrtesten und teuersten Pflanzendrogen. Um sich von den chinesischen Importen unabhängig zu machen, war die russische Medizinalkollegium bestrebt, Fundorte der Stammpflanze des echten Rhabarbers auf ihrem Territorium zu finden bzw. aus dem sibirischen *Rheum raponticum* durch Kultivierung geeigneten Rhabarber zu entwickeln, um ihn dann vertreiben zu können. Sievers war für die Stelle des Krons-Apothekers bestimmt.¹² Seine Suche war jedoch vergeblich, da er den echten Rhabarber – auch auf Grund der Tatsache, dass er nicht nach China einreisen durfte –, nicht fand. Der echte chinesische Rhabarber wurde erst in den 1870er Jahren als *Rheum palmatum* L. (Medizinalrhabarber) nach kultivierten Samen identifiziert, die der russische Geograph und Erforscher Zentralasiens Nikolai Prchewalski (Nikolaj Prževal'skij) (1839-1888) aus China nach St. Petersburg mitbrachte.¹³

Sievers berichtete Pallas in Briefen eingehend über seine Suchexpeditionen 1790 bis 1795, die ihn vom Ural bis Daurien, in die Kirgisen- und Soongor-Steppe und die Mongolei führten. Pallas veröffentlichte sie in den „Neuesten

12 Vgl. Deneke, Otto: Ein niedersächsischer Naturforscher in Sibirien um 1790, in: Veröffentlichungen des Geschichtsvereins für Göttingen und Umgebung, Göttingen, (1941) 4, S. 23f; Buchholz 1961, S. 86.

13 Vgl. Kunkel, Natalie: Wissenschaftsaustausch zwischen Russland und Westeuropa, insbesondere Deutschland, in der Botanik und Pharmazie vom 18. bis zum frühen 20. Jahrhundert, (Algorismus. Studien zur Geschichte der Mathematik und der Naturwissenschaften, 28), München 1999, S. 53.

Nordischen Beyträgen“ unter dem Titel „Sievers Briefe“. ¹⁴ Sievers stellte während der Suchreisen ein umfangreiches Pflanzenherbar zusammen. Darauf aufbauend, erarbeitete Pallas 1795 eine Veröffentlichung mit dem Titel „*Plantae novae ex herbario et schedis defuncti botanici Johannis Sievers descriptae*“ für die „Nova acta“ der St. Petersburger Akademie. ¹⁵

5.4 Wissenstransfer

Zu den Kommunikationsformen bzw. Informationsmedien der Wissenschaftsbeziehungen, die den Wissenstransfer charakterisieren – Dietrich von Engelhardt spricht von „Dimensionen“ – gehören Briefkorrespondenzen, Bücher (Reiseberichte, gelehrte Werke zu bestimmten Themen, Übersetzungen), Zeitschriften bzw. Periodika sowie Sammlungsobjekte aller Art. ¹⁶ In vielen Sendungen gingen sie von St. Petersburg, Moskau und anderen Orten des Russischen Reichs nach Göttingen und in die entgegengesetzte Richtung. Sie spielten für Pallas bei der Anknüpfung und der Aufrechterhaltung von Kontakten eine überaus wichtige Rolle. Allerdings lassen sie sich auf Grund der Quellenlage nur bedingt – das gilt auch für Göttingen – vollständig rekonstruieren. Wie der Wissenstransfer und damit die Informationsverbreitung von St. Petersburg aus nach Deutschland und das übrige Europa erfolgte, lässt sich am Beispiel der Pallasschen „Bemerkungen auf einer Reise in die südlichen Statthaltschaften des Russischen Reichs in den Jahren 1793 und 1794“ gut verfolgen. Von St. Petersburg gelangte das Buchmanuskript über Riga nach Leipzig und wurde dort in einer Auflage von mindestens 500 Exemplaren gedruckt. Von Leipzig wurde das Werk an die Besteller (253) ausgeliefert. Ein Teil der Auflage ging von Leipzig nach St. Petersburg. Dem Werk ist ein Pränumerantenverzeichnis, eine Liste der Vorbestellungen mit Namen, Beruf und Wohnsitz des Bestellers beigegeben, deren Analyse Aussagen über den Leserkreis und die

14 Vgl. Neue Nordische Beyträge, St. Petersburg / Leipzig, 7 (1796), S. 145-370.

15 Vgl. Pallas, Peter Simon: *Plantae novae ex herbario et schedis defuncti Botanici Ioanni Sievers, Hannoverani, descriptae*, in: *Nova acta Academiae Scientiarum Imperialis Petropolitanae*, Petropoli, (1797) 10 (1792), Hist., S. 236-239.

16 Vgl. Engelhardt, Dietrich von: Deutsch-russische Wissenschaftsbeziehungen im 18. und 19. Jahrhundert – Dimensionen und Perspektiven, in: *Deutsch-russische Beziehungen in der Medizin des 18. und 19. Jahrhunderts. Vorträge des Symposiums vom 27. und 28. März 1999 am Karl-Sudhoff-Institut für Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften, Medizinische Fakultät der Universität Leipzig*, hrsg. von Ingrid Kästner, (Deutsch-russische Beziehungen in Medizin und Naturwissenschaft, 1), Aachen 2000, S. 1.

Verbreitung des Werks zulässt. Danach entfielen 56 % aller Bestellungen auf das deutsche und europäische Bürgertum, wobei die Buchhändler (davon 50 %) eine dominierende Mittlerrolle spielten; etwa 10 % der Pränumeranten waren Gelehrte.

Zur Weiterleitung seiner Briefe, Veröffentlichungen und Sammlungsobjekte nutzte Pallas alle legalen und halblegalen Möglichkeiten, die sich ihm angesichts der russischen Zensur boten. Die Kommunikation war während seiner Reisen eingeschränkt und verzögert. In der Regel nutzte er die Post auf dem Landwege, bevorzugte allerdings den billigeren Seeweg, der aber den Nachteil hatte, dass die Ostsee lange vereist war. Der Austausch mit den Gelehrten in Deutschland lief sowohl über seine in Berlin lebende Schwester als auch über Stettiner Gelehrte, wie den Hofapotheker Johann Carl Friedrich Meyer (1733-1811) und den Arzt und Botaniker Alexander Bernhard Kölpin. Diese hatten ihrerseits gute Verbindungen nach Schweden u. a. zu Linné und Bergius und im Falle von Kölpin zu Beckmann. Den Austausch mit Gelehrten in Großbritannien, den Niederlanden, aber auch in Wien und Frankreich wickelte Pallas u. a. über Sir James Harris, den britischen Botschafter in St. Petersburg, ab.¹⁷ Wie Asch nutzte Pallas die Möglichkeit, ausländischen Besuchern Post mitzugeben. Für Göttingen wählte er sowohl den direkten Weg der Kommunikation mit seinen Bezugspartnern als auch den indirekten Weg der Übergabe seiner Sendungen an Asch, der sie dann nach Göttingen weiterleitete.

5.5 Wissensrezeption in Göttingen

In Göttingen warteten die Gelehrten ungeduldig auf den Eingang neuer Sendungen, auf neue Erkenntnisse und allgemeine Neuigkeiten aus dem Russischen Reich, seien es Briefe, Bücher, Zeitschriften, Karten, Kupferstiche und Sammlungsobjekte aus allen drei Reichen der Natur, der Geisteswissenschaften und der Kunst, um sie mit Spannung und Begeisterung aufzunehmen, auszuwerten und zu beurteilen.

Die erste Äußerung über Pallas und zwar über seine Dissertation „*De infestis viventibus intra viventia*“ findet sich 1763 in den „Göttingischen Anzeigen von gelehrten Sachen“, in denen Pallas als „unser ehemaliger Mitbürger“ bezeichnet wird.¹⁸ In den „Göttingischen Anzeigen von gelehrten Sachen“ wurden 45 Jahre lang, zwischen 1763 und 1808, insgesamt 47 Werke und Aufsätze von ihm, die Zeitschrift „*Neue Nordische Beyträge*“ und von ihm herausgegebene

¹⁷ Vgl. Wendland 1997, S. 244f.

¹⁸ Göttingische Anzeigen von gelehrten Sachen, Göttingen, 1 (1763) 58, S. 467-469 vom 14 May 1763.

Reiseberichte von Johann Anton Güldenstädt und Samuel Gottlieb Gmelin referiert oder annotiert. Referenten seiner Arbeiten waren vor allem Gmelin, Haller, Beckmann und Kästner, zurücktretend Heyne und Meiners. Die Bekanntmachung war in der Regel mit einem Jahr Verzug recht aktuell, wenn man den Postweg einrechnet, der im günstigsten Falle auf dem teureren Landwege zwei bis drei Wochen dauerte, während der Seeweg mehrere Monate in Anspruch nehmen konnte.

Neben den „Göttingischen Anzeigen von gelehrten Sachen“ förderte vor allem Beckmann – selbst Mitarbeiter an diesem Referateorgan – von Göttingen aus erheblich die Rezeption der Forschungsergebnisse von Pallas. Die „Physikalisch-ökonomische Bibliothek“ brachte 20 Referate seiner Reiseberichte, seiner botanischen und zoologischen Werke aus Beckmanns Feder, in einem Falle von Johann Hermann aus Straßburg.¹⁹

Weiterhin zitierte Johann Beckmann in seinen „Beytraegen zur Oekonomie, Technologie, Polizey und Cameralwissenschaft“ (Göttingen 1779) aus einem Brief, in dem sich Pallas über die „Nessel“ äußerte.²⁰ Außerdem brachte er dessen Aufsatz „Beschreibung der in Astrachan üblichen Art gekörntes Pergament oder Schagrin zu verfertigen“, den dieser 1777 im St. Petersburgischen Journal veröffentlicht hatte, seinen Lesern zur Kenntnis.²¹

Mit Unterstützung von Beckmann bemühte sich Pallas darum, das in Deutschland weithin unbekannt gebliebene Schicksal des jungen Naturforschers Georg Wilhelm Steller (1713-1746) bekannt zu machen und dessen Leistungen zu würdigen. Mit dem Brief vom 27. Juli 1777 leitete er Beckmann das „Pro Memoria“ Stellers zu, das dieser vor seinem Tode im August 1746 in Solikamsk aufgesetzt hatte. In diesem Brief sind seine „Zuverlässigen Nachrichten von den letzten Schicksalen des Herrn Georg Wilhelm Steller“ enthalten. Beckmann druckte diesen Brief und das Pro Memoria 1777 im achten Band seiner „Phy-

19 Vgl. Kanz, Kai Torsten: Beckmanns Briefwechsel mit dem Straßburger Zoologen Johann Hermann (1738-1800) und dessen Beiträge zur „Physikalisch-ökonomischen Bibliothek“, in: Johann Beckmann-Journal. Mitteilungen der Johann Beckmann-Gesellschaft e. V., [Hoya], 7 (1993) 1/2, S. 14; Lüthmann-Frester 1999, S. 638.

20 Vgl. Beckmann, Johann: Beytraege zur Oekonomie, Technologie, Polizey und Cameralwissenschaft, Erster Theil, Göttingen 1779, S. 148f.

21 Vgl. Beckmann, Johann: Beytraege zur Oekonomie, Technologie, Polizey und Cameralwissenschaft, Zweyter Theil, Göttingen 1779, S. 222-232; Pallas, Peter Simon: Beschreibung der in Astrachan üblichen Art gekörntes Pergament oder Schagrin zu verfertigen, in: St. Petersburgisches Journal, St. Petersburg, 4 (1777), December, S. 427-437.

sikalisch-ökonomischen Bibliothek“ ab und machte das Testament im Januar 1798 der Universitätsbibliothek Göttingen zum Geschenk.²²

Pallas setzte sich seinerseits mit Beckmanns in den „Beschäftigungen der Gesellschaft naturforschender Freunde Berlins“ erschienener Arbeit „Beytrag zur Naturgeschichte des Meerrachen (*Mergus Serrator* Linn.)“ auseinander, indem er dazu eine „Erinnerung wegen des *Mergus Serrator*“ schrieb, die 1776 zusammen abgedruckt wurden.²³

Ernst Gottfried Baldinger (1738-1804) und Johann Christian Polycarp Erxleben (1744-1777) übersetzten die ersten vier Teile der Pallasschen „*Spicilegia Zoologica*“ aus dem Lateinischen ins Deutsche und gaben sie vermutlich mit Kenntnis des Autors 1769 bis 1771 und 1774 unter dem Titel „Naturgeschichte merkwürdiger Thiere“ heraus.

An dieser Stelle konnte nur an wenigen Beispielen gezeigt werden, wie eng Peter Simon Pallas mit Göttingen verbunden war und auf welch großes Echo seine Arbeiten bei den Göttinger Gelehrten stießen.

22 Vgl. Bucher, Gudrun: Stellers Tod, in: Die große Nordische Expedition. Georg Wilhelm Steller (1709-1746), ein Lutheraner erforscht Sibirien und Alaska. Eine Ausstellung der Franckeschen Stiftungen zu Halle, hrsg. von Wieland Hintzsch und Thomas Nickol, Gotha 1996, S. 308; vgl. Wendland, Folkwart: Die Rezeption des Stellerschen Werks durch Peter Simon Pallas, in: ebd., S. 318f.

23 Vgl. Beschäftigungen der Berlinischen Gesellschaft Naturforschender Freunde, Berlin, 2 (1776), S. 551-558; Wendland 1992a, S. 384f.

Exponate

Folkwart Wendland, Silke Glitsch

[F 1]

Peter Simon Pallas (1741-1811)

Aquarell und Tusche, 140 x 190 mm, von Christian Gottfried Heinrich Geißler
Stadtgeschichtliches Museum Leipzig: Gei VII/1 a

Peter Simon Pallas (1741-1811) ist einer der großen Naturforscher des 18. Jahrhunderts. Er studierte in Berlin, Halle und Göttingen. In seinem weiteren Leben blieb er der Georgia Augusta stets verbunden. Pallas promovierte 1760 in Leiden zum Doktor der Medizin und wurde 1767 an die St. Petersburger Akademie der Wissenschaften berufen. Dort übernahm er die Planung und Leitung einer der „physicalischen“ Akademie-Expeditionen der Jahre 1768 bis 1774. Von 1793 bis 1794 unternahm Pallas eine zweite große Forschungsreise durch Südrussland auf die Krim, wo er von 1795 bis 1810 seinen ständigen Wohnsitz hatte. 1810 kehrte er nach Berlin zurück.

Die Zeichnung stellt Pallas als Botaniker mit einem Grabespaten, einer Pflanzenmappe und einer Pflanze vor dem Hintergrund der Krimlandschaft dar. Die Zeichnung entstand wahrscheinlich anlässlich seiner zweiten großen Forschungsreise durch Südrussland und auf die Krim 1793-1794 oder erst während seines ständigen Krimaufenthalts nach 1795.

[F 2]

T. A. Landkarte zur Übersicht der Acad[emischen] Reisen im Russ[ischen] Reich. – [St. Petersburg] [1785/86].

Kupferstich, 450 x 320 mm

SUB Göttingen: MAPP 5029

Mit der Thronbesteigung Katharinas II. im Jahre 1762 begann eine neue Phase der wissenschaftlichen Erforschung des Russischen Reiches. Unter Leitung der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften wurden zwischen 1768 und 1774 die „Akademischen Expeditionen“ in mehreren Gruppen ausgerichtet. Als Hauptorganisator der Expeditionen leitete Pallas die Orenburgische Abteilung und erforschte den Ural, den Altai, das Baikalseegebiet und die Steppen um Astrachan und Zarizyn.

Die Karte gibt eine Übersicht über die Routen der einzelnen Expeditionen. Die Route der von Pallas geleiteten Expedition ist in hellblauer Farbe verzeichnet. Eingezeichnet ist auch der Ort Gurjew am Kaspischen Meer, an dem Georg Moritz Lowitz seine Messungen vornahm (vgl. Ausstellungsbereich G).

[F 3a]

Pallas, Peter Simon: Tagebuch der auf Allerhöchsten Kayserlichen Befehl von der Kayserlichen Academie der Wissenschaften unter dem Professor Pallas nach dem Orenburgischen Gouvernment und einem Theil von Sibirien abgefertigten Physicalischen Expedition. Januar 1768 - Dezember 1768. 128 Bl. [Autograph]. [Eingeklebt: 4 Aquarellzeichnungen]. [Facsimile von l. 2].

St. Petersburger Filiale des Archivs der Russischen Akademie der Wissenschaften: F. 3, op. 32, d. 11.

Mit der Planung und Leitung der „physicalischen“ Akademie-Expedition von 1768 bis 1774 beauftragt, trug Pallas während der Expedition alle Beobachtungen und Vorkommnisse in ein Reisetagebuch ein. Es bildete neben den regelmäßigen Rapporten an die Akademische Konferenz der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften die Grundlage für den kurz nach Abschluss der Akademischen Expedition fertig gestellten und sofort gedruckten Reisebericht.

[F 3b]

[Originalaquarell einer Mordwinierin in traditioneller Tracht zu Peter Simon Pallas' „Tagebuch der [...] Physicalischen Expedition“]. [Facsimile].

St. Petersburger Filiale des Archivs der Russischen Akademie der Wissenschaften: F. 3, op. 32, d. 11, l. 73.

Die Akademischen Expeditionen waren umfassend ausgerichtete Forschungsreisen zur Erforschung von riesigen Territorien des Russischen Reiches. Im Vordergrund standen die ganzheitliche Sicht von Natur und der in ihr lebenden Völkerschaften mit ihrer Kultur. So sammelte Pallas auch Nachrichten und Materialien über die Lebensweise, Sprache und Kultur der dort lebenden Völker.

[F 4a]

[Originalaquarell der „Robinia ferox“ (Wilden Robinie) zu Peter Simon Pallas' „Reise durch verschiedene Provinzen des Rußischen Reichs“]. [Mit Notizen von Jacob Staehlin]. [Facsimile].

St. Petersburger Filiale des Archivs der Russischen Akademie der Wissenschaften: R. I, op. 121, ed. chr. 23, l. 4.

Die „Reise durch verschiedene Provinzen“ war der offizielle Bericht von Pallas' Akademie-Expedition von 1768 bis 1774. Der Reisebericht enthält zahlreiche Abbildungen von während der Akademie-Expedition erlegten oder gefangenen, ausgestopften, beschriebenen und gezeichneten Tieren, ferner Pflanzen und mehrere Karten. Während der Reise fertigte der der Expedition beigegebene Zeichner nach Pallas' Anweisung Zeichnungen von besonders interessanten zoologischen, botanischen oder ethnographischen Objekten an. Sie dienten dann als Vorlagen für den Stich der Kupferplatten, die Papierabzüge wurden aber nach dem Druck nicht koloriert.

[F 4b]

Pallas, Peter Simon: Reise durch verschiedene Provinzen des Rußischen Reichs. Teil 1. St. Petersburg 1771.

SUB Göttingen: 4° H. Nat. III, 1515:1

Die „Reise durch verschiedene Provinzen [...]“ umfasst drei Bände und erschien zwischen 1771 und 1773. Das erste große Werk des 30jährigen Gelehrten hat wohl am meisten zu seiner internationalen Anerkennung beigetragen und erfuhr eine Fülle von Auflagen, Nachdrucken, Auszügen und Übersetzungen ins Russische, Französische und Italienische. Das Exemplar der Göttinger Universitätsbibliothek wurde vom Göttinger Verleger und Buchhändler Dietrich am 20. Dezember 1771 (Teil 1) und nach der Leipziger Ostermesse 1777 (Teile 2 und 3) geliefert. Aufgeschlagen ist Tab. IX, eine Darstellung eines kalmückischen Zeltes in der Außenansicht sowie im Querschnitt; sie dient der Illustration des beigegeführten Textes.

[F 5a]

Pallasit.

Medwedewo, 100 x 60 mm

Mineralogisches Institut der Universität Göttingen: 2.20.7.1 (Blumenbach-Sammlung)

Zu den im 18. Jahrhundert begehrten Sammlungsobjekten gehörten auch Mineralien aus dem Russischen Reich, speziell aus dem Ural und Sibirien. Ein Teil von ihnen wurde von Pallas über Georg Thomas von Asch (s. Ausstellungsbereich M) nach Göttingen geschickt. Darunter ist auch die gezeigte Probe des Eisenstein-Meteoriten mit den in die Eisenmasse eingebetteten Olivinkristallen, die später den Namen „Pallasit“ erhielt. Sie ist mit dem Etikettvermerk Blumenbachs versehen: „von der berühmten anno 1749 zwischen Krasnojarsk und Abekansk am Jenisei entdeckten, aber erst 1772 durch Herrn Pallas bekannt gewordenen 1600 Pfund schweren gediegenen Eisenmasse“. Pallas stieß mit ihrer Bekanntmachung und Beschreibung eine kontroverse gelehrte Diskussion an. Er erkannte ihre natürliche, nicht aber ihre extraterrestrische Entstehung.

[F 5b]

Malachit.

Ural, 140 x 100 mm

Mineralogisches Institut der Universität Göttingen: 5.22.1.2.95

Das Mineral Malachit ist ein weit verbreitetes Kupferhydroxikarbonat und kommt als Sekundärmineral in der Oxidationszone von Kupferzlagertstätten vor. Charakteristisch sind faserig-traubige Aggregate bis rundliche Knollen, die in allen Grünschattierungen gebändert auftreten. Die berühmten Lagerstätten bei Jekaterinburg im Ural lieferten im 18. und 19. Jahrhundert große Mengen, die von den russischen Zaren und Zarinne sehr geschätzt und die zu vielfältigen Kunstgegenständen verarbeitet wurden.

[F 5c]

Aquamarin.

Nertschinsk, 100 x 100 mm

Mineralogisches Institut der Universität Göttingen: 8.4.42.43 (Blumenbach-Sammlung)

Aggregat aus dihexagonal-dipyramidalen Varietäten des Minerals Beryll, die wegen ihrer meergrünen bis himmelblauen Farbe als Aquamarin bezeichnet werden. Das Mineral, ein gesuchter Edelstein, kommt in Drusen und Klüften von Granitpegmatiten vor.

[F 6]

Pallas, Peter Simon: Flora Rossica. Edita iussu et auspiciis Augustissimae Rossorum Imperatricis Catharinae II Magnae, Piae, Felicis, Patriae Matris. [Die russische Flora. Herausgegeben auf Befehl und unter Aufsicht der Allererhabesten Kaiserin der Russen Katharina II. der Großen, Gottesfürchtigen, Gnädigen, der Mutter des Vaterlandes]. St. Petersburg 1784.

SUB Göttingen: gr. 2° Bot. V, 6075:1,1.2. Taf. RARA

Ein Forschungsschwerpunkt von Pallas war die Botanik. Seine „Flora Rossica“ hatte eine Bestandsaufnahme der Pflanzenarten des Russischen Reiches zum Ziel. Das auf mehrere Bände angelegte Werk blieb jedoch unvollendet. Ein Exemplar erhielt Johann Beckmann in Göttingen. Das Werk stieß auf so großes Interesse, dass weitere Exemplare gewünscht wurden. Pallas jedoch konnte über sein Auftragswerk nicht frei verfügen, da Katharina II. sich die Verteilung vorbehalten hatte. Die Göttinger Universitätsbibliothek erwarb Beckmanns Exemplar „Anno 1811 d. 21. Dez. von den Erben des seel. HofR. Beckmann’s“. Gezeigt wird Tafel 29, eine Abbildung des „Rhododendron ponticum“ (Pontischen Rhododendron) des Tafelbandes.

[F 7]

[Referat Johann Beckmanns über Pallas' „Flora Rossica“].

In: Göttingische Anzeigen von gelehrten Sachen, 186. Stück, 1785, S. 1875-1879.

SUB Göttingen: 8° Eph. Lit. 160/7

Die beiden ersten Teile des ersten Bandes der „Flora Rossica“ (1784, 1788) referierte Johann Beckmann 1785 und 1791. Dem Beckmann vorliegenden zweiten Teil fehlten zwei Tafeln, was ihn zu der Bemerkung veranlasste: „[...] denn wen wird es nicht jammern, ein Exemplar dieses unvergeßlichen Werks incomplet aufzuheben!“ Von diesen beiden Teilen des ersten Bandes erschienen auch in der „Physikalisch-ökonomischen Bibliothek“ 1787 und 1792 Referate Beckmanns.

Georg Moritz Lowitz (1722-1774) und Johann Tobias Lowitz (1757-1804) – zwei Wissenschaftler zwischen Göttingen und St. Petersburg

Regine Pfrepper, Gerd Pfrepper

Die engen Beziehungen zwischen Deutschland und dem Russischen Reich im 18. Jahrhundert auf dem Gebiet der Naturwissenschaft und Medizin führten insbesondere nach der Gründung der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften im Jahre 1725 zur Berufung zahlreicher deutscher Gelehrter nach Russland, die durch ihre Teilnahme an den verschiedenen Expeditionen der Akademie einen wichtigen Beitrag zur geographischen und ökonomischen Erschließung des Landes leisteten.

Persönlichkeiten wie Leonhard Euler (1707-1783), Johann Daniel Schumacher (1690-1761) und Gerhard Friedrich Müller (1705-1783), die geachtete Positionen in der St. Petersburger Akademie einnahmen und auch intensive Kontakte zu den deutschen Universitäten und Akademien pflegten, haben dazu beigetragen, dass immer wieder gut ausgebildete Wissenschaftler aus Deutschland nach St. Petersburg berufen werden konnten.

Nach Amburger stammten im Zeitraum 1725-1799 von den 111 ordentlichen Mitgliedern der St. Petersburger Akademie 35 aus dem Gebiet des Russischen Reiches und 55 aus dem Gebiet des damaligen Deutschen Reiches¹. Ein Zeugnis für die Kontinuität der deutsch-russischen Beziehungen im 18. Jahrhundert ist auch die Tatsache, dass es in dieser Zeit drei Fälle gibt, in denen jeweils Vater und Sohn ordentliches Mitglied der Akademie waren. Das sind neben Leonhard Euler und Georg Wolfgang Krafft (1701-1754) deren in St. Petersburg geborene Söhne Johann Albrecht Euler (1734-1800) und Wolfgang Ludwig Krafft (1743-1814) sowie der Mathematiker und Astronom Georg Moritz Lowitz (1722-1774) und dessen Sohn, der Pharmazeut und Chemiker Johann Tobias Lowitz (1757-1804).

Eine besondere Beziehung zu Göttingen haben die zuletzt Genannten. Während Lowitz sen. vor seiner Berufung nach St. Petersburg als Professor der

1 Vgl. Amburger, Erik: Die Anwerbung von Ärzten, Gelehrten und Lehrkräften durch die russische Regierung vom 16. bis ins 19. Jahrhundert, in: Beiträge zur Geschichte der deutsch-russischen kulturellen Beziehungen, (Gießener Abhandlungen zur Agrar- und Wirtschaftsforschung des europäischen Ostens, 14), Gießen 1961, S. 24-52.

Universität und Mitglied der Königlichen Societät der Wissenschaften in Göttingen gewirkt hat, wurde Lowitz jun. als Enkel des langjährigen Göttinger Bürgermeisters Otto Riepenhausen (1676-1750) in Göttingen geboren und kam mit dem Vater als 11-Jähriger 1768 nach St. Petersburg. In den Jahren 1769 bis 1774 begleitete er diesen auf einer Expedition im südlichen Russland. Beider Lebensweg und wissenschaftliche Karriere sind deshalb durchaus beispielhaft für die engen wissenschaftlichen Beziehungen zwischen Göttingen und St. Petersburg in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Lowitz jun., seit 1793 Professor für Chemie der St. Petersburger Akademie, ist als einer der bedeutendsten Chemiker der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in der biographischen Literatur weitaus bekannter als sein Vater. Eine der Quellen unserer Kenntnis über ihn ist die Arbeit von Alexander Nicolaus v. Scherer (1771-1824), die dieser als Direktor der „Pharmazeutischen Gesellschaft zu St. Petersburg“ am 12. Dezember 1819 auf ihrer Hauptversammlung vorgetragen hat². Diese Arbeit enthält eine Zusammenfassung der wichtigsten biographischen Daten, die sich auf zwei handschriftliche Manuskripte von Lowitz jun. stützen, den wissenschaftlichen Werdegang und eine Liste der wissenschaftlichen Veröffentlichungen. Scherer war bereits 1805 von der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften mit der Ordnung des Nachlasses und der Herausgabe der Schriften von Lowitz jun. beauftragt worden und erstellte im Januar 1806 einen Katalog aller Dokumente. Bei dem Nachlass handelte es sich um mehr als 200 Abhandlungen, Gutachten, Briefe und andere Gegenstände. Darunter befanden sich Briefe von Lorenz Florenz v. Crell (1744-1816), Scherer, Erik Laxmann (1737-1796), Wilhelm Heinrich Sebastian Bucholz (1734-1798), Peter Simon Pallas (1741-1811) sowie der Göttinger Gelehrten Johann Friedrich Gmelin (1748-1804), Georg Christoph Lichtenberg (1742-1799), Johann Friedrich Blumenbach (1752-1840), Abraham Gotthelf Kästner (1719-1800) und Christian Gottlob Heyne (1729-1812). Trotz wiederholter Mahnungen der Akademie an Scherer verzögerte sich die Herausgabe des Nachlasses jedoch immer wieder; letztlich ist kein Band der geplanten Ausgabe der Werke von Lowitz jun. erschienen.

Erst 1955 hat Nikolai Figurovski (Nikolaj Figurovskij) die „Ausgewählten Schriften“ von Lowitz jun. in russischer Sprache herausgegeben³. Daneben

2 Vgl. Scherer, Alexander Nicolaus: Worte der Erinnerung an das Leben und die Verdienste von Tobias Lowitz, St. Petersburg 1820.

3 Vgl. Lovic, Tovij Egorovič: Izbrannye trudy po chimii i chimičeskoj tehnologii, (Klassiki nauki), Moskau 1955.

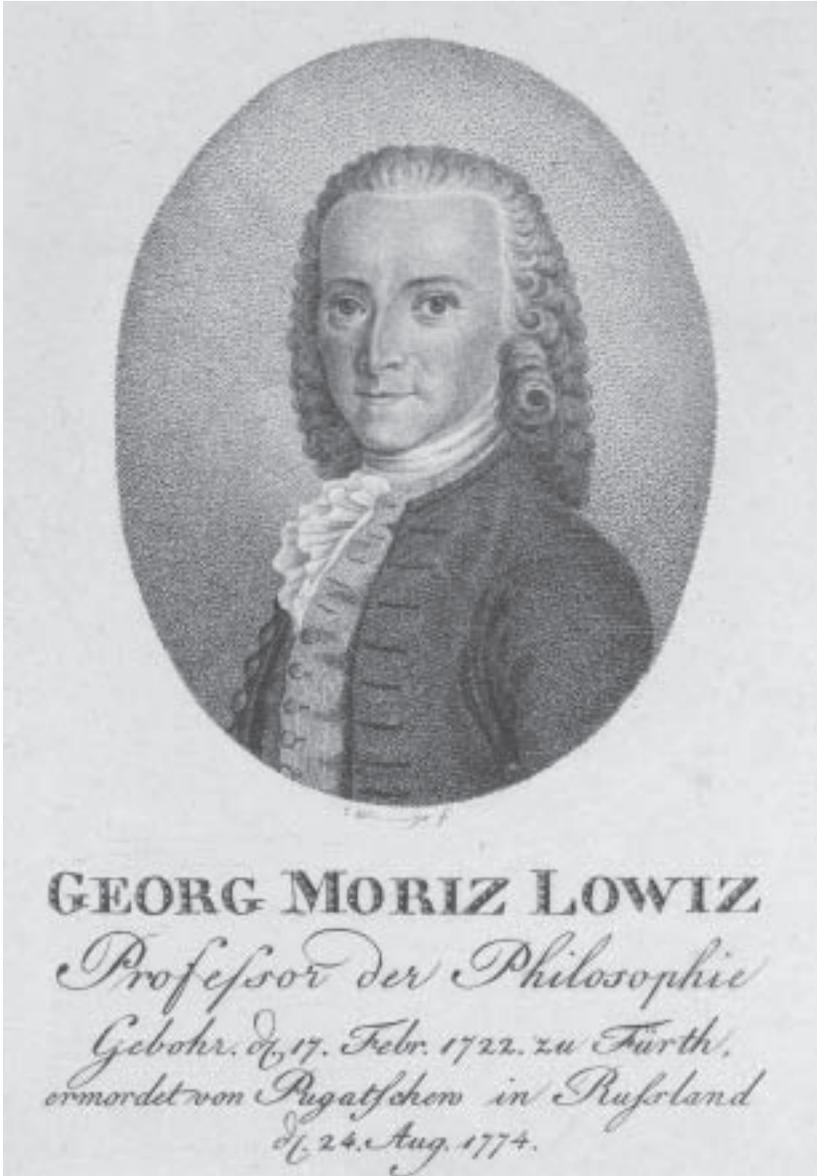


Abb. 7 (zu Katalog [G 1])
Georg Moritz Lowitz (1722-1774)

gibt es sowohl in der russischen⁴ als auch in der deutschen Literatur⁵ eine Reihe von Arbeiten zu seiner Biographie, wobei es das Verdienst von Eduard Winter (1896-1982) ist, einige Briefe von Lowitz jun. aus Göttingen an Johann Albrecht Euler erstmalig publiziert und kommentiert zu haben. Außerdem konnten in jüngster Zeit einige bisher nicht bekannte Dokumente zu seiner Biographie in deutschen Archiven aufgefunden werden⁶.

Über Lowitz sen. gibt es keine neuere Biographie, die den interessanten Lebensweg und das wissenschaftliche Werk des zu seiner Zeit berühmten Astronomen und Mathematikers gleichermaßen würdigt. Einzelne Informationen zu seiner Person findet man in verschiedenen biographischen Lexika, von denen das von Georg Andreas Will (1727-1798) eines der ersten ist, das in seinem zweiten Teil von 1756 einen ausführlichen Artikel über den damals 34-jährigen Lowitz sen. mit Angabe der von ihm bis 1755 publizierten Schriften enthält und im Supplementband von 1805 auch den Aufenthalt in Russland beschreibt⁷.

Eine Reihe interessanter Details zum Leben der Familie Lowitz in Göttingen bringen zwei Veröffentlichungen in den „Fürther Heimatblättern“⁸.

Einzelheiten zu seiner Berufung nach St. Petersburg sind durch Editionen der Briefe von Leonard Euler, insbesondere des Briefwechsels von Müller und

4 Vgl. Figurovskij, Nikolaj Aleksandrovič / Ušakova, Nina Nikolaevna: *Tovij Egorovič Lovic (1757-1804)*, Moskau 1988.

5 Vgl. Figurovskij, Nikolaj Aleksandrovič: *Leben und Werk des Chemikers Tobias Lowitz (1757-1804)*, ein Beitrag zur Geschichte der Begegnung deutscher und russischer Wissenschaft im 18. Jahrhundert. Mit einem Anhang von Dokumenten und Briefen herausgegeben von Eduard Winter, (Quellen und Studien zur Geschichte Osteuropas, 4), Berlin 1959; Roloff, Werner: *Johann Tobias Lowitz (1757-1804)*, in: *Die Pharmazeutische Industrie*, 22 (1960), S. 597-600; Pfrepper, Regine: *Der St. Petersburger Chemiker und Pharmazeut Johann Tobias Lowitz (1757-1804)*, in: *Kästner, Ingrid / Pfrepper, Regine (Hrsg.): Medizin und Pharmazie im 18. und 19. Jahrhundert, (Deutsch-russische Beziehungen in Medizin und Naturwissenschaften, 2)*, Aachen 2000, S. 35-60.

6 Vgl. Pfrepper, Regine: *Der deutsch-russische Pharmazeut und Chemiker Tobias Lowitz (1757-1804)*. Neue Materialien zur Biographie, in: *Donnert, Erich (Hrsg.): Europa in der Frühen Neuzeit, (Festschrift für Günter Mühlpfordt, 6)*, Köln / Weimar / Wien 2002, S. 587-606.

7 Vgl. Will, Georg Andreas: *Nürnbergisches gelehrten-Lexicon oder Beschreibung aller Nürnbergischen Gelehrten beiderley Geschlechts, Nürnberg / Altdorf 1756*, S. 510-513. Ebd., Supplement 1805, S. 333-336.

8 Vgl. Häußler, August: *Georg Moritz Lowitz. 1722-1774*, in: *Fürther Heimatblätter*, 1941, S. 15-24; Seitz, Hans: *Tobias Lowitz, ein bedeutender deutsch-russischer Gelehrter (1757-1804)*, in: *Fürther Heimatblätter*, N. F. 11 (1961), S. 191-228.

Euler⁹ sowie von Müller und Anton Friedrich Büsching (1724-1793)¹⁰ bekannt geworden. Eine jüngere Arbeit gibt eine Übersicht der im Archiv der St. Petersburger Akademie vorhandenen Dokumente zu seiner Tätigkeit in Russland¹¹.

Die bekannten Reiseberichte aus dem südlichen Russland sind im wesentlichen einer Veröffentlichung von Lowitz sen.¹² sowie einem Schreiben des St. Petersburger Adjunkten für Astronomie, Pjotr Inochodzew (Petr Inochodcev) (1742-1806), an seinen Lehrer Kästner entnommen¹³. Bemerkenswert sind die sehr persönlichen Erinnerungen von Kästner an die gemeinsame Tätigkeit mit Lowitz sen. in Göttingen¹⁴.

Lowitz sen. wurde am 17. Februar 1722 in Fürth als Sohn des Zainergesellen Wolfgang Lobiz und seiner Gattin Anna Catharina geboren. Er erlernte in Fürth die Goldschmiedekunst. Dabei erwarb er handwerkliche Fertigkeiten, die ihm später bei der Herstellung von physikalischen Messinstrumenten sehr von Nutzen waren. Früh zeigte sich sein reges Interesse an der Physik und Mathematik, worin er sich durch Selbststudium erste Kenntnisse aneignete. Unter dem 11. August 1745 ist er in der Matrikel der Universität Altdorf nachweisbar, aber offenbar war sein Studium nur kurz. Für sein besonderes Interesse an mathematischen und astronomischen Problemen und seine Bega-

9 Vgl. Juškevič, Adol'f-Andrej Pavlovič / Winter, Eduard (Hrsg.): Der Briefwechsel L. Eulers mit G. F. Müller 1735-1767, in: Die Berliner und die St. Petersburger Akademie der Wissenschaften im Briefwechsel Leonhard Eulers, Teil I, (Quellen und Studien zur Geschichte Osteuropas, III), Berlin 1959.

10 Vgl. Hoffmann, Peter (Hrsg.): Geographie, Geschichte und Bildungswesen in Russland und Deutschland im 18. Jahrhundert. Briefwechsel Anton Friedrich Büsching – Gerhard Friedrich Müller 1751-1783, (Quellen und Studien zur Geschichte Osteuropas, N. F. XXXIII), Berlin 1995.

11 Vgl. Pfrepper, Regine / Pfrepper, Gerd / Iodko, Ol'ga Vladimirovna: Georg Moritz Lowitz (1722-1774), Mathematiker und Astronom. Dokumente im Archiv der St. Petersburger Filiale der Russischen Akademie der Wissenschaften, in: Kästner, Ingrid / Pfrepper, Regine (Hrsg.): Naturforschung, Experiment und Klinik. Deutsch-russische Beziehungen in der naturwissenschaftlichen Medizin des 19. Jahrhunderts, (Deutsch-russische Beziehungen in Medizin und Naturwissenschaften, 6), Aachen 2002, S. 33-38.

12 Vgl. Lowitz, Georg Moritz: Auszug aus den Beobachtungen, welche zu Gurjef bey Gelegenheit des Durchgangs der Venus bey der Sonnenscheibe angestellt worden sind, St. Petersburg 1770.

13 Vgl. Schreiben des Herrn Adjunkts Inochodzow an den Herrn Hofrath Kästner, in: Deutsches Museum, Leipzig 1776, S. 177-185.

14 Vgl. Abraham Gotthelf Kästners Berichtigungen einiges von G. Mor. Lowitzens Lebensumständen betreffend, in: Deutsches Museum, Leipzig 1777, S. 257-261.

bung spricht, dass er bereits in dieser Zeit mit Leonhard Euler in Briefwechsel stand, der ihn stets gefördert hat¹⁵.

Am 22. August 1746 heiratete er Anna Veronica Franz, die einzige Schwester von Johann Michael Franz (1700-1761), des Teilhabers der Homannischen Landkarten-Officin in Nürnberg. Die familiäre Bindung an Franz waren in den folgenden Jahren für sein Leben bestimmend. Franz hatte im November 1730 die Direktion der Officin übernommen und konnte namhafte Gelehrte wie den Nürnberger Mathematiker und Physiker Johann Gabriel Doppelmayr (1671-1750) sowie die jungen Mathematiker und Astronomen Johann Tobias Mayer (1723-1762) und Lowitz sen. für die Mitarbeit an kartographischen Projekten gewinnen. Er stiftete eine Cosmographische Gesellschaft, die ihren Sitz in der Homannischen Officin hatte. Büsching wurde 1751, kurz nach seiner Rückkehr aus St. Petersburg, deren Ehrenmitglied.

Franz hatte den ehrgeizigen Plan, mit Lowitz sen. und Mayer große Erd- und Himmelsgloben herzustellen, die besser und billiger sein sollten als die von Vincenzo Maria Coronelli (1650-1718). Ihre Produktion kündigte die Cosmographische Gesellschaft am 15. Juli 1746 an und bat um Subskription. Lowitz sen. schrieb im Brief vom 8. Oktober 1746 an Euler, dass er mit der Herstellung der Weltkugeln beschäftigt sei und sandte im Dezember 1747 einige Exemplare der kleinen Himmelsgloben nach Berlin für Eulers Bibliothek sowie die Berliner Akademie und deren Präsident Pierre Louis Moreau de Maupertuis (1698-1759). In einer zweiten Ankündigung der großen Globen 1749 wurde Lowitz sen. als Autor und verantwortlicher Zeichner genannt¹⁶.

In diesen Jahren trat er mit ersten astronomischen Arbeiten hervor, die auch im Ausland Beachtung fanden. 1749 veröffentlichte er eine Karte über die bevorstehende Sonnenfinsternis, die 1750 u. a. in St. Petersburg, Rom, Berlin, Nürnberg und Lissabon beobachtet werden konnte¹⁷.

Seit 1748 hielt er öffentliche Vorträge über Physik und wurde 1751 durch den Nürnberger Magistrat zum Nachfolger des 1750 verstorbenen Doppelmayr als Professor für Physik und Mathematik an das Gymnasium von St. Egidien berufen und mit der Reorganisation der Nürnberger Sternwarte beauftragt.

15 Vgl. Juškevič, Adol'f-Andrej Pavlovič / Winter, Eduard (Hrsg.): Wissenschaftliche und wissenschaftsorganisatorische Korrespondenzen 1726-1774, in: Die Berliner und die St. Petersburger Akademie der Wissenschaften im Briefwechsel Leonhard Eulers, Teil III, (Quellen und Studien zur Geschichte Osteuropas, III), Berlin 1976, S. 206-219.

16 Vgl. Lowiz, George-Maurice: Description complete, ou second avertissement sur les grands globes terrestres et celestes, Nuremberg 1749.

17 Vgl. Lowiz, Georg Moriz: Die verfinsterte Erdkugel, d. i. geographische Vorstellung der Sonnen- oder Erd-Finsterniß vom 25sten Juli 1748 in zwo Charten, nebst

Sein wachsendes Ansehen zeigt auch ein Brief vom 30. Mai 1752 an den Berliner Astronomen August Nathanael Grischow (1726-1760), der 1751 an die St. Petersburger Akademie berufen wurde, in dem er von seinen intensiven Bemühungen um die Rekonstruktion des Nürnberger Observatoriums berichtet¹⁸.

Die großen Weltgloben konnten trotz erneuter Ankündigung 1753 von Lowitz sen. nicht gefertigt und an die Subskribenten geliefert werden. Deshalb wandte sich Franz 1754 an die Regierung in Hannover mit dem Vorschlag, die Fertigung der Weltkugeln nach Göttingen zu verlegen. Diese stimmte dem Vorschlag zu und berief Franz und Lowitz sen. an die philosophische Fakultät der Göttinger Universität. Franz erhielt zur Vorbereitung der Produktion einen zinslosen Kredit von 2000 Talern und 1000 Taler für die Einrichtung der Cosmographischen Gesellschaft in Göttingen. Lowitz sen. siedelte Anfang 1755 als Professor für praktische Mathematik nach Göttingen über, wo ihn die Königliche Societät der Wissenschaften zum außerordentlichen Mitglied wählte. Im Sommersemester 1755 kündigte er die ersten Vorlesungen an, ließ sich aber im Wintersemester 1755 von allen Lehrverpflichtungen befreien, um „die längst versprochene und notwendig zu endigende Arbeit an den Weltkugeln“ fortzusetzen.

1754 wurde erstmalig die Berufung von Lowitz sen. an die St. Petersburger Akademie der Wissenschaften in Erwägung gezogen. Euler hatte ihn neben Mayer und Jean Le Rond D'Alembert (1717-1783) als Kandidaten genannt, doch kam die Berufung wegen seiner Übersiedlung nach Göttingen nicht zustande. In Göttingen nahm er zunächst rege an den Sitzungen der Societät der Wissenschaften teil. Seine Vorträge zeigen, dass er sich in dieser Zeit intensiv mit den Problemen der Herstellung von Globen beschäftigte. So trug er am 14. August 1756 über die Zeichnungsart vor, der er sich bei der Fertigung der großen Weltkugeln bedienen werde und reichte der Societät eine Reihe von Aufsätzen ein. Kästner nennt vier Arbeiten von ihm, die in den *Göttingischen Anzeigen von gelehrten Sachen* zwischen 1755 und 1757 angezeigt sind, aber nicht gedruckt werden konnten¹⁹.

In seinem persönlichen Leben traten wichtige Veränderungen ein. Nach dem Tod seiner ersten Frau 1755 heiratete er am 20. April 1756 in St. Johannis Dorothea Elisabeth Regina Riepenhausen (1723-1765). Aus dieser Ehe gingen

einer kurzen Erklärung zu der selben Einsicht und bequemen Gebrauch, Nürnberg 1748; Lowitz, Georg Moritz: Vorstellung der Sonnenfinsterniß vom 8. Jan. 1750 n. Ch., wie sie an verschiedenen Orten erscheinen wird, Nürnberg 1749; Lowitz, Georg Moritz: Beschreibung eines Quadrantens, der zur Sternkunde und zu den Erdmessungen brauchbar ist, Nürnberg 1751.

18 Vgl. RAN SPFA, r. I, op. 53, d. 6/6, ll. 1, 1 ob. u. 2.

19 Vgl. Abraham Gotthelf Kästners Berichtungen einiges von G. Mor. Lowitzens Lebensumständen betreffend, in: Deutsches Museum, Leipzig 1777, S. 257-261.

vier Kinder hervor. Das älteste war Johann Tobias, der am 22. April 1757 geboren und am 24. April 1757 in St. Johannis getauft wurde; sein Pate war Tobias Mayer. Die Familie wohnte an der Westseite der Göttinger Hauptstraße zwischen Prinzenstraße und Marktplatz. In dem Haus, das zur Mitgift der Ehefrau gehörte, wuchs Johann Tobias auf, seine drei Geschwister starben im Kindesalter.

Trotz intensiver Bemühungen konnte Lowitz sen. aber die großen Globen nicht liefern, da die ihm zur Verfügung stehenden finanziellen Mittel für den Kauf des notwendigen Materials und die Entlohnung seiner drei Mitarbeiter nicht ausreichten. Deshalb wandte sich Büsching am 26. März 1760 mit der Anfrage an Müller, ob die St. Petersburger Akademie bereit sei, Lowitz sen. nach St. Petersburg zu berufen und ihm dort die Herstellung der Globen zu übertragen, wobei er darauf hinwies, dass die Kugelkörper, viele Gestelle und die Ringe zu den Meridianen in Göttingen bereits gefertigt seien.

Als am 4. Juni 1760 Grischow in St. Petersburg starb, bemühten sich Büsching und Euler erneut um seine Berufung. Lowitz sen. teilte Euler am 2. November 1760 mit, dass er bereit sei, die Nachfolge Grischows in St. Petersburg anzutreten und sich möglicherweise von seinen Verpflichtungen in Göttingen freimachen könne. Jedoch scheiterte auch dieser zweite Versuch, ihn an die St. Petersburger Akademie zu berufen.

Wahrscheinlich haben auch die schwierigen Lebensumstände in Göttingen während des Siebenjährigen Krieges von 1756-1763 dazu beigetragen, dass die Bemühungen von Lowitz sen. zur Herstellung der großen Globen keinen Erfolg hatten. So wird berichtet, dass die während der Belagerung von Göttingen im strengen Winter 1760 bei den Professoren Mayer und Lowitz sen. einquartierten französischen Soldaten und Offiziere die hölzernen Gestelle für die Globen als Brennmaterial benutzten.

Nach dem Tod von Mayer übernahm Lowitz sen. 1762 die Aufsicht über die Göttinger Sternwarte, legte aber bereits 1763 seine Professur nieder, übergab 1764 auch die Leitung der Sternwarte an Kästner und lebte als Privatmann in Göttingen. Da er die erhaltenen Kredite nicht zurückzahlen konnte, geriet er in wirtschaftliche Schwierigkeiten und musste zur Tilgung der Schulden einen Teil des Vermögens seiner zweiten Frau verwenden. Das führte zu Erbstreitigkeiten mit seinem Schwager, Senator Otto Riepenhausen (1722-1803), die sich nach dem Tod seiner Frau 1765 noch verschärften²⁰.

In dieser Situation bemühte sich Lowitz sen. erneut um eine Berufung nach St. Petersburg. Er wandte sich am 26. Juli 1767 an Euler und bat ihn um Vermittlung. Da seine Frau und drei Söhne verstorben seien, sei er unabhängig

20 Die Erbstreitigkeiten wurden später von Lowitz jun. während seines Aufenthaltes in Göttingen 1780-1784 fortgesetzt und beigelegt.

und könnte schon im Oktober mit seinem Sohn Johann Tobias nach St. Petersburg reisen. Euler antwortete umgehend und teilte ihm schon am 21. August mit, dass die Berufung sofort ausgefertigt werden konnte.

Die erstaunlich schnelle Abwicklung der Berufungsangelegenheit war neben der Vermittlung durch Euler vor allem durch die besondere Situation in der St. Petersburger Akademie bedingt. Katharina II. (1729-1796) hatte im März 1767 dem Direktor der Akademie die Weisung erteilt, umfassende Vorbereitungen zu treffen, um beim Durchgang der Venus vor der Sonne am 23. Mai 1769 an verschiedenen Orten Russlands exakte astronomische Messungen durchführen zu können und diese mit umfangreichen geographischen Arbeiten zu verbinden²¹. Die Akademie plante die Entsendung von acht astronomischen und fünf physikalischen Expeditionen und war bemüht, für deren Leitung prominente Wissenschaftler aus Europa zu berufen²².

Lowitz sen. kam am 5. April 1768 mit seinem Sohn Johann Tobias in St. Petersburg an. Er sollte als Professor für Astronomie und Leiter einer der astronomischen Expeditionen²³ den Vorübergang der Venus in Gurjew beobachten, außerdem die geographische Lage mehrerer Orte im südlichen Russland bestimmen und den im Bau befindlichen Kanal zur Vereinigung von Wolga und Don in der Nähe von Dmitrijewsk untersuchen²⁴. Den ersten Entwurf einer Instruktion für die geplanten astronomischen und geographischen Expeditionen legte er bereits drei Wochen nach seiner Ankunft am 28. April 1768 vor. Er stellte die Listen der benötigten Instrumente, Bücher und Chemikalien zusammen und arbeitete einen Plan für die Untersuchung der Kanäle zwischen Wolga und Don bei Dmitrijewsk und Tula aus, den er am 16. Februar 1769 in der Akademischen Versammlung vortrug. Danach reiste er mit seiner Expeditionsgruppe, der auch der Adjunkt für Astronomie Inochodzew angehörte, an den Ort der Bestimmung. Sein Bericht über die Messungen vom Venusdurchgang fand die besondere Anerkennung von Leonhard Euler und wurde von der Akademie als Sonderdruck veröffentlicht.

21 Vgl. Protokoly zasedanij konferencii imperatorskoj akademii nauk s 1725 po 1803 god, I-IV, Bd. 2, St. Peterburg 1911, S. 595-599.

22 Vgl. ebd. S. 622ff; Modzalevskij, Boris L'vovič: Spisok členov imperatorskoj akademii nauk 1725-1907, St. Peterburg 1908, S. 25f.

23 Die anderen astronomischen Expeditionen zu den verschiedenen Beobachtungs-orten wurden von den Astronomen Stepan Rumowski (Stepan Rumovskij) (1734-1812), Wolfgang Ludwig Krafft (1743-1814), Nikita Popow (Nikita Popov) (1720-1782), Christophor Euler (1743-1808), Iwan Islenjew (Ivan Islen'ev) (1738-1784) und Jacques-André Mallet (1740-1790) geleitet.

24 Vgl. Protokoly, Bd. 2, 1911, S. 650f.

Von 1769 bis 1774 arbeitete er mit seiner Gruppe an wechselnden Orten in der russischen Steppe; sein Sohn Johann Tobias war während dieser Zeit ständig bei ihm. Allen Widrigkeiten der Natur ausgesetzt, mussten sie die Messungen oft unterbrechen, um in Saratow und Sarepta ärztliche Hilfe in Anspruch zu nehmen, auch ihre Ausrüstung wurde mehrmals fast völlig zerstört. Der Sohn half dem Vater bei der Reparatur der Geräte und nahm an den Messungen teil, was seine spätere wissenschaftliche Arbeit entscheidend beförderte. Da er in dieser Zeit keine Schule besuchen konnte, wurde er vor allem durch den Vater unterrichtet, der jedoch für eine gründliche schulische Ausbildung seines Sohnes wenig Zeit hatte. So wurde er in dieser Zeit vor allem durch die Persönlichkeit des Vaters und dessen Forschungstätigkeit sowie die schwierigen Lebensumstände in der russischen Steppe geprägt.

Als sich im Frühsommer 1774 die Nachricht verbreitete, dass sich Jemeljan Pugatschow (Emel'jan Pugačev) (um 1742-1775), der Anführer der Bauernaufstände im Süden Russlands, im Gebiet von Kasan und Saratow aufhalte, wies die Akademieleitung alle Expeditionen an, das Wolga-Don-Gebiet umgehend zu verlassen und nach St. Petersburg zurückzukehren. Lowitz sen. wollte seine Vermessungsarbeiten noch beenden und ignorierte deshalb die Warnungen.²⁵ Inochodzew konnte sich mit seinen Instrumenten und Büchern in die Festung von Dmitrijewsk und später nach Zaricyn und Astrachan retten. Da Lowitz sen. wegen der vielen Instrumente und seiner Familie²⁶ eine schnelle Flucht nicht möglich war, suchte er Schutz in der deutschen Kolonie Werchnjaja Dobrinka. Aber einer der deutschen Kolonisten verriet ihn, so dass er Pugatschow in die Hände fiel und am 13./24. August 1774 mit seinem Uhrmacher Elmer, einem Diener und einem russischen Soldaten zum Tode verurteilt, gefoltert und hingerichtet wurde. Als Inochodzew die Schreckensnachricht erhielt, kam er in die deutsche Kolonie und brachte die Familie sowie die Instrumente und den schriftlichen Nachlass von Lowitz sen. nach St. Petersburg zurück.

Zahlreiche, bisher unveröffentlichte Dokumente im Archiv der St. Petersburger Akademie belegen die Tätigkeit von Lowitz sen. in den Jahren 1768-1774. Das sind seine Berichte an die Akademische Kommission über die Vorbereitungen, danach über die Ergebnisse und Schwierigkeiten der Expedition.

25 Ein kaiserlicher Befehl beorderte im Mai 1774 wegen der Bauernaufstände alle im Auftrag der Akademie reisenden Wissenschaftler nach St. Petersburg zurück. Vgl. dazu Wendland, Folkwart: Peter Simon Pallas (1741-1811), *Materialien einer Biographie*, (Veröffentlichungen der historischen Kommission zu Berlin, 80/1,2), Berlin/New York 1992, S. 99.

26 Lowitz sen. hatte während der Expedition zum dritten Mal geheiratet und die Tochter Sophia Mauritia.

Der letzte Bericht, den Lowitz sen. wie alle seine Mitteilungen auf Deutsch schrieb, trägt das Datum vom 20. Juli 1774, wenige Wochen vor seinem tragischen Tod. Von großem Interesse sind zweifellos auch die Reisetagebücher von 1769 bis 1773, die Auskunft geben über die Reiseroute, aber vor allem auch über die schwierigen Lebensbedingungen in der Steppe im Süden Russlands. Zu dieser Gruppe von Dokumenten gehören auch die Briefe von Johann Albrecht Euler an Lowitz sen., der als ständiger Sekretär der Akademie im Zeitraum vom 13. Juli 1769 bis 10. Juni 1773 insgesamt dreizehn Briefe an Lowitz sen. schrieb, die sowohl dienstlichen Inhalt haben, aber auch persönliche und familiäre Dinge behandeln und deutlich machen, welche Wertschätzung Lowitz sen. als Wissenschaftler in der Familie Euler genoss. In diesen Zusammenhang gehören auch vier Briefe von Pallas an Lowitz sen., geschrieben zwischen dem 15. August 1769 und 12. Juli 1773²⁷. Eine Reihe von Dokumenten behandelt die Ereignisse um den Tod von Lowitz sen., dazu gehören insbesondere die Berichte von Inochodzew an die Akademie, die auch dem oben genannten Schreiben an Kästner zugrunde liegen, Verfügungen der Akademie zum Nachlass, speziell zur Versorgung der Witwe und der Vormundschaft über die Kinder.

Nach dem Tod des Vaters kehrte Lowitz jun. nach St. Petersburg zurück und wurde auf Kosten der Krone in das Akademische Gymnasium aufgenommen. Er war nun Vollwaise und hatte den schrecklichen Tod seines Vaters direkt miterlebt. Dieses traumatische Erlebnis lastete so stark auf dem damals 17jährigen, dass eine Epilepsie zum Ausbruch kam. Im Gymnasium widmete er sich aufgrund seiner Vorkenntnisse durch die Teilnahme an den Experimenten des Vaters insbesondere dem Studium der Mathematik. Das Leben ohne Familie, er hatte in St. Petersburg nur eine jüngere Stiefschwester aus der dritten Ehe des Vaters, sowie die harten Bedingungen im Internat förderten seine Melancholie, die von häufigen epileptischen Anfällen begleitet war, so dass er schließlich auf eigenen Wunsch das Gymnasium verließ, um sich einer praktischen Tätigkeit zuzuwenden. Am 13. Februar 1777 wurde er Lehrling in der Kaiserlichen Oberapotheke in St. Petersburg und nach Beendigung der Ausbildung am 16. Mai 1779 zum Apothekergesellen ernannt.

Sein seelisches Leiden veranlasste ihn schließlich, nach Deutschland zu reisen, um die Verwandten seiner Mutter in Göttingen wiederzusehen. Mit dem Auftrag der Akademie, in Göttingen Medizin zu studieren, reiste er im Oktober 1780 aus St. Petersburg ab und wurde am 7. Dezember 1780 an der Medizinischen Fakultät immatrikuliert. Laut Logierlisten der Studierenden wohnte er vom Sommersemester 1781 bis zum Wintersemester 1782/83 und nochmals im

27 Vgl. Wendland 1992, S. 894 u. 898f.

Wintersemester 1783/84 bei seinem Onkel, Senator Riepenhausen, in der Johannisstraße²⁸. Sein Zustand besserte sich, er machte zunächst einige kleinere Reisen zu Fuß, wanderte 1782 durch Deutschland und die Schweiz, bestieg die Alpen und erholte sich langsam von seinem Leiden. Er besuchte die Vorlesungen über Naturlehre, Chemie und Pharmazie, äußerte aber in einem Brief vom 18. Dezember 1782 an Johann Albrecht Euler den Wunsch, seinen vormaligen Dienst in der St. Petersburger Oberapotheke wieder aufnehmen zu dürfen²⁹. Im Frühjahr 1783 brach er nochmals zu einer größeren Reise durch Deutschland, Holland, England, Frankreich, die Schweiz und Italien auf, besuchte im Wintersemester wieder Vorlesungen in Göttingen und fuhr im Frühjahr 1784 nach St. Petersburg zurück. Zum Entschluss, nach St. Petersburg zurückzukehren, hatten auch Auseinandersetzungen mit seinem Onkel über das elterliche Erbe beigetragen.

Mit Begeisterung nahm er seine Tätigkeit in der Apotheke wieder auf. Neben unermüdlichem Fleiß und Exaktheit zeichneten ihn hohe Experimentierkunst, Zielstrebigkeit und eine bemerkenswerte wissenschaftliche Intuition aus. Die erste wichtige Entdeckung, die Adsorptionsfähigkeit von Kohlen, machte er bereits 1785 und begründete damit ein wichtiges Teilgebiet der physikalischen Chemie. Er nutzte die Adsorption an Holzkohle zur Reinigung von pharmazeutischen Präparaten, Pflanzenextrakten und später auch von Trinkwasser. Seine Ergebnisse publizierte er 1786 mit Unterstützung des St. Petersburger Akademiemitgliedes Johann Gottlieb Georgi (1729-1802) in der renommierten deutschen Zeitschrift *Chemische Annalen*, herausgegeben von Lorenz v. Crell. Diese Arbeit erregte wegen ihrer praktischen Bedeutung für die Reinigung der verschiedensten Stoffe sowohl in Westeuropa als auch in Russland großes Aufsehen und beförderte den schnellen beruflichen Aufstieg des jungen Apothekergesellen. Am 31. Juli 1787 wurde er zum Provisor der Oberapotheke und bereits am 6. Oktober des gleichen Jahres zum Apotheker ernannt. Die St. Petersburger Akademie wählte ihn am 4. Oktober 1787 zum korrespondierenden Mitglied, wodurch er die Möglichkeit erhielt, seine Arbeiten in den Berichten der Akademie zu veröffentlichen. 1790 wurde er zum Adjunkten für Chemie und bereits am 13. Mai 1793 zum ordentlichen Akademiemitglied und Professor für Chemie gewählt. Im gleichen Jahr verließ er die Oberapotheke; das Medizinische Kollegium, das seine Arbeiten sehr schätzte, wählte ihn 1793 zum Ehrenmitglied. Er behielt das Recht, das Laboratorium der Oberapotheke für seine experimentellen Arbeiten weiterhin zu nutzen, auch deshalb, da ihm in der Akademie kein geeignetes Laboratorium zur Verfügung stand.

28 Vgl. Stadtarchiv Göttingen, Altes Aktenarchiv (AA) Universität, Logierlisten der Studenten.

29 Vgl. Figurovskij 1959, S. 130-132.

Die zahlreichen Zitate in der 1799 in Göttingen erschienenen *Geschichte der Chemie* von Johann Friedrich Gmelin zeigen, dass die wissenschaftliche Arbeit von Lowitz jun. durch ein außergewöhnlich breites Spektrum der Arbeitsgebiete und eine sehr umfangreiche Publikationstätigkeit auch in deutschsprachigen Zeitschriften, vor allem in Crells *Chemischen Annalen* gekennzeichnet war. Diese Breite der wissenschaftlichen Interessen war durchaus typisch für den berühmtesten Chemiker der St. Petersburger Akademie seiner Zeit, der infolge der zahlreichen Expeditionen der Akademie und des Bergkollegiums mit Aufträgen für Analysen und Gutachten überhäuft wurde und den auch das Medizinische Kollegium häufig konsultierte.

Zeit seines Lebens beschäftigten Lowitz jun. die Untersuchungen zur reinigenden und entfärbenden Wirkung von Kohlen, deren praktische Nutzung und theoretische Grundlagen er umfassend untersuchte. Zahlreiche Apotheker und Chemiker seiner Zeit setzten sich mit dieser Entdeckung auseinander³⁰. 1799 nannte Johann Friedrich Gmelin 23 Arbeiten zu diesem Thema in deutschsprachigen Zeitschriften, Johann Friedrich August Götting (1755-1809) veröffentlichte bereits 1798 einen 35seitigen Übersichtsartikel über die Anwendung von Kohlen.

Einen besonders intensiven Gedankenaustausch über die Wirkung der Kohlen hatte Lowitz jun. mit dem Weimarer Hofapotheker Bucholz, der darüber 1792 in der Freitagsgesellschaft Johann Wolfgang von Goethes (1749-1832) vortrug, was diesen veranlasste, Bucholz in einem Brief um die genaue Rezeptur für die Verbesserung von Trinkwasser durch Kohle zu bitten.

Ein weiteres Arbeitsgebiet war die Gewinnung von chemisch reinen Präparaten organischer Verbindungen, von denen Lowitz jun. Alkohol, Äther und Eisessig erstmalig rein dargestellt und charakterisiert hat. Er veröffentlichte auch die ersten gültigen Tabellen zur Dichte von Alkohol-Wasser-Gemischen. Außerdem beschäftigte er sich mit grundlegenden Untersuchungen zur Kristallisation, die er zur Trennung und Charakterisierung von chemischen Verbindungen nutzte. Im letzten Lebensjahrzehnt widmete er sich analytischen und physikalisch-chemischen Arbeiten, insbesondere zur Mineralanalyse, zur künstlichen Kälte und zu den Übersättigungserscheinungen.

Im Auftrag der Akademie analysierte er eine Vielzahl der durch die akademischen Expeditionen in Sibirien gefundenen Mineralien und leistete dabei wichtige Beiträge zur Chemie der zwischen 1793 und 1797 entdeckten Elemen-

30 Vgl. Pfrepper, Regine: Der deutsch-russische Pharmazeut und Chemiker Johann Tobias Lowitz (1757-1804) im Urteil seiner Zeitgenossen, in: Pfrepper, Regine / Kästner, Ingrid / Engelhardt, Dietrich von (Hrsg.). Von Samuel Gottlieb Gmelins Reise durch Russland bis zum Niedergang der Apothekerfamilie Poehl, (Deutsch-russische Beziehungen in Medizin und Naturwissenschaften, 4), Aachen 2002, S. 23-46.

te Chrom³¹, Titan und Strontium. Auch entwickelte er eine Reihe neuer Vorschriften zum Aufschluss von Mineralien und Erzen.

Von fundamentaler Bedeutung für die Entwicklung der Chemie im Grenzgebiet zur Physik sind die Ergebnisse, die er zum Verhalten von Stoffen bei tiefen Temperaturen erzielte. Er erreichte 1793 erstmals durch Kältemischungen Temperaturen von -50°C und beobachtete bei diesen Temperaturen das Phänomen der „Überkältung“, das heute als Übersättigung bezeichnet wird, sowie die Aufhebung der Übersättigung durch Impfung. Mit diesem Verfahren konnte er reine Kristalle der verschiedensten Stoffe erhalten. Wilhelm Ostwald (1853-1932) hat mehr als 100 Jahre später auf die Priorität der Entdeckung der Überkältungs- bzw. Übersättigungserscheinungen von Lösungen durch Lowitz jun. hingewiesen³².

Die praxisbezogenen Arbeiten führte Lowitz jun. in Kooperation mit der Freien Ökonomischen Gesellschaft durch, die 1765 in St. Petersburg gegründet wurde und deren Mitglied er seit 1787 war. 1789 gehörte Lowitz jun. dem Präsidium an, 1790 verlieh ihm die Gesellschaft die Goldene Medaille für die Anwendung von Kohle für die Reinigung von Wasser. Viele seiner Arbeiten, insbesondere zur Analyse von Mineralien, Erzen, Metallen und Brennstoffen sind in den Veröffentlichungen der Freien Ökonomischen Gesellschaft erschienen.

Die bedeutenden wissenschaftlichen Leistungen von Lowitz jun. fanden in Russland Anerkennung durch seine Beförderungen 1797 zum Hofrat, 1800 zum Kollegienrat und 1801 zum Wirklichen Staatsrat sowie durch die Verleihung des St. Annen-Ordens 2. Klasse und im Ausland durch die Wahl zum Mitglied verschiedener wissenschaftlicher Gesellschaften. Bereits 1791, vor seiner Wahl zum Mitglied der St. Petersburger Akademie, wählte ihn die Königliche Societät der Wissenschaften zu Göttingen zum korrespondierenden Mitglied. 1792 erfolgte seine Wahl sowohl zum Mitglied der Kurfürstlichen Mainzischen Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt als auch der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina. 1795 wurde er Ehrenmitglied der 1793 gegründeten Naturforschenden Gesellschaft zu Jena³³ und 1799 Mitglied der

31 Vgl. Pfrepper, Regine / Pfrepper, Gerd: Johann Tobias Lowitz (1757-1804) und die Priorität der Entdeckung von Chrom, in: Pfrepper, Regine / Fahrenbach, Sabine / Decker, Natalja (Hrsg.): „Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen“ – ein medizin- und wissenschaftshistorisches Florilegium, (Deutsch-russische Beziehungen in Medizin und Naturwissenschaften, 5), Aachen 2002, S. 67-90.

32 Vgl. Ostwald, Wilhelm: Lehrbuch der Allgemeinen Chemie, Bd. 2, 1. Teil, Verwandtschaftslehre, Leipzig 1896-1902, S. 705-710; Lowitz, Tobias: Bemerkungen über das Krystallisiren der Salze, und eine Anzeige eines sichern Mittels, regelmäßige Krystallen zu erhalten, in: Chemische Annalen für die Freunde der Naturlehre, Arzneygelahrtheit, Haushaltungskunst und Manufacturen, 1 (1795), S. 3-11.

33 Vgl. Pfrepper 2002, S. 605.

„Societät für die gesammte Mineralogie“ zu Jena, deren Präsident Goethe von 1803 bis zu seinem Tode war.

Neben den traumatischen Erlebnissen in der Jugendzeit hat Lowitz jun. auch später in seinem Privatleben viele Schicksalsschläge hinnehmen müssen. 1784 heiratete er in St. Petersburg die Tochter des Kaufmanns Kinkel und hatte mit ihr vier Söhne und zwei Töchter. Alle Kinder bis auf einen Sohn starben, 1797 auch seine Frau. Aus der Ehe mit der älteren Schwester seiner Frau stammten drei Töchter, von denen die älteste früh starb. Seine Tochter Anna Maria (1799-1879) arbeitete später in St. Petersburg als Lehrerin in der deutschen Schule der evangelisch-lutherischen St. Petri- bzw. St. Annen-Gemeinde. Als er sich 1801 im Auftrag der Akademie und des Medizinischen Kollegiums zur Untersuchung der Mineralwässer in Bad Baldohn befand, starb seine zweite Frau nach der Geburt der Tochter Katharina (1801-1888). Darauf heiratete er 1802 Maria Sophia Röhl (1764-1807). Bei einem Laborunfall im Sommer 1800 zerschnitt ihm eine Glastür Nerven und Gefäße der linken Hand, die gelähmt blieb und ihn beim Experimentieren stark behinderte.

In der Folgezeit nahm seine körperliche Schwäche zu, seine frühere Melancholie kehrte zurück, obwohl er ständig versuchte, neue Projekte in Angriff zu nehmen. In den letzten Lebensjahren interessierte er sich für die Zusammensetzung und Eigenschaften der oberen Schichten der Atmosphäre und bereitete sich deshalb mit großem Eifer auf eine Ballonfahrt mit dem französischen Aeronauten Etienne Gaspard Robert Robertson (1763-1837) vor, der 1804 nach St. Petersburg kam. Die Ballonfahrt fand am 30. Juni 1804 statt, aber die Akademie untersagte ihm aus gesundheitlichen Gründen die Teilnahme. Daraufhin verschlechterte sich sein Gesundheitszustand immer mehr, er wurde von Wahnvorstellungen und heftigen epileptischen Anfällen geplagt und starb am 26. November/8. Dezember 1804 in St. Petersburg an einem Gehirnschlag.

Lowitz jun. wurde auf dem lutherischen Wolkowo-Friedhof in St. Petersburg beigesetzt. Die Inschrift auf seinem Grabdenkmal lautete:

„Hier liegt Tobias Lowitz, Russischer Kaiserl. Statsrath, Akademikus und Ritter des St. Annen Ordens 2t. Klasse – Mitglied des hiesigen Kaiserl. Medicinalraths und der hiesigen freien ökonomischen Gesellschaft – wie auch correspondirendes Ehrenmitglied verschiedener auswärtigen gelehrten Gesellschaften; geb. d. 22 April 1757, gest. d. 26. Nov. 1804. Seines Alters 47 J. 7 M. 4 T. – Sich selber – wenig, war er uns allen – viel.³⁴“

Das Intelligenzblatt der Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung berichtete am 12. Januar 1805 vom Tod des berühmten Chemikers Johann Tobias Lowitz und veröffentlichte am 23. Januar 1805 einen ausführlichen Nekrolog

34 RAN SPFA, r. V, op. L. Nr. 32/33, l. 2.

ihres Korrespondenten aus St. Petersburg. Im Brief vom 15./27. August 1805 an Heyne teilte Georg Thomas von Asch (1729-1807) dem Sekretär der Göttinger Societät die Todesnachricht mit.

Infolge der stürmischen Entwicklung der Chemie zu Beginn des 19. Jahrhunderts geriet die Persönlichkeit des Chemikers Johann Tobias Lowitz aber bald in Vergessenheit. Sicher hat dazu auch die Nachlässigkeit Scherers im Umgang mit dessen wissenschaftlichem Nachlass beigetragen. Erst 1909 hat der Physikochemiker und Chemiehistoriker Paul Walden (1863-1957), damals Professor in Riga und danach als Professor für Chemie der St. Petersburger Akademie ein Amtsnachfolger von Lowitz jun., wieder an dessen Bedeutung erinnert. In dem Aufsatz heißt es:

„Überblicken wir noch einmal das geschilderte wissenschaftliche Werk von Tobias Lowitz, so ist es die Vielseitigkeit und Selbständigkeit, die uns an demselben entgegentritt, ist es der bleibende Wert seiner Leistungen, der ihm einen Platz in den Reihen jener großen Schöpfer der wissenschaftlichen Chemie am Ausgange des 18. Jahrhunderts sichert.“³⁵

Mit dem Tod von Lowitz jun. endet die akademische Tradition der Familie Lowitz, in der Göttingen und St. Petersburg gleichermaßen eine Rolle gespielt haben. Johann Tobias Lowitz, der die längste Zeit seines Lebens in Russland verbracht hat, wird deshalb zu Recht als ein deutsch-russischer Chemiker bezeichnet. Er hatte sich schon 1782, während seines Studiums in seiner Vaterstadt Göttingen, entschlossen, für immer nach St. Petersburg zurückzukehren und in einem Testament im März 1783 über sein mütterliches Erbe zugunsten seiner Göttinger Verwandten verfügt. Seine Töchter Anna Maria und Katharina wurden in St. Petersburg geboren, lebten dort und wurden wie ihr Vater auf dem lutherischen Wolkowo-Friedhof beigesetzt³⁶. Sie hatten sich wie viele Deutsche im 18. und 19. Jahrhundert in St. Petersburg integriert, in die Gemeinde der St. Petersburger Deutschen, die von 10.000 Mitgliedern im 18. Jahrhundert bis auf etwa 50.000 Mitglieder im Jahre 1910 zunahm und im gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und kulturellen Leben der Stadt eine bedeutende Rolle gespielt hat³⁷.

35 Zit. nach: Pfrepper (Bd. 4) 2002, S. 45.

36 Vgl. Amburger, Erik: Die Deutschen in der russischen Akademie der Wissenschaften, in: Familiengeschichtliche Blätter, Deutscher Herold 34 (8) (1936), S. 210-218; <http://www.lrz-muenchen.de/~oeihist/amburger.htm>; Boehm, Benedikt: Wolkowo lutherischer Friedhof in St. Petersburg. Handbuch und Friedhofsführer, Bd. 1, St. Petersburg 1999, Bd. 2, St. Petersburg 2003.

37 Vgl. Katalog zur Foto- und Dokumentenausstellung in der Petrikirche „Geschichte der Deutschen in St. Petersburg“, St. Petersburg 1999.

Exponate

Silke Glitsch

[G 1]

Georg Moritz Lowitz (1722-1774)

Kupferstich, 60 x 74 mm von Conrad Westermayr [?]

SUB Göttingen: Sammlung Voit: Georg Moritz Lowitz Nr. 1

Der 1722 geborene Astronom und Geograph Georg Moritz Lowitz erlernte zunächst die Goldschmiedekunst, ehe er Mitarbeiter der Homannischen Landkarten-Officin in Nürnberg wurde. In den 1740er Jahren trat er mit ersten, vielbeachteten astronomischen Arbeiten hervor. 1755 ging Lowitz als Professor für praktische Mathematik nach Göttingen, wo er 1762 die Aufsicht über die Sternwarte übernahm; ab 1764 lebte er als Privatmann in Göttingen. 1767 nahm Lowitz einen Ruf als Professor für Astronomie und Leiter einer der astronomischen Expeditionen der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften an. Der 1800 entstandene Kupferstich ist eines der wenigen heute bekannten Porträts von Lowitz. Die Legende verweist auf das traurige Schicksal des Wissenschaftlers, der im Dienste der Wissenschaft in dem Aufstand des russischen Bauernführers Pugatschow (Pugačev) sein Leben verlor (vgl. [G 7]).

[G2]

Smith's Celestial Globe. [Himmelsglobus von Smith].

Pappmaché und Gips (?), bunt bedruckt und lackiert, Durchmesser 96 mm

Universitäts-Sternwarte Göttingen: G.015

Lowitz plante, ein großes, repräsentatives Globenpaar eines Erd- und eines Himmelsglobus zu verfertigen, das alle bisher bekannten qualitativ weit übertreffen sollte. Als Vorarbeiten erschienen 1747 kleine Erd- und Himmelsgloben im Durchmesser von 135 mm. Nach seiner Berufung nach Göttingen 1755 beschäftigte er sich intensiv mit seinem Vorhaben, das er trotz großer Bemühungen aber nicht in die Tat umsetzen konnte. Angesichts dieses Umstands brach Lowitz die Arbeit an den Globen ab und verließ Göttingen 1767, um einem Ruf auf eine Professur für Astronomie nach St. Petersburg zu folgen.

Der hier gezeigte Himmelsglobus wurde vermutlich um 1760 in England angefertigt. Er zeigt den Himmel und die Sternbilder so, wie diese sich einem im Mittelpunkt der Kugel befindlichen Beobachter darbieten würden (von außen gesehen also horizontal gespiegelt). Globen dieser Art – nur mit etwas größerem Durchmesser – fertigte Lowitz als Vorarbeiten seiner geplanten großen Globen an.

[G 3]

Lowitz, Georg Moritz: Auszug aus den Beobachtungen, welche zu Gurjef bey Gelegenheit des Durchgangs der Venus vorbey der Sonnenscheibe angestellt worden sind. St. Petersburg 1770.

SUB Göttingen: 8° Astr. II, 3289

Auf Weisung von Katharina II. führte die St. Petersburger Akademie der Wissenschaften beim Durchgang der Venus vor der Sonne am 23. Mai 1769 an verschiedenen Orten Russlands exakte astronomische Messungen und umfangreiche geographischen Arbeiten durch. Für die Leitung dieser Expeditionen wurden prominente Wissenschaftler aus Europa berufen. Lowitz erhielt die Aufgabe, den Vorübergang der Venus in Gurjew zu beobachten. Sein Bericht fand die besondere Anerkennung von Leonhard Euler und wurde von der Akademie als Sonderdruck veröffentlicht.

[G 4]

Mappa gubernii Astrachanensis. [Karte des Gouvernements Astrachan]. – S.l. 1774.
Kolorierter Kupferstich, 550 x 450 mm von Johannes Treskot u. K. Frolov (K. Frolov) (Stecher)
SUB Göttingen: MAPP 5323

[G 5]

Lowitz, Georg Moritz: Pro Memoria. [Zur Erinnerung]. An die Academische Commission die astronomische Expedition betreffend. St. Petersburg, 15./26. Dezember 1768. [Autograph]. [Facsimile].

St. Petersburger Filiale des Archivs der Russischen Akademie der Wissenschaften: F. 3, op. 27, d. 9, l. 2-2r.

Von 1769 bis 1774 arbeitete Georg Moritz Lowitz unter schwierigsten Lebensbedingungen mit seiner Gruppe an wechselnden Orten in der russischen Steppe. Er dokumentierte seine Tätigkeit in Berichten an die Akademische Kommission der Akademie über die Vorbereitungen, danach über die Ergebnisse und Schwierigkeiten der Expedition. In dem gezeigten Schriftstück bittet er um die Bereitstellung von für die Expedition unabkömmlichen Instrumenten, u.a. um „einige Ferngläser“.

[G 6]

[Gregory'sches Spiegelteleskop von James Short].

Tubus aus Messing, Tubuslänge: 614 mm, Öffnung: 104 mm, Brennweite: 970 mm
Universitäts-Sternwarte Göttingen: G.007

Ein Teleskop ist ein Instrument zur Beobachtung astronomischer Objekte. Entsprechend dem Bauprinzip wird zwischen Linsen- und Spiegelteleskopen unterschieden. Das Spiegelteleskop erfand bzw. verbesserte Isaac Newton 1668. Beim Spiegelteleskop muss das von einem konkaven Spiegel reflektierte Licht in eine geeignete Beobachtungsposition seitlich oder unterhalb des Instruments gebracht werden, da sonst das Okular und der Kopf des Beobachters den Lichteinfall behindern. James Gregory (1638-1675) erfand einen elliptischen Sekundärspiegel, mit dem man das Bild stark nachvergrößert durch eine Bohrung des Hauptspiegels nach außen führen konnte. Das hier gezeigte Spiegelteleskop wurde um 1765 von James Short (1710-1768) in London gefertigt. Ein Teleskop dieser Art dürfte Lowitz bei der Expedition benutzt haben.

[G 7]

Puschkin, Alexander: Geschichte des Pugatschew'schen Aufruhrs. Aus dem Russischen von H. Brandeis. Stuttgart 1840.

SUB Göttingen: 8° H. Russ. 358/79

Sein Arbeitseifer wurde Georg Moritz Lowitz schließlich zum Verhängnis: 1774 geriet er in die Wirren des Pugatschow-Aufstandes, eines südrussischen Bauernaufstandes, der anfänglich großen Zulauf fand. Er ignorierte die Weisung der Akademieleitung, umgehend nach St. Petersburg zurückzukehren, da er seine Arbeiten beenden wollte, und fiel den Rebellen in die Hände. Nach grausamen Folterungen wurde er hingerichtet. Der Pugatschow-Aufstand brach wenig später zusammen; ihr Anführer wurde 1775 hingerichtet. – Später befasste sich der russische Nationaldichter Alexander Puschkin (Aleksandr Puškin) mit der Geschichte des Aufstandes.

[G 8]

Johann Tobias Lowitz (1757-1804)

Scherenschnitt, 275 x 300 mm

St. Petersburger Filiale des Archivs der Russischen Akademie der Wissenschaften: R. 10, op. 1, l. 172 [Facsimile]

Der 1757 in Göttingen geborene Johann Tobias Lowitz ist der älteste Sohn von Georg Moritz Lowitz. Nach dem Tod seines Vaters, den er mit eigenen Augen miterleben musste, wurde er in der Kaiserlichen Oberapotheke in St. Petersburg zum Gesellen ausgebildet. Anschließend studierte er im Auftrag der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften in seiner Heimatstadt Göttingen Medizin. Nach seiner Rückkehr nach St. Petersburg wurde Lowitz zu einem der bedeutendsten Chemiker seiner Zeit; 1790 wurde er zum Adjunkten für Chemie und 1793 zum Professor für Chemie an der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften ernannt. Der um 1799 entstandene Scherenschnitt zeigt den etwa 42-jährigen Lowitz auf der Höhe seines Ruhmes, wenige Jahre vor seinem Tod.

[G 9]

Scherer, Alexander Nicolaus [von]: Worte der Erinnerung an das Leben und die Verdienste von Tobias Lowitz [...]. St. Petersburg 1820.

SUB Göttingen: 8° H L BI V, 746

Das gezeigte Buch ist eine der wichtigen Quellen unserer Kenntnis über Lowitz. Sie wurde von Alexander Nicolaus von Scherer (1771-1824), dem Direktor der „Pharmazeutischen Gesellschaft zu St. Petersburg“, im Dezember 1819 auf ihrer Hauptversammlung vorgetragen. Die Arbeit enthält eine Zusammenfassung der wichtigsten biographischen Daten, den wissenschaftlichen Werdegang und eine Liste der wissenschaftlichen Veröffentlichungen von Lowitz. Zu ihnen zählen seine Arbeiten über die Adsorptionsfähigkeit der Kohle, die hier aufgeschlagen sind. Ihre Entdeckung im Jahre 1785 machte Lowitz in ganz Europa bekannt.

[G 10a]

Retorte mit Aktivkohle.

Museum der Göttinger Chemie, Universität Göttingen

[G 10b]

Trichter mit Aktivkohlefilter.

Museum der Göttinger Chemie, Universität Göttingen

Mit seiner Entdeckung der Adsorptionsfähigkeit von Kohlen begründete Lowitz ein wichtiges Teilgebiet der physikalischen Chemie. Er nutzte die Adsorption an Holzkohle zur Reinigung von pharmazeutischen Präparaten, Pflanzenextrakten und später auch von Trinkwasser. Die Untersuchungen zur reinigenden und entfärbenden Wirkung von Kohlen beschäftigten ihn zeitlebens; umfassend untersuchte er deren praktische Nutzung und theoretische Grundlagen. In der heutigen Chemie wird diese Fähigkeit von Aktivkohle vielseitig genutzt.

[G 11]

Lowitz, Johann Tobias: [Dankschreiben für die Aufnahme in die Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften]. St. Petersburg, 14. März 1792. [Autograph]. [Facsimile]. SUB Göttingen: Cod. Ms. 4° H. Lit. 116: I, Nr. 165 (Bl. 148)

Die Adsorptionsfähigkeit von Kohlen stellte eines von vielen Arbeitsgebieten des Wissenschaftlers dar: Lowitz erbrachte auch auf den Gebieten der Gewinnung von chemisch reinen Präparaten organischer Verbindungen und der Untersuchung zur Kristallisation wichtige Leistungen. Zahlreiche Ehrungen zeigen sein hohes wissenschaftliches Ansehen. Eine der frühesten Ehrungen ist seine Aufnahme in die Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften, für die Lowitz sich 1792 brieflich bedankt. 1793 wurde er zum ordentlichen Mitglied und Professor für Chemie an der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften berufen, 1801 zum Wirklichen Staatsrat befördert.

Von Göttingen nach St. Petersburg und zurück – Grenzüberschreitungen im Leben und Werk August Ludwig (von) Schölzers (1735-1809)

Martin Peters

1. Russland – Schölzers Tor zur Geschichte

Am Beginn der wissenschaftlich erfolgreichen Laufbahn des Göttinger Hochschullehrers August Ludwig (von) Schölzer steht die russische Akademie der Wissenschaften. Zwischen den Jahren 1761 und 1770 ist der später berühmte und so genannte „deutsche Voltaire“ (Gleim) in verschiedenen Funktionen, erst als Hauslehrer und Hilfskraft, dann als Adjunkt der Akademie und schließlich als ordentlicher Professor für alte russische Geschichte an der russischen Akademie tätig. Von 1770 bis zum Ende seines Lebens wird Schölzer in Göttingen als Hochschullehrer und Publizist leben, lehren und forschen. In St. Petersburg jedoch werden die Weichen für sein abwechslungsreiches Wirken gestellt. Hier wird ihm das Tor zur Geschichte geöffnet, nicht nur zur alten russischen, sondern auch zur nordischen und zur Universalgeschichte. Hier in Russland wird er zu einem Gelehrten mit Fähigkeiten, die mit den Wissenschaftszielen der Georgia Augusta gut vereinbar sind. Denn Schölzer setzt – wenngleich dies damals und noch heute nicht unumstritten ist – neue Maßstäbe in der Historiographie.¹

Hier im alten Russland erwirbt Schölzer für seine Zeit moderne Einsichten, so z.B. die zeitgemäße rationale Behandlung historischer Quellen. Nicht hoch genug kann sein Versuch gewertet werden, auf der Grundlage von schriftlichen Zeugnissen, Chroniken und Annalen bis dahin übliche Vorstellungen von der russischen Geschichte zu revidieren; die russischen Chroniken bereiten ihm so seine zweite „Apokalypse“. Erst in St. Petersburg wird er vom Bibelexegeten

1 Vgl. Ernst, Fritz: Schölzer und Nestor, in: *Corona*, 9. Jahr, 4. Heft (1939), S. 432-443; Neubauer, Helmut: August Ludwig Schölzer (1735-1809) und die Geschichte Osteuropas, in: *Jahrbücher für die Geschichte Osteuropas*, N.F. 18 (1970), S. 205-230; Wolle, Stefan: August Ludwig von Schölzers Nestor-Edition (1802-1809) im geistigen und politischen Umfeld des beginnenden 19. Jh., in: *Jahrbuch für die Geschichte der sozialistischen Länder Europas (JGSLE)* 25, 2 (1982), S. 139-153; Grothusen, Klaus-Dieter: Zur Bedeutung Schölzers im Rahmen der slawisch-west-europäischen Kulturbeziehungen, in: *Slawische Kulturen in der Geschichte der europäischen Kulturen vom 18. bis zum 20. Jahrhundert. Internationaler Studien-*

zum Quellenkritiker, vom Orientalisten zum Slawisten, vom Medizinstudenten zum Statistiker (im Sinne von Staatenbeschreiber) und vom Philologen zum Historiker. Sein „curriculum vitae“ in Russland wird am stärksten beeinflusst von den Historikern und Ethnographen Gerhard Friedrich Müller und Johann Eberhard Fischer.² Während ihm der russische Hofhistoriograph Müller die Quellenlage der russischen Geschichte näher bringt, eröffnet ihm Fischer eine Vorstellung von der Pluralität der russischen Völker. Die quellenkritische Bearbeitung schriftlicher Zeugnisse und die Identifizierung der Völker seit der Völkerwanderung werden fortan Schlözers wissenschaftlichen Leitmotive. Das eine ist der Baustein für seine Edition der russischen Nestor-Chronik (1802-1809) und das zweite für seine ebenso gelobte wie umstrittene „Universalhistorie“ (1772-1775). Beide Werke, die während seines Russlandaufenthaltes entstehen, bilden retrospektiv gewissermaßen Komplementärstudien seines Œuvres. Die Nestor-Edition richtet den Blick auf die überlieferte Quelle und versucht, den Urtext zu rekonstruieren,³ die „Universalhistorie“ hingegen, die aus der Vogelperspektive verfasst ist, erinnert an die ursprüngliche Einheit und den Urzustand der Menschheit. Noch der Schweizer Kulturhistoriker Jacob

band, hrsg. von Gerhard Ziegengeist, Berlin 1982, S. 77-81; Pohrt, Heinz: August Ludwig Schlözers Beitrag zur deutschen Slawistik und Rußlandkunde, in: Gesellschaft und Kultur Rußlands in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts, Teil 2, Halle 1983, S. 150-176; Lauer, Reinhard: Schlözer und die Grundlegung slavistischer Methodologie, in: Zeitschrift für Slawistik 30 (1985) 5, S. 634-644; Pantenius, Michael: Büsching und Schlözer. Zwei Pioniere der deutschen Rußlandkunde im Widerstreit, in: Zeitschrift für Slawistik 30 (1985) 4, S. 560-567; Schulin, Ernst: Historie und internationale Wissenschaftsbeziehungen. Vortrag gehalten im Hause der Historischen Kommission zu Berlin zum 60. Geburtstag von Klaus Zernack am 14. Juni 1991 (Historische Kommission Berlin, West, Informationen, Beiheft 16), Berlin 1992; Lehmann-Carli, Gabriela: A. L. Schlözer als Rußland-Historiker, sein Göttinger Studiosus A. I. Turgenew und der russische „Reichshistoriograph“ N. M. Karamzin, in: Europa in der Frühen Neuzeit, (Festschrift für Günter Mühlpfordt 2), hrsg. von Erich Donnert, Weimar 1997, S. 539-554.

- 2 Vgl. August Ludwig Schlözer (Hrsg.): [Johann Eberhard Fischer,] Quaestiones Petropolitanae, Göttingen 1770. Zum Verhältnis zwischen Fischer, Müller und Schlözer vgl. Anton Friedrich Büsching: Beyträge zu der Lebensgeschichte denkwürdiger Personen, insonderheit gelehrter Männer, 3. Theil, Halle 1785, S. 2-160.
- 3 Zu der weltanschaulichen Seite der Quellenkritik Schlözers und der Konsequenz oder Inkonsequenz seiner Methode vgl. Roll, Christiane: „Zwischen Göttingen und St. Petersburg“ – Ein Beitrag zum Rußlandbild des Göttinger Aufklärers August Ludwig von Schlözer (Zulassungsarbeit für das Lehramt an Gymnasien im Fach Geschichte, masch.), Konstanz 1985/86. Für die Einsichtnahme in diese unveröffentlichte Studie danke ich der Autorin, Frau Dr. Roll (Konstanz), sehr herzlich.

Burckhardt wird im 19. Jahrhundert nach Schlözers kolorierten welthistorischen Tafeln lernen.⁴

Doch diese hingebungsvolle Suche Schlözers nach Ursprüngen, nach neuen Fakten, Daten, Klassifikationen und das damit verbundene Gefühl, Kenntnisse zu besitzen, die kein anderer zuvor besessen hat, sind zwiespältig. Nicht selten fühlt er sich einsam, niedergeschlagen und von Freunden und Korrespondenzpartnern missverstanden. Gerade in Russland, wo er meint, einen reichhaltigen Schatz an historischen Fakten aus dem Unbekannten hervorzubefördern, hat er auch mit Phasen körperlicher und seelischer Erschöpfung zu ringen.⁵ Möglicherweise ist das der Tribut für seine vielfältigen Metamorphosen und Grenzerfahrungen, denn er sieht sich beinahe ohne Unterstützung im Widerspruch und Widerstand gegen den damaligen „mainstream“ und vielfältigen Vorurteilen ausgesetzt.

Aus der Sicht vieler Zeitgenossen ist das ferne Russland noch exotisch und asiatisch fremd, ja sogar barbarisch oder zumindest nicht näher beschreibbar (Kant). Schlözer sieht in Russland mit dem Amtsantritt der Zarin Katharina II. hingegen das Ideal der „Aufklärung“ am ehesten realisiert. Keine andere Staats- und Gesellschaftsveränderung – weder die englische „Glorious Revolution“ noch die Amerikanische Unabhängigkeitsbewegung noch die Französische Revolution – ist von ihm so langanhaltend begrüßt worden wie die russische. Die gelungene „Europäisierung“ Russlands, also die Öffnung des Zarenreichs gegenüber dem Westen, ist dabei ein wichtiger Aspekt, den Schlözer stets betont. Er selbst ist davon überzeugt, dass es vielfältige historische, kulturelle, politische, geographische und ethnologische Beziehungen zwischen dem Zarenreich und dem europäischen Westen gebe. In diesem Zusammenhang konzipiert er eine neue, auf Sprachen basierende Völkerklassifikation. Auch Wertungen von den kulturellen Situationen der jeweiligen Völker und Staaten nimmt er vor und prophezeit, dass Russland – neben Amerika – eine von zwei Weltmächten werden könne.

2. Von Göttingen nach St. Petersburg

Ausführlich und eindrucksvoll berichtet Schlözer in seiner Autobiographie von den Gefahren der Reise von Göttingen nach St. Petersburg, auf der er sich mit

4 Vgl. Ganz, Peter (Hrsg.): Jacob Burckhardt über das Studium der Geschichte. Der Text der „Weltgeschichtlichen Betrachtungen“ auf Grund der Vorarbeiten von Ernst Ziegler nach den Handschriften, München 1982.

5 Vgl. Peters, Martin/Gieske, Sabine: „Ich arbeitete mich krank“. August Ludwig Schlözer in St. Petersburg (unveröffentlichtes Manuskript, Druck in Vorbereitung).

dem Tod „familiärisiert“ habe. Schlözer meint, die Grenze vom Leben zum Tod und die Grenzen seines Körpers überschritten zu haben. Sein eigenes Überleben stuft er dabei als nicht mehr bedeutsam ein – „quam totus hominico nil est“. ⁶ Die Entscheidung, nach Russland zu gehen, ist keine einfache gewesen. Wie sieht seine Lebenssituation aus? Schlözer studiert zunächst in Wittenberg Theologie und schließt sein Studium mit zwei Disputationen ab. Doch dann wechselt er nach Göttingen, um sich bei Matthias Gesner und Johann David Michaelis der Philologie und Orientalistik zu widmen. Die Georgia Augusta nimmt eine gewisse Außenseiterrolle innerhalb der deutschen Wissenschaftslandschaft ein, denn sie ist ebenso ein Vorbild für andere Wissenschaftsinstitute als aber auch, wie z.B. in Wittenberg, ein Feindbild. ⁷ In Göttingen werden Lehrziele gefördert, die sich von anderen deutschsprachigen Universitäten unterscheiden und sogar als „heterodox“, wenn nicht gar als ketzerisch verpönt sind. Ebenso schwer wiegt, dass seine Entscheidung in seiner Familie auf Ablehnung stößt. Denn er bricht, indem er sich von der Theologie abwendet, mit der Familientradition, sollte er doch ursprünglich nach dem Wunsch seiner verwitweten Mutter ebenso wie sein verstorbener Vater und Großvater Haigold Pastor in seiner Heimat Hohenlohe werden. Schlözer selbst bezeichnet einmal seinen Wechsel von Wittenberg nach Göttingen als „Gang über den Rubikon“.

Schlözer beschäftigt sich fortan mit einer Vielzahl von Fächern und sieht es als eine göttliche Bestimmung an, in den Orient zu reisen. Um sein Orientprojekt realisieren zu können, meint er, Kenntnisse in Medizin, Botanik, arabischer Literatur sowie Statistik und sogar Navigationskunst sammeln zu müssen. Es zieht ihn nach Schweden, wo er sich in die Forschungen Carl von Linnés vertieft. In Uppsala wendet er sich vor allem an den Statistiker P. Wargentin und auch an J. Ihre, bei dem er skandinavische Literatur und Geschichte hört. Hier wird er erstmals mit Forschungen zur russischen Geschichte und mit der „Normannentheorie“ bekannt, der zufolge skandinavische Seefahrer und Abenteurer den russischen Staat gründeten. Um sein Studium finanzieren zu können, arbeitet Schlözer als Sekretär einer Handelsagentur sowie als schwedischer Korrespondent einer Altonaer Tageszeitung. Ostern 1759, zwei Jahre bevor Schlözer nach Russland reist, trifft er nach seinem fünfjährigen Schwedenaufenthalt wieder in Göttingen ein, um seine statisti-

6 August Ludwig Schlözer's öffentliches und privat-Leben, von ihm selbst beschrieben. Erstes Fragment. Aufenthalt und Dienste in Rußland, vom J. 1761 bis 1765. Litterar-Nachrichten von Rußland in jenen Jaren, Göttingen 1802, S. 25f.

7 Vgl. Marino, Luigi: Praeceptores Germaniae. Göttingen 1770-1820 (Göttinger Universitätschriften, Serie A: Schriften 10), Göttingen 1995.



*Abb. 8 (zu Katalog [H 3])
August Ludwig (von) Schlözer (1735-1809)*

schen, botanischen und anthropologischen Studien fortzusetzen. Inzwischen ist seine erste Monographie erschienen, eine auf schwedisch verfasste und auf der Bibel basierende Geschichte des phönikischen Handels.

Um Finanzierungsmittel für sein Orientprojekt zu erhalten, stützt er sich nicht nur auf die Universität, sondern wendet sich vor allem an Kaufleute und Diplomaten. Doch seine Pläne sind nicht realisierbar und zerschlagen sich. Daher geht er auf ein Angebot ein, das sein Lehrer Michaelis und dessen Kollege Anton Friedrich Büsching vermitteln.⁸ Bei der Stelle handelt es sich um die Position eines Adjunkten des russischen Hofhistoriographen Gerhard Friedrich Müller (1705-1783).⁹ Müller kümmert sich um die Systematisierung seines Privatarchivs, das einen enormen Reichtum an schriftlichen Zeugnissen und ethnographischen Materialien umfasst. Für die Sichtung und Inventarisierung benötigt er eine Hilfskraft. Büsching und Michaelis kommen darin überein, dass Schlözer für die gesuchte Aufgabe durchaus geeignet sei. Schließlich ist auch Schlözer mangels einer Alternative von der Attraktivität der Position überzeugt. Müller und Schlözer konkretisieren daraufhin ihre jeweiligen Erwartungen und Hoffnungen hinsichtlich der zu bewältigenden Aufgaben, des Gehalts und auch des Reiseterrains. Müller scheint überzeugt, dass Russland für Schlözer „das Feld [ist], welches die Vorsehung [ihm] zur Arbeit bestimmt“ habe.¹⁰ Am 19. August 1761 verlässt der inzwischen 26jährige Philologe Göttingen und reist über Hannover nach Lübeck, wo er am 8. September eintrifft. Knapp zwei Wochen später reist er weiter von Lübeck nach Travemünde. Von dort soll es mit dem Schiff nach Russland gehen. Doch erst am 15. Oktober 1761 glückt der fünfte Versuch abzulegen. Die Passagiere erreichen Bornholm, dann Gotland, wo sie sich eine Woche aufhalten. Mit dem Schlitten führt der Weg durch Finnland bis nach Wiborg. Die 33 Meilen zwischen Aspö und St. Petersburg werden in vier Tagen bewältigt.

8 Vgl. Myl'nikov, Aleksandr S.: Schlözer am Vorabend seiner Reise nach Rußland 1761, in: Zeitschrift für Slawistik 30 (1985) 5, S. 645-651.

9 Vgl. Black, Joseph L.: G. F. Müller and the Imperial Russian Academy, Kingston/Montreal 1986. – Hoffmann, Peter (Hrsg.): Geographie, Geschichte und Bildungswesen in Rußland und Deutschland im 18. Jahrhundert. Briefwechsel Anton Friedrich Büsching – Gerhard Friedrich Müller 1751 bis 1783 (Quellen und Studien zur Geschichte Osteuropas, N. F., Bd. XXXIII), Berlin 1995.

10 Müller an Schlözer, St. Petersburg, 30. 3./10. 4. 1761: SUB Göttingen, Cod. Ms. A. L. Schlözer IV, 6, 31. Veröffentlicht von Ziegenggeist, Gerhard: Ungedruckte Briefe von und an Schlözer aus den Jahren 1761-1809, in: Zeitschrift für Slawistik 30 (1985), S. 480-525, S. 483-484, hier S. 483.

3. Russland oder Orient?

Zwei Monate lässt der körperlich erschöpfte und seelisch stark angeschlagene Schlözer in St. Petersburg verstreichen, ehe er seinen Freunden und Bekannten in Deutschland seine Ankunft meldet. Vor allem mit seinem früheren Lehrer Michaelis verbindet ihn in dieser Zeit ein enger Meinungs-austausch. Noch zu wenig mit der fremden russischen Stadt vertraut, sieht sich Schlözer in einer schwierigen, beinahe perspektivlosen Situation. Er ist zwar fasziniert von den wissenschaftlichen Möglichkeiten, aber zugleich verunsichert, soweit es um seine eigene berufliche Karriere geht. Trotz seiner Niedergeschlagenheit erlernt er schnell die russische Sprache und lenkt so die Aufmerksamkeit und das Lob seines Gastgebers Müller, des Staatsrats Johann Kaspar Taubert (1717-1771) und anderer Akademiemitglieder auf sich. Im April 1762 wird ihm die Position eines Adjunkten an der Akademie mit 300 Rubel Sold pro Jahr angeboten. Was, fragt er sich aber nun, wird aus seinem Orientprojekt? Obwohl sich die Spannungen zwischen Schlözer und seinem Vorgesetzten Müller mehren, setzt der Hofhistoriograph große Hoffnungen in ihn. Da sich ein Vertrauensverhältnis nicht aufbauen lässt, wendet sich Müller an Michaelis und bittet ihn, dabei mitzuwirken, Schlözer für die russische Geschichte zu gewinnen. Doch Michaelis erteilt seinem Kollegen eine Absage: „[...] weil ich von ihm [Schlözer, M.P.], wenn er völlig seinem Genie und seiner Freyheit folgt, so sehr viel Neues erwarte [...] zur Hälfte aber bedaure ich, dass ein so ungemein geschickter Mann nicht eine neue nordöstliche Welt entdecken hilft“.¹¹ Schließlich erklärt sich Schlözer doch noch dazu bereit, vorerst in Russland zu verbleiben. Er soll das Amt eines Adjunkten in der Historie erhalten, welches Müller unterstellt ist. Sein Jahresgehalt soll sich nun auf 360 Rubel sowie freie Kost und Logis belaufen. Ihm wird das Recht zugesichert, jederzeit aus dem Vertrag ausscheiden zu können. Mit der Annahme dieses Engagements trifft Schlözer eine wichtige Entscheidung, die die Richtung seiner weiteren beruflichen Entwicklung maßgeblich bestimmen wird.

Während sich Schlözer und Müller in der Folgezeit mehr und mehr voneinander distanzieren, nähert Schlözer sich einem zweiten wichtigen St. Petersburger Ansprechpartner an, nämlich dem Staatsrat Johann Kaspar Taubert. Schließlich entscheidet sich Schlözer, Müllers Haus zu verlassen. Er fühlt sich eingeengt, kontrolliert und bevormundet. Durch Taubert an das neu

11 Michaelis an Müller: Göttingen, den 22. May 1762, in: Buhle, Johann Gottlieb (Hrsg.): Literarischer Briefwechsel von Johann David Michaelis, 1.-3. Theil, Leipzig 1794-1796, S. 522-527, hier S. 522.

gegründete Erziehungsinstitut des Grafen Kyrill Rasumowski (Kirill Razumovskij) (1728-1803), des Präsidenten der Akademie, vermittelt, wendet er sich vorerst von der Forschung ab und sammelt pädagogische Erfahrungen. Schlözers Lehrplan hat großen Erfolg. Er lehrt seine adligen Schüler u.a. „Statistik“, ein Fach, das sich mit der demographischen, aber auch mit der geographischen, politischen und sozialen Situation und mit den Eigenheiten Russlands beschäftigt. Erstmals setzt er sich, wie seine Kolleghefte belegen, auch mit der „Universalgeschichte“ auseinander und plant, ein universalhistorisches Schulbuch zu verfassen. Unter finanziellen Gesichtspunkten, er hat nun ein jährliches Einkommen von 700 Rubeln, befindet sich Schlözer in einer vorteilhaften Lage. Mit seiner Position in St. Petersburg zufrieden, erinnert er sich: „Wenige Ausländer von meinem Metier werden sich rühmen können, in so kurzer Zeit hier bloß durch sich selbst ein solches Glück gemacht zu haben. Ich habe solches gänzlich dem Herrn EtatsRath Taubert zu danken“.¹² Zu dieser positiven Grundstimmung trägt bei, dass er in seinem ehemaligen Göttinger Kommilitonen, Johann Beckmann, der ebenfalls in dem Erziehungsinstitut wohnt, einen vertrauten Gesprächspartner findet.

4. Vom Göttinger Titular- zum St. Petersburger Akademieprofessor

Doch so glücklich seine Situation nun auch ist, abgesichert sieht sich der junge Dozent keinesfalls. Daher bittet er Michaelis um einen „Charakter“ aus Göttingen, also um eine Auszeichnung oder einen Titel, als Rückendeckung dafür, dass „[...] ich in der angefangenen Laufbahn fortfahren oder aus tödlichem Verdruß, mich unter der Größe meiner Projecte erliegen zu sehen, die teuren Nächte auf einem einsamen Hohenlohischen Dorf verschlafen soll, die ich zum Heil der Kirche und der Gelehrsamkeit unter den Zelten der Araber zu durchwachen dachte.“¹³ Schlözers Sorge, dass seine Position innerhalb der Akademie noch nicht ausreichend genug gefestigt sei, verstärkt sich. Im Auftrag der Kanzlei soll Schlözer eine russische Grammatik ausarbeiten.¹⁴ Hierin leitet er z.B. „bojarin“ (Bojar) von „baran“ (dtsch.: Hammel) und „Knecht“ von englisch

12 Schlözer an Michaelis: St. Petersburg, den 27. May 1763, in: Frensdorff, Ferdinand: Von und über Schlözer, in: Abhandlungen der Gesellschaft der Wissenschaften Göttingen 11/4, Berlin 1909, S. 7f, hier S. 7.

13 Schlözer an Michaelis: St. Petersburg, den 27. May 1763, in: ebd., S. 8.

14 Vgl. Ohnheiser, Ingeborg: Schlözers Russische Sprachlehre, in: Zeitschrift für Slawistik 30, 4 (1985), S. 544-554.

„knight“ und russisch „knäs“ („knjaz“, dtsh.: Fürst) ab. Mit Rückgriff auf die etymologische Empirie rüttelt er so an gesellschaftlichen Konventionen. Innerhalb der Akademie kommt es zu Auseinandersetzungen, und kurze Zeit später verhindert Michail Lomonossow (Michail Lomonosov) die Fortsetzung der Drucklegung. In dieser Zeit wird Michaelis in Göttingen aktiv und wendet sich an den Kurator der Georgia Augusta, Gerlach Adolph Freiherr von Münchhausen. Seine Fürsprache hat Erfolg, denn das Ministerium eröffnet die Möglichkeit, dass Schlözer ein „Prädikat“, beziehungsweise eine Titularprofessur, erhalte. Am 24. April 1764 wird Schlözer diese Auszeichnung übertragen, an der aber weder ein Gehalt noch andere Rechte geknüpft sind. In den *Göttingischen Anzeigen für gelehrte Sachen (GAS)* heißt es knapp einen Monat später, dass die königliche Majestät die Gnade gehabt habe, dem Adjunkten der St. Petersburger Akademie das Prädikat eines Professors zu verleihen.¹⁵ Schlözer ist nun angestellt bei der russischen Akademie und zugleich Titularprofessor der Göttinger Universität.

Noch vor dem Erhalt des fiktiven Professorentitels verbessert sich Schlözers Position innerhalb der Akademie. So leistet er es sich nun, einen Ruf als Lehrer des Landkadettencorps abzulehnen, den ihm der russische Staatsrat Angelius Johann Daniel Aepinus (1718-1784) vermittelt. Dennoch ist Schlözer mit seiner Position noch immer unzufrieden. Im Juni 1764 reicht er bei der Akademie ein förmliches Gesuch ein mit der Bitte, dass ihm die Erforschung der russischen Geschichte offiziell aufgetragen werde. In seiner Vorhabensbeschreibung erläutert er, dass die Quellen- und Literaturgrundlage für seine „Suite“ der russischen Geschichte die russischen Chroniken sowie die Arbeiten der russischen Historiker Wassili Tatischtschew (Vasilij Tatiščev) und Lomonossow bilden sollen. Lomonossow fühlt sich jedoch keineswegs geehrt, sondern merkt bissig an: „Ich lebe noch und schreibe selbst“.¹⁶ Später, nachdem Schlözer nach Göttingen zurückgekehrt ist, wird er Lomonossows *Kurzgefaßtes Jahr-Buch der Rußischen Regenten* kritisch rezensieren. Vor allem beklagt er, dass es unmöglich sei, die Sätze Lomonossows zu überprüfen, dieses, so Schlözer, „Unhistorikers“ und „Scheidekünstlers“. Sein eigenes Konzept der historischen Methode erläutert Schlözer in seinen *Gedanken über die Art, die russische Historie zu traktieren*,¹⁷ die das methodische Fundament seiner quellenkritischen Studien bilden. Doch werden seine „Gedanken“ von den Akademiemitgliedern abgelehnt. Allen voran

15 Vgl. [Anzeige:] St. Petersburg, in: GAS, 60. Stück, 19. Mai 1764, S. 481.

16 Schulin 1991, S. 11.

17 Mühlpfordt, Günter: Völkergeschichte statt Fürstenhistorie. Schlözer als Begründer der kritisch-ethnischen Geschichtsforschung, in: Jahrbuch für Geschichte 25 (1982), S. 23-72.

stimmt Lomonossow mit seinem Votum gegen den vorgelegten Arbeitsplan. Es könne nicht ausgeschlossen werden, so befürchtet er, dass Schlözer Nachrichten aus der alten russischen Geschichte, die den Stellenwert geheimer Staatsnachrichten besäßen, in das westliche Europa transferiere. Auch Müller ist von Schlözers Konzept nicht überzeugt. Das Prädikat eines Professors, welches ihm die Regierung in Hannover ausgestellt hat, führt der Hofhistoriograph als Beweis dafür an, dass Schlözer seine Position an der Akademie als Sprungbrett für eine Karriere in Göttingen ausnutzen wolle. Die Titularprofessur stärkt so gesehen nicht ausnahmslos Schlözers Position innerhalb des Kollegiums. Noch Anfang Oktober 1764 ist sich Schlözer seiner Zukunft nicht sicher. Wieder einmal sieht er sich in seinen Hoffnungen und Erwartungen enttäuscht. Am 7. Oktober 1764 bemüht er sich erneut um eine Reiseerlaubnis.

In dieser Zeit des Ungewissen erreicht ihn die Nachricht, dass sich die Zarin Katharina II. selbst mit Schlözers Fall beschäftige. Die Vermittlung verläuft über ihren Sekretär Grigori Teplow (Grigorij Teplov) (1711-1779), dessen Sohn Alexei (Aleksej), der später Senator wird, von Schlözer im Erziehungsinstitut Rasumowskis unterrichtet worden ist. Am 3. Januar 1765 wird ein Kontrakt ausgehandelt, den Katharina II. eigenhändig unterschreibt. Diesem Vertrag zufolge wird Schlözer die Mitgliedschaft der Akademie mit Sitz und Stimme sowie der Titel eines Professors Ordinarii für Geschichte mit einem Jahresgehalt von 860 Rubel garantiert. Artikel 3 legt fest, dass Schlözer die alte russische Geschichte zu behandeln habe, und in Artikel 7 erlaubt man ihm, im Sommer des Jahres 1765 eine dreimonatige Reise nach Deutschland antreten zu dürfen. Der Kontrakt ist zunächst auf fünf Jahre begrenzt. Nach Ablauf dieser Frist solle ihm freigestellt sein, ob er nach Deutschland zurückkehren oder in russischen Diensten verbleiben wolle. Schlözer sieht seine Wünsche endlich realisiert. Bemerkenswert dabei ist die persönliche Anteilnahme der Zarin Katharina II. an seiner Person. Im 65. und 66. Stück der auf den 1. und 3. Juni 1765 datierten *GAS* wird Schlözers Ernennung zum Professor ausführlich angezeigt: „Durch eine Imännoj-Ukas, d. i. auf Ihre Kayserl. Majestät speciellen und Höchst eigenhändig unterschriebenen Befehl, ist Herr Schlözer am 4ten. Januar zum Mitgliede der Academie der Wissenschaften ernannt worden. In einem Contrat, der 5 Jahre dauert, ist ihm die alte Rußische Geschichte zur Haupt-Arbeit vorgeschrieben. Sie kann nicht unter beßere als unter des Herrn Schlözer Hände kommen, der schon bisher viel in ihr gearbeitet hat: und wir sehen der Ausgabe derselben, wie wir hoffen, desto begieriger entgegen, weil dieses intereßante Werk uns viel vorhin unbekanntes lehren muß.“¹⁸

18 [Anzeige:] Petersburg, in: *GAS*, 65. und 66. Stück, 1. und 3. Juni 1765, S. 536.

5. Der russische Professor in Göttingen

Um den 15./26. Juni 1765 verlässt Schlözer St. Petersburg, und zwei Wochen später sticht sein Schiff von Kronstadt aus in See. Am 3. August erreicht die Reisegesellschaft Travemünde, und tags darauf kommt Schlözer in Lübeck an. Über Celle und Hannover ist er am 24. August in der Universitätsstadt. Etwa fünf Tage nach seiner Ankunft wird der russische Professor und Historiker in die Historische Akademie aufgenommen, deren Direktor und Gründer der junge Johann Christoph Gatterer ist. Schlözer fühlt sich akzeptiert und erhält diejenige positive Resonanz, die ihm in St. Petersburg auf Grund der Fraktionsstreitigkeiten nicht einstimmig entgegengebracht wird. Daher bemüht er sich bei Taubert um eine Verlängerung seines „Urlaubes“: „Die Lust an der russischen Geschichte ist bei mir eine Passion geworden. Ganz sicher erschreib ich mir dadurch die Ewigkeit, aber mit Hilfe der hiesigen Bibliothek; in diese komme ich wie ein Schwamm ins Wasser. Wo krieg ich in Petersburg die Bücher her, aus denen ich diesen Winter hier auf einige Jahre hinaus exzerpieren kann?“¹⁹ Taubert gestattet, dass Schlözer bis zum Frühjahr in Deutschland bleiben dürfe, der mit Eifer die „Rossica“ der Göttinger Bibliothek studiert: „Alles, was nur irgendwie die russische Sprache nebst ihren Schwestern oder die russische Geschichte selbst betrifft, alles, was nur das Wort >slawonisch< an der Stirne führet, stöbere ich in allen Winkeln auf, und selten suche ich, ohne zu finden.“²⁰ Schlözer meint, eine „Goldmine“ entdeckt zu haben. Das Material existiere bereits, er müsse es nun „bearbeiten“ und „an das Tageslicht befördern“. Auch in St. Petersburg auf den Sitzungen der Akademie werden seine Rapporte, die an den Sekretär der St. Petersburger Akademie, den russischen Staatsrat Peter von Stählin (1745-1815), gesendet werden, mit Beifall aufgenommen.

Kurz nachdem er von seiner Reise ins heimische Hohenlohe nach Göttingen zurückgekehrt ist, widmet sich Schlözer nun ganz seinen Forschungen, u.a. dem „Nestor“. Darüber hinaus betreut er in Göttingen vier russische Studenten, die er selbst noch in St. Petersburg ausgewählt hatte. Es sind die beiden 19-jährigen Russen Wassili Swetow (Vasilij Svetov), Wassili Wenediktow (Vasilij Venediktov), Pjotr Inochodzew (Petr Inochodcev) sowie Iwan Judin (Ivan Judin). Zwischen Schlözer und den Göttinger Gelehrten entwickelt sich in dieser Zeit ein vergleichsweiser konstruktiver und kooperativer Austausch. Ihm

19 Schlözer an Taubert: Göttingen, den 31. August 1765, in: Winter 1961, S. 102-104, hier S. 104.

20 Schlözer, Rapport I/6: Göttingen, den 18. September 1765, in: Winter 1961, S. 108-110, hier S. 108.

wird nicht nur die Magisterwürde verliehen, sondern er wird sogar Mitglied der renommierten Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften. Den Statuten gemäß führt er sich mit einer Vorlesung ein. Sein Vortrag „*Memoriae Slavicae*“ ist ethnographisch und etymologisch akzentuiert.²¹ Er legt dar, dass die Slawen zwar ein politisch und kulturell ausgebreitetes Volk gewesen seien, dass sie aber niemals ein allgemeines Reich mit einem einzigen Herrscher an der Spitze errichtet hätten. Zudem sei das Ursprungsland der Slawen nicht Asien, sondern Europa. Auch mit der Rezension der „*Topographie*“ von Pjotr Ryschcow (Petr Ryčkov) (1712-1777), mit der Schlözers Publikationstätigkeit für die *GAS* einsetzt, ist die kooperative Zusammenarbeit des in russischen Diensten stehenden Historikers mit der Göttinger Sozietät dokumentiert.

Während Schlözer auf Grund dieses wissenschaftlichen Erfolges in Göttingen noch glaubt, den russischen Interessen am besten in der Bibliothek der Georgia Augusta dienen zu können, mahnt Taubert, dessen eigene Position innerhalb der Akademie von dem Erfolg der Reise Schlözers abhängt, baldmöglichst auf seine „Rückreise bedacht zu sein“. Wie schon in dem Vorjahr findet Schlözer aber einen Anlass, den Aufenthalt in Göttingen zu verlängern. Waren es damals eine länger als geplant dauernde Seereise sowie die vielfältigen für die Akademie durchzuführenden Aufträge, so ist es diesmal das nicht eingetroffene Reisegeld, welches ihn daran hindere, seine Rückreise nach St. Petersburg anzutreten. Er schreibt: „Wie schmerzt es mich, daß mich mein vormals bester Gönner in die höchstunangenehme Situation setzt, bei der ich wider allen meinen Willen, bei meinen Feinden, falls ich noch so glücklich bin, welche zu haben, den Verdacht erregen muß, als verzögerte sich meine Rückkunft à dessein und gegen ausdrückliche Ordres! Was habe ich getan, daß meine Aktien bei Ew. Hochwohlgeborn so plötzlich sinken und mein sonst so heitrer Horizont in Petersburg auf einmal trübe wird?“²² Noch bis zum Juli 1766 bleibt Schlözer in Göttingen, um dann wieder über Lübeck und Travemünde nach St. Petersburg zurückzusegeln. Mit seiner Rückkehr nach St. Petersburg beginnt die letzte Phase des Russlandaufenthaltes Schlözers.

6. Zwischen St. Petersburg und Göttingen

Nur ein Jahr bleibt Schlözer in St. Petersburg. In dieser Zeit widmet er sich seiner ersten historischen Veröffentlichung, die ihm von der St. Petersburger

21 Vgl. Lauer 1985, S. 634-644.

22 Schlözer an Taubert: Göttingen, den 10. Mai 1766, in: Winter 1961, S. 168-172, hier S. 168.

Akademie aufgetragen wird, nämlich der Edition der sogenannten Nikon-Chronik, die Schlözer gemeinsam mit dem Russen Semjon Baschilow (Semen Bašilov) bearbeitet. Schlözer ist bei dieser Arbeit darauf bedacht, möglichst präzise vorzugehen, und will die Originalität des Textes, einschließlich der Rechtschreibung, möglichst erhalten. Mit einem Mikroskop überprüft er die von seinem russischen Schüler angefertigte Kopie eines handschriftlichen Kodexes und ist enthusiastisch erfreut: „O, hätte Rußland noch 6 Basilovs, keine tiefe Gelehrte, keine ausgelernte Historicos, sondern nur solche ehrliche akkurate gewissenhafte Basilovs! Gleich setzte ich mich im Taumel der Freude und schrieb einen Bogen [...] nieder. Feuer und Leben drang in alle meine Ideen ein, Sie sollen die Funken noch auf dem Papier sehen, sobald ich Ihnen diesen Bogen gedruckt übersende“.²³

Da aber seine Gesundheit erneut gefährdet ist, beantragt Schlözer in seinem Brief an den Fürsten Wladimir Orlow (Vladimir Orlov) eine zweite Reise nach dem Westen. Er möchte nach Göttingen, Stockholm und Warschau. Im Juli weiß Schlözer, dass er im August/September 1767 aus Russland ausreisen darf. Am 1. September 1767 verlässt er St. Petersburg und erreicht Lübeck am 1. Oktober, nachdem er vier Wochen auf See zugebracht hat. Noch von Lübeck aus, am 7. Oktober 1767, nimmt er Kontakt zu dem preußischen Verleger und Publizisten Friedrich Nicolai auf und bietet ihm seine Mitarbeit bei der *Allgemeinen Deutschen Bibliothek* (*ADBib*), der einflussreichsten deutschen Rezensionsschrift der damaligen Zeit, an. Unter den Rezensionen Schlözers für die *ADBib* ist u.a. eine der „Vollständigen Beschreibung des rußischen Reichs“ von Michael Ranft (1700-1774) und eine von Voltaires „Geschichte des russischen Reichs unter Peter dem Großen“.²⁴ Schlözer tadelt Ranft u.a. dafür, dass dieser sich für eine falsche Schreibweise russischer Namen entschieden habe. Voltaires Schrift nennt er „geistreich, witzig, leicht und fließend“, kritisiert aber die häufigen „Faux-Brillans“, die historischen Fehler, die „historischen Lügen“ und die „falschen Raisonnements“: „Man bewundert den Witz des Geschichtmahlers; man bemitleidet seine nicht selten grobe Unwissenheit; man verabscheuet den moralischen Charakter des Geschichtschreibers, der ehemals die scandaleusesten Anecdotes von Rußland verbreitete, nun aber aus wohlbezahlter Pflicht, die Mine annimmt, solche vertuschen (aber nicht widerrufen)

23 Schlözer an Stählin: Göttingen, den 26. August/7. September 1768, in: Winter 1961, S. 231-233, hier S. 232.

24 Lehmann-Carli, Gabriela: La critique par Schlözer de l'ouvrage de Voltaire „Histoire de l'empire de Russie sous Pierre le Grand“, in: *Philologiques IV. Transfers culturels triangulaires France - Allemagne - Russie*. Sous la direction de Katia Dmitrieva et Michel Espagne, Paris 1996, S. 63-72.

zu wollen [...]“.²⁵ Anstelle eines ursprünglich geplanten zweiwöchigen Aufenthaltes verlässt er die Hansestadt schon nach einer Woche und erreicht am 2. November die Universitätsstadt Göttingen. Die Situation wird für ihn prekär, weil sein Gepäck in Göttingen nicht eintrifft, so dass er annehmen muss, dass seine Unterlagen und Materialien auf dem Weg zwischen Lübeck und Göttingen verloren gegangen seien: „Ich bin zwar schon 16 Tage hier, allein eine schwarze Melancholie über das lange Ausbleiben meiner Sachen und der unaustehliche Gedanke: haec si charta credit, tota scientia macht mich unfähig [...]“.²⁶ Am 1. Dezember 1767 kann er aber sein Gepäck glücklich in Empfang nehmen. In dieser Zeit sind sein *NeuVerändertes Rußland* (1767) und seine *Probe Rußischer Annalen* (1768) erschienen, diejenigen Schriften, mit denen er die meiste Aufmerksamkeit auf sich lenken kann.

Noch kurz vor seiner Abfahrt vollendet Schlözer die letzten Bogen seiner *Probe Rußischer Annalen*, die er noch von Russland aus an seinen Göttinger Verleger sendet. Er ist davon überzeugt, dass ihm mit seiner „Probe“, der „Frucht“ seines Aufenthaltes in Russland, etwas Neues in der russischen Historie gelungen sei. Mit der „Probe“ meint er, eine „Theorie“ der russischen Annalen entwickelt zu haben, und betont die große Bedeutung des „Nestor“ als Quelle der russischen Geschichte. Seine eigentliche Leistung aber ist es, auf die verschiedenen, noch unbekanntenen Abschriften, Varianten und Interpolationen der sogenannten „Nestor-Chronik“ hingewiesen zu haben. Seine quellenkritische Studie wird überwiegend positiv rezipiert, obwohl sie – anders als im Titel angekündigt – keine Auszüge aus der Chronik selbst liefert. In der Ausgabe der *GAS* vom 3. und 5. März 1768 lobt sogar der Sekretär der Sozietät der Wissenschaften in Göttingen, J. G. Heyne, die *Probe Rußischer Annalen* als interessant und wichtig. Heyne unterstützt Schlözers Forderung, dass Chroniken erst wissenschaftlich aufbereitet werden müssen. Schlözer habe sich, so Heyne, um die russische Geschichte auf immer verdient gemacht.²⁷ Diese Anerkennung bildet die Grundlage dafür, dass Schlözer durch den hannoverschen Kurator Münchhausen gefördert und später sogar als Professor nach Göttingen berufen wird. Doch seine „Probe“ erhält keine einstimmig positive Resonanz. Johann Christoph Gatterers Urteil ist durchaus zwiespältig, denn er befürwortet zwar Schlözers Einsatz für slawonische Quellen, warnt jedoch vor übersteigertem Patriotismus: „Wer so was schreiben kan, muß die Rußische

25 [Rezension:] Von Voltaires Geschichte des rußischen Reichs unter Peter dem Großen, in: *AdBib* 10, S. 254f, hier S. 254.

26 Schlözer an Stählin: Göttingen, den 7./18. November 1767, in: Winter 1961, S. 193.

27 Vgl. [Rezension:] A. L. Schlözer, *Probe Rußischer Annalen*, in: *GAS*, 27. und 28. Stück, 3. und 5. März 1768, S. 209-224.

Geschichte so enthusiastisch lieben, daß ihm die Begeisterung den Vorrath anderer Nationen gar nicht sehen läßt“.²⁸ Ganz offensichtlich stößt Schlözer hier an damalige wissenschaftliche Tabus und Grenzen. Sein Enthusiasmus, seine Werturteile und sein Patriotismus für Russland werden ihm als unseriös ausgelegt. Eine ähnliche Kritik erhält er für seine erfolgreiche und mehrmals aufgelegte Dokumentensammlung *NeuVerändertes Rußland*, die im September 1767 verlegt wird und unter dem Decknamen „M. Haigold“ erscheint. Haigold ist der Familienname seines Großvaters mütterlicherseits, des Pfarrers aus Hohenlohe. Die Absicht dieser Anthologie besteht darin, das deutsche Publikum mit dem Reformwerk Katharinas II. vertraut zu machen und aus zuverlässigen Quellen einen Staat zu schildern, der „[...] uns Teutschen noch immer sehr unzuverlässig und unvollständig bekannt ist“. Zu den hierin abgedruckten Texten gehören u.a. Nachrichten von der Gesetzeskommission und der russischen Kunst. Die *Probe Rußischer Annalen* sowie eine weitere statistische Studie, die *Unschädlichkeit der Pocken*, eine kulturhistorisch-demographische Untersuchung über die Resistenz einer bestimmten russischen Bevölkerungsgruppe gegenüber den Pocken werden von Münchhausen an den englischen König Georg III. versendet. Nach Katharina II. von Russland wird die Aufmerksamkeit eines weiteren europäischen Souveräns auf Schlözer gelenkt. Sein *Tableau de l'histoire de Russie*, von der es nicht nur eine deutsche, eine russische und sogar eine dänische Übersetzung gibt, aber auch andere Studien zur russischen Geschichte machen ihn in ganz Europa bekannt.²⁹

7. Entscheidung für Göttingen

Im September wendet sich Schlözer vertrauensvoll an Stählin und betont, dass er sich in Göttingen wohl fühle: „Lächeln muß ich, daß meine Rückkunft deswegen betrieben wird, damit das, was ich in Deutschland ediere, von Petersburg aus herauskomme. Grade als wenn das Wesen des russischen Dienstes in der Einatmung russischer Luft bestünde, und was noch mehr ist, ebendeswe-

28 [Rezension:] *Probe Rußischer Annalen* von August Ludwig Schlözer, in: Johann Christoph Gatterer (Hrsg.), *Allgemeine Historische Bibliothek* 10 (1769), S. 230-262, hier S. 249.

29 Vgl. Schüttler-Rudolph, Ute: *Französische Rußlandpublizistik zur Zeit der Aufklärung (1754-1789)*. Eine Bibliographie, in: Carsten Zelle (Hrsg.), *Aufklärung(en) im Osten*, in: *Das Achtzehnte Jahrhundert. Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für die Erforschung des achtzehnten Jahrhunderts*, Jg. 19, H. 1 (1995), S. 118-128, hier S. 123.

gen ediere ich so schrecklich, weil ich in Göttingen in meinem Element wie der Fisch im Wasser bin“.³⁰ Als Beleg für seine erfolgreichen Untersuchungen auf dem Gebiet der russischen Geschichte versendet er an die Akademie einen gedruckten Bogen seiner erst 1770 vollständig veröffentlichten *Annales Russici Slavonicae atque Latine cum veritate lectionis ex Codd. X.*³¹ Anfang Januar 1769 stellt Schlözer Bedingungen für eine etwaige lebenslange Rückkehr in russische Dienste. Er fordert die Stelle des kaiserlichen Hofhistoriographen und Kollegienrates mit Oberstenrang sowie ein Jahresgehalt von 1.500 Rubeln. Doch gehen Orlow und die Akademie nicht auf diese überhöhten Forderungen ein. Der Astronom Johann Albrecht Euler (1734-1800), der als Konferenzsekretär die Nachfolge Stählins angetreten hat, erteilt Schlözer eine Absage. Statt dessen wird die von Schlözer unter diesen Umständen selbst erbetene Demission verfügt. Schlözers förmlicher Abschied wird auf den 4. Januar 1770 datiert. Seit dem 22. April/3. Mai 1769 scheint Schlözers „Prozess“ entschieden worden zu sein. Seit Anfang Mai weiß er, dass die hannoversche Regierung plant, für ihn in Göttingen eine Professur für nordische und speziell für russische Geschichte einzurichten. Am 8. Juni 1769 wird das Reskript der hannoverschen Regierung ausgestellt, nach dem Schlözer als ordentlicher Professor für Geschichte in Göttingen engagiert wird. Noch am gleichen Tag zeigt er selbst die Nachrichten bezüglich seines Ausscheidens aus russischen Diensten an. Am 2. Juli konfirmiert Georg III. die neue, auch unter finanziellem Gesichtspunkt attraktive Stelle. Als scheidender Professor der St. Petersburger Akademie und zugleich als designierter Hochschullehrer der Georgia Augusta befindet sich Schlözer in den folgenden Monaten in der komfortablen Situation, sich seinen Publikationsprojekten widmen zu können. Im Sommer bereitet er seine Hochzeit mit seiner ehemaligen Schülerin Karoline Röderer, der Tochter des angesehenen, aber bereits verstorbenen Göttinger Mediziners vor.

Doch Schlözers Position ist nicht nur in St. Petersburg umstritten, sondern durchaus auch in Göttingen. Denn hier befindet er sich seit März 1768 in einer „schmutzigen Affäre“ mit dem Mathematiker Abraham Kästner, der die Ansicht kundtut, dass Schlözer seine Stelle als Hochschullehrer nicht durch Leistung erreiche, sondern nur durch gute Kontakte und seine vorteilhafte Heirat. In einer Eingabe an die Geheimen Räte beklagt sich Schlözer über den „Pasquillenunfug“ Kästners. Was war geschehen? Auf einer Veranstaltung der „Deutschen Gesellschaft“ verfasst Kästner ein Programm, in dem Schlözer ins Lächerliche gezogen wird. Zwischen 1768 und 1772 setzt der Mathematiker

30 Schlözer an Stählin: Göttingen, den 26. August/7. September 1768, in: Winter 1961, S. 231-233, hier S. 232.

31 Lauer 1985, S. 634-644.

eine Reihe von Spottversen in Umlauf und veröffentlicht sie zum Teil. Schlözer wendet sich an die Landesregierung und an Münchhausen, um rehabilitiert zu werden. Dabei beruft sich Schlözer als derzeitiger Untertan der russischen Regierung auf seinen Status als „Fremder“ und „Gast“ in Deutschland. Münchhausen überträgt Heyne die Aufgabe zu vermitteln und belässt es schließlich bei der Forderung, dass die Auseinandersetzung einvernehmlich beendet werde. Am 4. Januar 1770 tritt Schlözer sein Lehramt an der Georgia Augusta an. Mit der Annahme seines Rufes aus Göttingen verpflichtet er sich, die russische Literatur in Deutschland bekannt zu machen. Doch vorerst wendet er sich von der russischen Geschichte und Statistik ab. Nun wird er seinem Ansehen als „Zeus des historischen Himmels, der mächtige Blitze“ auf seine Gegner schleudert (Meusel)³² gerecht und kritisiert in Debatten Koryphäen der „Aufklärung“ wie den Sprachphilosophen Herder, den Historiker Thunmann, den Pädagogen Basedow, seine Göttinger Kollegen Gatterer und Kästner und vor allem den Geographen Büsching sowie später auch den Theologen Lavater, den Schriftsteller Wieland und den Staatsmann Freiherr von Moser. Die russische Geschichte und Statistik bleiben aber diejenigen Felder der Wissenschaft, in denen er die größte wissenschaftliche Wirkung ausübt.

32 Über Schlözers Leben und Werk vergleiche jetzt Peters, Martin: *Altes Reich und Europa. Der Historiker, Statistiker und Publizist August Ludwig (v.) Schlözer (1735-1809)*, (Forschungen zur Geschichte der Neuzeit, Marburger Beiträge, 6), Münster/Hamburg/London 2003.

August Ludwig (von) Schlözers Russlandbeziehungen – Briefwechsel, Wissenstransfer, Spätwerk

Thomas Henkel

1. Einleitung

Als August Ludwig Schlözer als frisch gebackener Professor der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg auf seiner Urlaubsreise im Spätsommer 1765 nach Göttingen zurückkehrte, wo er 1754/55 und 1759-61 studiert hatte, übernahm er sehr schnell eine wichtige Rolle im russisch-deutschen Wissenstransfer und wurde einer der bedeutendsten Faktoren für das Aufblühen der Russlandkunde an der Georgia Augusta in der zweiten Hälfte des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts.¹ Die Forschung zu Schlözers

1 Zu Schlözer im Allgemeinen: Schlözer, Christian von: August Ludwig von Schlözers öffentliches und Privatleben, 2 Bde, Leipzig 1828; Frensdorff, F[erdinand]: Von und Über Schlözer, in: Abhandlungen der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. Philologisch-historische Klasse NF 11 (1909), Nr. 4, S. 3-114. Für weitere Literatur vgl. Peters, Martin: Altes Reich und Europa. Der Historiker, Statistiker und Publizist August Ludwig (v.) Schlözer (1735-1809), (Forschungen zur Geschichte der Neuzeit. Marburger Beiträge, 6), Münster / Hamburg / London 2003. Zu Schlözer und Russland: Bräker, Hans-Gerhard: A. L. v. Schlözers Rußland- und Slavenbild, Diss. Phil., Göttingen 1950 (masch.); August Ludwig von Schlözer und Russland, hrsg. von Eduard Winter, (Quellen und Studien zur Geschichte Osteuropas, 9), Berlin 1961 (im folgenden zitiert als SR); Lomonosov, Schlözer, Pallas. Deutsch-russische Wissenschaftsbeziehungen im 18. Jahrhundert, hrsg. von E[duard] Winter, (Quellen und Studien zur Geschichte Osteuropas, 12), Berlin 1962; Neubauer, Helmut: August Ludwig Schlözer (1735-1809) und die Geschichte Osteuropas, in: Jahrbücher für Geschichte Osteuropas NF 18 (1970), S. 205-230; Mühlpfordt, Günter: August Ludwig Schlözer, 1735-1809, in: Wegbereiter der deutsch-slawischen Wechselseitigkeit, hrsg. von Eduard Winter und Günther Jarosch, (Quellen und Studien zur Geschichte Osteuropas, 26), Berlin 1983, S. 133-156; außerdem die Beiträge in Heft 4 der Zeitschrift für Slawistik 30 (1985). Zur Bedeutung Göttingens und Schlözers für die Slawistik: Lauer, Reinhard: Die Beziehungen der Göttinger Universität zu Russland, in: Göttinger Jahrbuch 21 (1973), S. 219-241; ders: Frühe Aufnahme slavistischer Literatur in Göttingen, in: Philologie in Göttingen. Sprach- und Literaturwissenschaft an der Georgia Augusta im 18. und beginnenden 19. Jahrhundert, hrsg. von Reinhard Lauer, (Göttinger Universitätsschriften, Serie A, 18), Göttingen 2001, S. 137-164.

Vermittlungstätigkeit konzentrierte sich dabei vorwiegend auf das gedruckte Medium – insbesondere auf Schlözers Rezensententätigkeit –, während die persönlichen Kontakte bisher weitgehend unberücksichtigt geblieben sind.² Durch diese selektive Wahrnehmung wurde auf wichtige Hintergrundinformationen verzichtet und das wichtigste Kommunikationsmittel des 18. Jahrhunderts – der Briefwechsel – völlig ausgeblendet.

Wenn im folgenden Schlözers Briefwechsel als Ausgangspunkt der Untersuchung gewählt wird, so geschieht dies aus der Überzeugung, dass nur auf diese Weise seine Vermittlungstätigkeit zwischen Ost und West in ihrem gesamten Reichtum beleuchtet werden kann und nur so nähere Aussagen über Schlözers Russlandkontakte und deren Stellenwert innerhalb seines Beziehungsnetzes möglich sind.

2. Schlözers Briefwechsel

Schlözers (veröffentlichte) Korrespondenz mit den Mitgliedern der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg³ gilt als Beleg für seinen weitgespannten Briefwechsel.⁴ Über diesen Briefwechsel ist allerdings nicht

2 Und dies trotz der bereits 1978 gemachten Feststellung, dass eine weitere Untersuchung der Bedeutung Schlözers für die slawisch-westeuropäischen Beziehungen nicht an der Heranziehung handschriftlicher Materialien aus Göttingen vorbeikommt (Grothusen, Klaus Detlev: Zur Bedeutung Schlözers im Rahmen der slawisch-westeuropäischen Kulturbeziehungen, in: *Russland – Deutschland – Amerika*, Festschrift für Fritz Epstein zum 80. Geburtstag, hrsg. von Alexander Fischer u. a., Frankfurt/M. 1978, S. 37-45). Neben der unter Anm. 1 genannten Literatur vgl. Richter, L.: Über Schlözers Beitrag zum deutschen Russlandbild in den sechziger Jahren des 18. Jahrhunderts, in: *Lomonosov, Schlözer, Pallas, a.a.O.*, S. 169-188; Pohrt, Heinz: Die Äußerungen August Ludwigs von Schlözer über Russland in den „Göttingischen Gelehrten Anzeigen“ 1801-1809, in: *Gesellschaft und Kultur Russlands im Frühen Mittelalter*, hrsg. von Erich Donnert, (Beiträge zur Geschichte der UdSSR, 2), Halle/S. 1981, S. 281-293; Pohrt, Heinz: August Ludwig v. Schlözers Beitrag zur deutschen Slawistik und Russlandkunde, in: *Gesellschaft und Kultur Russlands in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts*, hrsg. von Erich Donnert, Bd. 2: *Literatur, Wissenschaft und Bildung*, (Beiträge zur Geschichte der UdSSR, 6), Halle/S. 1983, 150-176; Wolle, Stefan: August Ludwig von Schlözers *Rossica*-Rezensionen in den „Göttingischen gelehrten Anzeigen“ von 1801 bis 1809, in: *Jahrbuch für Geschichte der sozialistischen Länder Europas* 28 (1984), S. 127-148.

3 Vgl. SR.

4 Vgl. Schindling, Anton: *Bildung und Wissenschaft in der Frühen Neuzeit 1650-1800*, 2. Aufl., (Enzyklopädie Deutscher Geschichte, 30), München 1999, S. 90.

viel bekannt, obwohl sich die Überlieferungslage weit besser präsentiert, als zu vermuten wäre: Christian von Schlözer (1774-1832) musste 1812 einen Großteil des Nachlasses seines Vaters im brennenden Moskau zurücklassen,⁵ weshalb von den drei Tonnen voller Briefe, die Schlözer erwähnt,⁶ nur wenige erhalten geblieben sind. Erhalten haben sich dagegen Schlözers sogenannte Briefkopierbücher. In einer Zeit ohne Durchschlagpapier, Fotokopierer oder elektronische Speichermedien beschränkte sich Schlözer nicht auf die Aufbewahrung etwaiger Konzepte seiner Briefe, sondern erstellte von diesen systematisch Abschriften, um seine Korrespondenz lückenlos dokumentieren zu können. Um Zeit und Papier zu sparen, bediente er sich dabei einer selbst entwickelten Schnellschrift, „Tachigraphie“, die es ihm nach eigenen Angaben erlaubte, in einer Stunde soviel zu schreiben, wie sonst in zweien.⁷ Diese Effizienz stellt den heutigen Forscher vor ein Hindernis, dessen Überwindung mit erheblichem, aber gerechtfertigtem Aufwand verbunden ist. Die erhaltenen Briefkopierbücher – die Bezeichnung ist etwas irreführend, da Schlözer Quartheftes benutzte, die erst von seinen Nachkommen zu zwei Büchern zusammengebunden wurden – überliefern beinahe sämtliche Briefe, die Schlözer in den Jahren 1780-1788 und 1793-1799 schrieb,⁸ wobei sie für fast zwei Drittel der etwas über zweieinhalbtausend erhaltenen Briefe von Schlözers Hand die einzige Quelle darstellen. Zusammen mit den übrigen, über die halbe Welt verstreuten Briefen, sind sie die Grundlage zur Untersuchung von Schlözers Korrespondentennetz,⁹ das sich von Boston bis Jakarta erstreckte und mehr als 800

5 Chr. v. Schlözer 1828, Bd. 1, S. IXf.

6 Staatsbibliothek Berlin: Nachlass Nicolai 67, Nr. 97: Göttingen, 17. 10. 1794: Schlözer an Friedrich Nicolai.

7 August Ludwig Schlözer's öffentliches und privat-Leben, von ihm selbst beschrieben. Erstes Fragment. Aufenthalt und Dienste in Rußland, vom J. 1761 bis 1765. LitterarNachrichten von Rußland in jenen Jaren, Göttingen 1801, S. 170.

8 Das erste Briefkopierbuch (SUB Göttingen: Cod. Ms. A. L. Schlözer III, 4; im folgenden zitiert als BKB 1) enthält neben Teilen von Schlözers russischer Korrespondenz zwischen 1767 und 1773 den Briefwechsel von 1780-1787, das zweite Briefkopierbuch (SUB Göttingen: Cod. Ms. A. L. Schlözer III, 5; im folgenden zitiert als BKB 2) die Briefe von Januar bis Juli 1788 und von Dezember 1792 bis Ende 1799. Weniger systematisch enthalten die Briefbücher auch Billette, die Schlözer zwischen 1780 und 1795 Personen in Göttingen zukommen ließ.

9 Die im folgenden gemachten Angaben zu Schlözers Briefwechsel beruhen auf einer Datenbank, die die gesamte überlieferte Korrespondenz Schlözers umfasst. Sie bildet eine wichtige Grundlage meiner in Arbeit befindlichen Dissertation, die Schlözer in den Rahmen der bürgerlichen Aufklärungskultur einzuordnen versucht, wobei die Analyse seines Beziehungsnetzes eine wichtige Rolle spielen

Personen umfasste, darunter größtenteils Männer aus dem Gelehrten- und Beamtenstande. Darüber hinaus enthalten sie eine Fülle geistes-, sozial- und alltagsgeschichtlicher Informationen zu Schlözers Biographie und bilden gerade aufgrund ihrer Vollständigkeit ein wichtiges Zeugnis zur Erforschung der Briefkultur des 18. Jahrhunderts, deren Bild durch lückenhafte Quellenlage oft verzerrt wird.

Kerngebiet von Schlözers Briefwechsel ist das Alte Reich mit einigen Außenposten: Moskau, St. Petersburg, Stockholm, Straßburg und Zürich, wobei St. Petersburg zu den wichtigsten Destinationen im gesamten Briefwechsel zählt. Es ist aber nicht so, dass Schlözer Zeit seines Lebens einen regen Briefwechsel mit St. Petersburger Gelehrten geführt hätte, vielmehr lassen sich eindeutige Phasen unterscheiden. Besonders intensiv war der Kontakt während seiner russischen Dienstzeit 1765-1770. Nach 1770 gingen jährlich nur noch zwei bis drei Briefe nach St. Petersburg, manchmal ein paar mehr, oft weniger. Zwischen 1796 und Schlözers Tode 1809 tritt schließlich Moskau in Bezug auf die Wichtigkeit an die Seite von St. Petersburg, und die Russlandkontakte intensivieren sich wieder, ohne je den Stellenwert zu erreichen, den sie in den 1760er Jahren innegehabt haben. Abgesehen von diesen quantitativen Aspekten unterscheiden sich diese drei Phasen hinsichtlich des Kontaktkreises und der Art der Kontakte erheblich. Ebenso gestalten sich Schlözers Funktionen im Wissenstransfer in diesen Phasen unterschiedlich.

3. Schlözers russische Dienstzeit 1765-1770

Zu Schlözers Korrespondenzpartnern in den Jahren 1765-1770 gehören sein zeitweiliger Wohngenosse in St. Petersburg, Hartwig Ludwig Christian Bacmeister (1730-1806), der Historiker und Archäologe Johann Eberhard Fischer (1697-1771) sowie der Mathematiker, Arbeitskollege am Rasumowskischen Erziehungsinstitut und einziger Korrespondent russischer Herkunft an der Akademie Stepan Rumowski (Stepan Rumovskij) (1734-1812).¹⁰ Weitaus bedeutender war jedoch Schlözers Dienstkorrespondenz mit der Akademie, die er über

wird. Zu Schlözers Korrespondentennetz vgl. die teilweise auf den Briefkopierbüchern beruhende Auswahl von Mitarbeitern und Korrespondenten von Schlözers Zeitschriften bei Peters 2003, S. 224-231.

10 Zu Bacmeister vgl. das folgende Kapitel. Von der Korrespondenz Schlözer – Rumowski aus dieser Zeit hat sich nur ein Brief erhalten (SUB Göttingen: Cod. Ms. A. L. Schlözer IV, 6, Bl. 70 (Nr. 42)). Briefe Fischers an Schlözer in: SUB Göttingen, Cod. Ms. A. L. Schlözer IV, 6, Bl. 12-18.

den Kanzleidirektor Johann Caspar Taubert (1717-1771), den Akademiesekretär Jakob von Stählin-Storcksburg (1709-1785) und dessen Nachfolger Johann Albrecht Euler (1734-1800) abwickelte. In seltenen Fällen wandte er sich auch direkt an den Grafen Wladimir Orlow (Vladimir Orlov) (1743-1831), den Akademiedirektor. Während seines ersten Deutschlandaufenthaltes zwischen August 1765 und August 1766 sowie während seines zweitenurlaubes, den er im September 1767 antrat und von dem er nicht mehr zurückkehren sollte, war Schlözer bemüht, seine Arbeit zu dokumentieren und damit seinen Auslandsaufenthalt und dessen Verlängerung vor der Akademie zu rechtfertigen. In nicht weniger als 25 Rapporten legte er so Rechenschaft über seine Tätigkeit während seiner ersten Reise ab; auf der zweiten Reise begnügte er sich mit zehn, an die sich dann ein Briefwechsel über seine Entlassungsformalitäten anschloss, da die Akademie nicht gewillt war, auf seine Forderungen zur Verlängerung seines Vertrages einzugehen.¹¹ Dieser problematische Verlauf der Korrespondenz zeigt das gespannte und von Misstrauen geprägte Verhältnis, das zwischen Schlözer und der Akademie bestand und das auch im Briefwechsel immer wieder durchscheint: auf der einen Seite der strebsame und ehrgeizige Schlözer, der die dringend benötigten Materialien zur Ausarbeitung seiner Quellenstudien nur in den gut ausgestatteten Bibliotheken des Auslandes – namentlich in derjenigen Göttingens – zu finden glaubt, auf der anderen Seite seine in Russland bleibenden, alles andere als in friedlicher Eintracht lebenden Akademikerkollegen, die – vorwiegend Mathematiker und Naturwissenschaftler – wenig Verständnis für Schlözers Arbeiten aufbringen und letzten Endes nicht gewillt sind, ihm ein Privilegium zuzugestehen, das ihnen selbst verwehrt bleibt, „nämlich seine Besoldung in Deutschland verzehren zu dürfen“¹².

Trotz oder gerade wegen dieser wenig vorteilhaften Grundkonstellation entwickelte Schlözer eine Vielzahl von Aktivitäten, die einerseits seinen russischen Patriotismus unter Beweis stellen sollten, ihm andererseits aber auch bei der Göttinger Professorenschaft hohes Ansehen eintrugen. So fühlte sich die Universität Göttingen durch die vier unter der Aufsicht Schlözers stehenden russischen Studenten¹³ ebenso hoch geehrt wie durch die überbrachten Buch-

11 Schlözers dienstliche Korrespondenz ist weitgehend in SR greifbar. Eine Abschrift sämtlicher Rapporte an die Akademie finden sich in der SUB Göttingen: Cod. Ms. Schlözer-Stiftung Ia 58 (1. Urlaub; inklusive 26. Schlussrapport) und Cod. Ms. A. L. Schlözer III, 4, Bl. 10r-13r (2. Urlaub).

12 [St. Petersburg,] 27. 3. [1769.] 1769: J. A. Euler an Schlözer (SUB Göttingen: Cod. Ms. Schlözer-Stiftung Ia 68, Bl. 208-209).

13 Es handelte sich um Iwan Judin (Ivan Judin) (1742-1768), Pjotr Inochodzew (Petr Inochodcev) (1742-1806), Wassili Swetow (Vasilij Svetov) (1744-1783) und Wassili Wenediktow (Vasilij Venediktov) (gest. 1771). Vgl. SR, S. 107.

geschenke,¹⁴ die dazu beitragen sollten, die Publikationen der St. Petersburger Akademie im Ausland bekannt zu machen.¹⁵ Zur Erweiterung der akademischen Buchbestände besonders im Bereich der russischen Geschichte bemühte sich Schlözer um den Ankauf von Büchern aus verschiedenen Auktionen in Deutschland, den Niederlanden, Schweden und Dänemark.¹⁶ Schlözer konnte die Akademie jedoch nicht dazu bewegen, weitere zweitausend Rubel aufzuwenden, um die reich ausgestattete Bibliothek des Göttinger Theologen Jakob Wilhelm Feuerlein (1689-1766) zu erwerben.¹⁷ Wenig Erfolg war auch dem Auftrag beschieden, Wissenschaftler für die Akademie und ihre Einrichtungen zu werben, da andere russische Institutionen mit besseren Anstellungsbedingungen lockten.¹⁸ Der Versuch, den Wiener Sprach- und Naturforscher Johann Sigmund Valentin Popowitsch (1705-1774) für die Akademie zu gewinnen, schlug fehl.¹⁹ Zwei Erfolge konnte Schlözer in der Vermittlung von Personen dennoch verbuchen. Über seine Verbindungen zur königlichen Akademie der Wissenschaften in Stockholm wurde er auf den jungen Mathematiker Anders Johan Lexell (1740-1784) aufmerksam, der durch diese Vermittlung auf Leonhard Eulers Vorschlag zum Adjunkten der Akademie ernannt wurde.²⁰ Weit folgenreicher für Schlözer war die Verpflichtung Johann Gotthelf Stritters (1740-

14 Vgl. die Entwürfe von Heynes Dankschreiben an Taubert und Stählin vom 7. 5. 1766 (SUB Göttingen: Bibliotheksarchiv A.5.c) und die öffentliche Danksagung in: Göttingische Anzeigen von Gelehrten Sachen 1766, S. 1015f.

15 Vgl. Schlözers Antrag an die Akademie vom 6. 6. 1765 mit einer Liste der vorgeschlagenen Titel in: SR, S. 85-87.

16 Vgl. Schlözers Abrechnungen für die Akademie vom 1. 6. 1766 (SR, 152-154) und vom 28. 10. 1766 (SUB Göttingen: Cod. Ms. Schlözer-Stiftung Ia 58, Bl. 14r u. 15r (Nr. XXVI)).

17 Zu Schlözers Verhandlungen mit Feuerlein vgl. Noodla, K.: Zwei Briefe aus dem Briefwechsel August Ludwig von Schlözers, in: Tartu Riikliku Ülikooli Toimetised 248, 1969, S. 165-169; zu Schlözers Verhandlungen mit Taubert: SR, S. 126-130 u. 133f. Auch ein zweiter Versuch, nach dem Bankrott Feuerleins 500 Rubel von der Akademie zu bekommen, um wenigstens einen Teil zu erwerben und Taubert die Möglichkeit zu geben, „für die Petersburger Bibliothek [zu werden], was Münchenhausen für die Göttingische ist“, schlug fehl (SUB Göttingen: Cod. Ms. Schlözer-Stiftung Ia 58, Bl. 11v-13r (Nr. XVIII)).

18 Göttingen, 26. 2. 1766: Schlözer an Taubert, in: SR, S. 238-240.

19 SUB Göttingen: Cod. Ms. Schlözer-Stiftung Ia 68, Bl. 147.

20 SR, S. 213, 215, 222f., 247. Kungliga Vetenskapsakademien Stockholm: P. Wargentin – Schlözer: Göttingen, 5. 5. 1768: Schlözer an Wargentin. Komkov, G. D. / Levšin, B. V. / Semenov, L. K.: Geschichte der Akademie der Wissenschaften der UdSSR, hrsg. und bearbeitet von Conrad Grau, Berlin 1981, S. 120.

1801) als Konrektor des akademischen Gymnasiums in St. Petersburg.²¹ Der philologisch gebildete Michaelis-Schüler war bestens dazu geeignet, Schlözer bei der Bearbeitung der ausländischen Quellen zur russischen Geschichte zur Hand zu gehen. Auf seinen Antrag hin wurde Stritter von der Akademie angestellt, um sämtliche Quellen zur russischen Geschichte aus den byzantinischen Geschichtsschreibern zusammenzustellen und zu kommentieren.²² Für die Bearbeitung der Quellen in russischer Sprache hatte Schlözer den Übersetzer Semjon Baschilow (Semen Bašilov) (1740/1741-1770) ausgebildet, der ihn in der Herausgabe der nikonischen Handschrift der Nestor-Chronik unterstützte und diese dann selbst weiterführte.²³ Für kurze Zeit arbeiteten damit in Russland zwei Forscher nach Schlözers quellenkritischen Vorgaben, die er erst nach heftigem Insistieren bei der Akademie durchsetzen konnte.²⁴

Während Schlözer auf ausdrücklichen Auftrag der Akademie Beschreibungen der Irrenanstalten in Lübeck, Lüneburg, Frankfurt und Nürnberg besorgte oder verfasste und Samen von in St. Petersburg nicht angebauten Kulturpflanzen sammelte,²⁵ sah er für sich eine wichtigere Aufgabe darin, „sowohl die gegenwärtige glückliche Verfassung von Russland überhaupt als den Zustand der russischen Literatur insbesondere den Ausländern von der vorteilhaftesten Seite aus authentischen Dokumenten bekannter zu machen“ und falsche Nachrichten über Russland zu widerlegen.²⁶ Wie sehr er damit das Informationsbedürfnis seiner Zeit traf, die es nach authentischen Nachrichten aus dem Reich Katharinas II. dürstete, zeigt der Erfolg seiner Sammlung von kaiserlichen Verordnungen, die er in Anlehnung an Christian Friedrich Webers *Verän-*

21 August Ludwig von Schlözer und Russland, a.a.O., S. 151, 156 u. 158.

22 *Memoriae populorum, olim ad Danubium, Pontum Euxinum, paludem Moeotidum, Caucasum, mare Caspium, et inde magis ad Septentriones incolentium, e Scriptoribus historiae Byzantinae erutae et digestae a Ioanne Gotthilf Strittero*, 4 Bde., St. Petersburg 1771-1779.

23 *Ruskaja letopis' po Nikonovu spisku*. 8 Bde. St. Petersburg 1767-1792. Bd. 1 gab Schlözer unter Mithilfe Baschilows heraus, dieser Bd. 2 unter Mitwirkung Alexei Poljonows (Aleksej Polenovs). Ferner edierte Baschilow: *Sudebnik carja i velikago knjazja Ivana Vasil'eviča [...]*, St. Petersburg 1768.

24 Vgl. Schlözers ausführlichen Antrag zur Edierung des nikonischen Codex an die Akademie vom 9. 3. 1767 a.St. (BKB 1, Bl. 5r-6r (Nr. V)) sowie Göttingen, 29. 3. 1767: Schlözer an Stählin (ebd. Bl. 15v). Besonders beharren musste Schlözer auf der Veröffentlichung historischer Quellen in der Originalorthographie.

25 Zu den Beschreibungen vgl. Schlözers Schlussrapport an die Akademie vom 2. 11. 1766 a. St. (SUB Göttingen: Cod. Ms. Schlözer-Stiftung Ia 58, Bl. 15). Zu den Samen vgl. SR, S. 143, 169 u. 174.

26 SR, S. 85 u. 204.

deres Russland von 1738-1740 mit dem Titel *Neuerändertes Rußland* unter dem Namen seines Großvaters mütterlicherseits, Johann Joseph Haigold, veröffentlichte. Das Werk erlebte zwischen 1767 und 1771 drei jeweils erweiterte Auflagen; 1772 folgte ein zweiter Teil, während weniger aktenkonzentrierte Nachrichten über Russland 1770 und 1772 in Beilagen veröffentlicht wurden.²⁷

Die Bekanntmachung wissenschaftlicher Erzeugnisse verfolgte Schlözer über die Herausgabe unbekannter Schriften seiner Akademiekollegen. So übermittelte er Gerhard Friedrich Müllers noch ungedruckte Abhandlung über die Ursprünge der Russen an Johann Christoph Gatterer zur Veröffentlichung in dessen historischer Bibliothek.²⁸ Jakob von Stählins Abhandlungen zu Musik und Theater in Russland ließ er in den *Beylagen* zum *Neueränderten Russland* und im *Hannoverschen Magazin* abdrucken und bescherte dadurch den Musikwissenschaftlern eine bis heute unentbehrliche Quelle zur russischen Musikkultur des 18. Jahrhunderts.²⁹ Johann Eberhard Fischers Arbeiten zu den Ungarn und Tataren veröffentlichte er unter dem Titel *Quaestiones Petropolitanae* und zusammen mit einer Abhandlung Stritters in seiner *Allgemeinen Nordischen Geschichte*.³⁰ Daneben machte er in Rezensionen in den *Göttingischen Anzeigen von gelehrten Sachen* auf ausgewählte Werke zur russischen Geographie und Geschichte – beispielsweise auf Pjotr Rytschkows (Petr Ryčkovs) *Orenburgische Topographie* (*Topografija Orenburgskaja*) und Stepan Krasche-

-
- 27 Schlözer benutzte vermutlich ein Pseudonym, um zuerst die Reaktionen in St. Petersburg abzuwarten. Haigold, Johann Joseph [= Schlözer, August Ludwig]: *Neuerändertes Rußland oder Leben Catharinae der Zweyten Kayserinn von Rußland aus authentischen Nachrichten beschrieben*, 2 Bde., Riga / Mitau / Leipzig 1767-72; M. Johann Joseph Haigold's *Beylage zum Neueränderten Rußland*, 2 Bde., Riga / Mitau / Leipzig 1769-70. Weber, Friedrich Christian: *Das veränderte Rußland ...*, 3 Bde., Frankfurt 1721-40.
- 28 Auszug eines Schreibens aus St. Petersburg vom 2. / 13. Jun. 1764, in: *Allgemeine historische Bibliothek* 5 (1768), S. 280-340 (S. 283-340: Müllers Abhandlung „De originibus gentis et nominis Russorum“).
- 29 Beschreibung der neuerfundenen Rußischen Jagdmusik, in: *Hannoversches Magazin* 4 (1766), S. 743-750; Stählin, Jacob von: *Nachrichten von der Tanzkunst und Balletten in Rußland*, in: M. Johann Joseph Haigold's *Beylagen zum Neueränderten Rußland*, Bd. 2, Riga / Leipzig 1770, S. 1-36; ders.: *Nachrichten von der Musik in Rußland*, ebd. S. 37-192. Vgl. *Musik in Geschichte und Gegenwart*, Bd. 16, Kassel u.a. 1979, S. 1744f.
- 30 Fischer, Johann Eberhard: *Quaestiones Petropolitanae* [...], edidit Aug. Ludovicus Schloezer, Göttingen / Gotha 1770; ders.: *Allgemeiner Abriss des Asiatischen Nordens*, in: Schlözer, August Ludwig: *Allgemeine Nordische Geschichte* [...], Halle 1771, S. 391-436; Stritter, Johann Gotthelf: *Geschichte der Slaven vom Jahr 495 bis 1222*, aus den Byzantinern vollständig beschrieben, in: ebd. S. 345-390.

ninnikows (Stepan Krašeninnikovs) *Beschreibung des Landes Kamtschatka (Opisanie zemli Kamčatki)* – aufmerksam.³¹ In anderen Rezensionen, die zum Teil in der *Allgemeinen deutschen Bibliothek* erschienen, erwies sich Schölzer als harter Kritiker von Büchern, die Irrtümer über Russland verbreiteten und dem wissenschaftlichen Stand seiner Zeit nicht entsprachen.³² Schließlich schlug sich Schölzers Präsenz in Göttingen auch in den Publikationen der dortigen Professoren nieder, die ihre Informationen über Russland ohne großen Aufwand auf den neuesten Stand bringen konnten.³³

Alles in allem konnte sich die Bilanz am Ende von Schölzers Dienstzeit durchaus sehen lassen. Mit der Vermittlung von Personen und wissenschaftlichem Know-how sowie seiner Herausgeber- und Rezensententätigkeit hatte er mehrere Tätigkeitsfelder abgesteckt, die er auch nach seiner Entlassung aus russischen Diensten bebauen konnte und wollte. Die damit verbundene grundlegende Änderung der Konstellationen hatte Schölzer allerdings nicht bedacht. Einerseits weigerte sich die St. Petersburger Akademie, ihn weiter mit Rezensionsexemplaren zu versorgen und wollte auch keine Studenten mehr als Stipendiaten nach Göttingen senden,³⁴ andererseits war er durch die Ernennung zum Universitätsprofessor für die Göttinger Professorenschaft vom geschätzten ausländischen Kollegen zum unliebsamen und zudem streitbaren Konkur-

31 Göttingische Anzeigen von Gelehrten Sachen 1766, 217-230; 249-254; 284-288 u. 1766, 689-694. Zu Schölzers Rezensionen russischer Bücher in diesen Jahren vgl. Richter 1962. Zu Schölzers Rezensionen in den „Göttingischen Gelehrten Anzeigen“ im Allgemeinen: Schimpf, Wolfgang: Die Rezensenten der Göttingischen Gelehrten Anzeigen 1760-1768. Nach den handschriftlichen Eintragungen des Exemplars der Göttinger Akademie der Wissenschaften, (Arbeiten aus der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen, 18), Göttingen 1982, S. 93; Fambach, Oscar: Die Mitarbeiter der Göttingischen Gelehrten Anzeigen 1769-1836. Nach dem mit den Beischriften des Jeremias David Reuß versehenen Exemplar der Universitätsbibliothek Tübingen, Tübingen 1976, S. 499.

32 Beispiele: Göttingische Anzeigen von Gelehrten Sachen 1766, S. 90-92 (Allgemeine Welthistorie, Bd. 29: Russland); ebd. S. 340-348 (Allgemeine Welthistorie, Bd. 30: Polen, Litauen, Preußen, Schweden); Allgemeine deutsche Bibliothek 8, 1 (1768), S. 101-105 (Lomonossows Jahr-Buch der russischen Regenten von 1765); ebd. 10, 2 (1769), S. 254f (Voltaire's Geschichte des russischen Reichs). Eine Auswahl von Schölzers Rezensionen in der „Allgemeinen deutschen Bibliothek“ bei: Peters 2003, S. 473-476.

33 Schölzer nennt als Beispiel das Russland-Kapitel in: Achenwall, Gottfried: Staatsverfassung der vornehmsten europäischen Völker im Grundrisse, 5. und verbesserte Aufl., Göttingen 1768 (SR, S. 204).

34 Vgl. den Entwurf von Eulers Absagebrief vom September/Oktober 1769 in: August Ludwig von Schölzer und Russland, a.a.O., S. 266f.

renten geworden, dem man die Aufnahme als ordentliches Mitglied in die Königliche Sozietät der Wissenschaften zu Göttingen verweigerte.³⁵ Die damit verbundene Umorientierung Schlözers auf das universalhistorische und politische Fach, die mit der offiziellen Übernahme von Gottfried Achenwalls Vorlesungen 1773 endgültig besiegelt wurde, führte dazu, dass Schlözers Russlandkontakte und seine Vermittlungstätigkeit bald nur noch auf Sparflamme weitergeführt wurden. Nach 1770 wurden keine russischen Bücher mehr rezensiert, zwei Jahre später stellte er die Anzeigen von Büchern über Russland ein und 1775 hörten Schlözers ohnehin immer spärlicher werdenden Rezensionen in den *Göttingischen Anzeigen von gelehrten Sachen* ganz auf; in der *Allgemeinen deutschen Bibliothek* erschien die letzte Rezension 1777.

4. Zwischenphase 1770-1795

Die Zeit zwischen 1770 und 1795 in Bezug auf Schlözers Russlandbeziehungen als Eiszeit zu bezeichnen, wäre wohl übertrieben. Kontakte blieben weiterhin bestehen, und Schlözer nahm nach wie vor Transferfunktionen wahr. Russland verlor jedoch seine zentrale, fast exklusive Stellung und wurde zu einem Faktor unter vielen in Schlözers sich besonders auf dem Gebiet des Alten Reiches ausbreitenden Beziehungsnetz, innerhalb desselben es – etwa vergleichbar mit dem nicht ganz so wichtigen Schweden – einen sicheren, aber nicht intensiv gepflegten Wert darstellte.

Der Kreis von Schlözers ständigen russischen Korrespondenten beschränkte sich schnell auf drei Personen, von denen zwei die Universität Göttingen besucht hatten: Bacmeister und Stritter. Der dritte und wichtigste Korrespondent war Johann Albrecht Euler, über den Schlözer bis 1796 mit der Akademie in Verbindung blieb.

Euler kommt das Verdienst zu, dass sich Schlözers Verhältnis zur Akademie allmählich wieder normalisierte, obwohl dessen Antrag von Anfang 1772, die Akademie möge die „unnatürliche und undankbare Trennung“³⁶ durch eine

35 Frensdorff, Ferdinand: Eine Krisis in der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, in: Nachrichten von der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften aus der Georg-August-Universität zu Göttingen 1892, S. 53-104. Zur Konkurrenzsituation an der Universität Göttingen und Schlözers Auseinandersetzungen mit Kästner vgl. Joost, Ulrich: Göttinger Gelehrtengeiz. Zur inneren Verfassung der Gelehrtenrepublik, dargestellt am Beispiel von Professorenstreitigkeiten im 18. Jahrhundert, in: Göttinger Jahrbuch 34 (1986), S. 45-59.

36 SR, S. 294-297.

jährliche Pension von 100 Rubeln als Entschädigung für seine in Aussicht gestellte Herausgabe der *Russischen Annalen* beenden, mit der Begründung abgelehnt wurde, dass er durch das Privileg, seine Dienstzeit größtenteils in Deutschland verbringen zu dürfen, bereits genug unterstützt worden sei. Der Kontakt wurde aufrecht erhalten und Euler versorgte Schlözer von Zeit zu Zeit mit Druckerzeugnissen der Akademie. Daneben übernahm er eine wichtige Relaisfunktion zwischen Schlözer und seinen beiden anderen russischen Korrespondenten. Da die Akademie vom Porto befreit war, das damals vom Empfänger beglichen werden musste, liefen die Briefe meist über Euler, der seine durch verwandtschaftliche Bande untermauerten Berufskontakte zur Berliner Akademie auch für andere Geschäfte zur Verfügung stellte: Bücherlieferungen und Zahlungsverkehr wurden über den Berliner Akademiesekretär Johann Heinrich Samuel Formey (1711-1797) abgewickelt, zu dem Schlözer über den Verleger Friedrich Nicolai (1733-1811) – oft unter Zwischenschaltung der Buchhandlung Vandenhoeck & Ruprecht – die Verbindung herstellen konnte.³⁷ Auch die von Stritter bis zur seiner Versetzung nach Moskau 1780 anscheinend regelmäßig getätigten Büchersendungen liefen über diese Verbindungen. Stritter fuhr zwar fort, Schlözer besonders mit seinen eigenen Erzeugnissen zu versorgen, doch verloren diese Lieferungen durch die fortlaufenden Schenkungen Georg Thomas von Aschs (1729-1807) an die Göttinger Universitätsbibliothek an Bedeutung.³⁸

Schlözers Briefwechsel mit Bacmeister orientierte sich weniger an einem wissenschaftlichen Informationsbedürfnis und war viel persönlicher gehalten. Wie sein Göttinger Kollege Johann Beckmann (1739-1811) lernte Schlözer Bac-

37 Vgl. Schlözers Brief vom 13. 12. 1780 an Nicolai (BKB 1, Bl. 31v (Nr. 130)), in dem er Nicolai bittet, die bei Formey eingetroffenen Bücher für ihn und die Göttinger Akademie über Vandenhoeck & Ruprecht nach Göttingen zu spedieren. Euler hatte die Nichte von Formeys Frau geheiratet. Zum Briefwechsel Euler – Formey vgl.: Dulac, Georges: Un nouveau La Mettrie à Pétersbourg: Diderot vu de l'académie impériale des sciences, in: Recherches sur Diderot et sur l'Encyclopédie 16 (April 1994), S. 19-43.

38 Vgl. BKB 1, Bl. 28v (Nr. 106): [Göttingen,] 18. 9. 1780: Schlözer an Stritter (Dank für die Lieferung für das Jahr 1780, welche die letzte sein wird). BKB 2, Bl. 35r (Nr. 88): [Göttingen,] 18. 12. 1793: Schlözer an Stritter (Zusendung von Hauptwerken ist nicht mehr nötig, da die Bibliothek diese durch von Asch erhält). Zu von Aschs Schenkungen: Buchholz, Arnold: Die Göttinger Russlandsammlungen Georgs von Asch. Ein Museum der russischen Wissenschaftsgeschichte des 18. Jahrhunderts, Gießen 1961; Slavica Gottingensia. Ältere Slavica in der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen, hrsg. von Reinhard Lauer, Bd. 1, Wiesbaden 1995, S. XXII-XXIV.

meister während seiner Göttinger Studienzeit kennen und traf mit ihm wieder in St. Petersburg zusammen, wo er während seines zweiten Russlandaufenthaltes 1766/67 mit ihm die Wohnung teilte.³⁹ Mit der *Russischen Bibliothek*, die von 1772-1789 erschien,⁴⁰ erfüllte Bacmeister selbst eine wichtige Funktion im deutsch-russischen Wissenstransfer, die im Briefwechsel mit Schlözer aber keine Rolle spielt. Hier dominieren Familiennachrichten – unter anderem Bacmeisters Patenschaft bei Schlözers zweitem Sohn Ludwig (1776-1812) – und anfangs der 1770er Jahr Schlözers Versuche, seinem Freund in Deutschland eine Stelle zu vermitteln, was dieser dankend ablehnte.⁴¹ Es scheint, dass gerade das Fehlen von handfesten Informationsinteressen auf beiden Seiten der Grund dafür ist, dass die Korrespondenz mit Bacmeister sehr unregelmäßig geführt wurde und 1792 fast vollständig erlosch,⁴² während jene mit Stritter bis zu dessen Tod 1801 fort dauerte.⁴³

Über Schlözers Briefwechsel sind ferner dessen Beziehungen zu russischen Studenten greifbar. Die Akademie verwies ihre Stipendiaten wieder an Schlözer, der vor allem die Rolle eines Ratgebers wahrnahm. Dokumentiert sind diese Beziehungen dann, wenn Studenten in Schwierigkeiten gerieten, oder ihre Eltern sie in solchen wähten. Im Falle des verschuldeten Studiosus Christian Berg aus St. Petersburg zum Beispiel, der in Göttingen lieber dem Vergnügen als seinen Studien nachging, vertrat Schlözer die Interessen der Eltern gegenüber dem Prorektor.⁴⁴ Meist waren die Fälle jedoch weniger gravierend: Für den vornehmen Studenten Grigori Demidow (Grigorij Demidov) (1765-1827) organisierte er den Stundenplan, nachdem dieser ein volles Jahr ohne Auf-

39 Vgl. Schlözer 1802, S. 89. Zu Bacmeister: Lauch, Annelies: *Wissenschaft und kulturelle Beziehungen in der russischen Aufklärung. Zum Wirken H. L. Ch. Bacmeisters*, Berlin 1969.

40 *Russische Bibliothek. Zur Kenntnis des gegenwärtigen Zustandes der Literatur in Russland*, 11 Bde, St. Petersburg u.a. 1772-1789.

41 Vgl. SR, S. 300 (Patenschaft); S. 286-288 u. 301 (Stellenangebote in Deutschland).

42 Erst in Bacmeisters Todesjahr (1806) gibt es wieder Hinweise auf einen Briefverkehr (Staatsbibliothek zu Berlin: Nachlass Krug 53, Bl. 3: Göttingen, 26.9. / 8. 10. 1806: Schlözer an Philipp Krug).

43 Stritters letzter bekannter Brief datiert vom 17. / 29. 12. 1800 (Schlözer 1802, S. 228f. (Anm.)). Vgl. Schlözers Urteil über die Korrespondenz mit Stritter: „Ich habe von keinem einzigen meiner jüngern Freunde so viel Briefe als von Johannes Müller u. Stritter. Mit letzterem correspondirte ich fast 30 Jahre ununterbrochen.“ (SUB Göttingen: Cod. Ms. Schlözer-Stiftung Ia 68, S. 183).

44 Christian Berg musste die Vaterschaft von zwei unehelichen Kindern anerkennen und saß wegen Schulden im Karzer. Vgl. Universitätsarchiv Göttingen: Ger. Ca VI, 1 (Schuldenklagen), Ger. A VI, 32 u. 33 (Alimentenklagen), Ger. De XXXIII, 27

sichtsperson etwas desorientiert vor sich hinstudiert hatte.⁴⁵ Bezüglich Schölzers Beziehungen zu russischen Studenten kann abschließend festgehalten werden, dass sie jeweils zeitlich begrenzt blieben und sich keine Kontakte ergaben, die den Göttinger Aufenthalt der Studierenden überdauerten.

Eigentliche Vermittlungsfunktionen nahm Schölzer im Zeitraum zwischen 1774 und 1793 durch Veröffentlichungen von staatskundlichen Nachrichten über Russland in seinen Zeitschriften *Briefwechsel* und *StatsAnzeigen* wahr, in denen sich teilweise die Idee des *Neueränderten Rußlands* wieder findet, im Rahmen von Auslandsaufenthalten gesammelte Materialien in Deutschland zu veröffentlichen. Freilich stand nun die Berichterstattung über Russland nicht mehr im Mittelpunkt, auch wenn das erste Heft mit einer Nachricht aus St. Petersburg eröffnet wurde.⁴⁶ Gegenstand der Zeitschriften war die gesamte europäische Staatenwelt und Nordamerika. Für das Unternehmen einer regelmäßig erscheinenden Schrift reichten natürlich Reisen – Schölzer reiste im Wintersemester 1773/74 nach Straßburg und Paris, im Wintersemester 1782/83 nach Rom – zur Materialbeschaffung nicht aus. Schölzer war auf eine Vielzahl von Korrespondenten und Einsendern angewiesen, die ihre Beiträge oft aus eigenem Antrieb an Schölzer sandten und seine Zeitschriften zu einem florierenden Unternehmen machten. Wer Schölzer aus Russland mit Materialien versorgte, ist nur in sehr wenigen Fällen bekannt. Euler ließ ihm im Auftrag der Akademiedirektorin Jekaterina Daschkowa (Ekaterina Daškova) (1743-1810) zwei Nachrichten über das Projekt des russischen Wörterbuchs⁴⁷ zukommen.⁴⁸ Umfangreiche und fundierte Nachrichten über die russischen

(Alimentenklage), Ger. C LXX, 30 (Schuldenklage), Ger. C LXVI, 21 (Disziplinarfall). Schölzers Briefe an den Prorektor: SUB Göttingen: 2° Cod. Ms. Philos. 182: August Ludwig Schölzer (Briefe vom 20. 5. u. 13. 12. 1776) und SUB Göttingen: 2° Cod. Ms. Philos. 133 IV, Bl. 204-205. Vgl. Frensdorff 1909, S. 81f.

- 45 Vgl. Studienplan für Hr. von Demidov, von Ostern bis Michaelis 1789 vom 18. 4. 1789 (SUB Göttingen, Cod. Ms. Schölzer-Stiftung Ia 66) und Schölzers Brief vom 1. 6. 1788 an Staatsrat Iwan Akimow (Ivan Akimov), in dem er sich bereits kritisch zum Umstand äußert, dass Demidov von keinem gelehrten Hofmeister begleitet wird (BKB 2, Bl. 14r (Nr. 54)).
- 46 St. Petersburg, 2. Jun. 1774, in: *Briefwechsel meist statistischen Inhalts*, Göttingen 1775 (Heft 1 erschien am 15. 7. 1774).
- 47 Slovar' Akademii Rossijskoj, 6 Bde, St. Petersburg 1789-94.
- 48 Vgl. BKB 1, Bl. 119v (Nr. 73): [Göttingen,] 21[=19]. / 30. 7. 1786: Schölzer an Euler. BKB 1, Bl. 134v (Nr. 58): [Göttingen,] 19. / 30. 5. 1787: Schölzer an Euler. Die übermittelten Beiträge: Aus Petersburg, 11/22 Apr. 1786, in: Bd. 9, Göttingen 1786, S. 112f. St. Petersburg, 20/31 Oct. 1786, in: ebd., Bd. 10, Göttingen 1787, S. 259-268.

Schulreformen, in denen Schlözer eines der folgenreichsten Projekte Katharinas II. erblickte,⁴⁹ erhielt er aus erster Hand von seinen ehemaligen Akademiekollegen Franz Ulrich Theodosius Aepinus (1724-1802), dem die Aufsicht über das Normalschulwesen anvertraut war.⁵⁰

Die Berichterstattung über Russland in Schlözers Journalen zeigt, dass sein Interesse an Russland auch dann fort dauerte, als er wenige bis gar keine Arbeiten mehr zur russischen Geschichte veröffentlichte. Seine Korrespondenz zeigt ferner, dass er sich über die neu erscheinende Literatur in Russland auf dem Laufenden hielt, obwohl ihm seine übrigen Tätigkeiten als Zeitschriftenherausgeber und Professor – Schlözer las täglich drei Stunden – wohl wenig Zeit für eine intensive Auseinandersetzung mit ihr ließ. Wenn Schlözer also 1801 wieder über Russland zu publizieren begann, so kann nur bedingt von einer Rückkehr zur russischen Geschichte gesprochen werden, vielmehr handelt es sich um eine Verlagerung der Prioritäten, die keineswegs abrupt erfolgte und sich mit Blick auf Schlözers Korrespondenz bereits einige Jahre zuvor angebahnt hatte.

5. Intensivierung der Russlandkontakte 1796-1809

Das Jahr 1796 markiert für Schlözer den Beginn eines grundlegenden Wandels in seinen Russlandbeziehungen. Der Briefwechsel mit Euler erlischt, und Schlözers Sohn Christian tritt in Moskau eine Hauslehrerstelle bei Staatsrat Heinrich von Frese (1748-1809) an, die ihm über den Göttinger Philosophieprofessor Johann Gottlieb Buhle (1763-1821) und dessen Onkel Johann Heym (1759-1821), Professor an der Universität Moskau, vermittelt worden war.⁵¹

49 Vgl. StatsAnzeigen, Bd. 3, Göttingen 1783, S. 259, Anm.

50 Vgl. Schlözers Briefe an Aepinus vom 24. 8. 1783, 10./21. 12. 1783, 9./20. 2. 1785 und 9. 10. 1785 (BKB 1, Bl. 73v (Nr. 63), 78v (Nr. 112), 98r (Nr. 15), 106r (Nr. 91)). Aepinus' Beiträge in den StatsAnzeigen: St. Petersburg, 22 Jun. A. St. 1783, in: StatsAnzeigen, Bd. 5, Göttingen 1783, S. 3-7. Rußisch-Kaiserl. Befehl aus dem Senate: Russische gedruckt, in fol., in: ebd., S. 387-390. Vier Klassen von Knäsen in Rußland. St. Petersburg, 24 Oct. 1783, in: ebd., S. 472-476. Russische Normal-Schulen: St. Petersburg, 13 Jun. 1784, in: StatsAnzeigen, Bd. 7, Göttingen 1785, S. 82-92. Aepinus' Schulprojekt hatte Schlözer von einem anderen Einsender erhalten und veröffentlicht (Russische Schulprojecte, in: StatsAnzeigen, Bd. 3, Göttingen 1783, S. 257-278).

51 Vgl. BKB 2, Bl. 78v (Nr. 76): [Göttingen,] 23. 11. 1796: Schlözer an Euler. Russische Staatsbibliothek Moskau: f. 406 k. 1 Nr. 3, Bl. 8: Göttingen, 5. / 16. 5. 1796: Schlözer an Heym. BKB 2, Bl. 79r/v (Nr. 82): [Göttingen,] 4.-6./15.-17. 12. 1796: Schlözer an Chr. Schlözer.

Christians detaillierte Berichte⁵² und Büchersendungen verleihen Moskau nicht nur mehr Gewicht in Schlözers Korrespondenz, sie wecken in ihm und seinem Kollegen Beckmann auch viele Erinnerungen an ihre russische Zeit.⁵³ Eine weitere Intensivierung von Schlözers Russlandbeziehungen ist nach der Thronbesteigung Alexanders I. (reg. 1801-1825) festzustellen. Die damit verbundene Öffnung führte für Göttingen zu einem nie da gewesenen Zustrom russischer Studenten, zu denen Schlözer rege Beziehungen pflegte. Zum einen ist Alexander Turgenew (Aleksandr Turgenev) (1784-1845) zu nennen, der 1802-1804 in Göttingen studierte und mit dem Schlözer noch bis 1808 in brieflichem Kontakt stand,⁵⁴ zum anderen Andrei Kaissarow (Andrej Kajsarov) (1782-1813), der unter Schlözers Einfluss über die Befreiung der russischen Leibeigenen promovierte und dann für kurze Zeit Professor für russische Sprache und Literatur in Dorpat (Tartu) wurde.⁵⁵ In Zusammenhang mit Schlözers Adelserhebung und in Verbindung mit seinen Publikationen zur russischen Geschichte entwickelte sich zudem eine Korrespondenz mit einem größeren Personenkreis, dem der russische Handels- und spätere Außenminister Graf Nikolai Rumjanzew (Nikolaj Rumjancev) (1754-1826), der Senator und spätere Innenminister Osip Kosodawlew (Osip Kozodavlev) (1754-1819), die Historiker Nikolai Karamsin (Nikolaj Karamzin) (1766-1826) und Philipp Krug (1764-1844), der Archäologe Alexei Olenin (Aleksej Olenin) (1763-1843) und der Präsident der Akademie der Wissenschaften Nikolai Nowossilzew (Nikolaj Novosil'cev) (1762-1838) angehörten. 1807 kam schließlich sein Schwager, der Anatom Justus Christian von Loder (1753-1832), hinzu, der im Begriffe war, im Moskauer Gesundheitswesen eine zweite Karriere zu beginnen.

52 Stadtarchiv Lübeck: 55 Familienarchiv von Schlözer, Nr. 2.

53 Vgl. BKB 2, Bl. 93v-94r (Nr. 88): [Göttingen,] 29. 11. / 10. 12. 1797: Schlözer an Chr. Schlözer.

54 Vgl. Schlözers Briefe an Turgenew in: Pis'ma i dnevnik Aleksandra Ivanoviča Turgeneva Gettingenskogo perioda (1802-1804 gg.) i pis'ma ego k A. S. Kajsarovu i brat'jam v Gettingen 1805-1811 gg. S vvedeniem i primečanijami V. M. Istrina, (Archiv brat'ev Turgenevych, 2), St. Petersburg 1911. Vgl. Lehmann-Carli, Gabriela: A. L. Schlözer als Rußland-Historiker, sein Göttinger Studiosus A. I. Turgenev und der russische „Reichshistoriograph“ N. M. Karamzin, in: Europa in der Frühen Neuzeit. Festschrift für Günter Mühlpfordt, hrsg. von Erich Donnert, Bd. 2, Köln / Weimar / Wien 1999, S. 539-554.

55 Dissertatio inauguralis philosophico-politica de manumittendis per Russiam servis, Göttingen 1806. Vgl. Lauer, Reinhard: Andrej Sergeevič Kajsarov in Göttingen, in: Slavistik in Göttingen, Jubiläumsschrift zum 50jährigen Bestehen des Seminars für Slavische Philologie (Slavischer Lehrapparat) an der Georgia Augusta 1936-1986, hrsg. von Reinhard Lauer und A. de Vincenz, Wiesbaden 1987, S. 70-88.

Wie gut Schlözers Beziehungen nach Russland zeitweise waren und wie sehr man dort an ihm interessiert war, verdeutlichen die Umstände seiner Adelserhebung.⁵⁶ Als Alexander I. den Thron bestieg, hatte Schlözer bereits mit dem Abdruck seiner Ausgabe der Nestor-Chronik begonnen, deren ersten Band er nach positivem Bescheid aus St. Petersburg mit einer Widmung an den Zaren versah, in den er sowohl in politischer Hinsicht als auch in Bezug auf die Erforschung der russischen Geschichte große Hoffnungen setzte. Das Widmungsexemplar sandte er über den russischen Botschafter in Berlin, Burchard Alexius Constantin von Krüdener (1746-1802), im Mai 1802 an den Zaren. Gleichzeitig ließ er auf Anregung Krüdeners dem an historischen Studien interessierten Grafen Rumjanzew ein Exemplar zukommen. Dessen Dankschreiben ließ nicht auf sich warten, und nachdem Schlözer von Seiten des Zaren keine Antwort erhalten hatte, wandte er sich im Februar 1803 erneut an Rumjanzew, dem er die russische Geschichte als Staatsangelegenheit empfahl, nicht ohne beiläufig zu erwähnen, dass er vom Schicksal des Widmungsexemplares noch keine Nachricht erhalten habe.⁵⁷ Im April erfuhr Schlözer über Turgenew, dass die Sendung an den Zaren verschollen sei, worauf sich Schlözer mit dem Gedanken trug, ein zweites Exemplar abzuschicken.⁵⁸ Gleichzeitig wurde aber Rumjanzew aktiv, und auch Christian Schlözer, mittlerweile Professor an der Universität Moskau, schien hinter den Kulissen seinen Einfluss geltend gemacht zu haben.⁵⁹ Im Mai erhielt Schlözer jedenfalls ein Dankschreiben des Zaren mit einem Diamantring und einem Medaillon für seine Frau, die dem Widmungsexemplar eine Stickerei beigelegt hatte. Der Inhalt des Schreibens, wonach sich Schlözer neue Anrechte auf die Dankbarkeit des russischen Volkes erworben habe, ermunterte Schlözer, sich auf weitere Gunsterweise Hoffnung

56 Zum Folgenden: SUB Göttingen: Cod. Ms. Schlözer-Stiftung Ia 37: Abschriften des Briefwechsels mit Russland über die Widmung des Nestors und Schlözers Adelserhebung (von Schlözers und Elisabeth von Schlözers Hand, mit Kommentaren versehen). Vgl. Peters 2003, S. 425-428. Chr. v. Schlözer 1828, Bd. 1, S. 411-421 u. Bd. 2, S. 1-7.

57 Vgl. SUB Göttingen Cod. Ms. Schlözer-Stiftung Ia 38: Göttingen, 9./21.2.1803: Schlözer an Rumjanzew (Entwurf). Ediert ohne Berücksichtigung von Schlözers Korrekturen bei: Ziegengeist, G[erhard]: Ungedruckte Briefe von und an Schlözer aus den Jahren 1761-1809, in: Zeitschrift für Slawistik 30 (1985), S. 480-525 (hier S. 514f).

58 Vgl. Schlözers Brief an Turgenew vom 29.4.1803, in: Pis'ma i dnevniki Aleksandra Ivanoviča Turgeneva, a.a.O., S. 303f.

59 Stadtarchiv Lübeck: 55 Familienarchiv von Schlözer, Nr. 2: Göttingen, 16. 6. 1806: Schlözer an Dorothea von Rodde geb. Schlözer, mit Anmerkungen Chr. v. Schlözers.

zu machen. Er schrieb erneut an Rumjanzew, der dadurch, dass er sein eigenes Exemplar dem Zaren in Schlözers Namen hatte überreichen lassen, dem ganzen Unternehmen bereits eine glückliche Wendung beschert hatte, und legte dem Brief einen Antrag an das Ordenskapitel des Heiligen Wladimir (Vladimir) bei, in dem er sich nicht ganz unbescheiden mit Verweis auf seine Verdienste um die russische Geschichte in den 1760er Jahren gleich selbst zum Ordensritter vorschlug.⁶⁰ Rumjanzew sah es offensichtlich als eine Auszeichnung an, dem Göttinger Professor die gewünschten Ehren zu verschaffen, denn schon im September wurde Schlözer zum Ritter des Heiligen Wladimir IV. Klasse ernannt.⁶¹ Damit aber nicht genug! Im Januar verlieh ihm der Zar ein von Kosodawlew entworfenes Adelswappen: im ersten Geviert das Wladimir-Kreuz, im zweiten die Adelskrone und ein schwarzer Adlerflügel als Teil des kaiserlichen Wappens, im dritten ein russischer Mönch (Nestor) und ein aufgeschlagenes Buch, im vierten ein schwarzer Balken mit drei goldenen Sternen, die das Licht symbolisieren, das Schlözer in die russische Annalistik gebracht habe. Die Devise lautet in Anlehnung an Psalm 77,6 und 143,5: „Ich gedenke der alten Zeiten“ („Lěta věčnaja pomjanuchъ“).⁶² Den eigentlichen Adelsbrief vom 30. Mai/11. Juni 1804 erhielt Schlözer schließlich im September durch Rumjanzew.⁶³

Die Umstände seiner Adelserhebung machten den für Titel nicht unempfindlichen Schlözer besonders stolz, zeigten sie doch, dass wahres Verdienst Irrungen und Wirrungen zum Trotz belohnt wird. Dass dabei nicht nur das Widmungsexemplar, sondern auch sein an Rumjanzew gesandter Antrag auf die Ordensritterschaft Auslöser dieser Kaskade kaiserlicher Gunstbeweise waren, verschwiegen er und sein Sohn und Biograph wohlweislich.⁶⁴ Ähnlich verhielt es sich bei Schlözers Ernennung zum Korrespondenten der kaiserlichen

60 Schlözers Briefe und Antrag bei: Modzalevskij, B[oris]: K biografii Avgusta-Ljudviga Šlēcera, in: Izvestija otdelenija russkogo jazyka i slovesnosti imperatorskoj akademii nauk 8 (1903), S. 174-205.

61 SUB Göttingen: Cod. Ms. A. L. Schlözer V, 8, 8: Schlözers Ordenspatent vom 22. IX. 1803.

62 SUB Göttingen: Schlözer-Stiftung, Gegenstände A. L. I, Bl. 16r: Schlözers Adelswappen.

63 SUB Göttingen: Schlözer-Stiftung, Gegenstände A. L. I: Blechkassette mit Adelsbrief.

64 In der von Schlözer zusammengestellten Briefsammlung zur Adelserhebung (SUB Göttingen: Cod. Ms. Schlözer-Stiftung Ia 38) und in den durch Chr. von Schlözer publizierten Aktenstücken (Chr. v. Schlözer 1828, Bd. 2, S. 1-7) fehlt der Antrag, obwohl Schlözer auch davon Abschriften erstellt hatte (SUB Göttingen: Schlözer-Stiftung, Gegenstände A. L. I, Bl. 4r-7v).



Abb. 9 (zu Katalog [H 29])

Schlözers Adelswappen

Das Adelswappen zeigt im ersten Geviert das Wladimir-Kreuz, im zweiten die Adelskrone und einen schwarzen Adlerflügel als Teil des kaiserlichen Wappens, im dritten einen russischen Mönch (Nestor) und ein aufgeschlagenes Buch, im vierten einen schwarzen Balken mit drei goldenen Sternen, die das Licht symbolisieren, das Schlözer in die russische Annalistik gebracht habe. Die Devise lautet in Anlehnung an Psalm 77.6 und 143.5: „Ich gedenke der alten Zeiten“ („Lěta věčnaja pomjanuch“).

Gesetzeskommission 1807, die er zuvor bei Turgenew quasi als Vorausschätzung für den im Selbstverlag herausgegebenen fünften Band der Nestor-Chronik angeregt hatte.⁶⁵ Schlözer erreichte jedoch nicht immer seine Absichten. So scheiterte der Versuch, seinen Schüler Friedrich Rühs (1781-1821) an der neu gegründeten Universität Charkow als Professor für Weltgeschichte, Geographie und Statistik zu platzieren.⁶⁶

Mit einem Paukenschlag meldete sich Schlözer 1802 in der russischen Geschichte zurück: Er veröffentlichte die ersten beiden Teile seiner Ausgabe der Nestor-Chronik,⁶⁷ das erste und einzige Fragment seiner Autobiographie, das seinen ersten Aufenthalt in Russland 1761-1765 schildert,⁶⁸ und zwei Übersetzungen aus dem Russischen.⁶⁹ Man könnte versucht sein, diese Häufung mit dem Enthusiasmus Schlözers für Alexander I. in Verbindung zu setzen,⁷⁰ doch reicht Schlözers erneute Hinwendung noch in die Regierungszeit Katharinas II. zurück. Bereits 1793 beabsichtigte er, einen ersten Auszug aus der Nestor-Chronik als Teil seiner *Kritisch-historischen Nebenstunden* zu publizieren; die provisorische Einschränkung seiner Pressefreiheit von 1794, die seiner Zeitschrift galt, verhinderte jedoch dieses Projekt.⁷¹ Auch der 1796 gegenüber Euler für das Folgejahr in Aussicht gestellte Beginn des Abdrucks der *Russischen Annalen* kam nicht zu Stande.⁷² Erst die Aufhebung der über Schlözer verfügbaren Zensur Ende 1799 machte den Weg schließlich frei, mit dem Abdruck der aus dem 12. Jahrhundert stammenden Nestor-Chronik zu beginnen.⁷³ Schlözer

65 Göttingen, 20. 8. / 1. 9. 1806: Schlözer an Turgenew; Göttingen, 28. 9. / 10. 10. 1807: Dankschreiben an Nowossilzew (Pis'ma i dnevnik Aleksandra Ivanoviča Turgenewa, a.a.O, S. 309-313 u. 319-321).

66 Vgl. Ziegengeist 1985, S. 516f. und Staatsbibliothek Berlin: Nachlass Homeyer 14, A. L. Schlözer, Bl. 10 u. 11.

67 NESTOR. Russische Annalen in ihrer Slavonischen GrundSprache verglichen, übersetzt, und erklärt von August Ludwig Schlözer, 5 Bde., Göttingen 1802-1809.

68 Schlözer 1802.

69 [Jankovič de Mirievo, Fedor:] Tabellen zur chronologischen Übersicht der Haupt-Veränderungen von Rußland. Aus dem Russischen übersetzt, mit einem kritischen Vorbericht. Göttingen 1802. [Jankovič de Mirievo, Fedor:] HandBuch der Geschichte des Kaisertums Rußland vom Anfange des Stats, bis zum Tode Katharina der II. Aus dem Russischen übersetzt, Göttingen 1802.

70 Vgl. Wolle, Stefan: August Ludwig von Schlözers Nestor-Edition (1802-1809) im geistigen und politischen Umfeld des beginnenden 19. Jh., in: Jahrbuch für Geschichte der sozialistischen Länder Europas 25 (1982), S. 139-153.

71 Chr. v. Schlözer 1828, Bd. 2, S. 84.

72 BKB 2, 78v: [Göttingen,] 22. / 23. 11. 1796: Schlözer an Euler.

73 Am 29. 11. 1800 schloss Schlözer den Vertrag mit Dietrich wegen des Drucks der Nestor-Chronik (Chr. v. Schlözer 1828, Bd. 1, S. 411).

kommt dabei das Verdienst zu, die historisch-kritischen Editionsmethoden beispielhaft auf die altrussische Chronistik angewandt und damit – trotz einiger Fehler und Irrtümer – Wesentliches für die Methodologie der Slawistik geleistet zu haben.⁷⁴

Neben seiner Arbeit an der Nestor-Chronik begann Schlözer auch wieder, in den *Göttingischen Gelehrten Anzeigen* russische Bücher zu rezensieren. Zwischen 1801 und 1809 veröffentlichte er über 50 Rezensionen zu Büchern über und aus Russland – weitaus mehr als während seiner ersten Mitarbeit⁷⁵ –, wobei er auch beabsichtigte, wichtige russische Werke älteren Datums aus den Beständen der Universitätsbibliothek anzuzeigen,⁷⁶ was nur bedingt möglich war. In einer Sammelrezension besprach er beispielsweise 15 russische Wörterbücher, die zwischen 1773 und 1799 erschienen waren.⁷⁷ Zur Bekanntmachung der bedeutenden Rossica-Bestände der Universitätsbibliothek und zur Dokumentierung der Blüte der Wissenschaften unter Katharina II. beabsichtigte Schlözer jedoch, zusammen mit dem Bibliothekar und Philologen Jeremias David Reuß (1750-1837) ein spezielles Bücherverzeichnis herauszugeben. Aus dem darauf in Verbindung mit seiner Kompetenz gegründeten Anspruch machte Schlözer keinen Hehl: „Russische Litteratur muß von *Göttingen* in die ganze Welt ausgehen!“⁷⁸ Die misslichen wirtschaftlichen Verhältnisse ließen das Projekt aber scheitern. Aus denselben Gründen musste er den Druck des letzten Teiles seines „Nestors“ 1809 selbst finanzieren.⁷⁹

In seinem letzten Lebensjahrzehnt war Schlözer auf dem Gebiet der russischen Geschichte noch einmal äußerst produktiv. Die sich in den 1790er Jahren abzeichnende erneute Hinwendung zu Russland traf dabei mit dem Regierungsantritt Alexanders I. auf Bedingungen, die durch die Öffnung auf russischer und dem gestiegenem Interesse an Russland auf deutscher Seite Schlözers Russlandbeziehungen und seiner Arbeit sehr förderlich waren. Schlözers bis weit ins 19. Jahrhundert rezipierte *Theorie der Statistik* von 1804

74 Vgl. Lauer, R[einhard]: Schlözer und die Grundlegung slavistischer Methodologie, in: Zeitschrift für Slawistik 30 (1985), S. 634-644; Müller, L.: Schlözer und die Nestor-Chronik, in: Lomonosov, Schlözer, Pallas, a.a.O., S. 138-149.

75 Vgl. Pohrt 1981 und Wolle 1984.

76 Archiv der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen: Scient. 47, 3 Nr. 857: [vermutlich Göttingen, 12. 6. 1802]: Schlözer an Heyne.

77 Göttingische Anzeigen von Gelehrten Sachen 1802, S. 1463-1472.

78 Universitätsbibliothek Tübingen: Mi XVIII 35, [Göttingen,] 6. 3. 1802: Schlözer an Reuß.

79 NESTOR, a.a.O., Bd. 5, S. 216.

und seine Sammelrezensionen auf demselben Gebiet verdeutlichen,⁸⁰ dass noch andere Optionen offen standen.

6. Schluss

Die unterschiedlichen Phasen in der Entwicklung von Schlözers Russlandbeziehungen kennzeichnen sich durch unterschiedliche Konstellationen, die Schlözers Kontakte und seine Transferfunktionen wesentlich beeinflussen. Erlaubt ihm die in Göttingen verbrachte russische Dienstzeit, eine rege Vermittlungstätigkeit wahrzunehmen, die er von Seiten der Akademie als zu wenig gewürdigt sieht, so verhindert seine Anstellung in Göttingen gleichzeitig die Weiterführung seiner Transferfunktion. Mit der Akademie kommt es fast zum Bruch, und die in Göttingen entstandene Konkurrenzsituation motiviert Schlözer zu einer Verlagerung seines Interessenschwerpunktes. Die russischen Beziehungen büßen damit ihren zentralen Stellenwert ein und werden auf einem weit weniger intensiven Niveau weiter gepflegt, wobei ihn wenige gebliebene, aber zuverlässige Korrespondenten über Jahre hinweg mit der jeweils neuen russischen Literatur versorgen. Die allmählich alternden Beziehungen werden durch die Niederlassung von Schlözers Sohn in Moskau neu belebt und gelangen mit der Thronbesteigung Alexanders I. zu einer zweiten Blüte. Sie bilden einen wichtigen Rahmen für Schlözers sich in den 1790er Jahren abzeichnende Rückkehr zur russischen Geschichte. Die nach Jahren beruhigte Situation in Göttingen, die gut ausgestattete Universitätsbibliothek und die Anerkennung von höchster Stelle bilden für ein paar Jahre ein ideales Klima, in dem Schlözer eine reiche Rezensententätigkeit entwickelt und im „Nestor“ für die russische Geschichtswissenschaft Maßstäbe schuf.

80 Schlözer, August Ludwig von: Theorie der Statistik. Nebst Ideen über das Studium der Politik überhaupt. Erstes Heft. Einleitung, Göttingen 1804. Schlözers Rezensionen unter dem Titel „Theorie der Statistik“, in: Göttingische Gelehrte Anzeigen 1808, S. 130-142, 249-260, 569-578, 2089-2104.

Exponate¹

Thomas Henkel, Martin Peters, Silke Glitsch

[H1]

August Ludwig (von) Schlözer (1735-1809)

Büste, Gips (glasiert) (Abguss), H. 535 mm von Friedrich Künckler
SUB Göttingen: Schlözer-Stiftung, Gegenstände, V AL IX

August Ludwig (von) Schlözer ist für die göttingisch-russischen Beziehungen von herausragender Bedeutung. Nach einem Studium der Philologie und Orientalistik in Göttingen erhielt er 1761 eine Anstellung als Gehilfe des Reichshistoriographen Gerhard Friedrich Müller in St. Petersburg. Im Jahr darauf wurde er zum Adjunkt-Professor der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften, 1765 zum ordentlichen Professor ernannt. Nach einem einjährigen, in Göttingen verbrachten Forschungsaufenthalt kehrte Schlözer 1767 endgültig nach Göttingen zurück; 1770 wurde er ordentlicher Professor. Schlözer war aufgrund seiner wegweisenden Arbeiten und Aktivitäten die überragende Autorität auf dem Gebiet der russischen Geschichte im deutschen Sprachraum. Sein Name zog viele russische Studenten nach Göttingen.

Für seine Verdienste um die russische Geschichte wurde er 1804 von Zar Alexander I. nobilitiert. Die Büste Schlözers wurde ein Jahr nach seinem Tod, im Jahre 1810, vom Braunschweiger Bildhauer Friedrich Künckler angefertigt. Sie zeigt Schlözer mit dem Kreuz des russischen Wladimir-Ordens 4. Klasse.

[H 2]

[Staatsrock Schlözers aus rotem Samt].

SUB Göttingen: Schlözer-Stiftung, Gegenstände, V AL VIII

Zum Andenken an Schlözer bewahrten seine Nachkommen den erhaltenen Nachlass und zahlreiche Erinnerungsstücke sorgfältig auf, so auch den hier gezeigten Staatsrock. Die Sammlung wurde durch die Hinterlassenschaften anderer Familienmitglieder und Zukäufe erweitert. 1939 und 1940 gelangte der Großteil der Sammlung als Schlözer-Nachlass und Schlözer-Stiftung in den Besitz der Georgia Augusta. Heute werden die Hand- und Druckschriften sowie die meisten Gegenstände und Bildnisse in der Handschriftenabteilung der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek aufbewahrt. Der Schlözer-Nachlass und die Schlözer-Stiftung bilden den wichtigsten Quellenbestand zur Erforschung von Leben und Werk Schlözers und seiner Nachkommen. Außerdem sind sie ein authentisches Zeugnis großbürgerlicher Kultur des 19. und frühen 20. Jahrhunderts.

1 Gemeinsame Exponatliste für die Aufsätze von Martin Peters: *Von Göttingen nach St. Petersburg und zurück: Grenzüberschreitungen im Leben und Werk August Ludwig (von) Schlözers (1735-1809)* und Thomas Henkel: *August Ludwig (von) Schlözers Russlandbeziehungen – Briefwechsel, Wissenstransfer, Spätwerk.*

[H3]

August Ludwig (von) Schlözer (1735-1809)

Gemälde, Öl auf Leinwand, 535 x 660 mm

Universität Göttingen

Das Gemälde eines unbekanntes Künstlers zeigt, wie ein rückseitig befestigter Zettel vermerkt, Schlözer „in seinem 44. Lebensjahr“. Das Bild entstand Ende Oktober oder Anfang November 1779, vermutlich anlässlich des 10. Jahrestages von Schlözers Hochzeit mit Caroline Friederike Röderer, der Tochter des Göttinger Mediziners Johann Georg Röderer, am 5. November 1769.

[H4]

Katharina II. von Russland (1729-1796)

Gemälde, Öl auf Leinwand (doubliert), 460 x 605 mm von Fjodor Rokotow (Fedor Rokotov)

SUB Göttingen: Schlözer-Stiftung, Bilder, AL J

Das Porträt Katharinas der Großen wurde in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts von dem russischen Hofmaler Fjodor Rokotow (Fedor Rokotov) geschaffen. Das hier gezeigte Doublet ist nach gängiger Auffassung ein Geschenk der Zarin an Schlözer. Es ist aber auch möglich, dass das Bild von einem Nachkommen Schlözers erworben wurde.

[H 5]

Müller, Gerhard Friedrich: Brief an Schlözer. St. Petersburg, 30. März / 10. April 1761.

SUB Göttingen: Cod. Ms. A. L. Schlözer IV, 6, 31

Schlözer studierte von 1754 bis 1755 und von 1759 bis 1761 in Göttingen. Sein Mentor und Lehrer war der Orientalist Johann David Michaelis. 1761 ging Schlözer auf Vermittlung Michaelis' und Anton Friedrich Büschings nach Russland und nahm eine Stelle als Adjunkt des russischen Hofhistoriographen Gerhard Friedrich Müller an. In dem hier gezeigten Brief, den Müller an Schlözer in Göttingen richtet, preist Müller Russland als „das Land, welches die Vorsehung Ihnen zur Arbeit bestimmt hat“, warnt aber vor den Gefahren einer „späten [d.h. herbstlichen] Schifffahrt“.

[H 6]

[Schlözer, August Ludwig]: August Ludwig Schlözer's öffentliches und privat-Leben, von ihm selbst beschrieben. Erstes Fragment. Aufenthalt und Dienste in Rußland, vom J. 1761 bis 1765. Litterar-Nachrichten von Rußland in jenen Jaren. Göttingen 1802.

SUB Göttingen: 8° H L BI V, 1713

Schlözer verließ am 19. August 1761 Göttingen. Am 21. September legte das Schiff erstmals von Travemünde ab, konnte aber erst beim fünften Versuch am 17. Oktober erfolgreich in See stechen. Am 11./22. November kam Schlözer in St. Petersburg an. Eindrucksvoll berichtet er in seinem 1802 veröffentlichten ersten (und einzigen) Teil seiner Autobiographie, der seinen Jahren in Russland gewidmet ist, von den Gefahren der Schiffsreise. In der gezeigten Passage schildert er den Nutzen warmer Kleidung, einer groben Kost und des regelmäßigen Aufenthalts im Freien, bedauert jedoch, sich auf dieser Schiffsreise das Rauchen angewöhnt zu haben.

[H 7]

O umnoženii naroda. Sočinili Aleksěj Graf Razumovskij [i] Avgust Slěcer. V Sanktpe-terburgě Pri Akademii desjatoj linii 1764 goda. [Über die Vermehrung des Volkes. Verfasst von Graf Alexei Rasumowski [und] August [Ludwig] Schlözer. In St. Petersburg bei der Akademie der zehnten Linie im Jahre 1764].

SUB Göttingen: Cod. Ms. A. L. Schlözer I, 2, 6: Bl. 136-137

Rasch wurde die St. Petersburger Akademie der Wissenschaften auf den Neuankömmling Schlözer aufmerksam und bot ihm 1762 die Position eines Adjunkten an. Mit der Annahme dieser Stelle traf Schlözer eine wichtige Entscheidung, die seine weitere berufliche Laufbahn bestimmte. Gleichzeitig gab er Unterricht an der Privatlehranstalt des Grafen Kyrill Rasumowski (Kirill Razumovskij). Er unterrichtete seine adligen Schüler u.a. in „Statistik“, d.h. Staatenkunde. Mit dem Sohn des Grafen, Alexei Rasumowski, verfasste er eine Studie „Über die Vermehrung des Volkes“. Außerdem setzte er sich mit einer „Universalgeschichte“ und mit ersten Plänen einer russischen Geschichte auseinander.

[H 8]

Schlözer, August Ludwig: Russische Sprachlehre. [1. Teil u. 2. Teil bis Bogen L8]. St. Petersburg 1764. [Mit einem autographen Eintrag von H. L. C. Bacmeister, St. Petersburg, 2. September 1796].

Stadtbibliothek Lübeck: Schlözer-Schrank, 9

In kurzer Zeit erlernte Schlözer in St. Petersburg, vorwiegend im Selbststudium, die russische Sprache. Bereits 1764 plante er, eine russische Grammatik zu veröffentlichen, in der er sein in Göttingen erworbenes philologisches Wissen mit seinen Sprachkenntnissen verband. Dass einige seiner etymologischen Thesen heute nicht mehr haltbar sind, ist der Wissenschaftlichkeit seines Unterfangens nicht abträglich. Für russische Ohren freilich beleidigend klangen Etymologien wie die (falsche) Ableitung von russ. „bojarin“ (Bojar, Angehöriger des höchsten Adels im Staatsdienst) aus russ. „baran“ (Hammel). Es kam zu Auseinandersetzungen in der Akademie, und der Druck der Grammatik wurde gestoppt. Sie ist heute in nur sechs Exemplaren mit 126 Druckseiten erhalten. Die Grammatik Schlözers blieb so wegen des Verbots ohne Folge.

[H 9]

Schlözer, August Ludwig: Ruskaja letopis' po Nikonovu spisku. [Russische Chronik nach der Abschrift Nikons]. Bd. 1. St. Petersburg 1767.

SUB Göttingen: 4° H. Russ. 170/5:1

Um seine Position in der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften zu festigen, verfasste Schlözer ein Gesuch mit der Bitte, ihm die Erforschung der russischen Geschichte aufzutragen. 1765 handelte er einen auf fünf Jahre befristeten Arbeitsvertrag aus, der ihm die Mitgliedschaft in der Akademie und den Titel eines Geschichtsprofessors garantierte. Auch wurde Schlözer eine mehrmonatige Deutschlandreise erlaubt. Nach seiner Rückkehr widmete er sich seiner ersten historischen und wissenschaftshistorisch bedeutsamen Veröffentlichung: der quellenkritisch begründeten Edition der nach dem russischen Patriarchen Nikon (1605-1681) benannten Nikon-Chronik, die relativ voll-

ständig über mehr als 800 Jahr russischer Geschichte berichtet. Nach Schlözers Abreise aus Russland wurde die Arbeit schließlich 1798 abgeschlossen.

[H 10]

Schlözer, August Ludwig: Memoriae Slavicae. [Vortrag]. Göttingen, 14. Juni 1766.
Archiv der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen: Scient 12/36

Im Juni 1765 verließ Schlözer St. Petersburg, um eine dreimonatige Reise nach Deutschland anzutreten, die er auf ein Jahr ausdehnte. Er reiste nach Göttingen, um dort die reichen – in St. Petersburg nicht vorhandenen – Bestände der Universitätsbibliothek zu nutzen. Nachdem er bereits 1764 zum Göttinger Titularprofessor ernannt worden war, wurde er nun in die Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften aufgenommen. Den Statuten gemäß führte er sich 1766 mit einem Vortrag ein, den ethnographisch und ethnologisch akzentuierten „*Memoriae Slavicae*“. Er kritisiert hierin gängige zeitgenössische Thesen über den Ursprung der Slawen und legt dar, dass diese zwar ein politisch und kulturell ausgebreitetes Volk gewesen seien, dass sie aber niemals ein allgemeines Reich mit einem einzigen Herrscher an der Spitze errichtet hätten.

[H 11]

Schlözer, August Ludwig: [Rezension von Petr Ryčkovs „Topografija Orenburgskaja“].
In: Göttingische Anzeigen von Gelehrten Sachen 1766, S. 217-230; 249-254; 284-288.
SUB Göttingen: 8° Eph. Lit. 160/5

Mit der Rezension von Pjotr Rytschows (Petr Ryčkovs) „Orenburger Topographie“ („*Topografija Orenburgskaja*“) besprach Schlözer 1766 in den „Göttingischen Anzeigen von Gelehrten Sachen“ sein erstes russischsprachiges Buch. In den Folgejahren schrieb Schlözer eine Vielzahl von Rezensionen, um auf russische Publikationen aufmerksam zu machen oder falsche Informationen zu widerlegen. Zwischen 1801 und 1809 rezensierte er über 50 Bücher aus oder über Russland.

[H 12]

Heyne, Christian Gottlob: Briefkonzept an Johann Caspar Taubert. Göttingen, 7. Mai 1766.
SUB Göttingen: Bibliotheksarchiv A.5.c

Um die Publikationen der St. Petersburger Akademie bekannt zu machen, überreichte Schlözer der Göttinger Universitätsbibliothek eine Reihe von Buchgeschenken. In dem hier gezeigten Briefentwurf, der an den St. Petersburger Kanzleidirektor Johann Caspar Taubert gerichtet ist, bedankt sich der Göttinger Erste Bibliothekar Christian Gottlob Heyne für das durch „den sich unser allseitiger Hochachtung erworben habenden H. Prof. Schlözer“ überreichte Geschenk für die Universitätsbibliothek.

[H 13]

Schlözer, August Ludwig: Brief an die Kurfürstlich-Lüneburgische Landesregierung. Göttingen, 21. April 1768.
Universitätsarchiv Göttingen: Kur. 3.1.80, Bl. 4-10.

Bald nach seiner Rückkehr nach St. Petersburg beantragte Schlözer eine zweite Auslandsreise, die er im September 1767 begann und die ihn erneut nach Göttingen führte. Von diesem Forschungsurlaub kehrte er nicht mehr nach St. Petersburg zurück, sondern reichte seinen Abschied ein und blieb von nun an in Göttingen. Dabei war die Position des durchaus streitbaren Schlözer in Göttingen nicht unumstritten. Der Mathematiker Abraham Gotthelf Kästner setzte seit März 1768 eine Reihe von Spottversen in Umlauf, die besagten, dass Schlözer seinen Ruf nicht wegen seiner Leistung, sondern durch Beziehungen und Kontakte betrieben habe. In einem 13seitigen Brief an die Kurfürstliche Braunschweigisch-Lüneburgische Landesregierung legte Schlözer Beschwerde gegen den „Kästnerschen Programm-Epigramm-Injurien- und Pasquillen-Unfug“ ein. Der Streit endete trotz verschiedener Vermittlungsbemühungen erst mit Kästners Tod im Jahre 1800.

[H 14]

Das Schlözersche Haus in Göttingen.

Lithographie, 190 x 170 mm von Louise von Schlözer

SUB Göttingen: Schlözer-Stiftung, Bilder AL 145

Schlözer erwarb 1770 das Göttinger Bürgerrecht und das Haus Paulinerstraße 19, in dem er bis zu seinem Tod wohnte. 1842 kaufte es die Regierung, um es als Kuratorium und später als Auditorium zu nutzen. Das Haus wurde im Zweiten Weltkrieg zerstört.

[H 15]

Haigold, Johann Joseph [d.i. Schlözer, August Ludwig]: Neuverändertes Rußland oder Leben Catharinae der Zweyten Kayserinn von Rußland. Aus authentischen Nachrichten beschrieben. Riga und Leipzig 1767.

SUB Göttingen: 8° H. Russ. 362/9

Eine wichtige Aufgabe sah Schlözer darin, das zeitgenössische Russland mithilfe authentischer Dokumente in Europa bekannter zu machen. Wie sehr Schlözer damit das Informationsbedürfnis seiner Zeit traf, zeigt der Erfolg seiner Sammlung von kaiserlichen Verordnungen, die er in Anlehnung an Christian Friedrich Webers „Verändertes Russland“ mit dem Titel „Neuverändertes Russland“ unter dem Namen seines Großvaters mütterlicherseits, Johann Joseph Haigold, veröffentlichte. Das Werk erlebte zwischen 1767 und 1771 drei jeweils erweiterte Auflagen.

[H 16]

Schlözer, August Ludwig (Hrsg.): StatsAnzeigen. Bd. 7. 1785.

[Aufgeschlagen: Franz Ulrich Theodosius Aepinus: Russische NormalSchulen: St. Petersburg, 13 Jun. 1784. S. 82-89].

SUB Göttingen: 8° H. Un. III, 3780:7

Eine Vermittlungsfunktion nahm Schlözer auch durch Veröffentlichungen von staatskundlichen Nachrichten über Russland in seiner Zeitschrift „StatsAnzeigen“ wahr. Umfangreiche und fundierte Nachrichten über die Einrichtung neuer russischer Bildungsinstitutionen und die russischen Schulreformen, mit denen Schlözer v.a. das eigentliche „Neue Russland“ assoziierte, erhielt er aus erster Hand von seinem ehemaligen

Akademiekollegen Franz Ulrich Theodosius Aepinus, dem die Aufsicht über das Normal-schulwesen anvertraut war.

[H 17]

[Jankovič de Mirievo, Fedor:] HandBuch der Geschichte des Kaisertums Rußland vom Anfange des Stats, bis zum Tode Katharina der II. Aus dem Russischen übersetzt [von August Ludwig Schlözer]. Göttingen 1802.

SUB Göttingen: Schlözer-Stiftung AL 36

Auch durch Übersetzungen wirkte Schlözer vermittelnd. In seinem „Vorbericht“ zu dem von ihm 1802 herausgegebenen „Handbuch der Geschichte des Kaisertums Rußland vom Anfange des Stats bis zum Tode Katharina der II.“, einer Übersetzung von Fjodor Jankovitsch de Mirievos (Fedor Jankovič de Mirievos) „Kratkaja rossijskaja istorija“ („Kurzer russischer Geschichte“) (St. Petersburg 1799), pries Schlözer im Sinne eines „Neuen Russland“ „aufklärerische Fortschritte“, die sich in der Herausgabe von Büchern, besonders unter Katharina II., manifestiert hätten.

[H 18]

August Ludwig Schlözer: Probe Rußischer Annalen. Bremen/Göttingen 1768.

SUB Göttingen: Schlözer-Stiftung AL 27

Die „Probe Russischer Annalen“ verfasste Schlözer in Göttingen und St. Petersburg. Das Werk markiert seine endgültige Hinwendung zur historischen Quellenkritik und ist ein Meilenstein innerhalb der deutschen Geschichtswissenschaft in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts. Schlözer fordert darin eine kritische Ausgabe der russischen Annalen als Voraussetzung einer zuverlässigen russischen Reichsgeschichte. Im Mittelpunkt steht für ihn die Nestor-Chronik, mit deren verschiedenen Hand- und Abschriften er sich beschäftigt. In einem zweiten Band sollte die kritische Quellenedition erfolgen. Dieses Vorhaben konnte Schlözer jedoch erst 1802 in die Tat umsetzen.

[H 19]

Schlözer, August Ludwig: [2 Manuskriptblätter aus dem 5. Band der „Nestor“-Ausgabe]. Stiftung Weimarer Klassik/Goethe-und Schiller-Archiv: GSA 33/632

Nach langjähriger, allerdings unterbrochener Arbeit begann Schlözer 1802 seine Edition der Nestor-Chronik („Povest' vremennych let“). Diese dem Kiewer Mönch Nestor zugeschriebene Chronik aus dem frühen 12. Jahrhunderts behandelt die frühesten geschichtlichen Ereignisse Russlands und ist eines der bedeutendsten russischen Literaturerzeugnisse. Schlözer unternahm den Versuch, aus dem Vergleich von 16 Handschriften einen „Ur-Nestor“ zu rekonstruieren. Als Grundlage dienten ihm seine eigenhändigen Abschriften, die er über 30 Jahre zuvor in Russland angefertigt hatte. Das Werk stieß auf eine riesige Resonanz. Gezeigt wird eine Manuskriptseite zum fünften und letzten Teil der Nestor-Edition, der 1809 erschien.

[H 20]

Schlözer, August Ludwig: [Kollegankündigung]. [Göttingen] o.J.

SUB Göttingen: Cod. Ms. Schlözer I, 2:5, Bl. 6.

Die sogenannten „Kollegien“ (Vorlesungen) waren im 18. Jahrhundert die wichtigste Form der universitären Wissensvermittlung. Gleichzeitig stellten sie neben der festen Besoldung eine wichtige Einnahmequelle der Hochschullehrer dar: Die Kollegien trugen Schlözer in der Regel einen Louisdor pro Zuhörer ein, etwa fünfenehalb Reichstaler. (Zum Vergleich: Der Wert seines Hauses belief sich auf ca. 4.000 Reichstaler oder etwa 727 Louisdor.) Unter den hier angekündigten Kollegien Schlözers befindet sich auch eines zur „Nordischen Geschichte“.

[H 21]

Schlözer, August Ludwig: Memoria honoratissimorum Dnn. Commilitonum, qui mecum per aestivum semestre 1772 Historiae Septentrionalis operam cederunt. [Zur Erinnerung an die höchst ehrenwerten Herren Kommilitonen, die sich mit mir im Sommersemester 1772 dem Studium der Nordischen Geschichte unterzogen haben].

SUB Göttingen: Cod. Ms. Schlözer I, 2:4, Bl. 11.

Schlözer galt aufgrund seiner wegweisenden Arbeiten und Aktivitäten in seiner Zeit als überragende Autorität auf dem Gebiet der russischen Geschichte in den deutschen Staaten. Sein Name zog Studenten aus ganz Europa, auch aus Russland, nach Göttingen. Die gezeigte Hörerliste für ein im Sommersemester 1772 gehaltenes Kolleg zur „Nordischen Geschichte“ umfasst 29 Hörer, darunter Balten und Russen. In Kollegien Schlözers mit allgemeinerer Thematik kamen bis zu 100 Studenten, in die unentgeltlichen öffentlichen Vorlesungen teilweise weit mehr. (Zum Vergleich: In den 1750er Jahren gab es in Göttingen etwa 700 Studierende. Um 1780 waren gut 950 Studenten eingeschrieben.)

[H 22]

Schlözer, August Ludwig: Studienplan für Hrn. von Demidov, von Ostern bis Michaelis 1789. [Entwurf]. Göttingen, 18. April 1789.

SUB Göttingen: Cod. Ms. Schlözer-Stiftung I a: 66

Wiederholt sandte die St. Petersburger Akademie der Wissenschaften Studenten als Stipendiaten nach Göttingen, die unter der Aufsicht und Beratung Schlözers standen. Dokumentiert sind diese Beziehungen dann, wenn Studenten in Schwierigkeiten gerieten oder ihre Eltern sie in solchen währnten. Der russische Student Grigori Demidow (Grigorij Demidov) etwa hatte ein volles Jahr ohne Aufsichtsperson ziellos vor sich hinstudiert. Schlözer entwarf ihm einen Stundenplan, in dem er dessen Studium der Sprachen, Wissenschaften und Künste festlegte. Mache Demidow Fortschritte, so dürfe er als Entschädigung für seine Mühen in den Harz reisen.

[H 23]

Schlözer, August Ludwig: Brief-Copier-Buch. Bd. 2.

SUB Göttingen: Cod. Ms A. L. Schlözer III, 5

[Aufgeschlagen: Bl. 78v/79r mit Briefabschriften Ende November/Anfang Dezember 1796, u.a. Nr. 74 vom 10./21.11.1796 an Stepan Rumowski (Stepan Rumovskij), Nr. 75 vom 10./21.11.1796 an Johann Gotthelf Stritter und vom 11./22.11.1796 an Christian Schlözer, Nr. 76 vom 12./23.11.1796 an Johann Albrecht Euler, Nr. 82 vom 4.-6./15.-17.12.1796 an Christian Schlözer].

Schlözer pflegte einen weitverzweigten Briefwechsel, wie seine Briefkopierbücher zeigen: Er beschränkte sich nicht auf die Aufbewahrung von Konzepten seiner Briefe, sondern erstellte von diesen systematisch Abschriften. Um Zeit und Papier zu sparen, bediente er sich dabei einer selbst entwickelten Schnellschrift. Die Briefkopierbücher überliefern fast sämtliche Briefe, die Schlözer von 1780 bis 1788 und von 1793 bis 1799 schrieb. St. Petersburg zählt dabei zu den wichtigsten Destinationen des Briefwechsels.

[H 24]

Schlözer, August Ludwig: Brief an Jeremias David Reuß. [Göttingen,] 6. März 1802. UB Tübingen: Mi XVIII 35

Zur Bekanntmachung der bedeutenden Russica-Bestände der Göttinger Universitätsbibliothek und zur Dokumentierung der Blüte der Wissenschaften unter Katharina II. beabsichtigte Schlözer in späteren Jahren, zusammen mit dem Göttinger Bibliothekar und Philologen Jeremias David Reuß, ein spezielles Bücherverzeichnis herauszugeben: „Russische Litteratur unter Katharina II. Verzeichnis der russischen Bücher, darunter die meisten Originale, u. viele sehr wichtig sind, die sich auf der öffentlichen Göttingischen Bibliothek finden.“ Erklärtes Ziel: „Russische Litteratur muß von Göttingen in die ganze Welt ausgehen!“ Die misslichen wirtschaftlichen Verhältnisse ließen das Projekt jedoch scheitern.

[H 25]

August Ludwig Schlözer: Nestor. Russische Annalen in ihrer Slavonischen Grundsprache verglichen, übersetzt, und erklärt. Erster Teil. Allgemeine Einleitung in die alte Russische Geschichte, und in die Nordische Geschichte überhaupt. Göttingen 1802. SUB Göttingen: 8° H. Russ. 164/17:1

Den ersten Band seiner „Nestor“-Ausgabe versah Schlözer mit einer Widmung an Zar Alexander I. (reg. 1801-1825), in den Schlözer sowohl in politischer Hinsicht als auch in Bezug auf die Erforschung der russischen Geschichte große Hoffnungen setzte. Das Widmungsexemplar sandte er über den russischen Botschafter in Berlin Krüdener im Mai 1802 an den Zaren.

[H 26]

August Ludwig Schlözer: Brief an Graf Nikolai Petrowitsch Rumjanzew (Nikolaj Petrovič Rumjancev). Göttingen, 2./21. Februar 1803. [Entwurf]. SUB Göttingen: Cod. Ms. Schlözer-Stiftung I a: 38

Nachdem Schlözer auf seine Sendung des Widmungsexemplars fast ein Jahr ohne Antwort geblieben war, wandte er sich im Februar 1803 an den an historischen Fragen interessierten russischen Staatsmann Nikolai Rumjanzew (Nikolaj Rumjancev). Ihm empfahl er die russische Geschichte als Staatsangelegenheit und erwähnte, dass er vom Schicksal des Widmungsexemplares keine Nachricht erhalten habe. Rumjanzew wurde aktiv; und im Mai 1803 erhielt Schlözer ein Dankschreiben des Zaren mit einem Diamantring und einem Medaillon für seine Frau, die dem Widmungsexemplar eine Stickerei beigelegt hatte.

[H 27]

[Schlözers Ordenspatent des Wladimir-Ordens 4. Klasse]. St. Petersburg, 22. September 1803.

SUB Göttingen: Cod. Ms. A. L. Schlözer V 8, 8

Kurz nach dem Dankschreiben des Zaren, in dem es hieß, Schlözer habe sich neue Anrechte auf die Dankbarkeit des russischen Volkes erworben, wurde Schlözer – nicht ohne eigenes Zutun – zum Ritter des Heiligen Wladimir 4. Klasse ernannt. In dem Ordenspatent, das an den „Professor der Göttinger Universität August Ludwig Schlözer“ gerichtet ist, werden seine Verdienste um die russische Geschichte hervorgehoben.

[H 28]

[Schlözers Wladimirskreuz an schwarz-rotem Band].

SUB Göttingen: Schlözer-Stiftung, Gegenstände, AL I

[H 29]

[Schlözers Adelswappen].

SUB Göttingen: Schlözer-Stiftung, Gegenstände, AL I, Bl. 16r

Im Januar 1804 schließlich wurde Schlözer für seine Verdienste um die russische Geschichte in den erblichen russischen Adelsstand erhoben. Er konnte sich fortan – wie auch seine Nachkommen – „von Schlözer“ nennen. Das Adelswappen zeigt im ersten Geviert das Wladimir-Kreuz, im zweiten die Adelskrone und einen schwarzen Adlerflügel als Teil des kaiserlichen Wappens, im dritten einen russischen Mönch (Nestor) und ein aufgeschlagenes Buch, im vierten einen schwarzen Balken mit drei goldenen Sternen, die das Licht symbolisieren, das Schlözer in die russische Annalistik gebracht habe. Die Devise lautet in Anlehnung an Psalm 77.6 und 143.5: „Ich gedenke der alten Zeiten“ („Lěta věčnaja pomjanuchъ“).

[H 30] / [Schatzhaus V 2]

[Schlözers Adelsbrief mit kaiserlichem Siegel]. St. Petersburg, 30. Mai/11. Juni 1804.

SUB Göttingen: Schlözer-Stiftung, Gegenstände, AL I

Mit dem Adelsbrief Schlözers wird dessen Erhebung in den erblichen russischen Adelsstand bestätigt. Das Dokument ist von dem Zaren Alexander I. unterzeichnet.

[H 31]

Schlözer, August Ludwig: [Letzte Handschrift und Feder]. [Göttingen 1809].

SUB Göttingen: Cod. Ms. A. L. Schlözer V, 6

Schlözer starb am 21. September 1809 in Göttingen. Seine letzten Aufzeichnungen sind erhalten geblieben. Es handelt sich dabei um ein Blatt mit Anfragen Schlözers an den Hofprediger seiner Geburtsstadt in Bezug auf den die Jugendzeit betreffenden Teil seiner Autobiographie. Darunter befinden sich nicht entzifferbare Notizen. Erhalten geblieben ist auch Schlözers Schreibfeder.

August Ludwig (von) Schlözers Nachkommen und Russland

Friedrich Hassenstein

Die Verbindung mit Russland, insbesondere mit St. Petersburg, verdankt Göttingen vor allem August Ludwig (von) Schlözer. Dessen Söhne, Enkel und Urenkel haben ebenfalls den Namen Schlözer mit Russland verknüpft. Der Anteil Göttingens an dieser Beziehung verlor zwar bald an Bedeutung, doch im Jahre 1937 erhielt das Thema dadurch einen neuen Akzent, dass Schlözers Urenkel Leopold den größten Teil des Familiennachlasses der Universität Göttingen vermachte. Seitdem wird die „Schlözer-Stiftung“ als geschlossenes Ganzes in der Handschriftenabteilung der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen gehütet¹; einiges aus ihren Schätzen wird in dieser Ausstellung gezeigt.

Die Geschichte der Nachkommen, die den Namen Schlözer weiter mit Russland verbinden, lässt erfreuliche Nachwirkungen von August Ludwigs Schaffen erkennen. Dazu gehören in der Familie tradiertes Wissen, berufliche Engagements und private Freundschaften, und nicht zuletzt Beweise russischer Dankbarkeit, die den Nachkommen zugute kam. Ein Beispiel hierfür ist die Erbllichkeit des Adels, den Zar Alexander I. dem Herausgeber der Nestor-Chronik verliehen hatte. Jedoch beschloss einer von Schlözers Enkeln, Nestor von Schlözer, nach langjähriger Tätigkeit für das Zarenreich, die Bindung der Familie an Russland zu lösen, indem er die Regierung in St. Petersburg bat, seine Söhne aus der russischen Staatsbürgerschaft zu entlassen. Das Interesse am Russischen lud sich bei den Enkeln und Urenkeln nach und nach mit Vorurteilen auf, die in abschätzigen, ja verächtlichen Äußerungen belegt sind. So wandelte sich die Geschichte der Verbindung der Familie Schlözer mit Russland von einer Ruhmes- und Erfolgsgeschichte in die eines Niedergangs, der parallel lief mit dem Verkümmern der deutsch-russischen Wechselseitigkeit, die seit Mitte des 19. Jahrhunderts auf vielen Ebenen zu beobachten war. Um den Überblick über die Nachkommen Schlözers, die den Namen und – je auf ihre Art – die Russlandbeziehungen weitertrugen, zu erleichtern, seien hier die Personen aufgeführt:

August Ludwig (1735-1809)

Tochter: Dorothea, verh. Rodde (1770-1825)

Söhne: Christian (1774-1831), Universitätsprofessor in Moskau und Bonn
Karl (1780-1857), russischer Generalkonsul in Lübeck

1 Vgl. Lück, Conradine: Die Schlözer-Stiftung, in: Mitteilungen des Universitätsbundes Göttingen, 23 (1943), S. 1-32.



Abb. 10 (zu Katalog [J 1])

Die Familie Schlözer

Das von unbekannter Hand auf Glas gemalte Silhouettenbild der Familie Schlözer aus dem Jahr 1784 zeigt von links nach rechts: Christian (10 Jahre), Dorothea (14 Jahre), Ludwig (8 Jahre), Karl (4 Jahre), Elisabeth (1 Jahr), die Mutter Karoline Friederike geb. Roederer und den Vater August Ludwig. Der Patriarch wirkt im Vergleich zu Frau und Tochter nicht gerade stattlich und steht am Bildrand – ein auffälliger Verstoß gegen die hierarchische Ordnung, die auf Familienbildern der Epoche üblich war.

Söhne *Karls*:

- Nestor (1808-1899), russischer Konsul in Stettin
 Kurd (1822-1894), Historiker und preußischer Diplomat, u.a.
 in St. Petersburg

Sohn aus *Nestors* erster Ehe:

Karl Nestor (1839-1906), russischer Obertribunalrat

Söhne aus *Nestors* zweiter Ehe:

- Karl (1854-1916), Diplomat, u.a. in St. Petersburg, Schriftsteller
 Leopold (1859-1946), Offizier und Schriftsteller.

Das bekannteste unter den Kindern August Ludwigs ist das älteste, die Tochter *Dorothea* (1770-1825), die siebzehnjährig zur Doktorin der Philosophie promoviert wurde. Ihr Lebenslauf, in Biographien und Romanen oft erzählt, ist für die Russland-Beziehungen der Familie Schlözer nur in *einer* Hinsicht bemerkenswert. Vor ihrer Heirat mit dem Lübecker Kaufmann Matthias Rodde wurde Dorothea von ihrem Vater als Mitarbeiterin beschäftigt; dieser machte sich die mathematische Ausbildung zu nutze, die seine Tochter im Rahmen des väterlichen Erziehungsexperiments genossen und nach der Doktorprüfung durch Algebra-Studien erweitert hatte.

Die Vorrede zu Schlözers „Münz-, Geld- und Bergwerks-Geschichte des Russischen Kaiserthums vom J. 1700-1789“² benennt mit dankbaren Worten Dorotheas Anteil an diesem Werk: „[...] genaue Berechnungen, Reductionen, und Übersetzungen der Angaben aus der russischen MünzSprache in die uns gewöhnliche [...]. Diese Berechnungen – wol der mühsamste, aber ein unentbehrlicher Teil einer solchen Schrift [...] gehören alle meiner älteren Tochter zu.“ Dorotheas ältester Bruder *Christian* (1774-1831)³ schlug – wie später die anderen Söhne August Ludwigs – den vom Vater vorgesehenen Studien- und Berufsweg ein. Er sollte „Professor“ werden; der Vater titulierte ihn scherzhaft „Beckmann II“. Christian studierte an der Universität seiner Heimatstadt Rechts- und Staatswissenschaften. Mit 21 Jahren wurde er für eine staatsrechtliche Abhandlung mit einem Fakultätspreis ausgezeichnet und ein Jahr später zum Dr. jur. promoviert. Dann aber kehrte er dem Elternhaus den Rücken, um weiterer Bevormundung durch den despotischen Vater zu entgehen.

2 Schlözer, August Ludwig: Münz-, Geld- und Bergwerksgeschichte des russischen Kaiserthums vom J. 1700 bis 1789. Meist aus Urkunden beschrieben, Göttingen 1791, Vorrede.

3 Vgl. Hugelmann, o.V., Christian von Schlözer, in: Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 31, Stuttgart 1902, S. 600-603.

Christian begab sich nach Moskau, immerhin mit väterlichen Empfehlungen ausgestattet, um an der dortigen Universität angestellt zu werden. Nachdem er es abgelehnt hatte, sich an die neu erstehende Universität Dorpat (Tartu) berufen zu lassen, erlangte er im Jahre 1801, also mit 27 Jahren, die angestrebte Moskauer Professur für „Staatwirtschaft“. Drei Jahre darauf wurde August Ludwig zum Dank für seine Nestor-Edition durch die Verleihung des russischen Erbadels geehrt, bat jedoch darum, den Sohn Christian als einziges seiner Kinder von der Erblichkeit auszuschließen. Dieser sei, so argumentierte der Vater, „in der schönsten Lage, sich diese Ehre mit der Zeit durch eigene Verdienste um sein neues Vaterland zu erwerben“⁴.

Die väterliche Bitte fand kein Gehör, und Christian rechtfertigte den Adelstitel auch durch eigene Leistung. In Moskau entstand ein umfangreiches wissenschaftliches Werk, vor allem in Gestalt von Kompendien und Lehrbüchern zum Staatsrecht und zur Nationalökonomie. Sie erschienen in französischer und deutscher Sprache in Moskau und Riga. Christians Schaffen fand Anerkennung; er wurde durch Titel, Orden, Mitgliedschaften und kaiserliche Geschenke geehrt.

In den Jahren 1805 und 1807 hatte Christian seinen Vater bei Besuchen in Göttingen wiedergesehen, und nach dessen Tod im Jahre 1810 weilte er dort ein Vierteljahr, um den Nachlass zu sichten. Was er davon nach Moskau mitnahm, zum Beispiel den größten Teil der wissenschaftlichen Korrespondenz, fiel bis auf einige Reste 1812 den Flammen des großen Stadtbrandes zum Opfer. Christian war nach Wologda geflüchtet. Seine folgenden russischen Jahre waren durch Wohnungswechsel und Geldnöte beeinträchtigt. Sie gehörten vor allem der Arbeit an der umfangreichen Biographie des Vaters „A. L. Schlözers öffentliches und Privatleben [...]“, deren zwei Bände 1828 in Leipzig erschienen⁵.

Im gleichen Jahr beendete Christian seinen über dreißigjährigen Aufenthalt in Russland, um nach Bonn überzusiedeln und in den preußischen Staatsdienst einzutreten. Von den Vorlesungen, die er an der Universität ankündigte, hat er aus Krankheitsgründen nur wenige gehalten. Er war ein bereits wieder „verabschiedeter Extraordinarius“ der Bonner Universität, als er im Jahre 1831 sei-

4 Zitiert nach: Peters, Martin: *Altes Reich und Europa. Der Historiker, Statistiker und Publizist August Ludwig (v.) Schlözer*, Münster - Hamburg - London 2003, S. 426.

5 [Schlözer, Christian von:] *August Ludwig von Schlözers öffentliches und Privatleben aus Originalurkunden und, mit wörtlicher Beifügung mehrerer dieser letzteren, vollständig beschrieben von dessen ältestem Sohne Christian von Schlözer*, 2 Bde., Leipzig 1828.

nem Leiden erlag. Christians Lehren, Forschen und Schreiben hatten nur zu einem kleinen Teil der Wahlheimat Russland gegolten. Immerhin findet sich unter seinen Schriften eine in russischer Sprache über den „Ursprung der Slawen überhaupt und insbesondere der russischen Slawen“ (Moskau 1818)⁶. Christian ist also, wie später seine Neffen Nestor und Kurd, den Spuren August Ludwigs gefolgt, indem er einen Beitrag zur russischen Frühgeschichte lieferte.

Merkwürdig sind eine Broschüre und ein darin angekündigtes Projekt aus Christians letztem Lebensjahr. Der Autor bekundet die Absicht, ein breites Publikum mit Geschichte und Gegenwart Russlands bekannt zu machen. Das dreißigseitige Heft „Der Russe und der Pole. Eine ethnographisch-historische Skizze“⁷ bietet, was „den Russen“ betrifft, nicht mehr als die Abbildung eines Bauern mit einer „Erklärung“ auf drei Druckseiten. Darin wird dem „gemeinen russischen Volk“ „ein hoher Grad von Verschmitztheit“ bescheinigt und zu seinem äußeren Erscheinungsbild erklärt, dass es die „Vermischung der riesenhaften Norrmänner mit den kleinen, aber gleichfalls nervichten Slawen beurkundet“⁸. Als Ergebnis eines jahrzehntelangen Gelehrtenaseins in Russland sind solche Zuschreibungen befremdlich.

Auf den Schlussseiten des Heftes findet der Leser die umständliche Aufforderung zur Subskription eines aus Einzelheften bestehenden Werkes, das zu ergänzen und zu berichtigen verspricht, was in den „bisher in Deutschland erschienenen Konversations-Lexika“ über Russland berichtet wird. Da unter den vielen angekündigten Themen die „Hauptstädte“ des russischen Reiches genannt werden, war gewiss auch ein Heft über St. Petersburg vorgesehen, das in Christians Biographie als Schauplatz keine Rolle spielt. Das Göttinger Schlözer-Archiv bewahrt über 200 handschriftliche Quartblätter mit Vorarbeiten zu dem Russland-Projekt, die noch der Auswertung harren.

Dorotheas Lieblingsbruder war und blieb bis zu ihrem Lebensende der zehnjährige jüngere *Karl* (1780-1859)⁹. Für ihn sah der Vater den Beruf des „Banquiers“ vor. Er gab ihm den Kosenamen „Neckerchen“, der auf den französischen Finanzminister Necker anspielte. Nach seinem Schulbesuch in Eisleben und

6 Schlözer, Christian von: Über den Ursprung der Slawen überhaupt und insbesondere der russischen Slawen, Moskau 1810. (In russischer Sprache).

7 Schlözer, Christian von: Der Russe und der Pole. Eine ethnographisch-historische Skizze. Mit Beifügung von drei Steinabdrücken, Köln 1831.

8 Ebd., S. 5 und 6.

9 Vgl. Hassenstein, Friedrich: Karl von Schlözer, in: Lübecker Lebensläufe, hrsg. von Alken Bruns, Neumünster 1993, S. 342-346. Diese Darstellung stützt sich auf: [Schlözer, Nestor von:] Karl von Schlözer. Eine Lebensskizze entworfen von seinem ältesten Sohne Nestor, Stettin 1859. (Faksimiledruck).

Gotha wurde der Siebzehnjährige nach Lübeck geschickt, um die Kaufmannslehre anzutreten. Er ging nicht bei seinem Schwager, Dorotheas Ehemann Matthias Rodde, in Logis und Lehre, sondern bevorzugte ein weniger prominentes Kontor. Dort war Karl zufrieden und sträubte sich, dem Befehl des Vaters zu folgen, nach Göttingen zurückzukehren und an der Universität zu studieren. Die berufliche Praxis war ihm wichtiger als ein „gelehrter Kaufmann“ zu werden. Der Vater beklagte das Scheitern seines Erziehungsplans und entzog seinem Jüngsten jegliche Unterstützung.

Nach dem Abschluss seiner Lehrzeit trat Karl, nunmehr 21 Jahre alt, in das Geschäft seines Schwagers ein, ohne jedoch dessen Kompagnon zu werden. Vielmehr streckte ihm Rodde so viel Geld vor, dass er sich 1804 selbstständig machen konnte. August Ludwig war inzwischen nobilitiert worden, so dass auch Karl dem russischen Adel angehörte, als er im Jahre 1806 Riga, Reval (Tallinn), St. Petersburg und Moskau besuchte, um Geschäfte abzuschließen. Als einem Sohn seines Vaters standen ihm die Türen offen. Mit Aufträgen reich versehen, kehrte er ein halbes Jahr später nach Lübeck zurück.

Das folgende Jahr bescherte Karl eine reiche Heirat, aber auch wirtschaftlichen Niedergang, da Lübeck unter französische Herrschaft geraten war. Napoleons Handelspolitik und die Kontinentalsperre ruinierten Lübecks Seehandel. So fiel dem jungen Kaufmann ein schwieriges Amt zu, als er nach dem Tode des russischen Generalkonsuls 1810 zum Vizekonsul ernannt wurde und alle konsularischen Aufgaben übernehmen musste. Der Umstand, dass Karl zugleich Lübecker Bürger und Untertan des Zaren war, stimmte den Senat und erst recht die französische Besatzungsmacht misstrauisch. Karl vertrat die russischen Interessen mit Nachdruck, was ihm bei den Franzosen den Spitznamen „consul cosaque“ eintrug.

Nachdem Napoleon in Russland geschlagen und Lübeck russisch, dann aber noch einmal französisch besetzt worden war, zwang die Lage den Konsul für ein halbes Jahr in die Emigration. Dem russisch-preußischen Verwaltungsrat, einer Art Besatzungsbehörde, verpflichtet, hielt sich Karl in Mecklenburg und einige Wochen in Berlin auf, bevor er zur Jahreswende 1813/14 in seine Heimatstadt zurückkehren konnte. Hier fand er sein Haus geplündert vor; die Franzosen hatten es, allerdings ohne Erfolg, versteigern lassen wollen.

Nun amtierte Karl wieder als russischer Vizekonsul. Sein opferbereiter Einsatz wurde in St. Petersburg gewürdigt: Ihm wurde die Wladimir-Medaille zweiter Klasse verliehen. Die konsularische Tätigkeit erhielt neue Akzente. Nach dem kriegsbedingten Verlust früherer Absatzmärkte konzentrierte sich Lübecks Seehandel auf das von Russland erworbene Finnland. Da der neu ernannte russische Generalkonsul selten präsent war, musste Karl in eigener Verantwortung tätig sein, und als jener 1820 der Hansestadt endgültig den

Rücken kehrte, wurde der bisherige Vizekonsul zum „beamteten Konsul mit Gehalt“ befördert.

Die Loyalitätskonflikte, die das Amt mit sich brachte, verschärften sich, als im Jahre 1829 die Post- und Passagier-Dampfschiffahrt zwischen St. Petersburg und Lübeck eröffnet wurde. Die neue „Dampfbootkompagnie“ mit ihren drei russischen Schiffen war zwar eine Gründung des St. Petersburger Bank- und Handelshauses Stieglitz, unterhielt aber ihre Aktionäre je zur Hälfte in der russischen Hauptstadt und in Lübeck. Karl hatte als Bevollmächtigter des St. Petersburger Comités in Lübeck die russischen Interessen zu vertreten. Während des russisch-türkischen Krieges 1828/29 und erst recht des polnischen Aufstandes 1830/31 sympathisierten in Lübeck Senat und Bürger mit den Gegnern Russlands, so dass dessen Konsul in seiner Heimatstadt angefeindet wurde. Zeitweilig vermied er sogar den sonst täglichen Gang zur Börse.

Zu einem ernsten Konflikt zwischen Lübeck und St. Petersburg kam es, als der Senat wegen der in Russland grassierenden Cholera über den vor Travemünde ankernden Dampfer „Alexander I.“ eine Quarantäne verhängte, durch die auch der Kurier der russischen Regierung festgehalten wurde, der eilige Post für einige europäische Hauptstädte mit sich führte. Die gesamte Korrespondenz zwischen dem russischen Kabinett und den Regierungen in Mittel- und Westeuropa ging damals durch die Hände des russischen Konsuls in Lübeck.

Zur Überwindung der Krise trug vornehmlich eine außenpolitische Rücksicht bei. Der Lübecker Senat war auf diplomatische Fürsprache aus St. Petersburg angewiesen, als er wegen der Kanal- und Straßenverbindung zwischen den Hansestädten Lübeck und Hamburg mit der dänischen Regierung zu verhandeln hatte. Doch nicht nur auf solcher, sondern auch auf niedrigerer Konfliktebene war der Konsul gefordert. So musste er, manchmal sogar handgreiflich „mit dem Kantschu“¹⁰, strafen und schlichten, wenn Matrosen der russischen Schiffe im Hafen oder auf den Straßen der Stadt über die Stränge schlugen.

Ein weiteres, wiederum ganz anders geartetes Tätigkeitsfeld erwuchs dem inzwischen zum Generalkonsul beförderten Karl von Schlözer daraus, dass der ehemalige russische Reichskanzler und jetzige Wissenschaftsmäzen Graf Nikolai Rumjanzew (Nikolaj Rumjancev) (1754-1826) in Lübeck Hilfe bei der Erforschung der frühen russischen Handelsgeschichte anforderte. Karl erkämpfte sich vom Senat die Genehmigung, im Lübecker Archiv einschlägige Urkunden einzusehen und für Rumjanzew Faksimiles herstellen zu lassen. Diese Aufgabe ermunterte ihn zu eigenen Studien über Lübecks alte Beziehungen zu Nowgorod. So folgte er, auch wenn er außer Zeitungsartikeln nichts drucken ließ, wie sein Bruder und später seine Söhne den Spuren August Ludwigs.

10 Ebd., S. 176.

Wenn Karl von seinen konsularischen Pflichten und seinen kaufmännischen Geschäften Erholung suchte, widmete er sich seinen musikalischen Neigungen. Viele Jahre lang stand er als Konzertorganisor, Pianist und Komponist im Zentrum des Lübecker Musiklebens. Ein Höhepunkt seiner musikalischen Laufbahn war das Lob Goethes für eine Vertonung des „Erlkönigs“, die Karl ihm zugesandt hatte¹¹. Auch diese Ehre scheint mit St. Petersburg zu tun gehabt zu haben. Goethes Anerkennung, die z. B. Franz Schubert versagt blieb, beruhte vermutlich darauf, dass der Dichter auf die Gefälligkeit des russischen Konsuls in Lübeck angewiesen war, wenn zwischen den mineralogischen Gesellschaften in Jena und St. Petersburg der Austausch von Kisten mit Gesteinsproben funktionieren sollte. Karl war Mitglied beider Gesellschaften.

Seit 1831 war dem Konsul der eigene Sohn, Nestor, als Attaché beigeesellt. Dieser wurde als russischer Beamter des öfteren in die Hauptstadt beordert. Im Herbst 1835 reiste er gemeinsam mit dem Vater nach St. Petersburg. Karl hat anschaulich und amüsant über den Besuch berichtet¹². Zar Nikolai I. überschüttete seinen Gast als bewährten Repräsentanten seines Reiches in Lübeck und Träger eines großen Namens mit so vielen Gunstbeweisen, dass es bei Hofe Aufsehen gab. Karl war zur Privataudienz, zur Teilnahme am Namensfest im Winterpalais, zum Neujahrssouper in der Eremitage und sogar zu einem kaiserlichen Familienereignis, dem „Bohnenfest“, eingeladen. Nikolai I. fragte seinen Konsul mit gespielter Ernst, ob er nicht in Lübeck eine Rebellion auslösen und sich mit russischer Hilfe zum König Karl I. von Lübeck krönen lassen wolle¹³. Karl hatte nicht nur Gelegenheit, am höfischen Treiben teilzunehmen, sondern auch zu Gesprächen mit Leitfiguren der russischen Politik, Finanzwirtschaft und Literatur: dem Außenminister und Vizekanzler Graf Karl Robert Nesselrode (1780-1862), dem Bankier Baron Ludwig Stieglitz (1778-1843) und dem Dichter und Prinzenerzieher Wassili Shukowski (Vasilij Žukovskij) (1783-1852). Über den Inhalt dieser Gespräche erfährt der Leser leider nur wenig.

Im Jahre 1844 führte die fortschreitende Modernisierung des alten Europa zu einem Einschnitt in Karls konsularisches Dasein. Der Bau der Eisenbahn von Berlin nach Stettin hatte die Folge, dass eine Post-Dampfschiffahrtlinie zwi-

11 Goethe, Johann Wolfgang von: Werke. Hrsg. im Auftrag der Großherzogin Sophie von Sachsen, Abth. IV: Briefe, Weimar 1905, Bd. 31, S. 197 und Bd. 33, S. 175f.

12 Abdruck des Berichts in: Schlözer, Leopold von: Aus der Jugendzeit, Dresden 1938, S. 68-114, und in: Schlözer, Karl sen. – Kurd-Karl jun. von: Petersburger Briefe. An drei Zarenhöfen 1835-1836, 1857-1862, 1886, hrsg. von Hans Rothe, (Deutsche Bibliothek des Ostens), München 1997, S. 5-45.

13 Ebd., S. 82 bzw. S. 24f.

schen St. Petersburg und Stettin eröffnet wurde. Diese ließ den Verkehr zwischen der russischen Hauptstadt und Lübeck so sehr schrumpfen, dass es für den Konsul nicht mehr viel zu tun gab. Mit dem wichtigeren Posten des russischen Konsuls in Stettin wurde Karls Sohn Nestor betraut, und so konnte Karl mit der neuen Situation zufrieden sein. Er hatte nun mehr Zeit für seine Neigungen und auch dafür, dem Andenken seines Vaters August Ludwig zu dienen.

So verteidigte Karl von Schlözer 1846 seinen Vater in einer Flugschrift „Zur Ehrenrettung Schlözers, des Historikers und Publicisten“¹⁴ gegen den prominenten Historiker Christoph Friedrich Schlosser (1776-1861), der seinem einstigen Göttinger Lehrer unterstellt hatte, von der russischen Regierung bestochen gewesen zu sein. Neun Jahre später stiftete Karl der Lübecker Stadtbibliothek einen kostbaren Schrank, von einer Büste August Ludwigs gekrönt, als „Schlözer-Denkmal“¹⁵. Die darin untergebrachte Sammlung seiner Werke ist im Zweiten Weltkrieg verbrannt. Eigentlich hatte Karl das „Denk-Mal“ in Göttingen aufstellen wollen, ließ aber davon ab, als er in Göttingen keine Grabstätte des Vaters finden konnte – nur 40 Jahre nach dessen Tod!

Ein letztes Mal klopfte die große Politik an die Pforte des russischen Konsulats in Lübeck, als während des Krimkrieges feindliche Kriegsschiffe die russischen Ostseehäfen blockierten. Die Krise dauerte nicht lange und scheint den alten Herrn nicht mehr sonderlich erregt zu haben. Die letzte größere Ehrung kam 1857 für ihn weder aus St. Petersburg noch aus Lübeck, sondern aus Göttingen: die Ehrendoktorwürde der Juristischen Fakultät. Zwei Jahre darauf wurde Karl von Schlözer in Lübeck zu Grabe getragen. Die Vorortsiedlung Karlishof erinnert dort noch heute an seinen Namen.

August Ludwig *Nestor* von Schlözer (1808-1899)¹⁶ hatte schon durch die Namen, auf die ihn sein Vater Karl taufen ließ, symbolisch den Auftrag erhalten, das großväterliche Erbe zu pflegen. Aber auch Zar Alexander I. sorgte dafür, dass der Name Schlözer mit Russland verbunden blieb. Auf seinen Befehl wurde Nestor bereits als Siebenjähriger zum russischen Beamten ernannt. Sein Titel war „Aktuar im St. Petersburger Collège des Affaires Etrangères“, und damit gehörte er zur 14. Rangklasse. Auf dem Lübecker Gymnasium blieb

14 Schlözer, Karl von: Zur Ehrenrettung Schlözers, des Historikers und Publicisten, Lübeck 1846. Die Schrift bezieht sich auf: Schlosser, Friedrich Christian: Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts und des neunzehnten bis zum Sturz des französischen Kaiserreichs, Bd. 3, Heidelberg 1843, S. 235.

15 [Zeitgenössischer Bericht:] Das Denkmal August Ludwig von Schlözers auf der Stadt-Bibliothek zu Lübeck, in: Illustrierte Zeitung, Leipzig, 14. April 1855.

16 Vgl. Hassenstein, Friedrich: August Ludwig Nestor von Schlözer, in: wie Anm. 9, S. 351-353.

Nestor zu Gunsten des russischen Privatunterrichts vom Griechischen dispensiert. 1827 beorderte ihn die Regierung zur Vorbereitung auf den Staatsdienst nach St. Petersburg. Dort war er als Schlözer-Spross in prominenten Familien ein willkommener Gast, doch zuerst musste er ein Vierteljahr auf dem Lande bei einem Popen wohnen, um sein Russisch zu vervollkommenen.

Die nächste Stufe in Nestors Laufbahn waren einige Semester an der Universität Dorpat (Tartu). Er studierte dort Rechts- und Staatswissenschaften mit dem Schwerpunkt See- und Handelsrecht. Weil Nestor bereits Beamter war, wurde er nicht immatrikuliert, durfte also auch kein Examen ablegen. Als 1830 in Teilen Russlands die Cholera ausbrach, wurde die Universität Dorpat (Tartu) geschlossen. Nestor nahm die Gelegenheit wahr, über St. Petersburg nach Lübeck zurückzukehren. Er trat als Attaché in den Dienst des russischen Konsuls, also seines Vaters. Um sich jedoch weiterhin für eine Karriere in der Hauptstadt zu empfehlen, verfasste Nestor zwei Schriften, die dem russischen Außenminister Graf Nesselrode zugeleitet wurden. Die Abhandlung „Der Aufstand der Polen im Jahr 1830 mit Rücksicht auf die früheren Zeiten“¹⁷ ist eher ein polenfeindliches Pamphlet als eine wissenschaftliche Arbeit; gedruckt wurde sie nicht. Nestors zweite Schrift galt entsprechend der Familientradition der älteren russischen Geschichte. „Das Pskowische Höhlen-Kloster. Geschichtlich dargestellt“¹⁸ erschien als Privatdruck.

Dreizehn Jahre lang war Nestor abwechselnd in Lübeck und in St. Petersburg beschäftigt. Zweimal ordnete ihn das Außenministerium für einige Zeit an die Gesandtschaft bei den Hansestädten in Hamburg ab. Kurierreisen führten ihn nach Berlin, Wien, Kopenhagen und London. Doch der offizielle Übertritt in den diplomatischen Dienst, den ihm sein Gönner Graf Nesselrode nahe legte, lockte Nestor nicht. Er zog den konsularischen vor, und so erhielt er den Posten des russischen Konsuls in Stettin, als 1844 die Post-Dampfschiffahrt zwischen St. Petersburg und Stettin eröffnet wurde. Wie wichtig der russischen Regierung dieser Standort war, zeigte sich daran, dass mit Nestor kein kaufmännischer, sondern ein beamteter Konsul eingesetzt wurde.

Vierzehn Jahre lang hatte Nestor für die Expedition der Schiffe zu sorgen, aber auch Pässe zu prüfen und in den unruhigen Jahren, wenn ein Reisender politisch verdächtig schien, das Visum zu verweigern. Nestors konsularische Korrespondenz, soweit sie erhalten blieb, spiegelt auch russisch-deutsche Kultur-

17 [Schlözer, Nestor von:] Der Aufstand der Polen im Jahr 1830 mit Rückblick auf frühere Zeiten, von Aug. Ludw. Nestor von Schlözer, Lübeck im Mai 1832 (Manuskript).

18 [Schlözer, Nestor von:] Das Pskowische Höhlen-Kloster. Geschichtlich dargestellt von Aug. Ludw. Nestor von Schlözer, Lübeck den 1. Juli 1832.

kontakte wider, etwa wenn es um des Dichters Shukowski Übersiedlung nach Deutschland ging oder um Leo von Klenzes Bautätigkeit an der Eremitage. Als 1859 die Eisenbahnverbindung zwischen Berlin und St. Petersburg eröffnet wurde, verlor nach der Lübecker nun auch die Stettiner Post-Dampfschiffahrt ihre Bedeutung. Für Nestor war das der Anlass, bei der russischen Regierung um Entlassung aus dem Staatsdienst nachzusuchen. Der Antrag hatte Erfolg. Nestor empfing bis zu seinem Tode aus St. Petersburg eine Pension, die ihm ein sorgenfreies Leben in Deutschland ermöglichte. Russland wurde ihm immer fremder. Seinem Antrag, die Söhne Karl und Leopold aus dem russischen Untertanenverhältnis zu entlassen, wurde 1873 in St. Petersburg stattgegeben. Als Nestor von Schlözer 1899 hochbetagt in Dresden starb, stand auf der Anzeige immerhin noch: „Kaiserlich Russischer Wirklicher Staatsrat“.

Nestor von Schlözer hatte zwei Schwestern und einen um 14 Jahre jüngeren Bruder, Konrad Nestor, später *Kurd* von Schlözer (1822-1894)¹⁹. Vater Karl vermisste bei seinem vielseitig interessierten, lebenslustigen Jüngsten die nötige Zielstrebigkeit und ahnte nicht, dass dieser dem Namen Schlözer einst zu einer Popularität verhelfen würde, die er vorher nie besessen hatte. Nach dem Besuch des Lübecker Gymnasiums studierte Kurd in Göttingen und Berlin Orientalistik und Geschichte. Seine Doktorarbeit galt einem alt-arabischen Reisebericht. Kurd folgte weder dem Wunsch des Vaters, die wissenschaftliche Laufbahn einzuschlagen, noch dem Beispiel seines Bruders, in russische Dienste zu treten.

Immerhin blieb Kurd als junger Privatgelehrter der Russland-Tradition der Familie insofern treu, als er in seinen ersten Veröffentlichungen altrussische Themen abhandelte. In Paris, wo er Archivstudien betrieben hatte, publizierte er 1846 in französischer Sprache eine Abhandlung über die frühesten Bewohner Russlands²⁰ und ein Jahr darauf in Berlin „Russlands älteste Beziehungen zu Skandinavien und Constantinopel“²¹. Beide Arbeiten sind als wissenschaftliche Leistungen beachtlich.

Was Kurd lockte, war eine Diplomatenlaufbahn in Preußen. Ohne die einschlägigen Prüfungen abgelegt zu haben, gelang es ihm 1850 im Berliner Auswärtigen Amt als „Geheimer expedierender Sekretär“ beschäftigt zu werden.

19 Vgl. Curtius, Paul: *Kurd von Schlözer. Ein Lebensbild*, Berlin 1912, und: Hassenstein, Friedrich: *Kurd von Schlözer*, in: *Zeitschrift für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde*, 74 (1994), S. 209-224.

20 Schlözer, Kurd von: *Les Premiers Habitants de la Russie: Finnois, Slaves, Scythes et Grecs. Essai Historique et Géographique*, Paris 1846.

21 Schlözer, Kurd von: *Russlands älteste Beziehungen zu Scandinavien und Constantinopel*, Berlin 1847.

Diesen Erfolg verdankte er nicht nur seinen guten Beziehungen, sondern auch dem Ruf, den er inzwischen als historischer Schriftsteller erworben hatte. Eines seiner Werke betraf, wenn auch nur am Rande, noch einmal die Geschichte Russlands: eine dreibändige Darstellung der Geschichte des Ostseeraums vom 12. bis zum 16. Jahrhundert²².

Die eigentlich „russische“ Epoche in Kurds Biographie begann im Jahre 1857. Er wurde nach St. Petersburg an die preußische Gesandtschaft versetzt und bald vom Attaché zum Zweiten Sekretär befördert. Seiner Neigung, in Archiven nach interessanten Quellen zu suchen, frönte er auch in der russischen Hauptstadt. Auf Pariser, Berliner und St. Petersburger Recherchen beruht Kurds Monographie „Friedrich der Große und Katharina die Zweite“, die 1859 als 278 Seiten starker Band in Berlin erschien²³. Sie behandelt vornehmlich die Vorgeschichte der ersten Teilung Polens. In Russland erregte das Buch Anstoß und wurde verboten. Es war das letzte aus Kurds Feder. Es heißt, der Tod des Vaters habe ihn von dem Gefühl befreit, zum Bücherschreiben verpflichtet zu sein. Er konnte nicht voraussehen, dass im 20. Jahrhundert fünf Bände mit seinen Briefen erscheinen und eine Zeitlang eine breite Leserschaft finden würden. Einer dieser Bände enthält Kurds „Petersburger Briefe“²⁴. Wie allen Schlözers standen dem jungen Diplomaten in St. Petersburg viele Türen offen. Mitglieder der kaiserlichen Familie und des politisch einflussreichen Hochadels erwiesen ihm ihre Gunst. Wie sein Bruder Nestor war Kurd in der Bankiersfamilie Stieglitz wie zu Hause. Baron Alexander, der Sohn des Gründers der Dampfschiffahrtlinie St. Petersburg-Lübeck, galt als „russischer Rothschild“ und hatte während des Krimkrieges die Auslandskredite beschafft, die Russland vor dem Staatsbankrott bewahrten. Später wurde er Direktor der russischen Reichsbank. Bei solchen Bekanntschaften war es für Kurd nicht schwierig, tiefen Einblick in die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse des Zarenreichs zu gewinnen.

Kurds Petersburger Jahre waren die der Folgen des verlorenen Krieges und der unsicheren Reformpolitik des neuen Zaren Alexander II. So befassten sich

22 Schlözer, Kurd von: Livland und die Anfänge des deutschen Lebens im baltischen Norden, Berlin 1850; ders.: Die Hansa und der deutsche Ritterorden in den Ostseeländern, Berlin 1851; ders.: Verfall und Untergang der Hansa und des deutschen Ordens in den Ostseeländern, Berlin 1853.

23 Schlözer, Kurd von: Friedrich der Große und Katharina die Zweite, Berlin 1859.

24 Schlözer, Kurd von: Petersburger Briefe 1857-1862 nebst einem Anhang Briefe aus Berlin – Kopenhagen 1862-1864 und einer Anlage: Katharina II. und ihre Denkwürdigkeiten, hrsg. von Leopold von Schlözer, Stuttgart und Berlin 1921 (u.ö.).

Kurds Briefe immer wieder mit der Bauernbefreiung. Kurds Scharfblick und Weitsicht waren durch seine konservative, auch monarchistische Einstellung kaum beeinträchtigt²⁵. So schrieb er am 5. April 1861: „Kein Despot kann ein Land glücklich machen, das seine Vorfahren unglücklich gemacht haben. Die Spuren jahrhundertalter Unterdrückungen können nicht durch ein kaiserliches Dekret ausgelöscht werden. Das ist die Tragik Alexanders II.“²⁶ Mehr noch als den Briefen wäre Kurds nach Berlin geschickten Gesandtschaftsberichten zu entnehmen, doch diese sind bis heute zum größten Teil ungedruckt. Ein Text, der publiziert worden ist²⁷, dokumentiert zum Beispiel Kurds Erkenntnis, dass damals in Russland konstitutionelle Bestrebungen keineswegs fortschrittlichen Gesinnungen entstammen mussten: Die Grundbesitzer wollten die Reformen der Regierung mit Hilfe einer Verfassung blockieren.

Neben den Impressionen und Analysen zur allgemeinen Situation, zu der auch das Schwinden des deutschen Einflusses gehörte, finden sich in Kurds Briefen muntere Schilderungen des Hof- und Gesellschaftslebens, vor allem aber Ausführungen zu einem großen Thema: Bismarck. Kurd arbeitete ja unter diesem als dem preußischen Gesandten. Er bot seinem Chef in erstaunlichem Maße die Stirn, wenn dieser seinem hanseatisch geprägten Selbstbewusstsein zu nahe trat. Nach langwierigen Reibereien, die vorübergehend in offene Feindschaft auszuarten drohten, entstand schließlich doch ein Verhältnis wechselseitigen Respekts und Vertrauens. Bismarck schrieb nach Berlin: „Seine Tüchtigkeit und Pflichttreue haben mich entwaffnet“.²⁸ Obwohl in St. Petersburg ausgetragen, gehört die Geschichte der Beziehung zwischen Kurd und dem späteren „Eisernen Kanzler“ nicht zum Thema „Die Schlözers und Russland“. Das gilt erst recht für Kurds weitere Laufbahn, die darin gipfelte, dass er als preußischer Gesandter am Vatikan den „Kulturkampf“ mit der Römischen Kirche beenden half. Kurz danach entlassen, starb der populäre Diplomat im Jahre 1894 als preußischer (nicht etwa russischer) „Wirklicher Geheimer Rat und Excellenz“ und Träger höchster preußischer und päpstlicher Orden (davon aber keiner aus Russland).

25 Vgl. Kopelew, Lew: Von der Jahrhundertwende bis zur Reichsgründung = Einleitung und historische Einführung in: Russen und Russland in deutscher Sicht, 19. Jahrhundert, (West-Östliche Spiegelungen, Reihe A, Bd. 3), hrsg. von Mechthild Keller, München 1992, S. 11-82, insbes. S. 71-79.

26 Wie Anm. 24, S. 204.

27 Schlözer, Kurd von: Politische Berichte aus Petersburg (1861), in: Preußische Jahrbücher, 219 (1930), S. 1-27.

28 Bismarck, Otto von: Die gesammelten Werke. Bd. 3, hrsg. von H. v. Petersdorff, Berlin 1925, S. 259.

Im Gegensatz zu seinem Bruder Kurd war Nestor von Schlözer zweimal verheiratet und hatte sieben Kinder, fünf aus der ersten und zwei aus der zweiten Ehe. Das älteste aus der ersten, die 1846 mit dem frühen Tod der Gattin endete, war ein Sohn *Karl Nestor* (1839-1906), der sich ganz dem russischen Reich verschrieb. Über seine Biographie ist in der Familie nur wenig überliefert. Man weiß, dass er als angesehener Jurist in Witebsk und später in Lublin tätig war. Seine Todesanzeige nennt den Titel „Kaiserlicher Russischer Staatsrat und Obertribunalrat“. Über Nachkommen ist nichts bekannt. Eine russische Familie „de Schloezer“, zu welcher ein in Witebsk geborener Boris de Schloezer (1881-1967) gehört, der als Musikwissenschaftler und Schwager des Komponisten Alexander Skrjabin (Aleksandr Skrjabin) bekannt wurde, ist offenbar nicht verwandt.

Seine zweite Ehe schloss Nestor von Schlözer 1852 mit einer jungen Deutschen, die er im St. Petersburger Bankhaus Stieglitz als Gesellschafterin kennen gelernt hatte. Louise, geborene Freiin von Meyern-Hohenberg, gebar ihm zwei Söhne, die letzten Herren von Schlözer. Der ältere, *Karl* (1854-1916), folgte dem Vorbild seines Onkels Kurd und wurde Diplomat im Dienst des Deutschen Reiches. Auch er starb als „Kaiserlicher Wirklicher Geheimer Rat und Gesandter a.D“. Und auch in seiner Biographie gab es eine russische Epoche, allerdings von kurzer Dauer.

Am Anfang seiner Karriere, im Jahr 1886, wurde Karl für ein halbes Jahr der deutschen Gesandtschaft in St. Petersburg zugeteilt. Wie sein Onkel fand er dank seiner Herkunft und seiner Beziehungen ungeachtet seines niedrigen Dienstranges Zugang zum Hofleben, und wie er hat er seine Erlebnisse in „Petersburger Briefen“ beschrieben. Auszüge daraus hat sein Bruder Leopold in einem Erinnerungsbuch „Menschen und Landschaften“²⁹ publiziert. In den Briefen finden sich neben Hofklatsch und Reiseabenteuern auch nachdenkliche Töne: „Zwischen Europa und Asien liegt Russland: eine Welt für sich. Man sollte unsern Nachbarn nicht nur von der hellen Westseite des Verstandes, sondern auch vom Osten aus zu begreifen versuchen“.³⁰ Karl jun. war nicht nur Diplomat, sondern auch Autor längst vergessener, oft nur als Privatdruck erschienener Gedichte, Novellen und Bühnenstücke. Ein unter Pseudonym ohne Jahresangabe gedrucktes Dramolett heißt „In der Steppe“ und trägt den Untertitel „Russisches Bild“³¹. Als einzige poetische Frucht der Schlözerschen Russlandtradition, die im Druck erschienen ist, weckt das Stück Interesse. Als Vorbild

29 Schlözer, Karl von: Menschen und Landschaften. Aus dem Skizzenbuch eines Diplomaten, hrsg. von Leopold von Schlözer, Stuttgart / Berlin / Leipzig 1926.

30 Ebd., S. 125.

31 [Schlözer, Karl von:] In der Steppe. Russisches Bild von Eber Hart, Bonn o. J.

des Stoffes schimmert Alexander Puschkins (Aleksandr Puškins) „Postmeister“ („Stancionnyj smotritel'“) durch. Schon die erste Seite des Textes mit der ausführlichen Beschreibung des Schauplatzes und der auftretenden Personen bietet einen Katalog deutscher Klischeevorstellungen über Russland und „den“ Russen: „[...] rundes Gesicht mit Stupsnase und listigen Schweinsaugen [...]“. Das Stück verdient, obwohl es von einem Schlözer stammt, in Vergessenheit zu bleiben.

Mit *Leopold* (1859-1946), Karls jüngerem Bruder, starb der Letzte des Geschlechts. Mit Göttingen ist er insofern verbunden, als ihm die Universitätsbibliothek die Schlözer-Stiftung verdankt. Leopold war Husarenoffizier und vielseitiger Schriftsteller. Als Biograph seiner Großtante Dorothea³² sowie als Herausgeber von Briefen seines Onkels Kurd – auch der Petersburger – und seines Bruders Karl hat er sich um das Andenken seiner Familie verdient gemacht. Historisch-philologischen Ansprüchen werden die Editionen allerdings nicht gerecht.

In seinem autobiographischen Buch „Aus der Jugendzeit“³³ hat Leopold den Bericht seines Großvaters Karl über den Besuch am Zarenhof 1835 und manches andere aus der Familiengeschichte für die Nachwelt festgehalten. Im selben Buch finden sich aber auch Passagen über Russland und „den“ Russen, in denen die Schlözersche Tradition dem Zeitgeist (1938) geopfert wird. Aus Thesen wie solchen, dass „dem Russen das Leiden höchste Tugend“ sei, leitet der Autor seine Diagnose ab: „Den Schlußstein bildet Rußlands Unterwerfung unter das Judentum. Die noch schlummernde russische Kinderseele soll durch verтарntes Untermenschentum verdorben, ermordet werden. Heute ist das Riesereich ein Leichenfeld, aus dem die Geister der Vernichtung emporsteigen.“³⁴

Zur Russland-Tradition der Familie schreibt Leopold, auf seinen Urgroßvater August Ludwig zurückblickend: „Durch diesen damals für Rußland berühmtesten Gelehrten wurde die Verbindung seiner Familie mit dem Zarenreich begründet. Mochten aber auch einzelne Nachkommen dort angesehene Stellen einnehmen, schwäbisch-niederdeutsches Blut bewahrt seine starke Eigenart. Das emporwachsende Deutschland nahm seine Söhne wieder zu sich.“³⁵ So fand die Geschichte „August Ludwig Schlözers Nachkommen und Russland“ mit dem Urenkel Leopold nicht nur genealogisch ihr Ende.

32 Schlözer, Leopold von: Dorothea von Schlözer. Der philosophische Doctor. Ein deutsches Frauenleben um die Jahrhundertwende 1770-1825, Berlin und Leipzig 1922. Neuauflage (mit gekürztem Titel) Göttingen 1937.

33 Schlözer, Leopold von: Aus der Jugendzeit, Dresden 1938.

34 Ebd., S. 91 und S. 113.

35 Ebd., S. 68.

Exponate

Friedrich Hassenstein, Silke Glitsch

[J 1]

[Die Familie Schlözer].

Malerei auf Glas, gerahmt, 495 x 335 mm

SUB Göttingen: Schlözer-Stiftung, Bilder, AL 128

Das von unbekannter Hand auf Glas gemalte Silhouettenbild („silhouette sur verre“) der Familie Schlözer aus dem Jahr 1784 zeigt von links nach rechts: Christian (10 Jahre), Dorothea (14 Jahre), Ludwig (8 Jahre), Karl (4 Jahre), Elisabeth (1 Jahr), die Mutter Karoline Friederike geb. Roederer und den Vater August Ludwig. Der Patriarch wirkt im Vergleich zu Frau und Tochter nicht gerade stattlich und steht am Bildrand – ein auffälliger Verstoß gegen die hierarchische Ordnung, die auf Familienbildern der Epoche üblich war.

[J 2]

Schlözer, August Ludwig: Münz-, Geld- und Bergwerksgeschichte des russischen Kaiserthums vom J. 1700 bis 1789. Meist aus Urkunden beschrieben. Göttingen 1791.

SUB Göttingen: 8° H. Russ. 204/33

Schlözers durch ihre Doktorpromotion berühmte Tochter Dorothea (1770-1825) verbrachte zwischen ihrer akademischen Prüfung und Ehrung (1787) und ihrer Heirat (1792) noch fünf Jahre im Göttinger Elternhaus und betrieb weitere Studien, so auch der Algebra. In den letzten Jahren assistierte sie ihrem Vater, indem sie die entsagungsvolle Aufgabe der rechnerischen Arbeiten für dessen russische Münzgeschichte auf sich nahm. Dankbar hebt Schlözer in seiner Vorrede die „genaue[n] Berechnungen, Reductionen, und Übersetzungen der Angaben aus der russischen MünzSprache in die uns gewöhnliche“ hervor. Er fügt hinzu: „Diese Berechnungen – wol der mühsamste, aber ein unentberlicher Teil einer solchen Schrift [...] gehören alle meiner älteren Tochter zu.“

An verschiedener Stelle seiner Münzgeschichte geht Schlözer auf die russischen Münzen ein, die Baron von Asch der Göttinger Universität schenkte. Darunter befinden sich auch die unter § 55 der hier aufgeschlagenen Seite genannten seltenen Münzen aus der Regierungszeit Iwans III.

[J 3a]

[Silberner Rubel]. 1741. Durchmesser 42 mm.

Münzsammlung der Universität Göttingen, Archäologisches Institut, Reuß-Inv. S. 224, Nr. 1

[J 3b]

[Silberner Halbrubel]. 1741. Durchmesser 34 mm.

Münzsammlung der Universität Göttingen, Archäologisches Institut, Reuß-Inv. S. 225, Nr. 2

[J 3c]

[Silbernes Zehnkopekenstück]. 1741. Durchmesser 19 mm.

Münzsammlung der Universität Göttingen, Archäologisches Institut,
Reuß-Inv. S. 226, Nr. 3

[J 4]

Schlözer, Christian von: Der Russe und der Pole. Eine ethnographisch-historische Skizze. Mit Beifügung von drei Steinabdrücken. Köln 1831.

SUB Göttingen: 8° H. Russ. 150/15

August Ludwig (von) Schlözers ältester Sohn Christian (1774-1831), der als Professor der Universität Moskau mehrere Werke zur Nationalökonomie und anderen Bereichen der Staaten- und Landeskunde veröffentlicht hatte, plante nach seiner Rückkehr, das deutsche Lesepublikum durch eine Reihe populärer Schriften über Russland aufzuklären. Als erstes und einziges Heft erschien im Todesjahr des Autors „Der Russe und der Pole“, worin allerdings „dem Russen“, einem armen Bauern, nur ein Steindruck mit drei Seiten dürftiger „Erklärungen“, „dem Polen“ dagegen die sechsfache Seitenzahl gewidmet sind.

[J 5]

Karl von Schlözer (1780-1859)

Bleistiftzeichnung in ovalem Rahmen, 60 x 100 mm von Friedrich Carl Gröger

SUB Göttingen: Schlözer-Stiftung, Bilder, KA 121 F

In der Lübecker Gesellschaft seiner Zeit war Friedrich Carl Gröger (1766-1838) der begehrteste Porträtist. So malte er 1794 ein repräsentatives Porträt von Dorothea Rodde geb. Schlözer. Als deren zehn Jahre jüngerer Bruder Karl als Kaufmannslehrling nach Lübeck kam, zeichnete Gröger das Profil des hübschen, aufgeweckten jungen Mannes. Die Zeichnung wirkt individueller und damit ansprechender als spätere Porträts, bei denen es auf die Wiedergabe der Autorität und Würde des Großkaufmanns und russischen Generalkonsuls ankam.

[J 6]

[Die Familie Karl von Schlözer].

Fünf Profil-Porträts in Medaillons, auf graue Pappe geklebt,
gerahmt, 251 x 323 mm von Ferdinand Trümpelmann

Städtisches Museum Göttingen: 2003/74

Das wohl um 1830 entstandene Silhouettenbild der Familie Karl von Schlözers stammt von dem reisenden Scherenschneider Ferdinand Trümpelmann aus Hannover. Es zeigt oben die Eltern Karl und Friederike, in der Mitte die ältere Tochter Friederike (später verh. Winckler) und unten die jüngere Tochter Cäcilie (später verh. Curtius) sowie den Sohn Conrad Nestor, der sich später Kurd nannte. Dessen älterer Bruder August Ludwig Nestor, Rufname Nestor, fehlt auf dem Bild, da er zu dessen Entstehungszeit bereits in Russland war.

[J 7]

Schlözer, Karl von – Diplom: Patent des Wladimir-Ordens 4. Klasse. St. Petersburg, 29. April 1829.

SUB Göttingen: Cod. Ms. Schlözer-Stiftung V A 45

Nach seiner Kaufmannslehre ergriff Karl von Schlözer 1801 in Lübeck den Kaufmannsberuf. 1810 wurde er – mit der Nobilitierung seines Vaters auch russischer Staatsbürger – zum russischen Vizekonsul ernannt. Die russischen Interessen vertrat er mit Nachdruck, was ihm den Spitznamen „consul cosaque“ eintrug. 1820 wurde er zum Konsul befördert; 1829 erhielt er den Wladimirorden 4. Klasse. In dem „an Unseren [des Zaren Nikolai I.] Konsul in Lübeck“ gerichteten Patent wird diese Ehrung mit der Anerkennung „Eures eifrigen Dienstes und ausgezeichneten Arbeiten“ begründet.

[J 8]

Nesselrode, Karl: Begleitschreiben zur Ernennung Karl von Schlözers zum russischen Generalkonsul. St. Petersburg, 6. April 1834.

SUB Göttingen: Cod. Ms. Schlözer-Stiftung VI B 68

1834 wurde Karl von Schlözer zum Generalkonsul ernannt. In einem Begleitschreiben zur Ernennungsurkunde hebt der russische Außenminister und Vizekanzler Graf Karl Nesselrode die Wichtigkeit des Lübecker Konsulats und die Anerkennung der Verdienste Karl von Schlözers hervor.

[J 9]

Karl von Schlözer – Einladungen: russisch, französisch, deutsch. St. Petersburg, meist 1835.

SUB Göttingen: Cod. Ms. Schlözer-Stiftung II B 104, Bl. 7/8, 13/14, 16

Im Herbst 1835 reiste Karl von Schlözer mit seinem Sohn Nestor nach St. Petersburg. Dort wurde er von dem Zaren Nikolai I. mit so vielen Gunstbeweisen überschüttet, dass es bei Hofe Aufsehen gab. Eng wurde er in das St. Petersburger gesellschaftliche Leben eingebunden.

[J 10]

Nestor von Schlözer (1808-1899)

Photographie, 60 x 90 mm von Hermann Linde, Lübeck

Privatbesitz Prof. Dr. Hassenstein, Göttingen

August Ludwig Nestor von Schlözer hatte schon durch seine Namen symbolisch den Auftrag erhalten, das großväterliche Erbe zu pflegen. Der früh berufene russische Beamte, zuletzt Generalkonsul in Stettin, ließ sich mit 55 Jahren pensionieren und lebte danach, von der Regierung in St. Petersburg großzügig alimentiert, noch 36 Jahre als Privatmann. Er kaufte sich ein Gut in Holstein und siedelte später nach Dresden über. Die Photographie spiegelt den wohlhabenden, behäbigen, selbstzufriedenen Holsteinischen Gutsbesitzer, dem Russland fremd geworden war.

[J 11]

Nestor von Schlözer – Diplom: Ernennungsurkunde zum Aktuaris. [Kopie]. St. Petersburg, 9. Dezember 1816.

SUB Göttingen: Cod. Ms. Schlözer-Stiftung VII 18

Im Dezember 1815 wurde Nestor von Schlözer im Alter von nur sieben Jahren zum kaiserlich russischen Beamten, nämlich zum „Aktuar am St. Petersburger Collège des Affaires Etrangères“, ernannt. Diese Ernennung war vorrangig eine Ehrung für den Großvater, so wie die Promotion Dorotheas eine Ehrung für den Vater gewesen war. Die dritte Seite der Kopie der Ernennungsurkunde, die im Dezember 1816 ausgestellt und von dem Vater Nestors, Karl von Schlözer, beglaubigt wurde, gibt die Dienstbezeichnung Nestors („Aktuar“), seine Abstammung und den Vermerk seiner Zugehörigkeit zum russischen Adel, sein Alter (hier mit „9 Jahren“ angegeben) und sein Beschäftigungsverhältnis („ohne Anstellung“) wieder. Später trat Nestor von Schlözer als Attaché in den Dienst seines Vaters; 1844 erhielt er den Posten des russischen Konsuls in Stettin.

[J 12]

[Schlözer, Nestor von:] Das Pskowische Höhlen-Kloster. Geschichtlich dargestellt von Aug[ust] Lud[wig] Nestor von Schlözer. Lübeck 1832.

SUB Göttingen: Schlözer-Stiftung N 1a

Nestor von Schlözers Schrift über das „Pskowische Höhlen-Kloster“ diente dem Nachweis, dass sich ihr Verfasser als russischer Staatsbeamter deutscher Herkunft mit der Geschichte der Nation vertraut gemacht hatte, für die er tätig werden sollte. Darüber hinaus bezeugt die Abhandlung Nestors Bedürfnis, das Andenken seines Großvaters zu ehren, und gewiss auch ein genuines historisches Interesse. Bei dem „Pskowischen Höhlen-Kloster“ handelt es sich um das Kloster Petschory, an der Südspitze des Pskower Sees nahe der estnischen Grenze gelegen. Der Autor erzählt in bunter Mischung Tatsachen und Legenden aus der Frühzeit des Klosters im 16. und 17. Jahrhundert.

[J 13]

Kurd von Schlözer (1822-1894)

Bleistiftzeichnung, 160 x 220 mm von Louise von Schlözer

SUB Göttingen: Schlözer-Stiftung, Bilder, KU 124

Kurd von Schlözer schlug eine Diplomatenlaufbahn in preußischen Diensten ein. Von 1857 bis 1862 war er an der preußischen Gesandtschaft in St. Petersburg tätig. Die hier gezeigte Bleistiftzeichnung entstand 1862, als Kurd in St. Petersburg seinen Vorgesetzten, Otto von Bismarck, durch auftrumpfendes Selbstbewusstsein zu irritieren vermochte. Diesen Zug trifft auch die Zeichnung, obgleich sie verwandtschaftlicher Nähe entstammt. Louise von Schlözer, geborene Freiin von Meyern-Hohenberg, war Nestor von Schlözers zweite Ehefrau, also Kurds Schwägerin.

[J 14]

Schlözer, Kurd von: Friedrich der Große und Katharina die Zweite. Berlin 1859.
SUB Göttingen: 8° H. Russ. 368/47

Auch Kurd von Schlözer bewährte sich in seinen frühen Jahren, treu der Familientradition, als Russland-Historiker. Nach zwei Arbeiten über die russische Frühzeit wandte er sich 1859 einem heiklen preußisch-russischen Thema zu: der Vorgeschichte der ersten polnischen Teilung 1772. Die Darstellung holt weit aus. Sie beginnt mit der Thronbesteigung des Preußenkönigs und beschreibt mit Hilfe vieler Dokumente und von Zitaten aus Friedrichs Korrespondenz und Schriften drei Jahrzehnte Diplomatiegeschichte zwischen Berlin und St. Petersburg. Der preußische Blickwinkel des Autors und das amtliche russische Selbstverständnis waren offenbar im Widerspruch, denn das Buch wurde in Russland verboten.

[J 15]

Schlözer, Kurd von: Petersburger Briefe 1857-1862. Nebst einem Anhang Briefe aus Berlin - Kopenhagen 1862-1864 und einer Anlage. Hrsg. von Leopold von Schlözer. Stuttgart [u.a.] 1923.

SUB Göttingen: Schlözer-Stiftung Ku 2

Der Band erschien als vierter in der Reihe von Kurd von Schlözers Briefen, die seine Neffen Karl und Leopold zwischen 1912 und 1927 veröffentlichten. Die temperamentvollen, inhaltsreichen und stilistisch reizvollen Briefe fanden eine Zeitlang ein dankbares Publikum. Das galt auch für die „Petersburger Briefe“, die aus der russischen Gesandtschaftszeit Kurd von Schlözers stammen. Sie lieferten dem deutschen Leser ein lebendiges Bild der Umbruchsphase, in die Russland nach dem verlorenen Krimkrieg und mit dem Beginn der Bauernbefreiung geraten war. Das Interesse der Leser war umso größer, als der Untergang des Zarenreichs durch den 1. Weltkrieg und die Oktoberrevolution dem Erscheinen des Buches vorausgegangen war.

Göttinger Gelehrte im Spannungsfeld von russischer Historie und aktueller Kulturpolitik

Gabriela Lehmann-Carli

Publizistische Unterstützung aus Göttingen für das „Neuveränderte Russland“

Tendenziell wurden von einigen der mit Russland befassten Göttinger Autoren problematische Aspekte der russischen Modernisierung oft nur vorsichtig oder mit diplomatischem Geschick angesprochen; dies hat gewiss damit zu tun, dass die (nach)petrinischen Reformen wirksame publizistische Unterstützung erfahren sollten. Es scheint, als habe ein gewisser Konsens hinsichtlich der von Katharina II. in ihrer (von Schlözer ins Deutsche übersetzten [!], bei J. F. Hartknoch erschienenen) „Instruction für die Verfertigung des Entwurfs zu einem neuen Gesetzbuche verordnete Commiſſion“ formulierten These bestanden, die da lautet: „Da Peter der Erste Europäische Sitten und Gebräuche bei einem Europäischen Volke einführte, fand er dasselbe hierzu aufgelegter, als er selbst je vermutet hatte“¹. Auch diesbezüglich kam es zu Mythenbildungen über Russlands kulturelle Stellung innerhalb Europas. Heftige Protestreaktionen bei den Göttinger Gelehrten riefen allerdings Fragen der Leibeigenschaft und die Annexion Polens hervor.

Der weitgefassete kulturgeschichtliche Ansatz und das praxisorientierte Achenwall-Schlözersche Konzept von der Statistik als stillstehender Geschichte und Geschichte als fortlaufender Statistik sowie die universal- und weltgeschichtlichen Konzepte der Göttinger Aufklärungshistorie waren ebenso eine *conditio sine qua non* für eine differenzierte Sicht auf Katharina II. und Alexander I. sowie auf die russische Geschichte und Kultur, wie auch der Umgang mit der historischen Quellenkritik und die Infragestellung einer ungebrochenen Geschichtsteleologie. Das spezielle Interesse der Georgia Augusta am Osten Europas war neben der wichtigen Mittlerleistung August Ludwigs (von) Schlözers und der Präsenz russischer Studiosi in Göttingen offenbar auch der Tatsache geschuldet, dass man über die herkömmliche Fachhistorie hinaus Einsicht in politische und geschichtliche Wirkungszusammenhänge erstrebte.

1 Riga und Mitau 1769, S. 5. Diese Übersetzung ist auch unter dem Pseudonym M. Haigold erschienen.

Der bekannte Philologe Christian Gottlob Heyne, der 1769 die Direktion der „Göttingischen gelehrten Anzeigen“ übernommen hatte, würdigte in seinen Rezensionen die Reformprojekte sowie die schriftstellerischen und kulturellen Aktivitäten Katharinas II. als einer aufgeklärten Monarchin. So besprach Heyne z.B. 1786 die ins Deutsche übersetzten Lustspiele der russischen Zarin: „Der Betrüger“ („Obmanščik“), „Der Verblendete“ („Obol’sčennyj“), „Der sibirische Schaman“ („Šaman Sibirskij“). Ein Jahr später, 1787, erschien Heynes Rezension zu der bei F. Nicolai herausgegebenen „Bibliothek der Großfürsten Alexander und Constantin. Von I. K. M. d. K. v. R. I -VII. Theil, 1784- 86“, wo es heißt: „,Von Meisterhand‘ sollte man hinzusetzen. Fast haben uns diese Schriften mehr Ehrfurcht gegen die erhabene Verfasserin eingeflößet, als alles, was wir sonst von ihr lasen“². In den „Göttingischen Gelehrten Anzeigen“ wurden die von Katharina II. verfassten „Aufsätze, betreffend die russische Geschichte“ ebenso besprochen wie P.-C. Levesques und N. G. Le Clercs Russland-Historien sowie Voltaires „Histoire de l’Empire de Russie sous Pierre le Grand“, der gegen Chappe d’Auteroche gerichtete „Antidote“ sowie Iwan Jelagins (Ivan Elagins) umstrittene „Erzählung von Russland“ („Povestvovanie o Rossii“). Die Aufmerksamkeit der Göttinger Gelehrten galt also nicht nur politischen und geschichtlichen Fakten, sondern durchaus auch kulturhistorischen und -konzeptionellen Implikationen der jeweils aktuellen Politik.

Nach der Auffassung Luigi Marinos habe die russische Zarin immer ein „nicht nur platonisches“ Interesse für die Göttinger Universität gezeigt, und die Göttinger Gelehrten hätten ihrerseits alles getan, um ihre große Gönnerin zufrieden zu stellen. Er verortet diese gegenseitige Affinität in einem internationalen Kontext: „Die ‚Catharinensucht‘, von der im Jahre 1781 der Baron Grimm sprach, hatte offensichtlich nicht nur die französischen Philosophen, sondern auch viele Göttinger Professoren angesteckt, die dabei zweifellos auf ihre Rechnung kamen“³.

Doch auch kleine Irritationen im Verhältnis zwischen Göttingen und der russischen Zarin seien hier erwähnt. Katharina II. scheint die publizistischen Äußerungen der Göttinger Publizisten genau verfolgt zu haben. So zitierte Schlözer 1790 in seinem Brief an Heyne aus einem an ihn gerichteten Brief, Katharina II. sei „schröcklich gegen Göttingen aufgebracht, denn sie scheint zu glauben, die allgem. polit. Stattenzeitung sei ein Werk der Universität und erscheine dort

2 126. Stück, den 9. August 1787, S. 1259.

3 Praeceptores Germaniae. Göttingen 1770-1820, (Göttinger Universitätsschriften. Serie A: Schriften, 10), Göttingen 1996, S. 17. Luigi Marino verweist zudem darauf, dass Katharina II. zum Anwachsen der Göttinger Bibliothek beigetragen habe (S. 9).

unter öffentlicher Autorität. Mit der äußersten Indignation erzählt sie mir, was in dieser mir ganz unbekannt gewesenen Zeitung N. 123 vom 23. Dec. 1789 gegen den General von Suworow steht, und widerlegt alles ... Wenn nicht völlige Satisfaktion erfolgt, so könnte die Kaiserin leicht a[ll]en ihren Unterthanen verbieten, nach Göttingen zu gehen“. Anlass dieses vehementen Protestes der Zarin war ein am 23. Dezember 1789 in Nr. 123 der „Allgemeinen politischen Staatszeitung“ erschienener Artikel, in dem behauptet worden war, „der russische General Suverow“ sei „aus dem Städtchen Gronau im Bisthum Hildesheim gebürtig und heißt eigentlich Severin, welches die Russen in Suvarov verwandelt haben. Sein Vater war ein Knochenhauer und hatte 4 Söhne, welche sämtlich zu des Vaters Metier bestimmt wurden“⁴. Eine solche Unterstellung konnte nicht hingenommen werden, ging es doch für Katharina II. in diesem Fall um die politische Legitimation ihrer Funktionselite durch Herkunft.

August Ludwig (von) Schlözer und das „Neuveränderte Russland“: Die Reformpolitik Katharinas II. vor dem Hintergrund russischer Geschichte

August Ludwig (von) Schlözer gehörte gewiss zu den deutschen Historikern und Publizisten, die Katharina II. die wirksamste „Schützenhilfe“ leisteten. Zweifellos unterstützte Schlözer offizielle russische Kulturkonzepte und ein dementsprechendes Geschichtsbild. Trotz einzelner kritischer Einwände wurden Nachrichten über das Russland Katharinas II. lanciert und eine russlandfreundliche Literatur gefördert.

Zunächst sei jedoch daran erinnert, was Schlözer biographisch mit der russischen Zarin verband. In einem Memorial an die St. Petersburger Akademie der Wissenschaften vom 6. Juni 1765 bat Schlözer um die Bereitstellung von „authentischen Dokumenten“ über die Reformpolitik Katharinas II., um „sowohl die gegenwärtige glückliche Verfassung von Russland überhaupt als den Zustand der russischen Literatur insbesondere den Ausländern“ bekannter zu machen: „die vielen neuen Einrichtungen, die die glorreiche Regierung *Catharinae II.* verewigen und die Zeiten *Peters des Großen* in Russland zurückführen, kennen und bewundern zwar die Ausländer schon, allein sie kennen sie noch nicht mit der gehörigen Genauigkeit und Umständlichkeit. Dies würde

4 Publiziert bei Frensdorff, Ferdinand: Katharina II von Russland und ein Göttinger Zeitungsschreiber, in: Nachrichten von der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, Philologisch-historische Klasse aus dem Jahre 1905, S. 309 und S. 312.

aber zu Rußlands Ehre erfolgen, wenn es der Kaiserlichen Akademie gefällig wäre, mir eine selbstgefällige Anzahl Exemplarien von den deutschen Übersetzungen der Plane vom Kinderhaus, von der Akademie der Künste, von der Reform der Reichskollegien u.a. einzuhändigen, um solche auf der Reise an Kenner, besonders aber an die Verfasser der Journale zu verteilen“.⁵

1767 erschien dann in Riga bei Hartknoch unter dem Pseudonym Schlözers „M. Joh. Jos. Haigold“ eine kommentierte Textausgabe der Gesetze Katharinas II., welche im Titel und in der Konzeption auf das zwischen 1721 und 1740 erschienene „Veränderte Russland“ F. Ch. Webers verwies, in welchem das Reformwerk Peters des Großen gewürdigt worden war. In den Jahren 1768 und 1770 erschienen Teil 1 und Teil 2 der „Beilagen zum Neuveränderten Russland“, 1771 noch ein zweiter Teil des „Neuveränderten Russland“.

Was aber implizierte für Schlözer das „Neuveränderte Russland“? In seiner „Probe russischer Annalen“ (1768) sowie im „Tableau d’histoire de Russie“ (1769) nahm er eine Periodisierung vor, der zufolge die fünfte Periode, beginnend mit Peters des Ersten Tod im Jahre 1725, als „Das blühende Russland“ bzw. „Russland im Flor“ bezeichnet wurde. Die Begründung dafür lautet folgendermaßen: „In dieser glorreichen Periode, seit Peters des Großen Tode, erndtet Russland reichlich die Früchte von den Bemühungen seines zweiten Stifters ein, und sucht die noch übrigen Entwürfe dieses großen Mannes in Erfüllung zu setzen“⁶. Dieser Gedanke Schlözers korrespondiert mit anderen auf die (nach)petrinische Zeit bezogenen Schriften, für die es zwecks Apologie des „neuen Russland“ nicht untypisch war, die genealogische Reihe Peter der Große – Katharina II. (und später Alexander I.) aufzumachen.

Das eigentliche „Neue Russland“ assoziierte Schlözer vor allem mit der Schaffung neuer Bildungsinstitutionen und mit – wenn auch noch nicht entfalten – Ansätzen von „Publizität“. In seinem „Vorbericht“ zu dem von ihm im April 1802 herausgegebenen „Handbuch der Geschichte des Kaisertums Rußland vom Anfange des Stats bis zum Tode Katharina der II.“, einer Übersetzung von Fjodor Jankowitsch de Mirievos (Fedor Jankovič de Mirievos) „Kurzer russischer Geschichte“ („Kratkaja rossijskaja istorija“) (St. Petersburg 1799), pries Schlözer ganz in diesem Sinne „aufklärerische Fortschritte“, die sich in der Herausgabe von Büchern, besonders unter Katharina II., manifestiert hät-

5 Zitiert nach: Winter, Eduard: August Ludwig v. Schlözer und Russland, (Quellen und Studien zur Geschichte Osteuropas, IX), Berlin 1961, S. 85.

6 Schlözer, August Ludwig: Tableau de l’histoire de Russie, Göttingen 1769 (Anhang zu: Handbuch der Geschichte des Kaisertums Rußland vom Anfange des Stats, bis zum Tode Katharina der II. Aus dem Russischen übersetzt, Göttingen 1802; § 15, Fünfte Periode, S. 245).

ten: „Russische Literatur“ hat im J. 1802 eine total andre Bedeutung, als das Wort im J. 1762 hatte. Was bis dahin Wissenschaftliches aus russischen Pressen kam, bestand größtenteils in Übersetzungen: wie ganz anders nun! Unter der einzigen Katharina II. sind mer russische Originalwerke zum Vorschein gekommen, als, seit Einführung der Druckerei in Moskau A. 1564, unter allen vorherigen Regirungen zusammengenommen. Und unter diesen Originalen sind Hauptwichtige Werke in meren Fächern der Gellersamkeit, vorzüglich im geographischen und statistischen Fache, auch Materialien zur LandesGeschichte ...“⁷. Schlözers besondere Beachtung der „Preßfreiheit“ erklärt sich u.a. daraus, dass diese für ihn „ein unentbehrliches Bedürfnis zu einer glücklichen RegirungsForm“ war⁸.

Die kulturpolitischen Reformbestrebungen Katharinas II. schienen dazu angetan zu sein, die Ausbildung einer geistig-kulturellen Elite zu befördern. Ganz in diesem Sinne entwickelte Schlözer in seinem „Cursus politicus historicus et philosophicus“, den mehrfach auch russische Studiosi hörten, die Theorie einer konstitutionellen Monarchie, in der die Symbiose von geistiger Elite und Trägern der politischen Macht gegeben sein sollte.

Russische Verfassungsprojekte und Göttinger Gelehrte

In der am 15. August 1768 in den „Göttingischen Anzeigen von gelehrten Sachen“ erschienenen Besprechung von „Ihrer Kaiserlichen Majestät Instruction für die zu Verfertigung des Entwurfs zu einem neuen Gesetzbuch verordnete Commißeion“ wurde dann Katharina II. als Verkörperung einer gelungenen Symbiose von Gesetzgeberin und aufgeklärter Monarchin vorgestellt.⁹

Die Göttinger Staatswissenschaftler knüpften offenbar an die Naturrechtsvorstellung von Christian Thomasius an, der zufolge die positiven Gesetze fast ausschließlich die aus der Natur des Menschen entstandenen Regeln sind. Das hieß für die Naturrechtskonzeption der Göttinger, dass kein Unterschied zwischen dem gegenwärtigen und dem Naturzustand angenommen und damit der absolutistische Staat als „natürlich“ aufgefasst werden konnte.

Katharina II. schien die staatswissenschaftliche Fachkompetenz der Georgia Augusta so sehr zu schätzen, dass sie 1766 in ihre „Kommission zur Aufstel-

7 Göttingen 1802, Vorbericht, S. VII-VIII.

8 Schlözer, August Ludwig: Allgemeines StatsRecht und StatsVerfassungsLere. Voran: Einleitung in alle StatsWissenschaften. Encyklopädie derselben. Metapolitik, Göttingen 1793, S. 154.

9 98. Stück, den 15. August 1768, S. 793.

lung eines Projektes für ein neues Gesetzbuch“ auch Göttinger Gelehrte, darunter Johann Stephan Pütter, Gottfried Achenwall und Johann Christoph Gatterer, berief¹⁰. Der etatistischen „Fachhistorie“ war somit eine Funktion in aktuellen Kodifizierungsprojekten zgedacht, zumal in Russland – analog zur deutschen „Reichs-Historie“ – die Berufung auf altes Recht und Herkommen zur Legitimation politischen Handelns dienen sollte.

Eben in diesem Kontext wurde von den Göttinger Historikern der Problemkreis Gesetze/Verfassung bevorzugt thematisiert. Von Schlözer stammt die 1777 in Gotha erschienene Schrift „Historische Untersuchung über Rußlands Reichsgrundgesetze“. Balthasar Freyherr von Campenhausen, ein Schüler Schlözers, publizierte dann 1792 in Göttingen eine Schrift unter dem Titel „Elemente des russischen Staats-Rechts oder Hauptzüge der Grund-Verfassung des Russischen Kayserthums, in systematischer Ordnung dargestellt“.

Es dürfte kein Zufall gewesen sein, dass Schlözer 1807 zum korrespondierenden Mitglied der russischen Gesetzbuchkommission berufen wurde und damit dem „Kompetenzteam“ des Reformpolitikers Michail Speranski (Michail Speranskij) angehören sollte. Diese Kommission hatte historische Kodifizierungen vor dem Hintergrund aktueller Verfassungsprojekte zu untersuchen. Schlözer bedankte sich in einem Brief an Alexander Turgenew (Aleksandr Turgenev) vom 9./21. Oktober 1807 für die offensichtlich von seinem Schüler angeregte Berufung in die Gesetzbuchkommission: „Doch wiederhole ich Ihnen meinen innigen Dank für die mir erwiesene und mit Pension verknüpfte Ehre der Korrespondenz mit der Gesetzcommission: denn gewiß waren Sie primus motor dabei“¹¹.

Die Reform der Moskauer Universität unter Alexander I. und der „Berufungsagent“ Christoph Meiners

Ganz offensichtlich sind wichtige Aspekte der Reorganisierung der Moskauer Universität zu Beginn des 19. Jahrhunderts auf das Göttinger Modell zurückzuführen.

10 Vgl. Selle, Georg von: Die Georg-August-Universität zu Göttingen 1737-1937, Göttingen 1937, S. 126. Reinhard Lauer hat darauf hingewiesen, dass keiner der Berufenen dieser ehrenvollen Einladung Folge geleistet habe (vgl. Lauer, Reinhard: Die Beziehungen der Göttinger Universität zu Russland, in: Göttinger Jahrbuch 1973, Göttingen 1973, S. 226).

11 Schlözer, August Ludwig (Šlecer, Avgust-Ljudvig): Pis'mo ego k Turgenevu, Aleksandru Ivanoviču, in: IRLI RAN RO , Sobranie Daškova, P. Ja., f. 93, op. 3, N. 1404, Bl. 58.

Eine besondere Rolle bei der Umstrukturierung der 1755 gegründeten Moskauer Universität kam dem staatswissenschaftlichen Fächersystem zu, zumal Speranski die Universität als eine Art „Staatsdienerschule“ konzipiert sehen wollte. Fächer wie Politische Ökonomie, Recht, Statistik und Naturrecht fanden daher auch besondere Beachtung. Offenbar ging es der Moskauer Universität um eine Adaption von Aspekten der in Göttingen praktizierten Verbindung von Jus, Historie und Politik. Auch durch die Übersetzung von universalhistorischen und statistischen Schriften Göttinger Historiker sollte es in der russischen Rezeption (und dann speziell über Heinrich Moritz Gottlieb Grellmanns und Christian (von) Schölzers direkte sowie über Johann Gottlieb Buhles indirekte Vermittlung) zu einer Symbiose von pragmatisch-kausaler Geschichtsforschung mit Länderkunde, Staatsrecht, Demographie und Statistik zu einer größeren Einheit der „politischen Wissenschaften“ kommen.

Göttinger Professoren standen auf den Berufungslisten für die neugegründeten Universitäten in den ersten Regierungsjahren Alexanders I. ganz weit oben. Dieser Umstand nimmt nicht wunder, da Christoph Meiners ein Berufungsagent des Kurators der Moskauer Universität, Michail Murawjow (Michail Murav'ev), war. Man hatte sich bei dem „ordentlichen Lehrer für Weltweisheit“ Meiners („Ueber die Verfassung, und Verwaltung deutscher Universitäten“, Göttingen 1801-1802), aber auch bei Ernst Brandes kundig gemacht, und so wurde unter anderem die Georgia Augusta teilweise Vorbild, zunächst für die Statuten der Universität Dorpat (Tartu) (1802/03), dann für die Moskauer Universität sowie für die Neugründungen Charkow und Kasan (1804). Wilhelm Stieda hat den entsprechenden Briefwechsel im Jahre 1930 unter dem Titel „Deutsche Gelehrte als Professoren an der Universität Moskau“ publiziert.

Dem Göttinger Konzept der Modernisierung Russlands verpflichtet war auch Meiners' „Vergleichung des ältern und neuern Rußlandes in Rücksicht auf die natürlichen Beschaffenheiten der Einwohner, ihrer Cultur, Sitten, Lebensart und Gebräuche, so wie auf die Verfassung und Verwaltung des Reichs“ (Leipzig 1798), wenn sie auch „nach Anleitung älterer und neuerer Reisebeschreiber“ verfasst war und einige Stereotypen kolportierte. Dennoch beförderte wohl neben der Kompetenz in Fragen der Verfassung und Verwaltung der deutschen Universitäten auch dieser Russlandbezug Murawjows Interesse an Meiners. Im sechsten Abschnitt der Schrift, welche die Überschrift „Urtheile und Zeugnisse der älteren und neuern Reisenden über die Verfassung und Verwaltung des Russischen Reichs“ trägt, zollte Meiners dem reformerischen Gestaltungswillen der Kaiserin höchstes Lob und spielte gleichzeitig deutlich auf die Diskrepanz zwischen den Intentionen Katharinas II. und den politischen Realitäten an: „Weder die Cultur des Volks, noch die des Landes, weder Gewerbe noch Handel, noch auch die Sitten der Russen haben seit einem

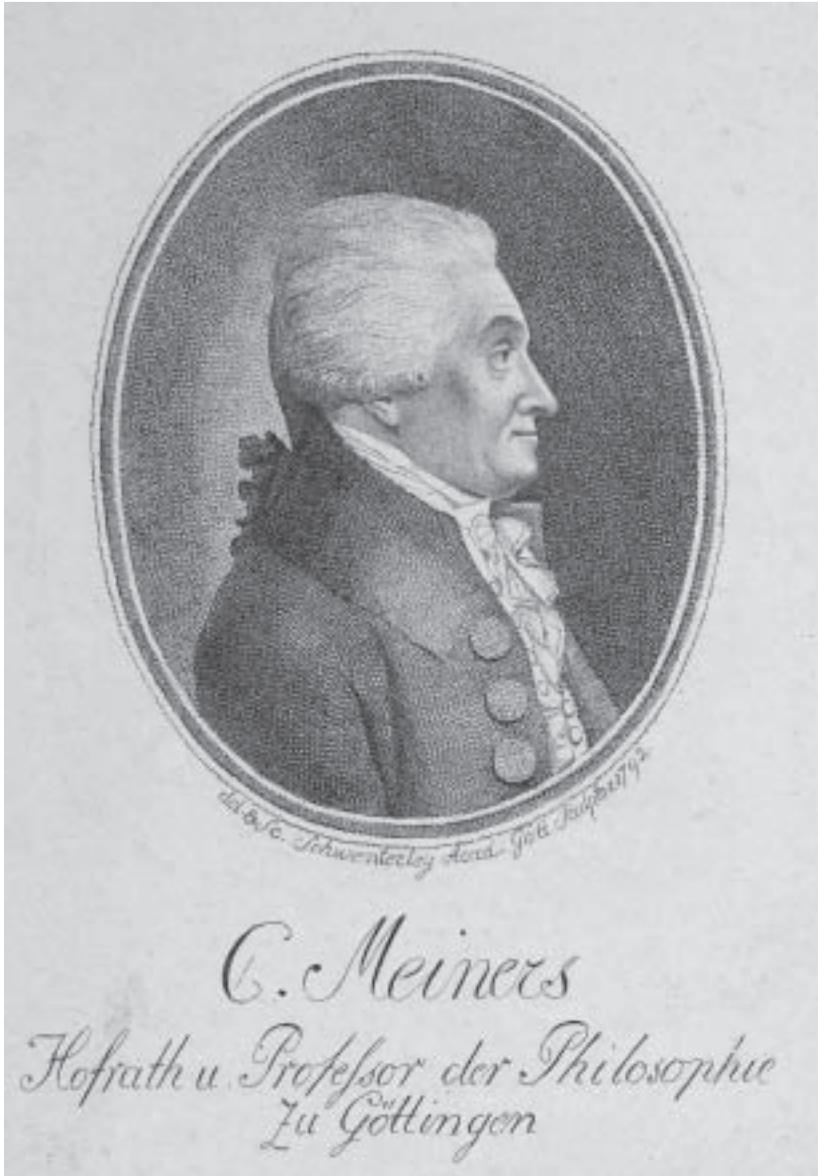


Abb. 11 (zu Katalog [K 4])
Christoph Meiners (1747-1810)

Jahrhundert so sehr gewonnen, als die innere Verwaltung des Reichs sich verbessert hat. Diese unaussprechlich große Wohlthat verdankt die Nation ganz allein ihren menschenfreundlichen Beherrschern, am meisten *Catharina der Zweyten*, welche von dieser Seite sich mehr Verdienste erwarb, als alle übrige Russischen Regenten zusammengenommen. Wenn die Fähigkeit und der gute Wille derjenigen Personen, welche sie zur Verwaltung ihres unermesslichen Reichs wählte und wählen musste, ihren gültigen Absichten und weisen Entwürfen nur einigermaßen entsprechend gewesen wären, so würden wenige Länder in Europa sich rühmen können, so musterhaft verwaltet zu werden, als Russland¹².

Durch Meiners' Befürwortung kam Jean Baptist Schad nach Charkow. Bereits im Jahre 1803 gingen der Philosoph Reinhard, der Mathematiker Ide und der Statistiker Grellmann nach Moskau. Es folgten der Philologe Buhle, der Chemiker Reuss (Reiss), der Botaniker Hoffmann, der Jurist Steltzer sowie der Mediziner und Naturforscher Fischer von Waldheim. Ohne jegliche Mitwirkung Meiners' wurden der Kameralist und Historiker Christian (von) Schlözer und der Astronom Goldbach in Moskau als Professoren angestellt. Der Chemiker Stromeyer, der Astronom Seyffer, der Historiker Gatterer sowie der Philologe Mitscherlich hingegen lehnten von vornherein einen Ruf nach Moskau ab.

Einen ersten im Auftrag von Murawjow durch Meiners gemachten Antrag, eine Professur an der Moskauer Universität anzunehmen, lehnte Buhle im Frühjahr 1803 ab: „Der Professor Buhle, einer der bekanntesten und gelehrtesten deutschen Philosophen, lehnte den ihm gethanen Antrag gleich am folgenden Tage ab, nachdem er ihm gemacht worden war“.¹³ Offenbar hat Buhle – womöglich unter Grellmanns Einfluß – seine Entscheidung überdacht. Der Göttinger Studiosus Alexander Turgenew kann in seinem Brief vom 23. November / 4. Dezember 1803 an seine Eltern in Moskau berichten, er habe am selben Tag von Buhle erfahren, dass dieser nach Moskau komme.¹⁴

In einem am 28. November 1803 verfaßten Brief teilt Meiners Murawjow nicht nur seine Wertschätzung für Buhle, sondern auch seine Ressentiments gegenüber seinem Göttinger Kollegen mit: „Ew. Excellenz werden aus einlie-

12 Erster Band, S. 296.

13 Stieda, Wilhelm: Deutsche Gelehrte als Professoren an der Universität Moskau (Abhandlungen der philologisch-historischen Klasse der Sächsischen Akademie der Wissenschaften, 40, 5), Leipzig 1930, S. 53.

14 Pis'ma i dnevnik Aleksandra Ivanoviča Turgenewa Gettingenskogo perioda (1802-1804 gg.) i pis'ma ego k A. S. Kajsarovu i brat'jam v Gettingen 1805-1811 gg. S svedenijem i primečanjami V. M. Istrina (Archiv brat'ev Turgenevych, 2), St. Petersburg 1911, S. 128.

genden Schreiben ersehen, unter welchen Bedingungen der Prof. Buhle kommen will. Der Prof. Buhle ist allerdings ein vorzüglicher Kopf, ein bekannter Schriftsteller, u. guter Lehrer. Er versteht nicht bloss die speculative Philosophie, u. die alte Literatur, sondern auch die neueren Sprachen. Man kann überdem in den letzten 5.6. Jahren nichts gegen seinen Wandel einwenden. Unterdessen passt er nach meinem Urtheile nicht zu der Unternehmung, zu welcher Ew. Excellenz ihn brauchen möchten. Ein Mann, der an der Spitze einer gelehrten Anstalt stehen, u. die Arbeiten anderer Gelehrten leiten soll, muss nothwendig viel persönliches Ansehen besitzen und persönliche Achtung genießen. Diese hat Buhle nicht, und kann sie nicht erhalten. Er hat sich nämlich hier in Göttingen in frühern Zeiten solcher Fehltritte schuldig gemacht, welche auf zeitlebens Ansehen und Achtung streichen. Eine gelehrte Zeitung in Moscau welche Liebe zum Lesen, und zu den Studien in Russland erwecken sollte, möchte sich meinen geringen Einsichten nach nicht vorzüglich mit den Fächern, in welchen Buhle zu Hause ist, sondern mit Naturgeschichte, Chemie, neuerer Geschichte, Statistik, Lebensphilosophie, u. den dahin gehörigen Schriften beschäftigen. – Ferner steht Herr Buhle hier besser, als Grellmann, Hoffmann u. Seyffer. Nichtsdesto weniger scheinen mir seine Forderungen übertrieben. Ew. Excellenz werden gewiss bedenken, dass, wenn man Einem Manne zu viel bewilligt, manche Andere eben so viel fordern oder unzufrieden werden. Buhle hat mir so bestimmt versichert, dass er nicht unter 2500 Rubeln nach Moscau gehen würde, dass ich selbst glaube: er werde mit einer geringeren Summe nicht zufrieden seyn. Diese 2500 Rubel könnten auch noch eher zugestanden werden, als freye Wohnung, u. besonders als freyes Holz, u. der Titel eines Collegien-Raths¹⁵.

Für Murawjow aber als einem humanistisch, literarisch-ästhetisch, historisch und philosophisch hochgebildetem Kulturpolitiker waren gerade Buhles Kompetenzen zentral. Die von Meiners artikulierten Bedenken gegenüber der Person Buhles hatten keinen Einfluss auf seine Entscheidung.

Johann Gottlieb Buhle und Christian (von) Schlözer als neuberufene Professoren an der Moskauer Universität

Johann Gottlieb Buhle (1763-1821) nahm nach seiner 1804 erfolgten Ernennung zum Professor für Naturrecht und die Theorie der schönen Künste seine

15 Stieda 1930, S. 70f.

Lehrtätigkeit an der Moskauer Universität im Jahre 1805 auf. Die ordentliche Professur für Logik und Metaphysik hatte bereits seit 1795 Andrei Brjanzew (Andrej Brjancev) inne; Philipp Christian Reinhard hatte 1803 den Lehrstuhl für praktische Philosophie, Natur- und Völkerrecht übernommen. Bezüglich der Denomination schrieb Buhle in einem Brief vom 8. April 1804 an seinen künftigen Dienstherrn Murawjow: „Die Stelle eines Professor Ordinarius der schönen Literatur und der Auslegung der alten Geschichtsschreiber ist mir noch erwünschter, als das Lehramt der spekulativen Philosophie gewesen seyn würde, deren Vortrag, wenn er für die Russische Jugend zweckmäßig und anziehend seyn soll, seine großen Schwierigkeiten haben möchte, anstatt daß ich in jenen Fächern erwarten kann, mein Publikum zu interessieren und ihm zu nützen“¹⁶. Durch ein Bibliotheksprojekt war er an der Reorganisation der Moskauer Universitätsbibliothek nach dem Göttinger Vorbild beteiligt. Evident ist auch die Symbiose von Bibliothek und Referateorgan. Die von Buhle zwischen 1805 und 1807 herausgegebenen „Moskauer Gelehrten Nachrichten“ („Moskovskie učene vedomosti“) orientieren sich zweifellos in ihrem Konzept und in ihrer Anlage an den „Göttingischen Anzeigen von gelehrten Sachen“. Für das Gelingen einer Rezensionszeitschrift nach Göttinger Vorbild schien schon die Person des Herausgebers zu bürgen: Als klassischer Philologe hatte Buhle eine fünfbändige lateinische Aristoteles-Ausgabe übersetzt und ediert (Zweibrücken 1791-1798). Er war bereits Verfasser eines „Lehrbuchs des Naturrechts“ (Göttingen 1799), eines achteiligen „Lehrbuchs der Geschichte der Philosophie und einer kritischen Literatur derselben“ (Göttingen 1796-1804), einer „Geschichte der neueren Philosophie seit der Epoche der Wiederherstellung der Wissenschaften“ (1800-1804) und vieler anderer Schriften. In seiner Moskauer Zeit seien neben der Schrift „De optima ratione [...]. Oratio in anniversariis solemnibus inaugurationis Universitatis Caesarae litterarum Mosquensis“ (Moskau 1806), dem Projekt einer „Zeitschrift der schönen Künste“ („Žurnal izjaščnych iskusstv“; im Jahre 1807 erschienen drei Nummern) und altphilologischen Studien besonders sein „Versuch einer kritischen Literatur der russischen Geschichte“ (1. Theil: Die Literatur der älteren allgemeinen nordischen Geschichte, Moskau 1810) erwähnt.

Christian (von) Schlözer (1774-1831), seit 1796 Doktor der Rechte, begab sich im gleichen Jahr nach Moskau (wo er zunächst als Hauslehrer wirkte) und erhielt im Jahre 1800 einen Ruf nach Dorpat (Tartu). Von 1801 bis 1826 war er der erste ordentliche Professor für Politökonomie an der Moskauer Universi-

16 Buhle, Johann Gottlieb: Brief an Michail Nikitič Murav'ev. Göttingen, den 8. April 1804, in: RNB OR, f. 499 (Murav'ev M. N.), Nr. 99, Bl. 2r.

tät; er lehrte daneben auch Naturrecht, Völkerrecht, öffentliches Recht und Diplomatie. Schlözer jun. verfasste mehrere staatswirtschaftliche und juristische Lehrbücher. Daneben thematisierte er Probleme der russischen Geschichte. Dazu gehören im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts eine Schrift über „Die russischen Wiedertäufer, genannt Raskolniken“ aus dem Jahre 1803 sowie seine Antwort auf eine Preisfrage der Moskauer Universität zu den Wolochen (s.u.). Schlözer jun. wurde der gebildeten russischen Gesellschaft durch seine im Winter 1803/04 für das Moskauer Publikum gehaltenen öffentlichen Vorlesungen über die Geschichte der europäischen Reiche seit der Zerstörung Roms bis zum 16. Jahrhundert bekannt, zumal Nikolai Karamsin (Nikolaj Karamzin) in der Zeitschrift „Der Bote Europas“ („Vestnik Evropy“) über sie berichtete.

Evident ist Christian (von) Schlözers vehementer Widerstand gegen Zwänge der mitunter recht rigorosen akademischen Zensur. In seinem Brief vom 3. März 1804 brachte er seine erneute „unterthänigste Bitte um Befreiung von der Censur“ vor: „Eine Gewährung meiner Bitte würde ich aber als die entschiedenste Genugthuung für mein erlittenes Unrecht betrachten. Und vielleicht darf ich mich in dieser Hinsicht schmeichelhaften Hoffnungen überlassen, da die Professoren der dortischen Universität nach dem Beispiele aller deutschen Universitäten jenes Vorrechts genießen, und da ich nun schon so manche unangenehme Erfahrung über die Censurstreitigkeiten anzustellen Gelegenheit gehabt habe. Der Druck meiner Rede, der Druck meines kleinen Compendiums, der Druck meiner Anzeige der öffentlichen Vorlesungen, endlich mehr als alles – der projektierte Druck meiner Tafeln wird mich jederzeit an unangenehme Vorfälle erinnern. Und es ist unmöglich, daß ich jemals wieder freiwillig mein Manuskript einer Behörde unterwerfen sollte, welche alle Rechte einer Gerichtsbehörde ausübt, ohne durch die Pflichten der letzteren verbunden zu sein. Oder sollte ich es noch einmal versuchen, in den kürzesten Wintertagen meine Augen aufzuopfern, um statt des gehofften Beifalls meiner Vorgesetzten und Zuhörer Verdruß und Erniedrigungen einzuernten? – Es ist wahr, ich weis nicht, ob ich jemals bei meinen Mitbürgern durch gelehrte Arbeiten eine ausgezeichnete Achtung werde erwerben können, aber nicht weniger weis ich auch, daß bei den ausgezeichnetsten Fähigkeiten unter dem Drucke der Censur dies nie der Fall sein könnte. So hätte zum Beispiel mein Vater nie seine Staatsanzeigen, seinen Nestor, seine Weltgeschichte u.s.w. schreiben können, wenn eine Censur dieselben Grundsätze gegen ihn geltend macht. Gewiß aber ist es immer hart, keinen freien Gebrauch seiner Fähigkeit und Kräfte machen zu dürfen [...]“¹⁷.

17 Schlözer, Christian: Brief an Michail Nikitič Murav'ev. Moskau, den 3. März 1804, in: ebd., I. 7r-8r.

Eine historische Preisfrage der Moskauer Universität aus dem Jahre 1805: Die Diskussion um Nestors „Wolochen“

In seiner Besprechung der von Buhle herausgegebenen „Moskauer Gelehrten Nachrichten“ („Moskovskie učenyje vedomosti“) in den „Göttingischen gelehrten Anzeigen“ informierte August Ludwig von Schlözer am 15. Februar 1806 das interessierte deutsche Publikum über folgende Preisfrage: „Jede der neuen Universitäten soll nach den Statuten §. 56 alljährlich eine Preisaufgabe aufgeben. Der Senat der Moskauer Universität hielt deßwegen den 21. April voriges Jahres eine allgemeine Sitzung, und wählte aus mehreren in Vorschlag gebrachten, folgende Aufgabe aus der ältesten Russischen Geschichte heraus: „Nestor sagt, die Slaven, die sich in Rußland angesiedelt hätten, wären von den Ufern der Donau, aus Bulgarien und Ungern, hergekommen, von da sie durch Wolochen verdrängt worden wären. Nun Fragen: 1. Wann kann nach aller Wahrscheinlichkeit diese Einwanderung geschehen seyn? Was für ein Volk versteht Nestor unter den Wolochen? ob Römer, Longobarden, Bulgaren, oder wirkliche Wolochen (Wlachen, Walachen)?“¹⁸

Lange verzögerte sich die Auswertung der eingereichten Schriften, und aus Göttingen erklangen mahnende Worte. Buhle versuchte in Moskau, das Verfahren zu beschleunigen. Die von Karamsin, N. Bantysch-Kamenski (N. Bantyš-Kamenskij) und A. Malinowski (A. Malinovskij) erstellten Gutachten befanden, dass keinem der Autoren eine überzeugende historische Argumentation gelungen sei. Sie hoben jedoch die Abhandlung Nr. III hervor, ebenso wie die Rezensenten der „Göttingischen gelehrten Anzeigen“ vom 25. Februar 1809, die einen Bezug zu Göttinger Forschungen auf diesem Gebiet betonten: „Der Verfasser der Abhandlung Nr. III stimmt in der Hauptsache mit Thunmann und Gatterer überein, daß Nestor's Wolochen die Bulgaren seyen, und die Auswanderung der Slaven aus dem östlichen Donaugebiet durch die von Kuvrath gegen die Mitte des siebenten Jahrhunderts bewirkte Revolution veranlaßt worden.“¹⁹ So beschloss der Rat der Moskauer Universität gemeinsam mit der Gesellschaft für Russische Geschichte und Altertümer trotz aller kritischen Einwände, dem Verfasser der Abhandlung Nr. III den Preis zuzuerkennen: Beim Eröffnen der versiegelten Zettel und zur Überraschung aller Anwesenden entbot sich ein nicht erwarteter Verfasser, nämlich Christian von Schlözer. Als Professor der Moskauer Universität und Mitglied der Gesellschaft für russische Altertümer war er von der Konkurrenz ausgeschlossen. Daher sah sich

18 27. Stück, S. 272.

19 32. Stück, S. 316.

die Kommission veranlasst, den Druck dieser Abhandlung auf Kosten der Universität zu bewilligen, aber den Preis nicht zu gewähren.

Arnold Hermann Ludwig Heeren's Rezension über das Geschichtswerk des „russischen Livius“ und Reichshistoriographen Nikolai Karamsin

Am 22. August 1822 besprach der bekannte Göttinger Historiker Arnold Hermann Ludwig Heeren, der seit 1799 als Nachfolger J. Ch. Gatterers die einzige Nominalprofessur für das Fach Geschichte innehatte, in den „Göttingischen gelehrten Anzeigen“ die Bände I bis VIII der 1820 in Paris erschienenen, von Thomas und Jauffert besorgten „Histoire de l'Empire de Russie par Mr. Karamsin“, einer Übersetzung der „Geschichte des russischen Staates“ („Istorija gosudarstva Rossijskogo“) Karamsins, und die 1820 erst in zwei Bänden in Riga bei Hartmann erschienene deutsche Übersetzung Hauenschild's.²⁰

Heeren gestand, er sei bei der Lektüre der Werks Karamsins oft an Livius erinnert worden, „jedoch nur in der Behandlung seines Stoffs; denn daß er in Fleiß und Kritik über dem Römer steht, wird man ihm nicht absprechen können“²¹. Der Göttinger Historiker gab seiner Hoffnung Ausdruck, Karamsin werde sein Geschichtswerk bis zum Ende der Regierungszeit Peters des Großen fortführen, und gelangte zu dem Schluss, es sei für die russische Nation „ein unermeßlicher Gewinn, einen classischen Schriftsteller, nach ihrem eigenen Urtheil, über ihre Geschichte erhalten zu haben“²². Um die Geschichte eines großen Reichs zu schreiben, bedürfe es sowohl eines „universalhistorischen Ueberblicks“ als auch „einer Muse, die ihn begeistert; diese darf aber keine andere als die Liebe zu seinem Vaterlande, sehr verschieden von einer blinden Vorliebe für dasselbe, seyn“²³. Hoch schätzte Heeren Karamsins auf große Belesenheit gegründete geschichtsphilosophische Reflexionen, sein Geschichtsdanken und seine Überlegungen zur historiographischen Methodik ein. Ein besonderes Lob galt Karamsins Verdiensten in der historischen Quellenkritik.

Heeren vertrat die These, das Werk des russischen Reichshistoriographen sei intentional „sichtbar nicht bloß historisch, sondern auch moralisch-poli-

20 Göttingische gelehrte Anzeigen, 133. 134. Stück, den 22. August 1822, S. 1321-1329.

21 Ebd., S. 1329.

22 Ebd.

23 Ebd., S. 1323.

tisch“. Bezüglich des „moralisch-politischen Zwecks“ argumentierte der Rezensent folgendermaßen: „Es ist kein anderer, als seine Nation durch die Bekanntschaft mit ihrer Geschichte zu den höheren und edleren Gefühlen zu erheben, durch die er sich selbst belebt fühlte. Der Ausdruck dieser Gefühle und Gesinnungen kehrt allenthalben wieder, wo der Gegenstand es irgend gestattete, der Haß gegen Tyranney und Unterdrückung, gegen ungerechte Kriege und Eroberungssucht spricht an hundert Stellen sich aus; so wie darum der Verf. es nicht weniger offen anerkennt, und bündig zeigt, daß Rußland der Autokratie seine Größe zu verdanken habe.“²⁴

Nikolai Turgenew (Nikolaj Turgenew), der Bruder Alexander Turgenews, übersetzte Heerens Rezension im Jahre 1822. Im selben Jahr erschien eine kommentierende Übersetzung von Heerens Rezension in dem St. Petersburger Journal „Nördliches Archiv“ („Severnyj archiv“)²⁵, dessen Herausgeber F. Bulgarin war. Von seinem Bruder Alexander hatte Nikolai erfahren, dass Bulgarin unter Instrumentalisierung von Joachim Lelewels Kritik an Karamsins „Geschichte“ eine publizistische Kampagne gegen Karamsin vorbereitete. Daraufhin drohte er, seine Übersetzung zurückzuziehen. Zwar erschien dennoch 1823 im „Nördlichen Archiv“ („Severnyj archiv“) ein anonymer polemischer Aufsatz gegen Heerens Rezension. Insgesamt aber regte Heerens vielbeachtete und kompetente Argumentation eine differenzierte Sicht auf das Werk des russischen Reichshistoriographen an.

24 Ebd., S. 1328.

25 Geeren, A. G.: Vzgljad na „Istoriju gosudarstva Rossijskogo“ N. M. Karamzina, in: Severnyj archiv, 1822, Teil 4, S. 486-506.

Exponate

Silke Glitsch

[K 1]

[Haigold, M.]: *Katharinae der Zweiten Kaiserin und Gesetzgeberin von Russland Instruction für die zu Verfertigung des Entwurfs zu einem neuen Gesetzbuche verordnete Commiſſion. Riga u. Mitau 1768.*

SUB Göttingen: 8° J. Stat. XVI, 4515

1767 legte Katharina die Große nach zweijähriger Arbeit eine Instruktion vor, deren Anlass die Arbeit an einem neuen Gesetzbuch war. Darin unternahm sie den Versuch, die Aufgaben ihrer Regierung festzulegen, und griff dabei auf europäische Gesellschafts- und Staatstheorien zurück. Als Ausgangspunkt und Ziel der inneren Ordnung bestimmte sie das Gesetz, die Sicherung persönlicher Rechte, den Anspruch auf Freiheit und Glückseligkeit und die freie Entwicklung der Wirtschaft. Die sogenannte „Große Instruktion“ wurde für die europäische Öffentlichkeit in russischer, lateinischer, französischer und deutscher Sprache gedruckt; die deutsche Übersetzung stammt von August Ludwig (von) Schlözer. Die Zarin schätzte die staats- und rechtswissenschaftliche Fachkompetenz der Georgia Augusta so sehr, dass sie 1766 in ihre „Kommission zur Aufstellung eines Projektes für ein neues Gesetzbuch“ auch Göttinger Gelehrte berief, unter ihnen Johann Stephan Pütter (1725-1807). Keiner der Berufenen allerdings leistete dieser ehrenvollen Einladung Folge.

[K 2]

Ioannes Stephanus Pütter (1725-1807)

Kupferstich, 160 x 225 mm von H. Wilhelm Dietz

SUB Göttingen: Sammlung Voit: Johann Stephan Pütter Nr. 9

Der Jurist Johann Stephan Pütter war aufgrund seines außergewöhnlichen Talents bereits 1746, mit 21 Jahren, zum Professor an der Georgia Augusta ernannt worden. Er war der bedeutendste Staatsrechtslehrer seiner Epoche und für mehr als 50 Jahre der Mittelpunkt der Juristischen Fakultät. Sein Name zog Studierwillige aus dem ganzen Reich an. Pütter leistete bei seinem Amtsantritt den Eid, die Göttinger Universität niemals zu verlassen. An diese ungewöhnliche Vereinbarung hielt er sich bis zu seinem Tode.

[K 3]

Alexander I. (1777-1825)

Lithographie, 65 x 85 mm [Facsimile]

SUB Göttingen: 8° H. Russ. 380/13 (Frontispiz)

Erfolgreicher als der Versuch Katharinas der Großen, Göttinger Gelehrte für ihre „Große Kommission“ zu gewinnen, waren die Bemühungen russischer Bildungspolitikern, in den ersten Jahren der Regierungszeit Alexanders I. (reg. 1801-1825) Göttinger Wissenschaftler nach Russland zu berufen. Alexander I. leitete zunächst eine intensive

Reformtätigkeit ein, die auch das Bildungswesen betraf. Jedem der sechs Bildungsverwaltungsbezirke (Moskau, St. Petersburg, Wilna, Dorpat (Tartu), Charkow, Kasan) wurde eine Universität zugeordnet. Die bereits seit 1755 bestehende Moskauer Universität wurde reorganisiert, die übrigen Universitäten wurden neu eingerichtet. Für diese Universitäten wurde qualifiziertes Lehrpersonal aus dem Ausland angeworben. Göttinger Professoren standen dabei auf den Berufungslisten ganz weit oben.

[K 4]

Christoph Meiners (1747-1810)

Kupferstich, 85 x 110 mm von Christian Heinrich Schwenterley

SUB Göttingen: Sammlung Voit: Christoph Meiners Nr. 2

Der 1792 entstandene Kupferstich zeigt den Philosophen und Kulturhistoriker Christoph Meiners. Von 1767 bis 1770 war er an der Göttinger Universität immatrikuliert, wo er seine Arbeiten vorwiegend im Selbststudium betrieb. 1772 wurde er zum außerordentlichen, 1775 zum ordentlichen Professor der Philosophie an der Georgia Augusta ernannt. Sein Werk „Ueber die Verfassung, und Verwaltung deutscher Universitäten“ stieß in Russland auf weite Resonanz. Seit 1803 war Meiners als Berufungsagent des Kurators der Moskauer Universität tätig und führte in seinem Auftrag die wohl größte und systematischste Anwerbungsaktion von deutschen Wissenschaftlern nach Russland durch.

[K 5]

Meiners, Christoph: Vergleichung des ältern und neuern Rußlandes [...] Bd. 1. Leipzig 1798.

SUB Göttingen: 8° H. Russ. 228/77

Meiners verfasste seine zweibändige „Vergleichung des ältern und neuern Rußlandes ...“, ohne selbst in Russland gewesen zu sein, „nach Anleitung der auswärtigen Reisebeschreiber“. Dies war nach Meiners möglich, weil die älteren, vorpetrinischen, und die zeitgenössischen Reisebeschreibungen „nirgends mehr so vollständig beysammen, als auf unserer Universitäts-Bibliothek“ waren. Meiners demontiert in seiner Schrift gängige Vorurteile über Russland und zollt den unter Peter dem Großen und Katharina der Großen eingeführten Modernisierungen des Russischen Reiches höchstes Lob.

[K 6]

Meiners, C[hristoph]: Ueber die Verfassung, und Verwaltung deutscher Universitäten. Bd. 1. Göttingen 1801.

SUB Göttingen: 8° HLP II, 7830:1

Neben der „Vergleichung des ältern und neuern Rußlandes ...“ war es vor allem Meiners' von 1801 bis 1802 erschienene zweibändige Darstellung „Ueber die Verfassung, und Verwaltung deutscher Universitäten“, die das Interesse der russischen Bildungspolitik an dem Göttinger Wissenschaftler weckte. Sie wies Meiners als kompetenten Kenner in Fragen der Verfassung und Verwaltung der deutschen Universitäten und insbesondere der Georgia Augusta aus. Prägende Züge der Georgia Augusta, die ihr von

ihrem Kurator Gerlach Adolph von Münchhausen verliehen worden waren, wurden über Meiners' Schrift in Russland bekannt und für die russischen Universitäten Vorbild – zunächst für die Statuten der Universität Dorpat (Tartu) (1802/03), dann für die Moskauer Universität sowie für Charkow und Kasan (1804).

[K 7]

Baron Ungern Sternberg: Brief an Christoph Meiners. St. Petersburg, 20. Januar 1803.

SUB Göttingen: Cod. Ms. Meiners 41, Bl. 1-2. [Facsimile von Bl. 1v u. 1r]

Der Vizekurator der Universität Dorpat (Tartu) Baron Ungern Sternberg wandte sich im Auftrag des Kurators der Moskauer Universität Michail Murawjow (Michail Murav'ev) im Januar 1803 an Meiners. In seinem Brief bat er Meiners um die Vermittlung von besonders befähigten Wissenschaftlern an die russischen Universitäten und zugleich um eine Liste der an der Georgia Augusta tätigen Gelehrten. In den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts vermittelte Meiners acht deutsche Wissenschaftler nach Moskau, darunter allein fünf aus Göttingen.

Auszug:

„Einem speciellen Auftrage Seiner Excell. Des Hn. Geheimen Raths von Murawjeff zufolge, bin ich so frey, mich mit einem litterarischen Anliegen an Ew. Hochwohlgeb. zu wenden. Erwähnter Hr. Geheimer Rath, der als Adjoint des Ministers des öffentl. Unterrichts, die specielle Pflicht hat die neuuerrichtenden Russischen Universitaeten zu organisiren und mit geschickten Lehrern zu versehen, bat mich ihm einen Gelehrten von ausgezeichnetem Ruf und ausgebreiteten litterarischen Beziehungen auf der Universitaet zu Göttingen vorzuschlagen, mit dem er sich in directe Correspondence einlassen könnte, und ihm dazu zugleich den Weg zu öffnen. Wie konnte ich ihm einen andern Nahmen als den Ihrigen nennen? – zumal sie sich durch Ihr neuestes Werk über Universitaeten einen so großen Anspruch auf meine persönliche Dankbarkeit erworben haben – denn ich gestehe es gerne jedem und vorzüglich Ihnen Herr Hofrath selbst, dass ich bey der organisation und administration der Universitaet zu Dorpat, die mir bisher größtentheils oblag – sehr viele glückliche Ideen und Winke Ihres so schätzbaren Werkes benutzt habe [...]“

[K 8]

Georg Franz Hoffmann (1760-1826)

Kupferstich, 85 x 110 mm von Christian Heinrich Schwenterley

SUB Göttingen: Sammlung Voit: Georg Franz Hoffmann Nr. 5

Georg Franz Hoffmann wurde nach seinem Medizinstudium in Erlangen 1792 zum ordentlichen Professor der Arzneikunde und Botanik in Göttingen berufen. Ab 1804 war er auf Meiners' Vermittlung an der Moskauer Universität tätig, wo er auch die Direktion des Botanischen Gartens übernahm. Durch den Brand von Moskau verlor er 1812 seine Bibliothek und wertvolle Manuskripte. 1820 erhielt er den Titel eines Staatsrates.

[K 9]

Christian (von) Schlözer (1774-1831)

Schattenriss, 115 x 190 mm

SUB Göttingen: Cod. Ms. Schlözer-Stiftung, Bilder, Ch 121

Eine besondere Rolle bei der Umstrukturierung der Moskauer Universität kam dem staatswissenschaftlichen Fächersystem zu, das ein wichtiger und charakteristischer Bestandteil des Lehrprogramms der Georgia Augusta war. Fächer wie Politische Ökonomie, Recht, Statistik und Naturrecht fanden daher in Moskau nach dem Göttinger Vorbild besondere Beachtung. Christian (von) Schlözer, 1796 in Göttingen zum Doktor der Rechte promoviert, wurde ohne Vermittlung Meiners' nach Russland berufen. Von 1801 bis 1826 war er der erste ordentliche Professor für Politökonomie an der Moskauer Universität. Daneben lehrte er auch Naturrecht, Völkerrecht, öffentliches Recht und Diplomatie. Später kehrte er nach Deutschland zurück und war seit 1828 an der Bonner Universität tätig.

[K 10]

Buhle, Johann Gottlieb: Versuch einer kritischen Literatur der russischen Geschichte. T. 1. Literatur der allgemeinen nordischen Geschichte zur Einleitung in das Studium der russischen Geschichte.

SUB Göttingen: 8° HLL IV, 7471:1

Johann Gottlieb Buhle (1763-1821) war nach seinem Braunschweiger und Göttinger Studium der Philosophie und Philologie seit 1794 ordentlicher Professor der Philosophie an der Göttinger Universität. Er lehrte Logik, Metaphysik, die Geschichte der Philosophie und die Geschichte der klassischen Literatur der modernen Völker. Auf Meiners' Vermittlung wurde er 1804 als kaiserlicher russischer Hofrat und Professor für Naturrecht und die Theorie der schönen Künste an die Moskauer Universität berufen. 1814 kehrte Buhle nach Deutschland zurück und wurde 1815 Professor der Philosophie und der Rechtswissenschaft in Braunschweig. In Moskau verfasste er eine kommentierte Bibliographie zur älteren nordischen und slawischen Geschichte und zur historischen Geographie Nord- und Osteuropas. Sie war als Einleitung in das Studium der russischen Geschichte konzipiert.

[K11]

[Rezension Schlözers der „Moskovskie učenyje vedomosti“ Buhlers]. In: Göttingische Gelehrte Anzeigen, 27. Stück, 1806, S. 269 - 272

SUB Göttingen: 8° Eph. Lit. 160/5

Zwischen 1805 und 1807 gab Buhle die *Moskauer Gelehrten Neuheiten (Moskovskie učenyje vedomosti)* heraus. Für dieses Referateorgan, auf das Schlözer in seiner Rezension wohlwollend hinweist, waren die *Göttingischen Gelehrten Anzeigen* Vorbild.

Die Bibliotheken in Göttingen und Moskau – Johann Gottlieb Buhles Entwurf einer Bibliotheksordnung für die junge Moskauer Universitätsbibliothek vom 3. Mai 1805

Reimer Eck

Johann Gottlieb Buhle (1763-1821) aus Braunschweig, seit 1794 ordentlicher Professor der Philosophie an der Universität Göttingen, wurde auf Vermittlung von Christoph Meiners (1747-1810) im Jahre 1804 zeitgleich mit einer Reihe von anderen jüngeren Göttinger Professoren als kaiserlicher russischer Hofrat und Professor für Naturrecht und die Theorie der schönen Künste an die Moskauer Universität berufen.¹ Zu den zahlreichen Aufgaben, die der Kurator der Moskauer Universität, Michail Murawjow (Michail Murav'ev), an Buhle erteilte – unter anderem die Redaktion eines wissenschaftlichen Journals nach dem Muster der Göttingischen Gelehrten Anzeigen –, gehörte auch der Entwurf einer Bibliotheksordnung für die Moskauer Universität. Am 3. Mai 1805 legte Buhle dem Kurator seine „Bescheidene[n] Vorschläge zu einer Instruction für die künftige Organisation und Administration der Universitätsbibliothek in Moskwa“ vor.²

Im Anhang drucken wir sowohl Buhles Moskauer Entwurf, wie auch den Text der damals gültigen Bibliotheksgesetze für die Göttinger Universitätsbibliothek ab. Als Grundlage dient hier der Abdruck der „Academische[n] Gesetze für die Studiosos auf der Georg-Augustus-Universität zu Göttingen. Erlassen den 28. Dezember 1796. [Anlage] Nro. 4. zu §. 54. Auszug der von Königlicher Geheimen Raths-Stube de dato Hannover den 28ten October 1782 gemachten Bibliotheks=Gesetze.“

Es erscheint außerordentlich reizvoll zu vergleichen, wie Buhle hier auf Grund seiner langjährigen Erfahrungen als Göttinger Bibliotheksbenutzer für

1 Zu diesen Berufungsvorgängen vgl. Wilhelm Stieda: Deutsche Gelehrte als Professoren an der Universität Moskau, (Abhandlungen der philosophisch-historischen Klasse der Sächsischen Akademie der Wissenschaften, XL, 5), Leipzig 1930. Hier ist der Briefwechsel zwischen Meiners und Murawjow in Sachen Berufung Buhles weitgehend wiedergegeben.

2 Das Original wird in der Handschriftenabteilung der Russischen Nationalbibliothek in St. Petersburg (f. 499) verwahrt. Eine russische Übersetzung ist unter folgendem Titel veröffentlicht worden: Proekt professora Bule ob organizacii biblioteki Moskovskogo universiteta. [Untertitel:] Skromnye predloženiya k instrukcii dlja budušej organizacii i upravljenija universitetskoj biblioteki v Moskve, in: N. A. Penčko: Biblioteka Moskovskogo universiteta 1755-1967, Bd. 1, Moskau 1969, S. 145-148.

das neue Moskauer Institut seinen Entwurf entwickelt. Analog zu der gültigen Göttinger Bibliotheksordnung handelt es sich bei den Buhleschen Vorschlägen sowohl um eine interne Dienstanweisung für die innere Bibliotheksverwaltung als auch um eine für das Publikum bestimmte Benutzungsordnung. Die diesbezüglichen Paragraphen gehen ineinander über. In Göttingen hat man sich über Jahrzehnte – ja über ein Jahrhundert lang – damit beholfen, primär die auf die Benutzung bezogenen Paragraphen im Druck zu verbreiten, während die internen Dienstanweisungen lediglich schriftlich auf der Bibliothek und im Kuratorium aufbewahrt wurden. Daneben gab es natürlich noch einen Kanon ständig überarbeiteter hausinterner Durchführungsbestimmungen. Ein solcher verkürzter, dem allgemeinen Publikum zugänglicher Text ist hier abgedruckt.

Geistiger Vater der über das Jahr 1870 hinaus fast unverändert gültigen Göttinger Benutzungsordnung von 1761 war der Orientalist Johann David Michaelis (1717-1791), dem in jungen Jahren die drakonischen Gesetze der Bodleiana in Oxford zum Trauma geworden waren.³ So weht durch den gesamten Göttinger Text dann ein Hauch norddeutscher Aufklärung und Liberalität. Dieser wohlthuende Hauch fehlt auch nicht bei Buhle, selbst wenn sein Text im ersten Paragraphen nicht das enthält, was die Göttinger Ordnung besonders auszeichnet: eine Art Widmung der Anstalt des öffentlichen Rechts, wie der heutige Verwaltungsjurist sagen würde. Oder besser: ein für die damalige Zeit nicht selbstverständliches, auf die Nutzerbedürfnisse ausgerichtetes bildungspolitisches Programm, wie es die Göttinger Bibliothek eben gerade vor allen anderen auszeichnete. Nutzerfreundlichkeit und Liberalität sind bis heute die Eckpfeiler des Göttinger Dienstleistungsangebots geblieben. Dieser Göttinger Schlüsseltext lautet im Original der Göttinger Bibliotheksordnung von 1761:

§. 1. Die hauptsächliche Absicht der Königlichen Regierung ist, das die Bibliothec so nützlich gemacht werden soll als möglich. Vornehmlich für Professores, die derselben zur Präparation ihrer Collegia benöthiget sind, sodann auch für

3 Zur Genesis der hier herangezogenen Göttinger Bibliotheksgesetze vgl. Georg Leyh: Die Gesetze der Universitätsbibliothek zu Göttingen vom 28. Oktober 1761, in: ZfB 37 (1920), S. 1-30. Auf S. 11-20 sind sämtliche Paragraphen der nur handschriftlich überlieferten „Gesetze der Bibliothec zu Göttingen“ abgedruckt. Zu Michaelis' Wirken für die Göttinger Bibliothek vgl. auch: Richard Fick: Michaelis und die Krisis des Jahres 1763, in: Beiträge zur Göttinger Bibliotheks- und Gelehrten-geschichte, (Vorarbeiten zur Geschichte der Göttinger Universität und Bibliothek, 5), Göttingen 1928, S. 40-54. Zuletzt zu Michaelis und der Entstehung der liberalen Göttinger Benutzungsordnung: Reimer Eck: Goethe und Herder als Nutzer der Göttinger Universitätsbibliothek per Fernleihe. In: Göttinger Jahrbuch 48 (2000), S. 53-65, hier insbesondere S. 54 u. Anm. 2.

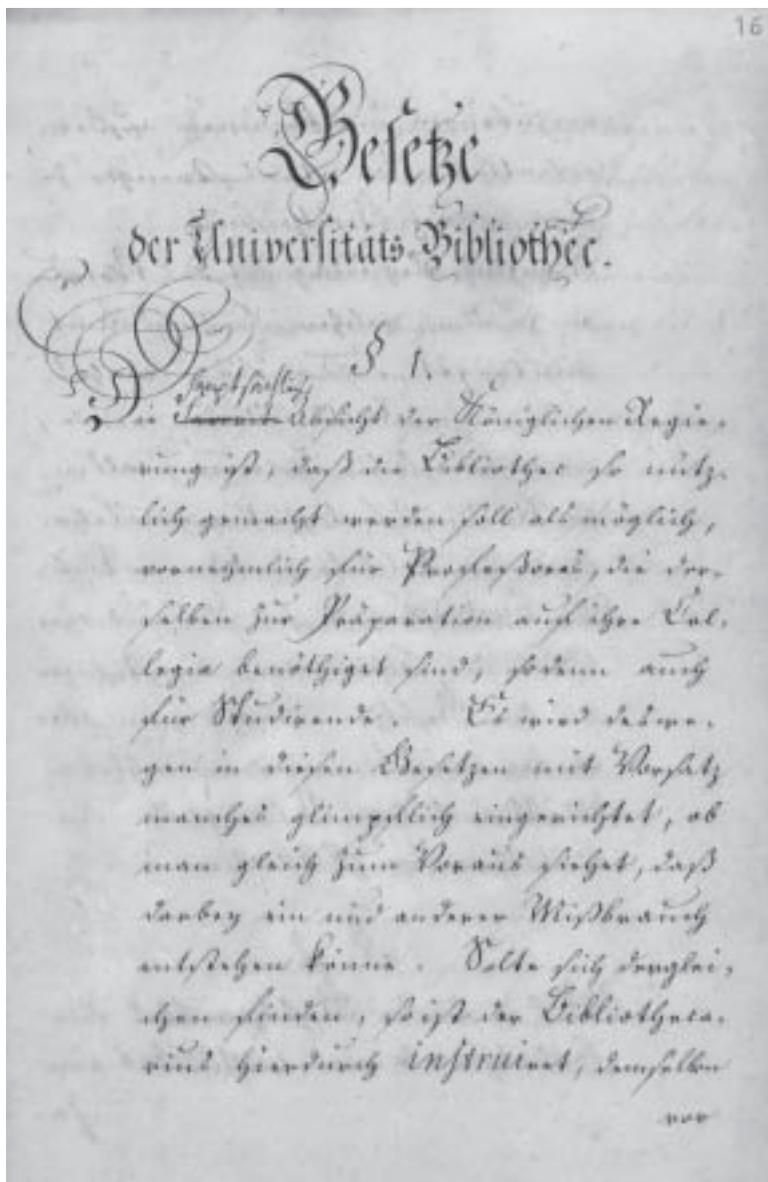


Abb. 12 (zu Katalog [L 1])

Michaelis, Johann David / Roederer, Johann Georg:

Gesetze der Universitäts-Bibliothek. Hannover, 28. Oktober 1761.

Studierende. Es wird deßwegen in diesen Gesetzen mit Vorsatz manches glimpflich eingerichtet, ob man gleich im Voraus siehet, daß dabei ein und anderer Mißbrauch entstehen könne. Sollte sich dergleichen finden, so ist der Bibliothecarius hierdurch instruieret, demselben vorzubeugen [...] ⁴

In den Wirren des Siebenjährigen Krieges und praktisch während einer Vakanz in der Bibliotheksleitung, die eine Neufassung der Göttinger Bibliotheksordnung dringend notwendig machten, besann man sich weiterhin auf das alte Göttinger Prinzip, das unter der Federführung Gerlach Adolph von Münchhausens schon bei der Universitätsgründung der Jahre 1733-35 für die gesamten Göttinger Statuten Pate gestanden hatte: „Ich wünsche, daß es auch von uns gelten möge, was Tacitus von dem alten Teutschland gesagt hat: ‚*plus ibi boni mores valent, quam alibi bonae leges*‘.“⁵

Freilich entsprechen Buhles Vorschläge von 1805 dann völlig der Göttinger Benutzungspraxis: festzusetzende öffentliche Stunden, Ausleihe an Professoren und Studenten gegen Leihschein, Professoren als Bürgen für die einzelnen Studenten, alljährliche Gesamtrevision der Ausleihen, vielgebrauchte Lexica oder Wörterbücher sowie Rara etc. nur zur Präsenzbenutzung.

Der Volltext der im Kuratorium handschriftlich aufbewahrten Göttinger Bibliotheksgesetze wird Buhle in Moskau nicht vorgelegen haben. Wahrscheinlich aber konnte er auf den hier im Anhang wiedergegebenen gedruckten Text zurückgreifen.

Zu Buhles *Bescheidenen Vorschlägen* im Einzelnen:

§. 1.: Buhle widmet sich zunächst der Ordnung der vorhandenen Bücher in einer Aufstellung nach Fachgruppen. Da mehrere vormalige Privatabibliotheken zur Bildung des Grundbestands der Moskauer Universitätsbibliothek zusammengezogen wurden, waren hier erhebliche Vorarbeiten nötig. Weiter unten greift Buhle diesen Umstand wieder auf, indem er in Paragraph 6 bei der Führung des alphabetischen Katalogs auch auf die Provenienzangaben zum Bibliotheksbestand Bezug nimmt.

Mit Nennung der Schriften gelehrter Gesellschaften, gelehrter Einzelpersonen und der wissenschaftlichen Journale und Zeitungen, die in separaten Fachgruppen aufzustellen sind und „deren sorgfältige Erhaltung und Sammlung nöthig ist“, skizziert Buhle zugleich den Kern eines Erwerbungsprogramms für die neue Bibliothek. Er beschreibt hier den Komplex der klassischen *historia*

4 Zitiert nach Leyh, wie Anm. 3, S. 11.

5 Dass im täglichen Bibliotheksbetrieb gute Sitten auf die Dauer die Erarbeitung von guten Gesetzen nicht überflüssig machen, ist allerdings inzwischen eine allgemeingültige Erfahrung, die weit mehr noch als im frühen 19. Jahrhundert heute in einem eminent kostenträchtigen elektronischen Umfeld ihre Gültigkeit hat.

literaria, wie er erst kürzlich auch für Göttingen wieder aus dem Altbestand herausgezogen und im Historischen Gebäude in Freihand als Nukleus der Forschungsbibliothek zur Geschichte der Wissenschaften und der Aufklärung wieder aufgestellt werden konnte.

Eine der Öffentlichkeit zur Verfügung gestellte Aufstellungsskizze, wie sie Buhle fordert, ist für Göttingen nur aus wenigen Phasen der langen Geschichte überliefert.⁶

§. 2.: *Oculis utere, non manibus*.⁷ Der Mangel an Individualsignaturen beziehungsweise Signaturschildern oder zumindest Fächerbezeichnungen außen auf den Büchern erzwang – zum Beispiel in Göttingen – bis in das 20. Jahrhundert hinein, dass Bücher in den Saalbibliotheken zwar frei zur Schau aufgestellt waren, das Heraussuchen und Wiedereinstellen der Bücher aber den Bibliothekaren, nicht den Benutzern überlassen war. Die Gründe macht Buhle hier überzeugend geltend. Dieser Umstand führte immer wieder zu Reibereien zwischen Bibliothekaren und Nutzern. Einer der prominentesten Fälle der Göttinger Bibliotheksgeschichte ist wohl Jakob Grimm (1785-1863), damals schon wohlbestallter Bibliothekar in Kassel, der in Göttingen im Juli 1822 vom zuständigen Custos von der Leiter geholt wurde. Erst der hinzugerufene Bibliotheksdirektor Jeremias David Reuß (1750-1837) konnte den Konflikt schlichten.⁸

§. 3.: Die Anordnung der Bücher in den Regalen. Hier ist Buhle gegenüber der damaligen Göttinger Praxis durchaus modern und weicht im Detail der Aufstellungspraxis bewusst vom Modell ab. Eine Fächerbezeichnung auf Blechschildern zur besseren Orientierung ist aus den früheren Göttinger Quellen nicht bekannt. Entsprechende Spuren sind allerdings erhalten und wieder ge-

6 Erschöpfend Auskunft gibt in dieser Hinsicht die *Ichnographia bibliothecae* in Pütters Gelehrten-geschichte der Göttinger Universität von 1765, vgl. Johann Stephan Pütter: Versuch einer academischen Gelehrten-Geschichte von der Georg-August Universität zu Göttingen, Göttingen u. Hannover 1765, S. 207-223. Diese auch optische Darstellung der eng mit dem Realkatalog verzahnten systematischen Göttinger Aufstellung und ihre lange Lebensdauer ist kürzlich von einigen französischen Kollegen gewürdigt worden: Jeanne Pfeiffer & Raymond-Josué Seckel: La géométrale de la bibliothèque, ou comment l'espace détermine la conception du catalogue, in: Revue de la Bibliothèque nationale de France 9 (2001), S. 52-56.

7 „Quisquis huc admissus es, oculis utere, non manibus nisi quantum peculiariter tibi permissum fuerit.“ So lautete Paragraph 1 der ersten Göttinger Benutzungsordnung von 1735, der „Leges Bibliothecae Bulovianae“ (SUB Göttingen, Bibliotheksarchiv A, 2.a).

8 Vgl. Briefwechsel der Brüder Jacob und Wilhelm Grimm mit Karl Lachmann, hrsg. v. Albert Leitzmann, Bd. 1, Jena 1927. Brief Jacob Grimms an Lachmann vom 6. Oct. 1822. S. 368.

nutzt im oben genannten Forschungslesesaal, dessen Originalausstattung aus der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts stammt. Für Buhle hat der äußere Eindruck einer geordneten Bibliothek eine besondere Priorität, da vor dem Abfassen seiner Vorschläge offenbar erhebliche Kritik an den Moskauer Bibliotheksverhältnissen laut geworden war.

Innerhalb der Fächer will Buhle die Bücher in aufsteigender Reihenfolge nummerieren. Diese die Individualsignatur vorwegnehmende Buchstaben-Zahlenkombination wird in den inneren Buchdeckel eingetragen. In der Bibliotheksterminologie heißt dies *Gruppen-Numerus-Currens*, eine Aufstellungsart, die in Göttingen erst nach dem Zweiten Weltkrieg und dann auch nur für wenige Jahre eingeführt wurde. Zur Interpretation dieser Stelle ist der den Realkatalog betreffende Paragraph 7 heranzuziehen. Buhle löst sich hier (wahrscheinlich) bewusst von bestehenden Göttinger Traditionen, die nach den Reußschen Reformen der 90er Jahre des 18. Jahrhunderts die Aufstellung im Regal und die feine innere Ordnung der Realkataloge eng miteinander verknüpften. Nach dem damals gültigen Göttinger System wurden Fachbezeichnung und Zahl der entsprechenden Realkatalogseite in den hinteren Buchdeckel eingetragen (Seitensignatur). Die Göttinger Bücher hatten also keine Individualsignatur, sondern lediglich eine Fach- und Untergruppen-Bezeichnung. Diese Abweichung begründet Buhle in Paragraph 7 folgendermaßen: „Eine strenge logische wissenschaftliche Ordnung ist hier weder möglich noch nötig.“ Damit ist er gegenüber der Göttinger Praxis durchaus modern und nimmt die später gegen „das Dogma der systematischen Aufstellung“ vorgetragenen Argumente um über 100 Jahre vorweg.⁹

Wahrscheinlich fängt Buhle mit seinem kühnen Vorschlag ein sich bei den lokalen Verhältnissen abzeichnendes Personalproblem ab. Auch kann er sicher nicht die damaligen gewaltigen Göttinger Zugangszahlen von bis über 3000 Bänden pro Jahr erwarten. Die sachkundige Führung des wissenschaftlichen Realkatalogs band in Göttingen die Kräfte des Bibliothekspersonals bis zum Äußersten. Trotzdem wurde der Geschäftsgang bisweilen untolerierbar träge. Als Reuß 1783 von Tübingen nach Göttingen kam, hatte der Realkatalog einen Rückstand von über 40.000 Bänden. Die in den 90er Jahren des 18. Jahrhunderts unter Reuß begonnene Überarbeitung der Göttinger Realkataloge ist dann im 19. und frühen 20. Jahrhundert wegen Personalmangels nie zu einem

9 Zu diesem komplexen Problem und den Göttinger Entwicklungswehen vgl. wiederum Georg Leyh: Aus der älteren Bibliothekspraxis, in: Beiträge zum Bibliotheks- und Buchwesen. Paul Schwenke [...] gewidmet, Berlin 1913, S. 160-174. Noch wichtiger mit besonders kritischer Auseinandersetzung mit den Göttinger Verhältnissen ders.: Das Dogma der systematischen Aufstellung I-VI, in: ZfB 29 (1912), S. 241-259 und ZfB 30 (1913), S. 97-136.

aktuellen Stand oder zu einem Abschluss bis hin zu den dringend notwendigen Individualsignaturen gekommen, obwohl Generationen gelehrter Göttinger Bibliothekare rastlos daran gearbeitet haben. Buhle, als vormaliger Göttinger Student, seit 1784 Extraordinarius, seit 1794 Ordinarius der Göttinger Universität, hat als Nutzer unter diesen Göttinger Idealen sicher zu leiden gehabt. Für Moskau gibt er folglich – wieder nach gut Göttinger Tradition – einen pragmatischeren Weg vor.

§. 4.: Revision. Die nach den Buhleschen Vorschlägen anstehende Neuordnung der Moskauer Bibliothek erforderte zunächst das Einfordern sämtlicher verliehener Bücher und deren Einarbeitung in die Kataloge nach Buhleschem Muster. Ähnlich war in Göttingen Reuß verfahren, als er zu seiner großen Reorganisation ansetzte, die der Nutzer Buhle ja miterlebt hatte.

§. 5.: Funktion der Kataloge. Das Göttinger Prinzip der Brauchbarkeit und Nützlichkeit ist auch hier oberstes Gebot. Der Alphabeticus gilt dem schnellen Aufsuchen der Bücher, der Systematicus fungiert zugleich als Kontrollunterlage für die Erwerbungs politik.

§. 6.: Anlage des Alphabeticus. Die hier beschriebene Anlage entspricht weitestgehend der Göttinger Praxis: mindestens eine Seite pro Verfasser, Fachangabe, Formatangabe, genauere Standortbezeichnung, in dieser Kombination also: Individualsignatur.

Die Provenienzangabe in einer separaten Spalte findet sich ebenfalls im Göttinger Katalog. So sind hier die Bücher aus dem Grundstock der Bibliothek, der Bibliotheca Buloviana, mit B und ihrer laufenden internen Nummer bezeichnet. Weitere Sondererwerbungen wie die Golde-Bibliothek in den 1920er Jahren wurden ebenfalls durch Buchstaben mit fortlaufender Nummer, hier G, markiert. Auf der Basis des Nummerierungssystems der Buloviana wurde das Göttinger Akzessionsnummernsystem für die laufenden Neuerwerbungen dann bis zum Ende des 19. Jahrhunderts fortgesetzt, was zu einer recht komplexen Verzahnung von Zugangsbüchern und Katalogen führte.¹⁰ Mit derartig komplexen Details der bibliotheksinternen Buchführung beschäftigen sich Buhles *Bescheidenen Vorschläge* allerdings nicht.

10 Zum Nutzen dieser Einrichtung aus bibliothekshistorischer Sicht vgl. Helmut Kind: Die Luthersammlung der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen. Umfang und Aufstellung, Katalogisierung und Geschichte, (Arbeiten aus der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen, 8), Göttingen 1970. Von besonderem Interesse ist hier das Kapitel *Provenienzangaben in den Katalogen* (S. 19-22). Kind weist nach, dass für praktisch sämtliche Göttinger Erwerbungen des 18. und 19. Jahrhunderts die Bezugsquelle, das Erwerbungsdatum und in der Regel sogar der Beschaffungspreis nachgewiesen werden können.

Das Zerteilen der Katalogbände nach Bedarf entspricht im Großen und Ganzen der von Reuß eingeführten Praxis. Der derzeit im Historischen Gebäude frei aufgestellte handschriftliche alphabetische Katalog begann mit etwas über 100 Bänden, die durch Nachkleben von Einzelblättern und Umbinden bis 1993 auf weit über 1000 Bände angewachsen waren. Bis zum Erscheinungsjahr 1930 wurden auch in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts sämtliche Göttinger Antiquariatskäufe noch nach dem alten Muster in die Realkataloge eingetragen. Dadurch, dass Reuß wegen des raschen Bestandszuwachses in Göttingen die Einzelblätter des *Alphabeticus* „auf Falz“ binden ließ, nahm er praktisch die Vorteile des Zettelkatalogs vorweg. Neuerwerbungen konnten ohne langwieriges Umbinden der Bände problemlos sofort nachgetragen werden. Der von Reuß angelegte *Alphabeticus* hat also über 200 Jahre, ohne dass er jemals neu abgeschrieben werden musste, als Hauptkatalog gedient. Ähnlich wie Buhle in Moskau führte Joseph Green Cogswell diese Technik des endlosen Katalogs im Jahr 1820 in Harvard ein.¹¹

§. 7.: Zur inneren Anlage des Realkatalogs vergleiche oben den Kommentar zu Paragraph 3. Allerdings ist Buhle hier, was die wissenschaftliche Ordnung der Bücher, beziehungsweise zumindest die Fachgruppen angeht, unerfreulich kurz.

§. 8.: Die öffentliche Aufstellung der Kataloge. In Göttingen standen diese wichtigsten Arbeitsinstrumente lange auf der Bibliothekarsstube und waren dem Publikum nicht zugänglich. Für Moskau möchte Buhle, wie schon oben erwähnt, die geordnete Struktur der Bibliothek gern öffentlich dargestellt wissen.

§. 9.: Die laufende Fortsetzung der Kataloge. Die Notwendigkeit liegt auf der Hand und wird primär ein Personalproblem gewesen sein, auf das Buhle hier wahrscheinlich von vornherein hinweisen will.

§. 10.: Zur äußeren Gestalt der Bibliotheksbücher. Auch hier scheinen die Göttinger Erfahrungen zu Grunde zu liegen. Deutliche Titelangaben auf den Rücken waren aufgrund der fehlenden Signaturschilder zwingend notwendig. Zugleich waren diese Kurztitelangaben Grundlage für die Eintragungen in die Ausleihregister (vgl. §. 12). Das Geschäft mit den Buchbindern, denen präzise Rückenbeschriftungen vorgegeben werden mussten, war in Göttingen in der Regel das Geschäft des Stellvertreters des Direktors bzw. des zweiten Bibliothekars.

Auch die Einheitlichkeit der Bucheinbände war Göttinger Prinzip, nicht so sehr des optischen Eindrucks wegen, sondern vielmehr auch, um etwa Diebstahl oder Mitnahme von Bibliotheksbüchern nach außerhalb zu erschweren.

11 Vgl. Joseph Green Cogswell: 1822 Report of the librarian to the Corporation, 4. Nov. 1822. Harvard University Archives III.50.5.

Der Besitzstempel auf dem Verso des Titelblatts wurde in Göttingen bereits im Jahr 1760 eingeführt.

Die Ausleihe „aus oder vor dem Geschäftsgang“ zu Rezensionszwecken entspricht der Göttinger Praxis. Schließlich sollten die *Göttingischen Gelehrten Anzeigen* ja eine kommentierte Neuerwerbungsliste der Bibliothek sein und zur Benutzung neuer wissenschaftlicher Literatur anregen.

§. 11.: Regelung des Ausleihgeschäfts durch zwei Kustoden. Tägliche Öffnungszeiten waren in Göttingen zwar schon seit langem üblich, hatten sich aber noch längst nicht auf allen Universitäten durchgesetzt. Ähnlich wie die Göttinger war auch die Moskauer Bibliothek primär als Ausleihbibliothek konzipiert. Die Ausleihtechnik und Verwaltung der Leihscheine entspricht vollkommen der Göttinger Praxis. Die im Druck veröffentlichten Göttinger Benutzungsparagrafen gehen auf Grund der langjährigen dornenreichen Erfahrungen noch erheblich weiter ins Detail. Wir dürfen annehmen, dass sich die Moskauer Praxis dem bald angepasst hat. Bemerkenswert ist, dass Buhle hier von den öffentlichen Stunden der Bibliothek *eine Art literarische Börse* für Professoren und Studenten erhofft¹².

§. 12.: Führung der Ausleihregister und Ablage der Leihzettel unter den Namen der bürgenden Professoren. Dies, ebenso wie die von Buhle aufgelisteten Ausleihbeschränkungen, entspricht weitestgehend den Göttinger Bestim-

12 Georg Leyhs Kenntnis der Göttinger Bibliotheksakten ist bis heute unübertroffen. Hier sei das Pro Memoria des frisch berufenen Göttinger Bibliotheksdirektors Christian Gottlob Heyne an den Kurator von Gerlach Adolf Münchhausen vom Juli 1763 zitiert: „In Ansehung des Gebrauches, sehe ich nicht wie eine Bibliothek gemeinnütziger gemacht werden könne, und ich wüsste nicht, was mir grösseres Vergnügen gemacht hätte, als der Eingang der Bibliotheksgesetze (*siehe oben*), und die Frequenz, die ich erstmal bey Öffnung der Bibliothek sah. *Da ich vorher Bibliotheken noch zu keinem anderen Gebrauch, als statt Tapeten, oder als ein gülden Vließ von Drachen bewacht, gesehen hatte, so konnte ich mich kaum enthalten, des Philosophen Worte zu gebrauchen: Ich sehe Spuren von Menschen.*“ (Hervorhebung des Verf.) Um „diese erhabne Absicht so viel als möglich, zu befördern, will ich, soviel Zeit sich abrechnen lässt, wenigstens Mittwochs und Sonnabends in den Stunden, da die Bibliothek offen ist, zugegen seyn, mit den Herren, welche Bücher fordern oder lesen, in Gespräch zu kommen und bemüht seyn, über Wahl oder Einrichtung der Lectüre einige Anmerkungen einzumischen.“ (Zitiert nach Georg Leyh: Chr. G. Heynes Eintritt in die Göttinger Bibliothek, in: Aufsätze Fritz Milkau gewidmet, Leipzig 1921, S. 220-228.) Ebenso wie Heyne vierzig Jahre vorher weist Buhle nun in Moskau der Bibliothek eine Schlüsselfunktion in der wissenschaftlichen Kommunikation neben dem allgemeinen Lehrbetrieb zu. Zweifellos haben eigene Göttinger Erfahrungen ihn dazu ermutigt.

mungen. Allerdings war die reguläre Leihfrist für Studenten in Göttingen auf lediglich vierzehn Tage festgelegt. Fristverlängerungen durch neue Leihscheine waren jedoch durchaus möglich und üblich.

§. 13.: Revision der Ausleihen durch vollständige Rückgabe. Eine Totalrevision erfolgte in Göttingen in der Praxis auch nur einmal jährlich nach Ende des Sommersemesters. Aus den Paragraphen 7 und 14 des Göttinger gedruckten Textes geht eindeutig hervor, dass es immer wieder Probleme mit säumigen Hochschullehrern gab, welche die Übersicht über die entliehenen Bibliotheksbestände verloren hatten. Solchen Missständen will Buhle durch die Bestimmungen dieses Paragraphen in Moskau unbedingt vorbeugen.

So nimmt Buhle seine Göttinger Bibliothekserfahrungen auf und transferriert sie, nicht unkritisch, auf die vorgefundenen Moskauer Verhältnisse. Damit schafft er die Grundlagen einer liberalen wissenschaftlichen Ausleihbibliothek nach Göttinger Muster, wohl wissend, dass die nachhaltige Förderung, welche die Göttinger Bibliothek besonders im Erwerbungsereich durch die Regierung in Hannover genoss, in Moskau nicht ohne Weiteres durchzusetzen sein würde. Aus heutiger bibliothekarischer Sicht ist zweifellos interessant, dass er versucht, durch Einführung des Gruppen-Numerus-Currens die tägliche bibliothekarische Arbeit zu erleichtern und den wissenschaftlichen Realkatalog im Gegensatz zum Göttinger Muster auf ein Minimum zu reduzieren. Noch interessanter aber sind seine Ausführungen zur besonderen Rolle der Bibliothek als eines Kommunikationsknotenpunktes für die gesamte Universität. Ob die Moskauer Bibliothek dieser Rolle je entsprochen hat, entzieht sich unserer Kenntnis, sicher aber ist, dass wir heute eine solche Funktion für jede Universitätsbibliothek in Deutschland anstreben müssen.

Bescheidene Vorschläge zu einer Instruction für die künftige Organisation und Administration der Universitätsbibliothek in Moskwa

§. 1.

Die hiesige Universitätsbibliothek bedarf einer dem Locale angemessenen zweckmäßigen Aufstellung der Bücher, so daß alle Bücher zusammengestellt werden, die zu derselben Wissenschaft oder Gattung von Kenntnissen gehören. Die Schriften vermischten Inhalts von gelehrten Gesellschaften oder Individuen, die Journale und gelehrten Zeitungen, deren sorgfältige Erhaltung und Sammlung nöthig ist, können besondere Fächer ausmachen. Der Plan der Fächer läßt sich in einer Zeichnung, die zur Regel und leichten Uebersicht des Ganzen dient, entwerfen.

§. 2.

In die Aufstellung der Bücher darf sich Niemand außer demjenigen einmischen, welchem dieses Geschäft aufgetragen ist. Auch darf Niemand in der Folge selbst Bücher aus den Fächer herausnehmen; sondern er muß sich diese durch einen Bibliotheksbeamten geben lassen, oder von ihm Erlaubniß haben, sie selbst zu nehmen. So unbedeutend diese Regel scheint, so wichtig ist sie für die Erhaltung der Ordnung einer Bibliothek, die zum öffentlichen Gebrauch bestimmt ist. Nimt Jeder nach Belieben Bücher aus dem Fache, und stellt sie sorglos wieder hin, so entsteht in kurzer Zeit Unordnung.

§. 3.

Jedes Repositorium bekommt eine Bezeichnung durch ein kleines angeheftetes Blech mit dem Namen des wissenschaftlichen Faches, welches darin enthalten ist. Die Bücher jedes Repositoriums haben ihre eigene Zahlreihe von I an u. s. w. Die Zahl jedes einzelnen Buches selbst wird auf der inneren Seite des Einbandes nebst dem Zeichen des Repositoriums geschrieben; so daß der Bibliotheksbeamte gleich sehen kann, in welches Repositorium ein Buch gehört, und an welchen bestimmten Ort.

§. 4.

Zur zahlenmäßigen Aufstellung der Bücher ist es nötig, daß alle Bücher, die sich bisher außerhalb der Bibliothek befanden, sämtlich und ohne Ausnahme zurückgeliefert werden. Kein Buch wird eher ausgeliehen, als bis die Aufstellung der Bücher in einem wissenschaftlichen Fache vollendet ist und sie in den Catalog eingetragen sind.

§. 5.

Die Brauchbarkeit der Bibliothek erfordert nothwendig einen zwiefachen Catalog: A einen alphabetischen, um die prompte Auffindung der Bücher zu sichern und zu erleichtern: B einen Realkatalog, um gleich zu übersehen, was in jedem wissenschaftlichen Fache vorhanden ist, was noch fehlt; und auch um für die Integrität der Bibliothek sorgen zu können.

§. 6.

Die formelle Einrichtung des alphabetischen Catalogs ist diese: Es werden so viel Foliobände weißes Papier angeschafft, als das Russische Alphabet Buchstaben enthält. Jeder Band wird auf dem Rücken mit einem Buchstaben bezeichnet. Der Buchstabe A bekommt zwey Bände wegen der Anonymischen Schriften. Zu jedem Band werden die Bücher eingetragen nach den Namen der Schriftsteller in alphabetischer Ordnung. Jedem Schriftsteller wer-

den ein oder mehr Folioblätter gewidmet. Auf dieses Blatt kommet der vollständige Name der Schriftsteller oben; darunter die Titel seiner Bücher. An der Seite sind 4 Columnen. In der einen ist das wissenschaftliche Fach oder Repitorium bemerkt, zu welchem das Buch gerechnet ist, in der zweyten das Format; in der dritten die bestimmte Zahl des Buches; in der 4ten z.b. ein D, welches bezeichnet das Buch gehöre zur Demidowschen Bibliothek, und sey dort zu suchen. Ist der Catalog so eingerichtet, so kann man nachschlagen, und weiß auf der Stelle, wo das Buch steht.

Reicht ein Band für einen Buchstab nicht mehr zu, so wird der Einband los gemacht. Man läßt weißes Papier zwischen die beschriebenen Bogen einschließen, und widmet dem Buchstaben zwey Bände u.m. Auf diese Art läßt sich der alphabetische Catalog in's Unendliche erweitern, und es bedarf nie eines neuen.

§. 7.

Dem Realkatalog werden so viel Bände in Folio gewidmet, als man wissenschaftliche Hauptfächer annimmt. In jedem Band werden die vorhandenen Bücher des Fachs eingetragen. Eine strenge logische scientifiche Ordnung ist hier weder möglich, noch nötig. Die Erweiterung des Catalogs geschieht auf dieselbe Art, wie bey dem alphabetischen. Dieser Realkatalog hat den größten literarischen Nutzen.

§. 8.

Sowohl der alphabetische, als auch der Realkatalog, werden besonders aufgestellt, und jedem Reisenden gezeigt, damit der Vorwurf aufhöre, den noch neuerlich ein Reisebeschreiber gemacht hat, daß sie noch nicht geordnet sey.

§. 9.

Die Cataloge müssen sorgfältigst fortgesetzt und unterhalten werden. Geschieht dies nur regelmäßig, und prompt, so oft neue Bücher kommen, und fällt das Auffinden weg, so ist es eine leichte Sache.

§. 10.

Die zur Bibliothek gehörigen Bücher dürfen nicht bloß broschirt bleiben. Der Titel auf der Rückseite des Buches ist notwendig, um sie leichter zu finden, und der Einband etwas Eigenthümliches haben, woran er gleich kenntlich ist; und jedes Buch bekommt außerdem auf der Rückseite des inwendigen gedruckten Titels einen Stempel. Ein noch nicht eingebundenes und gestempeltes Buch darf nicht ausgeliehen werden, außer etwa zum Behufe der Literaturzeitung, oder dringender Arbeiten.

§. 11.

Ist die Bibliothek aufgestellt und sind die Cataloge vollendet, so ist zu wünschen, daß zwey junge Leute als Bibliothekscustodes eingesetzt werden, davon einer das Register über die auszuleihenden und zurückgelieferten Bücher führt, der andere das Geschäft hat, die geforderten Bücher zu suchen, abzugeben, die zurückgelieferten anzunehmen, und wieder an ihren Ort zu stellen. Beyde können in ihren gegenseitigen Functionen mit niemanden abwechseln. Beyde sind täglich in einer zu bestimmenden Stunde pünctlich zugleich in der Bibliothek gegenwärtig. Diese Stunde kann zugleich das interessanteste und instructivste allgemeine Conversatorium für Professoren und Studenten werden, eine Art literarische Börse.

§. 12.

Alle Personen der Universität, die zu den Lehrern gehören, bekommen Bücher von der Bibliothek gegen einen von ihnen unterschriebenen Schein, auf welchem der Titel des Buches steht, der Bibliothekscustos contrasignirt den Schein, und berichtigt den Titel, wo eine Berichtigung oder genauere Bestimmung nöthig ist. Für jedes besondere Werk wird ein besonderer Schein ausgestellt. Jeder Lehrer läßt sich eine kleine Mappe machen, die mit seinem Namen bezeichnet ist, und die auf der Bibliothek bleibt. In dieser Mappe werden die Zettel gelegt. Studenten, Schüler, andere Personen müssen ihre Scheine von einem Professor contrasigniren lassen, der für die Bücher haftet, und die Scheine werden ebenfalls in die Mappe des Professors gelegt. Kupferwerke werden zwar wohl an Professoren, aber nie an Studenten oder Personen außer der Universität verliehen; eben so wenig Landkarten u. Dgl. Diese müssen auf der Bibliothek selbst benutzt werden.+

+ Hierher gehören auch Lexika, und Bücher, die für gelehrte aller Fächer zum Nachschlagen dienen, z.b. Bayle's Wörterbuch, die große Encyclopädie. Diese werden nie ausgeliehen.

Der Bibliothekscustos trägt das ausgeliehene Buch sofort in das Register ein, nebst dem Namen des Leihenden, und bey den Studenten zugleich den Namen des contrasignirenden Professors. Wird das Buch zurückgeliefert, so wird der Titel im Register ausgestrichen, und der Schein zurückgegeben. Niemand darf ein Buch länger als 4 Wochen behalten, oder er muß den Schein erneuern. Wer ein Buch verliert, oder beschädigt, muß sofort ersetzen.

§. 13.

Alle Jahre wird nach beendigtem Lehrkursus eine totale Revision der Bibliothek vorgenommen, um zu sehen, was verloren ist, und um etwa eingerißene Unordnungen (die bey aller Aufmerksamkeit unvermeidlich sind), wieder zu verbessern. Jeder, der Bücher von der Bibliothek hat, ist verbunden, sie an den Tagen der Revision zurückzuliefern, und Niemand bekommt eher ein Buch wieder, bevor er nicht alle abgeliefert hat, die er geliehen. Diese Regel muß ohne Ansehn der Person mit der größten Pünctlichkeit befolgt werden.

Auszug der von Königlicher Geheimen Raths-Stube de dato Hannover den 28ten October 1782 gemachten Bibliotheks-Gesetze

1. Diese Gesetze sollen nicht ganz bekannt gemacht werden, sondern blos ein Auszug aus ihnen, welcher die Pflicht derjenigen enthält, die sich der Universitäts-Bibliothek bedienen. (Aus §. 2.)

2. Die Bibliothek wird Montags, Dienstags, Donnerstags und Freytags von 1 bis 2, Mittwochs und Sonnabends aber von 2 bis 5 geöffnet, und zwar mit dem Schlag. (§. 5.)

3. Die, welche die Bibliothek besuchen, müssen auf dem öffentlichen Raum bleiben. Auch sollen sie nicht auf die Leitern steigen, und abgehalten werden, die Bücher nicht selbst herauszunehmen. Auch sollen sie ersuchet werden, die Bücher nicht selbst wieder an ihren Ort zu stellen, sondern auf einen nahen Tisch zu legen. Die Professores sind hiervon nicht ausgenommen. (§. 7.)

4. Gewisse allgemeine Bücher von allgemeinen Gebrauch, z. B. größere Lexica, Kupferwerke, oder auch andere aus vielen Bänden bestehende Bücher, die der Bibliothek zur Zierde gereichen, und nach welchen Fremde fragen möchten, wie auch solche Werke, wo man blos aus Neugier einsiehet, können nicht von der Bibliothek verliehen werden. Man darf sich nur auf die Bibliothek bemühen, und sie dort nachsehen und nachschlagen. (§. 8.)

5. Bücher werden nicht anders als gegen einen Zettel von hernach zu bemerkenden Personen verliehen. Die Custodes sind berechtigt, zu fordern, daß jeder Zettel wenigstens ein Octavblatt sey, und daß auf jedem Zettel nicht mehr als ein Buch stehe. (§. 9.)

6. Professores, Lectores, Exercitien-Meister, Privat-Dozenten, welche einen Gradum haben, die Glieder des Stadt-Ministerii und des Stadt-Raths, Schul-Bediente, Königliche Civil-Bediente innerhalb Göttingen, können auf solche Zettel, gegen ihre Namens-Unterschrift, Bücher für sich gelehnt bekommen. Sollte aber unter diesen Personen jemand seyn, bey dem der Bibliothekarius

ein besonderes Bedenken fände, so hat er das Recht, sie zu verweigern; wie auch denen, die in Wiederlieferung der Bücher saumselig sind, keine neue verabfolgen zu lassen, bis sie die alten wiedergeliefert haben. (§. 10.)

7. Da verschiedene Professores die entlehnten Bücher so hoch anwachsen lassen, daß sie zum öftern nicht nur die Zahl von Funfzig, sondern von Hunderten weit übersteigen, und man deutliche Proben bey der Bibliothek gehabt hat, daß solche große Menge Bücher nicht zum Gebrauch, sondern aus Vergessenheit von der Bibliothek entlehnt geblieben sind; so sollen inskünftige alle Professores sich ein ernstliches Gesetz seyn lassen, die Bücher, so bald sie gebraucht sind, zurückzuliefern und den Bibliothekarium nicht in die unangenehme Nothwendigkeit zu setzen, daß er sie erinnere. Bey solchen, die nicht Professores sind, und daher an einer Universitäts-Bibliothek weniger Rechte haben, verstehet sich von selbst, daß ihnen nicht verstattet werden könne, eine Anzahl Bücher, zu gleicher Zeit, im Hause zu haben, die 4 oder 6 übersteigt. (§. 11.)

8. Ausserhalb Göttingen werden gar keine Bücher verliehen. (§. 12.)

9. Den sämtlichen Studiosis, blos die von Gräflichen Stande ausgenommen, werden Bücher nicht anders als gegen Unterschrift eines Professors verliehen, jedoch dergestalt, daß weder der Bibliothekarius, noch Custos unterschreiben darf. Auch wird ausdrücklich declarirt, daß die Personen die nach §. 10. noch ausser den Professoribus, für sich auf ihre Unterschrift Bücher erhalten können, nicht im Stande sind, durch ihr Gutsagen, einem Studioso Bücher zu verschaffen. Am allerwenigsten aber darf auf die Unterschrift eines Hauswirths, der blos ein angesessener Stadt-Bürger ist, einem Studenten ein Buch geliehen werden. Auf diesem Zettel darf durchaus nicht mehr, als ein Buch stehen, der Student muß seinen Namen eigenhändig darunter setzen, und der gutsagende Professor schreibet den seinigen weiter hinunter, damit nicht durch einen Zufall der Name dessen, für den das Buch geborget ist, abgeschnitten werden, und blos der Name des gutsagenden stehen bleiben könne.

Der Zuname muss auch völlig ausgeschrieben, und nicht abbreviirt werden: Und noch überdem zu Vermeidung der Nachahmung eines Namens, eine andere willkührliche Zeile, z. B. ich bitte dieses Buch Herrn N. N. zu leihen, mit des Professors eigener Hand hinzugesetzt seyn. Ein Studiosus soll auch nur von einem einzigen, nicht aber von mehrern Professoribus Zettel bringen können, auf die er Bücher borget, damit nicht allzu viele Bücher ohne Noth von der Bibliothek entfernt werden, und bey ihm gleichsam eine Haus-Bibliothek zusammen geliehen werde. (§. 14.)

10. Studiosi sollen ohne erneuerte Zettel die Bücher nicht länger als auf 14 Tage behalten, diejenigen ausgenommen, welche mit Ausarbeitung einer Disputation beschäftigt sind. (§. 15.)

11. Da es auch leicht geschehen könnte, daß wenn den Studiosis die Bücher länger gelassen werden, der für sie gutsagende Professor in der Meinung stünde, sie seyn schon längstens wiedergeliefert, und darüber in Schaden käme, falls etwa der Studiosus, ohne sie wieder zu liefern, von Göttingen gienge, Königliche Regierung aber, welche die Bibliothek gern recht brauchbar wissen will, den Professoribus das Gutsagen zu erleichtern geneigt ist: so verordnet sie, daß die Unterschrift eines Professors, nicht länger als ein Viertel-Jahr, und um die Zeit, wenn die Studenten abreisen, nicht länger als 6 Wochen gültig seyn soll, dergestalt, daß für die in solcher Zeit nicht eingemahnten Bücher, die Custodes selbst haften sollen. (§. 16.)

12. Um aber für Schaden und Verantwortung sicher zu seyn, lassen sie dem, der ein Buch über 14 Tage hat, solches wieder abfordern; wobey denn auch festgesetzt ist, daß wer über diese Zeit ein Buch behält, vor Wiederlieferung desselben, kein anders geliehen bekommen kann. Sollte nach Verstreichung von 2 Tagen das Buch nicht wiedergeliefert seyn, so sind sie schuldig, den Professor selbst erinnern zu lassen, der vor Ende der Woche es herbeizuschaffen hat. Wollte er solches nicht thun, sondern es dem Studioso noch eine längere Zeit lassen, so muß er den alten Zettel, mit einem andern, von einem neuern Dato vertauschen. Königliche Regierung hoffet von allen Professoribus, daß sie diesem ohne Schwierigkeit nachkommen werden, was zu ihrem eigenen Vortheil verordnet ist. Sollte aber jemand säumig seyn, die auf seinen Namen erborgten Bücher vor Ende der Woche, in der er erinnert ist, wieder zu schaffen, und doch auch keinen neuen Zettel darauf zu geben, so ist solches am Ende der Woche dem Prorector anzuzeigen. Dieser wird hierdurch von Königlicher Regierung angewiesen, das Buch sogleich wieder beyzutreiben, der Bibliothek aber durch Unterschrift seines Namens zu bezeugen, daß die Klage, wegen des mangelnden Buchs, bey ihm angebracht sey. Durch Beilegung dieses Zettels ist der Custos von aller Verantwortung frey, und der gutsagende Professor haftet für das Buch, bis zu dessen Wiederlieferung; Königliche Regierung hat auch das gnädige Vertrauen, zu der Billigkeit eines jeden Professoris, daß er, was hierinnen von Seiten der Bibliothek geschiehet, den Bibliotheks-Bedienten nicht übel nehmen werde. Er darf auch nicht verlangen, vor Anbringung der Klage bey dem Prorectore, mehr als einmal erinnert zu werden, welches blos eine unnötige Vermehrung der Arbeiten auf der Bibliothek seyn, und noch dazu mehr Kosten verursachen würde, weil doch kein Bedienter das Einmahnen der Bücher umsonst thun wird.

Es sind aber die Custodes an diesen weitläuftigen Modum nicht gebunden, sondern können nur die Bücher durch den Pedell zurückfordern lassen. (§. 17.)

13. Dem, der sich wegen mehr als eines Buches erinnern läßt, wird im nächsten halben Jahre kein Buch wieder geliehen, und dem, wegen dessen man den Prorector hat angehen müssen, niemals. (§. 18.)

14. Am Ende eines jeden halben Jahres sollen in einer vom Bibliothekario dazu auszusetzenden Woche, die in die Ferien-Zeit hinein fällt, alle Bücher, auch diejenigen, welche Professores haben, wieder auf die Bibliothek geliefert werden: zu welchem Ende dann an allen Tagen solcher Woche, die Bibliothek so viel Stunden als der Bibliothekarius für nöthig erachtet, offen stehen soll.

Sollten einige Professores die geborgten Bücher, wegen fortdaurender Collegien, oder auszuarbeitender Schriften, auch in dieser Woche nicht missen können, so sollen sie doch an einem Nachmittage um 1 Uhr zur Wiederaufstellung auf die Bibliothek geliefert, und in eben dem Nachmittage, bey dem Schluß der Bibliothek, dem Professor gegen einen Zettel wiederum geliehen werden. Schlechterdings soll kein Zettel daher älter werden als ein halbes Jahr. Die Woche in der diese Wiederlieferung geschieht, zeigt der Prorektor, nach Verlangen, des Bibliothekarii, durch den Pedell, den sämtlichen Professoribus an. (§. 20.)

15. Diejenigen Studiosi, die an einer Inaugural-Disputation arbeiten, und bereits das Examen überstanden haben, können gegen Anzeige des Decani, die Bücher länger, als gewöhnlich, behalten, die sie jedoch nicht anders, als gegen Unterschrift eines Professoris unter jedem Zettel bekommen. Es ist aber auch die Pflicht des Decani, einem solchen Candidato die Promotion nicht eher zu geben, bis er Beweis beygebracht hat, daß er auf der Bibliothek keine Bücher mehr schuldig sey. Thut der Decanus das Gegentheil, so wird er, im Fall der Graduirete wegginge ohne die Bücher wiederzuliefern, durch sein auf der Bibliothek aufbehaltenes Zeugniß, für die sämtlichen Bücher responsible.

Exponate

Silke Glitsch

[L 1]

Michaelis, Johann David / Roederer, Johann Georg: Gesetze der Universitäts-Bibliothec. Hannover, 28. Oktober 1761.

Universitätsarchiv Göttingen: Kur. 4.V.d1.12, Bl. 15-30.

Zu den zahlreichen Aufgaben Buhles gehörte auch der Entwurf einer Bibliotheksordnung für die Moskauer Universität. Im Zuge der Reorganisation der Universität sollte eine Universitätsbibliothek eingerichtet werden. Ihr Grundbestand wurde aus mehreren vormaligen Privatbibliotheken gebildet. Am 3. Mai 1805 legte Buhle dem Kurator der Moskauer Universität seine „Bescheidene[n] Vorschläge zu einer Instruction für die künftige Organisation und Administration der Universitätsbibliothek in Moskwa“ vor. Sie fußen auf der über das Jahr 1870 hinaus fast unverändert gültigen Göttinger Bibliotheksordnung, deren geistiger Vater Johann David Michaelis (1717-1791) war. Analog zu der Göttinger Bibliotheksordnung handelte es sich bei Buhles Vorschlägen sowohl um eine interne Dienstanweisung für die innere Bibliotheksverwaltung wie auch um eine für das Publikum bestimmte Benutzungsordnung.

[L 2]

Academische Gesetze für die Studiosos auf der Georg-Augustus-Universität zu Göttingen. Erlassen den 28. Dezember 1796. Göttingen 1796.

SUB Göttingen: 4° HLP IV, 16/7

[Aufgeschlagen: [Anlage] Nro. 4. zu §. 54. Auszug der von Königlicher Geheimen Rathsstube de dato Hannover den 28ten October 1782 gemachten Bibliotheks=Gesetze].

Der Volltext der handschriftlich aufbewahrten Göttinger Bibliotheksgesetze wird Buhle in Moskau nicht vorgelegen haben. Wahrscheinlich aber konnte er auf den 1796 gedruckten Text zurückgreifen. Buhles Vorschläge entsprachen bis auf einige, an lokale Verhältnisse angepasste Modifikationen der Göttinger Benutzungspraxis: festzusetzende öffentliche Stunden, Ausleihe an Professoren und Studenten gegen Leihschein, Professoren als Bürgen für die einzelnen Studenten, alljährliche Gesamtrevision der Ausleihen, vielgebrauchte Lexica oder Wörterbücher sowie Rara nur zur Präsenzbenuztung usw. Damit schuf er in Moskau die Grundlagen einer liberalen wissenschaftlichen Ausleihbibliothek nach Göttinger Muster, ein für die damalige Zeit nicht selbstverständliches, auf die Nutzerbedürfnisse ausgerichtetes Programm.

Eine neue russische Bibliothek in Göttingen – Georg Thomas von Asch als Förderer der Georgia Augusta

Helmut Rohlfing

Als Georg Thomas von Asch im Alter von 78 Jahren am 23. Juni 1807 in St. Petersburg starb, hatte er für einen Zeitraum von weit mehr als einem halben Jahrhundert die Verbindung zu seiner Alma Mater Göttingen gepflegt. Sein Studium unter Albrecht von Haller und die medizinische Promotion im Jahr 1750 legten den Grundstein zu dieser langjährigen Beziehung, die durch den Kontakt zu Christian Gottlob Heyne (1729–1812) Anfang der siebziger Jahre des 18. Jahrhunderts erneuert und bekräftigt wurde. Zu diesem Zeitpunkt begann Asch der Königlichen Universität Göttingen eine Vielzahl von Handschriften, Büchern und Landkarten sowie Münzen, Kunstgegenstände und ethnographische Fundstücke als Geschenke zu überweisen, ein Strom von wissenschaftlich äußerst wertvollen Gaben, der erst mit seinem Tode im Jahre 1807 endete.

Heynes Nachruf auf diesen einzigartigen Gönner der Universität erschien am 15. August 1807 in den *Göttingischen Gelehrten Anzeigen* und gleichzeitig als Separatdruck. Seine Worte drücken tief empfundene Dankbarkeit für die stetige Großherzigkeit und unermüdliche Fürsorge des Stifters für seine Alma Mater aus. Es ist kaum zu ermessen, auf wie vielen Gebieten von den Geschenken Aschs Anstöße zu wissenschaftlichen Untersuchungen in Göttingen und Anregungen zu Kontakten zwischen Forschern in ganz Europa vermittelt wurden. Fest steht jedenfalls, dass die Sammlungen Aschs den Ruhm der Göttinger Universität als Zentrum der osteuropäischen Forschung und das Renommee ihrer Bibliothek als einzigartige Sammlung der slawischen Literatur des 18. Jahrhunderts begründet haben.

Das Leben Georg Thomas von Aschs

Geboren wurde Georg Thomas von Asch am 12. April 1729 in St. Petersburg als Sohn des Postdirektors Friedrich Georg von Asch. Der Vater, aus Schlesien gebürtig, war 1707 von Zar Peter dem Großen (1672–1725) nach Russland geholt worden, machte einen raschen Aufstieg im Beamtentum und wurde 1762 geadelt. Die Familie war recht vermögend; Georg Thomas von Asch besaß ein Gut im Kreise Polozk an der Düna, zu dem 11 Dörfer zählten. Der junge Asch wurde von Hauslehrern erzogen, trat 1739 für kurze Zeit in das St. Petersburger Gymnasium ein und erhielt ab 1740 wieder häuslichen Unter-

richt. Drei Jahre später, am 31. Oktober 1744, immatrikulierte er sich an der Universität Tübingen und nahm das Medizinstudium auf, das er am 6. Dezember 1747 mit dem Titel des *Baccalaureus Artium* abschloss.

Zur Promotion zog es den Achtzehnjährigen an die Universität Göttingen, an der in diesen Jahren einer der bedeutendsten Mediziner seiner Zeit lehrte, der aus der Schweiz stammende Professor der Botanik, Anatomie und Chirurgie Albrecht von Haller (1708–1777). Hallers wichtigste Entdeckungen lagen auf physiologischem Gebiet und betrafen die Mechanik der Atemwege und die Muskeleregbarkeit. Er richtete in Göttingen den Botanischen Garten, ein Anatomisches Theater und die Entbindungsanstalt ein und war Mitbegründer der Königlichen Sozietät der Wissenschaften.

Asch promovierte in Göttingen über das Thema „De primo pare nervorum medullae oblongatae“, eine Untersuchung über den Verlauf der vorderen Nervenanteile des Rückenmarks. Er nahm an etwa 50 Leichen Obduktionen vor, um auch die feineren Verästelungen des Nervenpaares zu erforschen. Am 7. August 1750 verteidigte er seine Dissertation und wurde zum Doktor der Medizin promoviert. Albrecht von Haller berichtete nur wenige Monate später in den *Göttingischen Gelehrten Anzeigen* (12. Oktober 1750) über die Arbeit. Das Manuskript der Dissertation mit handschriftlichen Zusätzen Hallers findet sich im Nachlass (Cod. Ms. Asch 188). Haller lobt in einem Nachwort zur Arbeit nicht nur die Gründlichkeit des Promovenden, sondern erwähnt, dass er ihn „als Wächter in schlimmer Krankheit erfahren“ habe. Es bestand danach ein engeres persönliches Verhältnis zwischen akademischem Lehrer und Schüler.

Nach seiner Rückkehr nach St. Petersburg trat Asch in den russischen Staatsdienst ein. Wie stark Russland in diesen Jahren wissenschaftlich mit Europa verbunden war, zeigt die Tatsache, dass Asch im Alter von gerade zwanzig Jahren auf eine Reise durch Deutschland, Belgien und Holland geschickt wurde, um Proben von Mineralwassern aus Heilquellen nach St. Petersburg zu senden. Im Jahre 1752 wurde er Stadtphysikus in seiner Heimatstadt St. Petersburg, und von da an setzte eine glänzende Karriere im medizinischen Dienst des russischen Reiches ein, die ihn gelegentlich nach Deutschland führte. Im Jahre 1763 berief Katharina II. ihn in die oberste medizinische Verwaltungsbehörde, das sogenannte Medizinische Kollegium.

Im 1. Russisch-türkischen Krieg von 1768 bis 1774 wurde er in der Armee des Generals Pjotr Rumjanzew (Petr Rumjancev) zum Generalstabsarzt befördert. Während dieses Krieges brach in der Moldau die Pest aus, die sich über die Ukraine bis Moskau ausbreitete und zehntausende Opfer forderte. Als oberster Armeearzt sorgte Asch dafür, dass wirksame Maßnahmen zur Eindämmung der Pestepidemie ergriffen wurden. Der Nachlass von Georg Thomas von Asch enthält ein etwa 450 Blatt starkes Kriegstagebuch (2° Cod. Ms. Asch 198)

des Generalstabsarztes, aus dem abzulesen ist, mit welchen Mitteln Asch die Pest zu bekämpfen suchte. Unter anderem gab er Anweisungen zur Absonderung der Erkrankten, zur Bestattung der Toten, für die Ernährung und erließ andere Vorsichtsmaßnahmen.

Die größte Ehrung wurde Asch drei Jahre nach Ende des Krieges erwiesen, als ihn die Zarin mit Wirkung vom 27. Juli 1777 zum Staatsrat ernannte. Das Diplom, das mit den Unterschriften Katharinas und des Vizekanzlers versehen ist und das Staatssiegel trägt, ist im Nachlass erhalten geblieben (Cod. Ms. Asch 177 Cim.). Im Jahre 1779 nahm ihn die Kaiserliche Akademie der Wissenschaften als Ehrenmitglied auf, nachdem ihn bereits zwei Jahre früher die Göttinger Akademie zum Auswärtigen Mitglied ernannt hatte.

Im Jahr 1781 wurde Aschs Verhältnis zu Katharina II. durch eine Affäre getrübt, deren Ursprung er selbst zu verantworten hatte. Jahre nach Beendigung des 1. Russisch-türkischen Kriegs (1768–1774) ließ sich Asch von Johann Balthasar Gass, dem kaiserlich russischen Hofmedailleur, eine Medaille herstellen, die ihn als Befreier von der Pest, als „LIBERATOR A PESTE“, feierte. Leider war es nicht zulässig, ohne offizielle Genehmigung der Zarin Münzen und Medaillen herzustellen, und es kam zu einem Eklat. Als Folge wurden alle verfügbaren Medaillen eingezogen, und der Prägestock musste zerstört werden. Erhalten geblieben sind aber wohl noch zehn Exemplare, und selbstverständlich hatte Asch dafür gesorgt, dass seine Alma Mater mit je einer bronzenen und einer silbernen Medaille bedacht wurde. Den Brief zu dieser Sendung schickte Asch am 26. Juni/7. Juli 1781 nach Göttingen, wo die Sendung am 7. Dezember 1781 eintraf, wie Heynes Eingangsvermerk auf der von Asch zugesandten Liste belegt.

Nach dem Türkenkrieg scheint Asch keine weiteren Initiativen in der Medizinalverwaltung mehr entfaltet zu haben. 1783 beteiligte er sich als Kommissionsmitglied an einem Gutachten über das Volksschulwesen in Russland. Am 2. Russisch-türkischen Krieg (1787–1792) nahm er offenbar nicht mehr teil.

Der Briefwechsel mit Heyne und die Organisation der Transporte

Aus Göttinger Sicht besonders interessant ist Aschs langjährige Bekanntschaft und sein Briefwechsel mit Christian Gottlob Heyne (1729–1812). Die Korrespondenz begann während des 1. Russisch-türkischen Krieges, als Asch in einem Heerlager in der Nähe der Donau lag und von hier aus am 28. Oktober 1771 eine erste Kiste mit Büchern und Handschriften nach Göttingen sandte. Der zunächst nur sporadische Briefwechsel wurde intensiver, seit Asch seine Verdienste durch die Ernennung zum Mitglied der Göttinger Akademie gewürdigt sah. Seit 1777 folgten die Lieferungen von Geschenken und die begleiten-

den Briefe in kürzerer Folge, so dass in den dreißig Jahren bis zum Tode Aschs im Jahr 1807 mehr als 120 Briefe an Heyne gerichtet sind, denen in der Regel lange Listen mit den übersandten Materialien, Büchern, Handschriften, Landkarten, Mineralien und Münzen beilagen. Die gesamte Korrespondenz hat einen Umfang von weit über 800 Blättern.

Der anfänglich etwas nüchtern anmutende Briefwechsel, zunächst allein auf die Ankündigung der nächsten Lieferung beschränkt, wurde im Laufe der Jahre immer persönlicher. Als kleine Gegengaben für die Schenkungen versorgte Heyne Asch mit der Literatur, die in St. Petersburg nicht aufzutreiben war, oder betreute Freunde und Bekannte Aschs, die sich auf der Durchreise in Göttingen aufhielten. Entscheidend war wohl, dass allmählich während dieser Zeit ein Netz von Beziehungen in den osteuropäischen Raum entstand, das für die noch junge Göttinger Universität von großem Nutzen war. Dass die Sendungen aber nicht immer nur wissenschaftliches Material enthielten, zeigt der Brief vom 17./29. September 1802, in dem Asch ankündigt, „für die verehrteste Frau Gemahlin meines Freundes etwas Thee zu übersenden; aus Vorsorge auch einen Sibirischen Pelz für meinen über alles geschätzten Gönner, um diesen gegen die unleidliche Winterkälte zu schützen, dessen Erhaltung der literarischen Welt unschätzbar ist“.

Die vielen Sendungen, Kisten und Pakete, die Asch im Verlauf von mehr als dreißig Jahren von St. Petersburg nach Göttingen befördern ließ, gelangten meistens auf dem Seeweg nach Lübeck, und von dort wurden sie durch Schiffer und Spediteure weiter nach Göttingen geliefert. Häufig spannte Asch auch seine Bekannten, die nach Deutschland reisten, als Kuriere für die Sendungen ein. Besonders aufschlussreich in diesem Zusammenhang ist sein Brief vom 24. Juni/5. Juli 1780, dessen Eingang Heyne am 17. September quittierte. In diesem Schreiben wurden gleich mehrere Sendungen angekündigt, die auf verschiedenen Wegen nach Göttingen gelangen sollten. Im einzelnen handelt es sich um folgende Lieferungen:

1. eine Sendung von Handschriften und Medaillen, die dem „Chirurgus“ Freygang, einem Mitreisenden des Fürsten Orlov (Orlov), mitgegeben wurden;
2. Medaillen, ausgestopfte Tiere und Bücher, die ein Hannoveraner Student namens Petzold in seinem Gepäck beförderte;
3. eine große Kiste mit dem von dem Maler Kyrill Golowatschewski (Kirill Golovačevskij) angefertigten Porträt Aschs, Kupferstichen, Landkarten und Büchern wird durch den Lübecker Schiffer Wohler von St. Petersburg nach Lübeck und von dort durch die Spediteure Heyn und Melzer weiter nach Göttingen versandt;
4. eine Kiste mit 11 Büchern, 137 Mineralien und einem Päckchen Tee („als ein geringes Merkmal meiner zärtlichen Verbindlichkeit für so häufige



*Abb. 13 (zu Katalog [M 1])
Georg Thomas von Asch (1729-1807)*

Der 51jährige Asch in Galakleidung mit einer Medaille in der Hand, die Generalfeldmarschall Rumjanzew zeigt, unter dem Asch während des Russisch-türkischen Krieges 1770 erfolgreich eine Pestepidemie bekämpfte.

von Ihm [Heyne] empfangene Freundschaftsbezeugungen“) sowie ein kleineres Kästchen mit Naturalien und Münzen gelangt mit Hilfe des Lübecker Schiffers Spickermann ebenfalls über Lübeck nach Göttingen.

Die schon erwähnte Pestmedaille schickte Asch genau ein Jahr später, am 26. Juni / 7. Juli 1781, nach Göttingen. Die an diesem Tag abgesandten Geschenke, die am 7. Dezember 1781 in der Universität ankamen, sollen im folgenden etwas genauer untersucht werden. Die Pestmedaille findet sich mit einer genauen Beschreibung der Vorder- und Rückseite auf einer Liste mit der Überschrift „Verzeichnis beyfolgender Münzen und Medaillen für das Königl.[iche] Münz-Cabinet in Göttingen“ (s. Cod. Ms. Asch 1:I, Bl. 40). Das nächste Blatt ist überschrieben: „Verzeichnis beyfolgender Bücher für die Königliche Universitäts-Bibliothek in Göttingen“ mit insgesamt 126 Titeln (s. Cod. Ms. Asch 1:I, Bl. 41). Und als dritte Liste sendet Asch der Bibliothek ein „Verzeichnis beyfolgender Landcharten, Prospecten, Kupferstiche etc. für die Königliche UniversitätsBibliothek in Göttingen (s. Cod. Ms. Asch 1:I, Bl. 42-43), mit Ansichten russischer Städte, Kupfer- und Holzstichen, außerdem zwei „Grosse Schinesische Gemälde“. Auf allen drei Listen quittieren Christian Gottlob Heyne oder Johann Andreas Dieze den Erhalt der Gaben.

Bis zum Jahr 1780 war es üblich, in den *Göttingischen Gelehrten Anzeigen* eine Notiz über die aus St. Petersburg eingetroffenen Geschenke zu veröffentlichen. Nach der Affäre um die eigenmächtig veranlasste Herstellung der Pestmedaille hielt Asch ein vorsichtigeres Verhalten für angebracht, wie sein Brief vom 19./30. November 1781 (s. Cod. Ms. Asch 1:I, Bl. 46) zeigt, den Heyne kurz vor Weihnachten desselben Jahres erhalten hat:

„Von allen bisher dahin übersandten Sachen ersuche ich inständigst nie weiter irgend eine Erwähnung zu thun weder in Briefen noch in Schriften. Wenn Euer Wohlgeboren gelegentlich nur das Datum meiner Briefe als richtig eingegangen, künftighin anzuzeigen belieben, so ist mirs verständlich genug; denn Ausbreitungen und Lobsprüche erwecken Neid und Misvergnügen ...“

Offenbar wollte Asch unbedingt vermeiden, dass seine umfangreichen Lieferungen nach Göttingen erneut das Missfallen der Zarin erregten.

Wie gut die Zusammenarbeit zwischen der Bibliothek und ihrem Gönner bereits nach etwa zehn Jahren funktionierte, beweist eine mit den gerade behandelten Lieferungen zugestellte Sonderliste, die Christian Gottlob Heyne ebenfalls am 7. Dezember des Jahres 1781 erhielt und offenbar am 5. Januar 1782 beantwortete. Asch überschreibt die Liste mit „Ersuchen wegen einer geneigten Anzeige, ob etwa, und welche von hier benannten Büchern in der Königlichen Götting.[ischen] UniversitätsBibliothek fehlen?“. Ein Bibliothekar hat offenbar die 24 aufgeführten Titel mit Drucken des 17. und 18. Jahrhunderts am Katalog geprüft und mit Bleistift angemerkt, ob der Titel vorhanden

ist oder nicht. Im Bestand vorhandene Titel tragen den Vermerk „ad“ für „adest“, fehlende Titel eine kleine Null. Nur fünf der 24 Titel fehlten in der Göttinger Bibliothek, wie Heyne offensichtlich Asch Anfang des folgenden Jahres mitgeteilt haben muss, denn im Jahr 1782 sind diese fünf Bücher in einer großen Lieferung mit insgesamt 126 Titeln zu finden, die Asch am 1./12. September 1782 abschickte und die in Göttingen am 25. November 1782 eintrafen. Die fünf Werke sind bedeutende Arbeiten aus der Astronomie und Mathematik, die den schon damals ausgezeichneten Göttinger Bestand in diesen Disziplinen hervorragend ergänzten. Johannes Keplers Stellungnahme zu den Entdeckungen Galileo Galileis unter dem Titel *Dissertatio cum Nuncio Sidereo* aus dem Jahre 1611 steht stellvertretend für diese wichtigen Neuzugänge.

Neben den etwa 2.000 gedruckten Büchern, die Asch im Verlauf von dreißig Jahren seiner Universität zum Geschenk machte, sind mehr als 250 Handschriften nach Göttingen gelangt, von denen sich etwa die Hälfte als Orientalia bezeichnen lassen. Die Mehrzahl dieser Handschriften wurde vermutlich im Zusammenhang der Kriege Russlands mit dem Osmanischen Reich erbeutet oder auf andere Weise erworben. Ein größerer Teil sind arabisch- oder türk-sprachige Gebetbücher und Korane, die im Reisegepäck muslimischer Kämpfer vermutet werden können. Weitere Bücher in Sprachen des islamischen Kulturraums betreffen u.a. die Bereiche Koranexegese, islamisches Recht, Propheten-tradition, Pilgerfahrt, Theologie, Mystik, Dichtung und Erzählung, Sprache und Grammatik. Von besonderer literaturhistorischer Bedeutung war die Erwerbung einer illuminierten persischen Handschrift, eine frühe Fassung des persischen Nationalepos *Schahname (Königsbuch)* des Dichters Hasan Abu'l-Kâsim Mansûr Firdausî, das die Heldenzeit Irans bis zum Untergang der Sasaniden schildert. Die erste gedruckte Ausgabe des Epos wurde von Joseph von Görres im Jahre 1820 nach der Göttinger Handschrift herausgegeben, der das Werk auch ins Deutsche übertrug.

Auf recht unterschiedlichen Wegen, teilweise sicherlich auch über die von Zarin Katharina II. ausgesandten wissenschaftlichen Expeditionen, gelangten Zeugnisse weiterer Völker und Sprachen Asiens in Aschs Hand und damit in die Göttinger Sammlung. Zu nennen sind vor allem tibetische, kalmückische, mongolische und tatarische Schriften, aber auch einige wenige Dokumente in japanischer und chinesischer Sprache.

Kodayu

In diesen Zusammenhang gehören einige Stücke, deren Herkunft weit über den geographischen Rahmen des Russischen Reiches hinausreichen. Unter den

Geschenken des freigebigen Generalstabsarztes findet sich mit der Signatur Cod. Ms. Asch 150 ein mehrfach gefalteter Brief in japanischer Sprache, den ein japanischer Kaufmann namens Daikokuya Kodayu (1754–1828) im Juni 1791 an den Reeder seines Schiffes in seiner Heimatstadt Suzuka richtet, nachdem er knapp zehn Jahre zuvor 1782 vor der Insel Amtschitka im Bereich der Aleuten Schiffbruch erlitten hatte. Nach fünfjährigem Aufenthalt gelang es Kodayu und den Überlebenden des Schiffbruchs, auf die Halbinsel Kamtschatka überzusetzen, und von dort gelangte er nach Irkutsk, wo er die Bekanntschaft von Eric Laxmann (Kirill Laksman) (1737–1796) machte, einem russischen Naturforscher und Chemiker, der sich am Hof Katharinas II. für ihn einsetzte. Durch Laxmanns Vermittlung gelangte Kodayu 1791 nach St. Petersburg und bekam von der Zarin die Genehmigung zur Ausreise.

In seinem Brief berichtet Kodayu von den Geschehnissen seit dem Schiffbruch und von seinem sehnlischen Wunsch, nach Japan zurückzukehren. Seinen Bestimmungsort in Suzuka hat der Brief nicht erreicht, weil Asch ihn in St. Petersburg in Empfang nahm und als Geschenk an die Georgia Augusta versandte. Neben dem Brief sind einige weitere Stücke aus Kodayus Umfeld nach Göttingen gelangt. Kurz vor seiner Rückkehr nach Hokkaido zeichnete Kodayu drei großformatige, detaillierte Landkarten von Japan, in denen die Ortsnamen in japanischen und russischen Schriftzeichen eingetragen sind (Cod. Ms. Asch 284. 285. 286). Als Zeugnisse eines in dieser Zeit hermetisch abgeschlossenen Inselreiches besaßen diese drei gezeichneten Landkarten eine immense politische und wissenschaftliche Bedeutung.

Durch Zufall findet sich im Bestand der Göttinger Bibliothek auch ein Porträt des Kapitäns Daikokuya Kodayu, das allerdings nicht über Asch an die Bibliothek gelangte. Es ist in das Stammbuch eines Russlandreisenden eingeklebt, der mit Kodayu in Irkutsk zusammentraf, kurz bevor dieser 1792 nach Japan zurückkehrte. Der Stammbuchbesitzer war der aus Peine stammende Apotheker Johann August Karl Sievers (1762–1795), der 1785 im Alter von 22 Jahren nach St. Petersburg ging und 1789 den Auftrag erhielt, in Sibirien nach dem sogenannten Medizinischen Rhabarber zu forschen. In Irkutsk trug sich Kodayu in Sievers' Stammbuch ein, und vermutlich war es der Pharmazeut selbst, der die Tuschezeichnung des Japaners anfertigte, die er unterschrieb mit den Worten „Mein Freund Kodaju. ein Japanischer SchiffsCapitain. reiste wiederum nach Japan. 10. V. 1792. Irkutsk.“

Ende Mai 1792 reiste eine russische Delegation unter der Leitung des russischen Armeeleutnants Adam Laxmann (Adam Laksman) (1766–1796) nach Japan, um Kodayu und die zwei weiteren Überlebenden der Schiffsbesatzung nach Nemuro auf der Insel Hokkaido zurückzubringen. Kodayu wurde nach seiner Rückkehr wie ein Spion behandelt, musste sich einem Verhör durch

Vertreter des Shoguns Ienari unterziehen und stand bis zu seinem Tode im Jahre 1828 unter polizeilicher Überwachung. Im Jahr 1793 segelte die russische Delegation unter Laxmann weiter nach Matsumae, um Gespräche über Handelsbeziehungen zwischen Russland und Japan zu führen. Die angestrebte Kontaktaufnahme gelang jedoch nicht; es sollte noch bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts dauern, bis Japan allmählich seine Isolation aufgab und in Handelsbeziehungen mit verschiedenen europäischen Ländern eintrat.

Die abenteuerliche Geschichte des Daikokuya Kodayu wurde einer größeren japanischen Öffentlichkeit durch Yasushi Inoues Roman *Oroshiya koku suimutan* bekannt, der 1966 erschien und 1995 unter dem Titel *Der Sturm* in deutscher Sprache publiziert wurde. 1992 wurde der Roman von dem japanischen Regisseur Junya Sato verfilmt. Die Stadt Suzuka veranstaltete im gleichen Jahr aus Anlass des fünfzigjährigen Jubiläums der Verleihung der Stadtrechte eine Ausstellung, auf der auch die Göttinger Zeugnisse zum Leben Kodayus erstmals den Bürgern Suzukas präsentiert wurden. Als Dank für die Bereitstellung der Leihgaben schenkte der Bürgermeister der Stadt der Göttinger Bibliothek die verkleinerte Replik einer Kodayu-Statue, die seither im Lesesaal für Handschriften und Alte Drucke ihren Platz hat. Wie sehr Kodayus Schicksal als Beispiel für die frühesten Kontakte zwischen Japanern und Russen gilt, ist an der Tatsache abzulesen, dass am 10. Januar 2003 bei einem Gipfeltreffen zwischen dem russischen Präsidenten Putin und dem japanischen Premierminister Junichiro Koizumi dieser dem aufmerksam zuhörenden Putin die Geschichte von Kodayu erzählte, der nach fast zehnjährigem Aufenthalt mit russischer Hilfe in seine Heimat zurückkehren konnte.

Nicht nur die Menge, sondern auch die Vielfalt der von Georg Thomas von Asch geschenkten Materialien ist aufschlussreich und belegt die Großzügigkeit des Stifters. Der Briefwechsel zwischen Heyne und Asch ist eine einzigartige Quelle für die wissenschaftliche und persönliche Beziehung zwischen den beiden gleichaltrigen Männern und darüber hinaus das wichtigste Dokument zur Rekonstruktion des Bestandes des „Academischen Museums“ der Georgia Augusta, in das alle Geschenke aufgenommen wurden, soweit es sich nicht um Bücher oder Handschriften handelte.

Die hier vorgestellte kleine Auswahl an Büchern, Handschriften, historischen Dokumenten und Landkarten bezeugt auf anschauliche Weise, dass „die Georgia Augusta durch Asch zu einem denkbar begünstigten, hervorragenden Ort der Rußlandkunde“ wurde (Karl Arndt). Christian Gottlob Heyne schrieb über die mehr als 2000 von Asch übersandten Bücher: „Es scheint, als wäre in die Akademiebibliothek eine neue russische Bibliothek eingewandert“. Für die universitären Sammlungen spielten besonders Aschs gute Beziehungen zu Gelehrten in ganz Russland, aber auch in die entfernteren Regionen des Rus-

sischen Reichs eine große Rolle, denn auf diese Weise gelangten sehr seltene und bis dahin unbekannte Exponate in das Academische Museum, darunter nicht zuletzt die seltenen ethnographischen Objekte aus Sibirien, die im nächsten Kapitel präsentiert werden.

In einem von der Deutschen Forschungsgemeinschaft unterstützten Projekt mit dem Titel „Digitalisierung der seltenen Bücher, Karten und Manuskripte zur Erforschung Sibiriens aus der Sammlung Asch“ wurden seit dem Jahr 2001 insgesamt 370 Bände an monographischer und periodischer Literatur, 170 gedruckte Landkarten sowie 37 Handschriften im Göttinger Digitalisierungszentrum (GDZ) eingescannt und stehen über der Homepage der Bibliothek jedem Internetbenutzer zur Verfügung. Das Göttinger Projekt kooperiert mit einem amerikanisch-russischen Digitalisierungsunternehmen „Meeting of Frontiers“ (<http://frontiers.loc.gov>) unter der Leitung der Library of Congress in Washington D.C., welches zum Ziel hat, die Expansion der europäischen Staaten sowie die Kolonialisierung in Nordamerika und Nordasien an Hand von Originaldokumenten zu belegen. Damit sind die Geschenke des Barons von Asch an die Göttinger Universität seit kurzer Zeit nicht nur in seiner Heimatstadt St. Petersburg, sondern weltweit als historisch herausragendes Quellenmaterial für die Sibirienforschung, zugleich aber auch für interessierte Laien zugänglich.

Literatur:

- Arndt, Karl: Georg Thomas von Asch, in: *Georgia Augusta* Nr. 54 (1991), S. 9-14.
- Buchholz, Arnold: Die Rußlandsammlung des Baron von Asch, in: *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas*, 3, München 1955, S. 123-140.
- Buchholz, Arnold: Die Göttinger Rußlandsammlungen Georgs von Asch. Ein Museum der russischen Wissenschaftsgeschichte des 18. Jahrhunderts. Gießen 1961. (Osteuropastudien der Hochschulen des Landes Hessen. Reihe 1. Gießener Abhandlungen zur Agrar- und Wirtschaftsforschung des Europäischen Ostens. 17).
- Deneke, Otto: Ein niedersächsischer Naturforscher in Sibirien um 1790, in: *Veröffentlichungen des Geschichtsvereins für Göttingen und Umgebung*, Nr. 4 (1941).
- „ganz vorzügliche und unvergeßliche Verdienste“: Georg Thomas von Asch als Förderer der Universität Göttingen. Ausstellung im Historischen Gebäude der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek, 20. April bis 22. Mai 1998. Katalogredaktion: Helmut Rohlfing, Göttingen 1998. (Göttinger Bibliotheksschriften. 11).

- Görres, Joseph von: Das Heldenbuch von Iran aus dem Schah Nameh des Firdussi. 2 Bde., Berlin 1820.
- Inoue, Yasushi: Der Sturm. Aus dem Japanischen von Andreas Mrugalla, Frankfurt am Main 1995.
- Ito, Keiko: Daikokuja Kodaju aus den deutschen Quellen. Die Hintergründe der Sammlung Aschs, in: Hikaku Bungaku Kenkyu. Studies of Comparative Literature. Nr. 65 (1994), S. 10-13.
- Iwai, Noriyuki: Notes on Kodayu's two recently discovered maps of Japan in Moscow, in: The Bulletin of Arts and Sciences. Meiji University. No. 328 (2000), S. 101-128.
- Klinge, Michael und Mechthild Schüler: Das DFG-Projekt zur Digitalisierung der seltenen Bücher, Karten und Manuskripte zur Erforschung Sibiriens aus der Sammlung Asch. Ein Beitrag der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen zum multimedialen Digitalisierungsprojekt der Library of Congress, in: Bibliotheksdienst 37,6 (2003), S. 740-753.
- Ministry of Foreign Affairs of Japan: Japan-Russian Federation Summit (Outline). Moscow, January 10, 2003. (<http://www.mofa.go.jp/region/europe/russia/pmv0301/summit.html>).
- Møller, Peter Ulf: Strandet i Europa. En japansk skibsbesætnings oplevelser i Rusland 1783 1793, Kopenhagen 2001.
- Müller-Dietz, Heinz E.: Ärzte zwischen Deutschland und Russland: Lebensbilder zur Geschichte der medizinischen Wechselbeziehungen, Stuttgart 1995. (Medizin in Geschichte und Kultur. 19).
- Pütter, Johann Stephan: Versuch einer academischen Gelehrten-Geschichte von der Georg-Augustus-Universität zu Göttingen. 2. Th. 1765-1788, Göttingen 1788.
- Schenkungen von Georg von Asch, in: Meyer, Wilhelm: Die Handschriften der Universitätsbibliothek Göttingen. Band 3. Berlin 1894. (Verzeichniss der Handschriften im Preußischen Staate. 1,1.). S. 22-75.
- Tsuzuki, Masanori: Daikokuya Kodayu: ein Schiffbrüchiger, aber bedeutsamer Kapitän, Suzuka 1995.
- Tsuzuki, Masanori: Handschriften und der Brief der Göttinger Staats- und Universitätsbibliothek, in: Memoirs of Suzuka College of Technology, Vol. 26, No. 2 (1993), S. 83-120.

Exponate

Helmut Rohlfing

[M 1]

Georg Thomas von Asch (1729-1807)

Gemälde, Öl auf Leinwand, 700 x 860 mm, von Kyrill Golowatschewski (Kirill Golovačevskij)

Kunstsammlung der Georg-August-Universität Göttingen

Golowatschewski porträtierte den 51jährigen Asch im Jahre 1780 in Galakleidung, mit einer Medaille in der Hand. Die auffällig präsentierte Medaille zeigt den Generalfeldmarschall Rumjanzew (Rumjancev), unter dem Asch während des Russisch-türkischen Krieges 1770 erfolgreich eine Pestepidemie bekämpfte. Auf dem Tisch links von Asch liegen einige Gegenstände, mehrere Medaillen, eine Siegelkapsel und ein paar Papiere, bei denen es sich möglicherweise um Landkarten handelt. Es ist nicht verwunderlich, dass Aschs Porträt einen Hinweis auf seine Stiftungen enthält, da er ja auch das Gemälde selbst im Jahre 1780 seiner verehrten Alma Mater zum Geschenk machte.

[M 2]

Asch, Georg Thomas von: Dissertatio inauguralis de primo pare nervorum medullae spinalis [...]. [Inauguraldissertation über die vorderen Nervenanteile des Rückenmarks [...]]. Göttingen 1750.

SUB Göttingen: 4° Zool. XII, 4052

Georg Thomas von Asch studierte an der Georgia Augusta von 1748 bis 1750 Medizin. Er promovierte bei Albrecht von Haller über die vorderen Nervenanteile des Rückenmarks. Die öffentliche Verteidigung seines Doktorgrades erfolgte am 19. August 1750. Anschließend kehrte er in seine Heimatstadt St. Petersburg zurück und wurde dort Stadtphysikus. Als Katharina II. 1763 das Medizinische Reichskollegium bildete, berief sie Asch zu dessen Ersten Mitglied und damit in eine wichtige Schlüsselposition des russischen Gesundheitsdienstes. Nach einer Tätigkeit als Divisionsarzt in Finnland wurde Asch schließlich Generalstabsarzt der Ersten Russischen Armee im Russisch-türkischen Krieg (1768-1774).

[M 3]

[Liber] B[aro] Georg Thom[as] Asch Petropol[itanus], de primo pare nervorum. [Baron Georg Thomas von Asch aus St. Petersburg über die vorderen Nervenanteile]. [Ca. 60 nicht durchgehend gezählte Blätter].

SUB Göttingen: 2° Cod. Ms. Asch 188

Manuskript der Göttinger Doktordissertation von 1750 mit eigenhändigen Korrekturen von seinem Doktorvater Albrecht von Haller. Es sind Handzeichnungen von Kaltenhofer und Kupferstiche des späteren Druckes beigelegt.

[M 4] / [Schatzhaus V 9]

Asch, Georg Thomas von: Urkunde – Aufnahme in den Russischen Staatsrat. St. Petersburg, 27. Juli 1777. Mit Staatssiegel des Russischen Reiches.

Beilage: Übersetzung des Urkundentextes von Jeremias David Reuß

SUB Göttingen: Cod. Ms. Asch 177 Cim

Diese prächtige Urkunde stellt die bedeutendste Ehrung Aschs in seiner Laufbahn dar, die Ernennung zum Russischen Staatsrat. Die Pergamenturkunde ist von einem breiten Ornamentstreifen in Gold umrahmt, der mit allegorischen Miniaturen verziert ist; sie ist unterzeichnet von Zarin Katharina II. und dem russischen Vizekanzler Ostermann. Die Tatsache, daß Asch auch diese wichtige Urkunde als Geschenk nach Göttingen sandte, zeigt seine Verbundenheit mit der Georgia Augusta. Die deutsche Übersetzung des Urkundentextes fertigte Jeremias David Reuß (1750-1837) an, der langjährige Unterbibliothekar unter Christian Gottlob Heyne.

[M 5]

Silbermedaille auf Georg Thomas von Asch als Retter von der Pest. 1781.

Durchmesser 53 mm

Münzsammlung der Georg-August-Universität Göttingen, Archäologisches Institut, Reuß-Inv. S. 117, Nr. 19

Der Göttinger Sammlung schenkte Asch je ein silbernes und kupfernes Exemplar einer Medaille, die er 1781 auf sich selbst prägen ließ und die unter dem Namen „Pestmedaille“ bekannt ist. Es war der kaiserlich russische Hofmedailleur Johann Balthasar Gass, der die Bildnisbüste und auch die Rückseite schuf. Sie zeigt die Göttin der Gesundheit Hygieia, die eine sich an einem Dreifuß empor windende Schlange füttert. Die Umschrift der Vorderseite lautet GE[org] L[iber] B[aro] DE ASCH S[ocius] C[ollegii] M[edic]i ROSS[iae] A CONSIL[io] STATVS P[rivatus]. Sie wird auf der Rückseite fortgesetzt mit LIBERATOR A PESTE IN BELLO TVRCICO AD ISTRVM MDCCLXX.

[M 6]

Asch, Georg Thomas von: Briefwechsel mit Christian Gottlob Heyne. 1771-1807.

Zwei Archivkästen. Ca. 800 Bl.

SUB Göttingen: Cod. Ms. Asch 1: I. II.

Nicht ohne Grund steht die Korrespondenz Georg Thomas von Aschs mit Christian Gottlob Heyne am Anfang des umfangreichen Nachlasses Asch. Der ab 1771 zunächst nur sporadische Briefwechsel wurde intensiver, seit Asch seine Verdienste durch die Ernennung zum Mitglied der Göttinger Akademie gewürdigt sah. Seit dem Jahr 1777 folgten die Lieferungen von Geschenken und die begleitenden Briefe in kürzerer Folge, so dass in den dreißig Jahren bis zum Tode Aschs im Jahr 1807 mehr als 120 Briefe an Heyne gerichtet sind, denen fast immer minutiös geführte Listen mit den Materialien, Büchern, Handschriften, Landkarten, Mineralien und Münzen beilagen, welche von St. Petersburg aus nach Göttingen verschifft wurden.

[M 7]

Asch, Georg Thomas von: Eigenhändiger Brief mit Unterschrift an Christian Gottlob Heyne. St. Petersburg, 24. 6. / 5. 7. 1780.

SUB Göttingen: Cod. Ms. Asch 1: I, Bl. 23-24

Beilage: Ausschnitt aus der Europakarte aus „Novyj atlas ili Sobranie kart vsëch častej zemnago šara počerpnutyj iz raznych sočinitelej [...]“ (Neuer Atlas oder Sammlung von Karten aller Teile des Erdballs, entlehnt von verschiedenen Verfassern [...]). St. Petersburg 1793. [Facsimile].

SUB Göttingen: 2° Geogr. 190 RARA, Bl. 3

Asch versandte seine für Göttingen bestimmten Gaben gewöhnlich auf dem Seeweg von St. Petersburg nach Lübeck und von dort per Spediteur nach Göttingen. Wenn es sich einrichten ließ, gab er Päckchen und Pakete auch Bekannten mit, die nach Deutschland reisten. Das ausliegende Schreiben enthält Hinweise auf insgesamt fünf Sendungen, die auf unterschiedliche Art befördert werden sollten, darunter auch „eine mit schwarzem Wachstuch und einer Matte überzogenen größeren Kiste“, in der das von Golowatschewski angefertigte Porträt Aschs (M 1) befördert wurde. Auf der Europakarte aus dem in St. Petersburg gedruckten Atlas sind die Stationen des Reiseweges (St. Petersburg, Lübeck und Göttingen) gekennzeichnet.

[M 8]

Asch, Georg Thomas von: Transportlisten zu den im Jahr 1781 nach Göttingen versandten Geschenken. St. Petersburg, 26. Juni / 7. Juli 1781.

SUB Göttingen: Cod. Ms. Asch 1: I, Bl. 40-43

Aschs Lieferungen des Jahres 1781 wurden von drei Transportlisten begleitet. Das „Verzeichnis beyfolgender Münzen und Medaillen für das Königl[iche] MünzCabinett in Göttingen“ nennt die soeben von ihm in Auftrag gegebene silberne Pestmedaille. Die Bücherliste trägt die Überschrift „Verzeichnis beyfolgender Bücher für die Königliche Universitäts-Bibliothek in Göttingen“ und zählt insgesamt 126 Titel auf. Neben Medaillen, Münzen und Büchern sandte Asch der Königlichen Universitäts-Bibliothek Landkarten, Ansichten russischer Städte, Kupferstiche und zwei Gemälde, die auf einer dritten Liste sorgfältig verzeichnet sind.

[M 9]

Asch, Georg Thomas von: Bücherliste mit Bearbeitungsspuren Göttinger Bibliothekare. St. Petersburg [1781]. Eingangsvermerk Heynes: Göttingen, 7. Dezember [1781].

SUB Göttingen: Cod. Ms. Asch 1: I, Bl. 45

Aschs „Ersuchen wegen einer geneigten Anzeige, ob etwa, und welche von hier benannten Büchern in der Königlichen Götting[ischen] UniversitätsBibliothek fehlen?“ enthält 24 Titel, von denen fünf von dem Bearbeiter an der Bibliothek „abgenullt“ wurden, d.h. sie waren im Bestand der Bibliothek nicht nachgewiesen. Heyne hat die Anfrage Aschs am 5. Januar 1782 beantwortet, wie sein Vermerk „RS 5 Jan 82“ oben links belegt. Alle fünf fehlenden Werke wurden noch im Laufe des Jahres 1782 nach Göttingen versandt, wo sie am 25. November eintrafen.

[M 10]

Kepler, Johannes: Dissertatio cum Nuntio Sidereo nuper ad mortales misso Galilaeo Galilaeo. [Unterhaltung mit dem Sternboten, neulich von Galileo Galilei den Sterblichen geschickt]. Florenz 1610.

SUB Göttingen: 8° Astr. I, 3448 RARA

Kepler reagiert mit seinem Werk auf die bahnbrechenden Entdeckungen des italienischen Astronomen Galileo Galilei. Dieser hatte im Jahr 1609 ein leistungsfähiges Fernrohr entwickelt, mit dem er exaktere Beobachtungen der Planeten vornehmen konnte. Er entdeckte die vier größten Jupitermonde, die Saturnringe, die Einzelsterne der Milchstraße und die Phasen der Venus. Seine Entdeckungen veröffentlichte er im März 1610 in einem Werk mit dem Titel „Sidereus Nuntius“ („Der Sternbote“). Keplers Kommentar zu den Entdeckungen Galileis ist überwiegend positiv gehalten. In seinem Werk schlägt Kepler vor, Raumschiffe zu entwickeln, um nach Bewohnern auf dem Mond oder dem Jupiter zu forschen.

[M 11]

Schahname des Firdausi.

Papierhandschrift, Persien um 1620. 461 Bll., gleichmäßiges Ta'liq.

SUB Göttingen: 2° Cod. Ms. Asch 79

Das berühmte Epos des persischen Dichters Hasan Abu-'l-Kâsim Mansûr Firdausî (ca. 940-1020/26). Diese den Text fast vollständig bietende Handschrift ist ein Geschenk des Kaukasusreisenden Jacob Reineggs (i.e. Christian Rudolf Ehlich, 1744-1793), das über Asch im Jahre 1790 an die Bibliothek gelangte. Johannes Joseph von Görres wählte sie als Grundlage für seine deutsche Bearbeitung des Epos (2 Bde, Berlin 1820). Die hier gezeigte Miniatur „Tötung des Isfandiyâr durch die Hand des Rustam“ wurde in der Ausgabe von Görres reproduziert.

[M 12]

Kodayu, Daikokoya: Eigenhändiger Brief an seine Reeder Shirikoya Seiemon und Nihei. St. Petersburg, im Juni 1791.

SUB Göttingen: 2° Cod. Ms. Asch 150

Der Kapitän des Schiffes „Shinsho-maru“ erlitt 1782 auf der Aleuten-Insel Amtschitka Schiffbruch und gelangte neun Jahre später nach Aufhalten auf Kamtschatka und in Irkutsk an den Zarenhof in St. Petersburg. Der ausgelegte Brief aus dem Jahr 1792 ist ein Bericht über seine Odyssee und seine Aufnahme am Hof, der an seine Reeder in Edo gerichtet ist, diese aber nie erreicht hat, weil er über Georg Thomas von Asch nach Göttingen gelangte. Erst zweihundert Jahre später wurde der Brief mit einigen weiteren Exponaten in der Heimatstadt Kodayus in Suzuka ausgestellt.

[M 13]

[Landkarte von Japan].

Farbige Tuschezeichnung, 1275 x 660 mm von Daikokoya Kodayu

SUB Göttingen: 2° Cod. Ms. Asch 284

Die Generalkarte zeigt die 66 Verwaltungsbezirke Japans, wobei die Gebiete um Osaka und Edo am genauesten wiedergegeben sind, weil Kodayu hier regelmäßig mit seinem Schiff unterwegs war. Die Karte enthält die Ortsnamen in japanischer und russischer Sprache. Auf der Rückseite ist in der Hand Kodayus der Titel und das Datum angegeben sowie sein Stempel abgedruckt, zu Deutsch: „Am 28. Juli des 9. Jahres der Tenmei-Ära [= 1789]. Kaiserreich Japan, Ise-Land, Shiroko. Daikokuda Kodayu.“ Aschs Vermerk lautet: „aus Irkutsk erhalten 1793.“

[M 14]

Portrait des Kapitäns Daikokuya Kodayu.

Stammbuch des Johann August Karl Sievers. 1782-1795.

SUB Göttingen: 8° Cod. Ms. hist. lit. 48w, Bl. 80v

Die Tuschezeichnung ist vermutlich von dem Stammbuchbesitzer Johann August Karl Sievers (1762-1795) selbst angefertigt worden. Sievers stammte aus Peine und wanderte im Jahre 1785 als Zweiundzwanzigjähriger nach St. Petersburg aus. Im Jahre 1789 erhielt er den Auftrag, in Sibirien nach medizinischem Rhabarber zu forschen. Seit 1790 hielt er sich in Irkutsk auf, wo er Kodayu kennen lernte. Das Stammbuch wurde von Otto Deneke auf einer Auktion erworben, der es 1939 der Bibliothek verkaufte. In ihm finden sich zahlreiche Eintragungen von Bekannten Aschs aus St. Petersburg.

[M 15]

Bronzestatue des Daikokuya Kodayu.

Verkleinerte Replik von Katsuji Inagaki

SUB Göttingen: HSD-LS

Das Original zu dieser Replik wurde 1987 von dem Bildhauer Katsuji Inaga geschaffen. Es wurde zum 100jährigen Jubiläum der Einweihung der Grundschule Wakamatsu in Suzuka auf deren Schulhof aufgestellt. Die Stadt Suzuka schenkte der Bibliothek diese verkleinerte Replik als Dank für die Bereitstellung der Kodayu-Exponate für die Jubiläumsausstellung im Jahre 1992.

Von Russisch-Amerika nach Göttingen – Baron Georg Thomas von Aschs Beziehungen bis an die äußersten Ränder des Russischen Reiches

Gudrun Bucher

Baron Georg Thomas von Asch war eine wesentliche Schnittstelle für die russisch-deutschen (bzw. St. Petersburger und Göttinger) Wissenschaftsbeziehungen während der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Da von Asch mit Arztkollegen, Wissenschaftlern, Händlern und Verwaltungsbeamten korrespondierte, die häufig reisten und deren Wohnsitze über das gesamte Russische Reich verteilt waren, reichten seine Verbindungen weit über St. Petersburg und Göttingen hinaus. Neben Karten, Kupferstichen, Münzen, Medaillen und Büchern sandte von Asch im Zeitraum von 1771 bis 1806 auch immer wieder Gebrauchs- oder Ritualgegenstände verschiedener im Russischen Reich und den angrenzenden Regionen ansässiger Völkerschaften nach Göttingen. Die Sammlung des Barons von Asch ist berühmt dafür bzw. wird in der Literatur gerühmt, eine vom Sammler gut dokumentierte Sammlung zu sein, da von Asch seine Sendungen mit ausführlichen Verzeichnissen versah, die teilweise auch etwas zusätzliche Information enthalten.¹ Hinzu kommt der dreißig Jahre umfassende Briefwechsel mit Christian Gottlob Heyne, der im Laufe der Jahre immer persönlicher wurde. Zwar schreibt von Asch in seinen Briefen oft über die nach Göttingen beförderten Materialien, die Ethnographica erwähnt er aber nur sehr selten. Die beigelegten Listen beinhalten die Titel der übersandten Bücher und Karten sowie Aufzählungen der in den Paketen enthaltenen Medaillen und Kupferstiche. Auffällig ist allerdings, dass von Asch die Ethnographica aus Russisch-Amerika, dem heutigen Alaska, und dem Russischen Fernen Osten nicht in diesen Inventaren erwähnt. Manches Mal taucht am Ende einer solchen Aufstellung, außerhalb der durchgängigen Nummerierung noch ein burjatischer oder tibetischer „Götze“ oder „Idol“ – wie Asch sich ausdrückt – auf. Gemeint sind damit kleine, meist aus Metall gefertigte Statuen. Diese

1 Buchholz, Arnold: Die Göttinger Rußlandsammlungen Georgs von Asch. Ein Museum der russischen Wirtschaftsgeschichte des 18. Jahrhunderts, (Gießener Abhandlungen zur Agrar- und Wirtschaftsforschung des Europäischen Ostens, Bd. 17), Gießen, 1961; König, Viola: Auf den Spuren deutscher Entdecker und Forscher in Russisch-Amerika. Alaska und die Nordwestküste im Spiegel alter, völkerkundlicher Sammlungen in Bremen und Niedersachsen, in: TenDenZen 93, Jahrbuch des Übersee-Museums Bremen, Bremen 1993, S. 27-66.

Statuen gehören zu den wenigen der heute im Institut für Ethnologie Göttingen aufbewahrten Objekten, die von Asch in seinen Zusammenstellungen erwähnt. Diese Tatsache wirft einige Fragen auf: Maß Asch den exotischen Dingen aus der Ferne weniger Wert bei, so dass sie quasi als Beigabe der wertvolleren Gegenstände dienten, oder galt ihnen seine besondere Aufmerksamkeit und er erwähnte sie in den Listen bewusst nicht, weil die Ausfuhr sozusagen illegal erfolgte? Zumindest für einige der Objekte ist letztere Version in Betracht zu ziehen, da sie während einer geheimen Expedition gesammelt wurden (s.u.), und die Akademie sehr empfindlich reagierte, wenn etwas ins Ausland übersandt werden sollte, was noch nicht in der eigenen Sammlung vorhanden war.²

Die durch von Asch nach Göttingen übersandten Ethnographica sind heutzutage von besonderem Wert für die Ethnologie, da das gezielte ethnographische Sammeln im Fernen Osten Russlands und Russisch-Amerika erst im 19. Jahrhundert einsetzte und die Völkerkundliche Sammlung im Institut für Ethnologie Göttingen somit über die weltweit ältesten Bestände aus dieser Region verfügt.³ In diesem Zusammenhang ist besonders das Schamanengewand hervorzuheben, das den Erwerbsakten zufolge bereits im Jahr 1788 nach Göttingen gelangte. Im Gegensatz zu den meisten anderen Objekten aus dem Institut für Ethnologie Göttingen, Abteilung Völkerkundliche Sammlung, erwähnt von Asch das Gewand in seinem Briefwechsel mehrfach und schickt eine von ihm verfasste Notiz mit, in der er auf den besonderen Wert und die Seltenheit des Gewandes verweist.⁴ Als Herkunftsregion wird in den Göttinger Akten die Gegend zwischen den Flüssen Argun und Ingoda, d.h. im süd-östlichen Sibirien (östlich von Tschita) nahe der heutigen Grenze zur Mongolei angegeben. Die Tungusen waren über ein größeres Gebiet verbreitet als alle anderen Ethnien Sibiriens: ihr Lebensraum erstreckte sich östlich des Jenisei bis zum Pazifik und im 17. Jahrhundert betrug ihre Zahl ungefähr 36.000 Personen.⁵ Heute wird die Eigenbezeichnung der im Lenagebiet ansässigen Tungusen – Ewen-

2 Vgl. Wendland, Folkwart: Peter Simon Pallas (1741-1811). Materialien einer Biographie, 2 Bde., (Veröffentlichungen der Historischen Kommission zu Berlin, 80/1 und 80/2), Berlin 1992, S. 135.

3 Vgl. Buchholz 1961, S. 104.

4 Vgl. Plischke, Hans: Das Gewand eines tungusischen Schamanen, in: Ciba Zeitschrift, 4. Jg., Nr. 38, (1936), S. 1322-1323; Krüger, Gundolf: Das Schamanengewand der Sammlung für Völkerkunde an der Universität Göttingen. Unpubl. Manuskript 1997. Das Gewand wurde 1998 von Gerry Barton, Stuttgart, einer eingehenden Restaurierung unterzogen, bei der noch einige bislang verdeckte Bestandteile zum Vorschein kamen.

5 Vgl. Forsyth, James: A History of the Peoples of Siberia, Cambridge 1992, S. 48.

ken – als Bezeichnung für die Ethnie verwendet. Bislang ist die Herkunft der Bezeichnung ‚Tungusen‘ ungeklärt.⁶ Die Ewenken lebten im wesentlichen von der Jagd und waren hervorragend an ein nomadisches Leben in den Wäldern angepasst. Sie wohnten in konischen Stangenzelten, die mit Rentierfell oder Birkenrinde bedeckt waren. Sie nutzten Rentiere sowohl als Last- als auch als Reittiere und gehörten zu den wenigen Völkern Sibiriens, die Rentiere auch molken. Die jeweiligen Rentiere waren Besitz eines ganzen Klans. Heiratspartner mussten im eigenen Stamm, aber außerhalb des Klans gefunden werden. Ganz im Süden des Siedlungsraums, südöstlich des Baikalsees, gab es auch sogenannte Pferdetungusen, von denen vermutlich das Schamanengewand stammt. Das Wort Schamane geht auf die tungusischen Sprachen zurück; „schaman“ aus dem Amurtungusischen und „sama“ aus dem Mandschurischen wurde für männliche und weibliche Schamanen verwendet. Die Herkunft des Wortes ist allerdings umstritten, es könnte einheimischen Ursprungs sein und wäre dann aus der Wurzel „sa-“ („denken“, „wissen“) abgeleitet, es könnte aber auch aus dem Sanskrit entlehnt sein.⁷

Neben weiteren Kleidungsstücken und Gebrauchsgegenständen aus verschiedenen Regionen Sibiriens beinhaltet die insgesamt ca. 180 Objekte umfassende ethnographische Sammlung des Barons von Asch 59 Objekte aus Russisch-Amerika. Diese stammen im wesentlichen von Unalaska, einer der aleutischen Inseln und von der Insel Kodiak.

Die Inselkette der Aleuten war vergleichsweise spät ins russische Herrschaftsgebiet integriert worden. Zumindest ihre offizielle Entdeckung fand erst während Vitus Berings zweiter Kamtschatkaexpedition statt. Bering hatte unter anderem den Auftrag erhalten, nach dem Seeweg von Russland nach Amerika zu suchen, nachdem er 1728 während seiner ersten Kamtschatkaexpedition nachgewiesen hatte, dass es keine Landverbindung zwischen beiden Ländern gab. Im Jahr 1741 hatten nun Bering selbst und sein zweiter Kapitän, Alexei Tschirikow (Aleksej Čirikov), an verschiedenen Stellen kurze Begegnungen mit der aleutischen Bevölkerung. Aufgrund der von den Expeditionsmitgliedern mitgebrachten Nachrichten über den unerschöpflichen Reichtum an Seeottern und Pelzrobben wurden die Neuentdeckungen mit großem Interesse aufgenommen, und bereits kurz nach Tschirikows Rückkehr setzten sich erste Pelzhändler in Bewegung, um mit der Ausbeutung des „weichen Goldes“ zu beginnen. Da im 18. Jahrhundert die staatlich geförderten Expeditionen zur Erkundung des Russischen Reiches auch immer das Ziel hatten, das immense Gebiet

6 Vgl. Forsyth 1992, S. 49.

7 Vgl. Müller, Klaus Erich: Schamanismus. Heiler, Geister, Rituale, München 1997, S. 34.

kartographisch zu erfassen, entstanden immer genauere Karten von den Rändern des Reiches. Und von Asch gelang es immer wieder, in den Besitz solcher handgezeichneten Karten zu gelangen und diese nach Göttingen zu senden. So verdankt ihm die Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek in Göttingen auch eine ausgezeichnet illustrierte Karte, die den Reiseweg von Tobolsk bis nach Kamtschatka während Berings erster Kamtschatkaexpedition darstellt und neben einem genaueren Umriss der Küste Kamtschatkas auch die Einwohner des Gebietes mit ihrer charakteristischen Kleidung zeigt.⁸ Dargestellt sind im einzelnen ein Samojede mit Schneeschuhen, eine Jakutin, eine Tungusin sowie ein Tunguse, beide jeweils auf einem Rentier reitend, ein Korjake mit Schneeschuhen und Bogen, ein Kurile mit Pfeil und Bogen, ein Tschuktische, der einen Vogel in der Hand hält, ein Kamtschadale auf einem Hundeschlitten sowie ein Tunguse mit Köcher und Bogen und eine Tungusin mit einem Fisch in der Hand. Diese Karte gelangte im Jahr 1777 auf von Aschs Veranlassung nach Göttingen.⁹

Bereits ab dem Jahr 1760 hatten die Spanier im westlichen Amerika ein zu weites Vordringen der Russen nach Süden befürchtet und um ihre Ansprüche auf Kalifornien zu festigen, gründeten sie mehrere Siedlungen. Auf Vancouver Island entstanden gleichzeitig die ersten englischen Stützpunkte. Mit der Thronbesteigung von Katharina II. (1762) erneuerte auch Russland sein Interesse an den frisch eroberten Gebieten in Amerika. Katharina befahl der Marine, die sogenannten Promyschlenniki (promyšlenniki, d.h. Händler, Jäger und Abenteurer) zu unterstützen, die bis dahin mittels privater Initiativen die neuentdeckten Inseln ausgebeutet hatten. Kapitän Pjotr Krenizyn (Petr Krenicyn) wurde 1768 mit zwei Schiffen auf die Aleuten beordert. Er erreichte und beschrieb die nach ihm benannten Krenitsyn-Inseln, eine kleine Inselgruppe zwischen Unimak und Unalaska sowie Unimak selbst und die Alaska-Halbinsel. Außerdem lieferte er ethnographische Informationen über die Aleuten. Das offizielle Interesse Russlands an Alaska und die damit verbundene Aktivität der russischen Marine rief wiederum die Europäer auf den Plan. So erhielt der Engländer James Cook 1778 für seine dritte Reise den Auftrag, die Nordwestküste Amerikas zu erkunden, durch die Beringstraße zu segeln und von dort nach der Nordwestpassage zu suchen. Die russische Befürchtung, Cook solle

8 Vgl. Schüler, Mechthild: Historische Karten, in: „ganz vorzügliche und unvergeßliche Verdienste“. Georg Thomas von Asch als Förderer der Universität Göttingen, (Göttinger Bibliotheksschriften, 11), Göttingen 1998, S. 72-79.

9 Vgl. Hintzsche, Wieland / Nickol, Thomas Hrsg: Die Große Nordische Expedition. Georg Wilhelm Steller (1709-1746) – Ein Lutheraner erforscht Sibirien und Alaska. Gotha 1996, S. 72f.

Territorium für England in Russisch-Amerika gewinnen, erwies sich zwar als grundlos, die Engländer hatten aber den Vorteil, ihre Pelze direkt in Kanton verkaufen und damit größere Gewinne erzielen zu können, da für sie der Landtransport entfiel. Die Russen hingegen waren an die Verträge von Nertschinsk und Kjachta gebunden, die sie mit den Chinesen in den Jahren 1689 und 1728 geschlossen hatten.¹⁰ Außerdem hatten die Engländer den aleutischen Jägern, die sie zur Seeotterjagd brauchten, interessantere Handelswaren anzubieten als die Russen, wodurch ein regelrechtes Konkurrenzverhältnis entstand.

Die drei bedeutendsten russischen Pelzhändler waren ab 1770 Grigori Schelichow (Grigorij Šelichov), Pawel Lebedjew-Lastotschkin (Pavel Lebed'ev-Lastočkin) und G. Panow (G. Panov). Lebedjew-Lastotschkin versuchte gemeinsam mit Schelichow in den 70er Jahren, den Handel auf die Kurilen auszudehnen. 1774 rüsteten sie ein Schiff aus, das auf Urup (Kurilen) Schiffbruch erlitt. Um die Überlebenden zu retten, wurde ein zweites Schiff unter dem Navigator Petuschkow (Petuškov) entsandt. 1778 machte Petuschkow die Bewohner einiger Kurilen Inseln zu russischen Untertanen. In Atkis auf Kunaschir traf er auf Japaner, die den Handel mit ihm verweigerten, aber signalisierten, sie würden sich die Erlaubnis dazu für das nächste Jahr von ihrem Herrscher einholen. Petuschkow kehrte zurück nach Ochotsk, um dort zu überwintern. Dmitri Schabalin (Dmitrij Šabalin) kehrte im darauffolgenden Jahr mit demselben Schiff zurück nach Kunaschir. Aber die Japaner weigerten sich erneut, mit den Russen Handelsbeziehungen aufzunehmen.¹¹

Die Resultate mehrerer Erkundungs- und Handelsreisen werden durch Karten dokumentiert. Die deutsche Version der Aufschrift auf einer der Karten lautet:

„Carte von der im Kamtschatskischen Meer liegenden Halb-Insel Kamtschatka, der gegen überliegenden Americanischen Halb-Insel Aleyi und den

10 Der Vertrag von Nertschinsk war 1689 abgeschlossen worden und bestätigte die Zugehörigkeit des gesamten Amur- und Ussurigebietes zu China (Nentwig, Ingo: Die chinesisch-russischen Verträge von Nertschinsk und Kjachta, in: Hintzsche, Wieland / Nickol, Thomas (Hrsg.): Die große Nordische Expedition. Georg Wilhelm Steller (1709-1746) – Ein Lutheraner erforscht Sibirien und Alaska. Gotha 1996, S. 163). Russische Handelsdelegationen durften nur alle drei Jahre nach Peking reisen und nicht mehr als 200 Personen umfassen. Der sonstige Kleinhandel wurde hauptsächlich in Kjachta abgewickelt. Auch von diesem russisch-chinesischen Grenz- und Handelsort erhielt von Asch eine Zeichnung, die er nach Göttingen übersandte (Cod. Ms. Asch 269).

11 Vgl. Pierce, Richard: Russian America. A Biographical Dictionary, Alaska History No. 33, Alaska Historical Commission Studies in History No. 132. Kingston, Ontario 1990, S. 301.

dazwischen im selben Meere liegenden Inseln, die von den Rußischen Seefahrern in den Jahren 1772-1779, Hr. Saikoff und andern entdeckt und benannt worden, deren verschiedene Reisen durch die farbigen Striche bezeichnet sind.“

Potap Saikow (Potap Zajkov) hatte am 22. September 1772 mit einer Mannschaft von 57 Russen und 10 Jakuten Ochotsk verlassen, auf Kamtschatka überwintert, im nächsten Sommer die Kupferinsel (eine der Kommandeurinseln) erreicht und in den folgenden Jahren bis 1779 längere Aufenthalte auf verschiedenen der Aleutischen Inseln, bis er im September 1779 mit reicher Ausbeute an Fellen und neuen Erkenntnissen wieder in Ochotsk eintraf. Der Verlauf von Saikows Reisen ist auf einer der Karten verzeichnet und von Asch hat dieses Dokument der russischen Exploration nach Göttingen weitergeleitet. Leider ist bislang nicht eindeutig geklärt, wie von Asch an derartige Neuigkeiten gelangte, wahrscheinlich aber durch seine vielen Freunde und Bekannte, die Zugang zu den Sammlungen der Akademie und offenbar auch der Marine hatten. Die durch von Asch nach Göttingen transferierten Gebrauchsgegenstände der Bewohner der Aleuten stammen allerdings aus einer etwas späteren Zeit, sie kamen erst in den Jahren von 1790-1793 in Göttingen an.

Die Aleuten bewohnten die gleichnamigen Inseln. Ihre Eigenbezeichnung lautete Unangan. Lediglich die Bewohner der Near Islands, ganz im Westen nannten sich Aleut. Da diese aber die ersten waren, die engere Kontakte mit Russen hatten, wurden in der Folge alle Bewohner der Inselkette als Aleuten bezeichnet. Da es auf diesen baumlosen Inseln keine Landsäuger gab, von denen man sich hätte ernähren können, entwickelten die Aleuten eine Hochseetechnologie, die ihnen nicht nur die Verfolgung von Robben ermöglichte, sondern auch den Fang von Walen. Das wichtigste Hilfsmittel hierzu ist der Kajak. Aleutische Kajaks sind erheblich länger als Kajaks der Eskimo und weisen einen gegabelten Bug auf, der es ermöglicht, quasi über die Wellen zu reiten. Schon im Kindesalter begannen die Jungen das Kajakfahren zu trainieren; zuständig für die Unterweisung der künftigen Jäger war der Bruder der Mutter. Es gab bei den Aleuten auch zweisitzige Kajaks. So konnten die Jungen zunächst gemeinsam mit einem erfahrenen Jäger das Kajakfahren trainieren. Dreisitzige Kajaks stammen vermutlich aus der Zeit, als die Aleuten ersten Kontakt mit den Russen hatten. Zeitgenössische Abbildungen zeigen häufig, wie zwei Aleuten einen Russen chauffieren. Das innere Gerüst des Kajaks wurde aus Treibholz zusammengefügt und mit der Haut von Seelöwen gespannt. Das Zusammennähen der Seelöwenhäute war die Aufgabe der Frauen, ansonsten wurden die Kajaks aber von Männern gebaut und die Herstellung des ersten eignen Kajaks machte einen Jungen erwachsen und heiratsfähig. Die Aleuten verwendeten vergiftete Pfeile, um vom Kajak aus Wale zu jagen. Ein Hut in Seehundform stammt den Zugangsakten zufolge vom Prince William



Abb. 14 (zu Katalog [N 6])

Hut

Hüte in Seehundkopfform wurden – wahrscheinlich zu Tarnzwecken – von den Jägern getragen, wenn sie auf Robbenjagd gingen.

Sound. Derartige Hüte sind nur selten in Sammlungen zu finden und man vermutet, dass sie zur Tarnung getragen wurden. Wenn der Jäger auf Robbenjagd ging, trug er einen entsprechenden Hut:

„Wooden hats, other than battle helmets, were reserved for hunting. They were either hollowed-out or bentwood. It is not clear if special hats were worn when hunting important land animals. In the literature [...] the only use indicated was in sea mammal hunting. Among the Alutiiq, on both Kodiak Island and the Alaska Peninsula, different types of hats were worn in accordance with the prey hunted. So far, the following can be established with certainty: seal head-shaped hollowed-out hats were worn to hunt seals. They were used also among the Chugach and Nootka and this use is well documented in 18th century accounts. [...] Eighteenth century Spanish explorers in Alaska waters, specifically in the Prince William Sound and Kodiak areas, collected these helmets. Several are in the Malaspina collection in Madrid [...] and thus may date to 1791 or earlier.“¹²

Auch in diesem Fall ist bislang noch ungeklärt, wie der Hut in von Aschs Besitz gelangte. Aufschluss hierüber wäre vermutlich in russischen Archiven zu finden.

Die Arbeitsteilung erfolgte bei den Aleuten streng nach Geschlechtern: die Männer widmeten sich der Bearbeitung von Holz, Knochen und Metall, die Frauen verarbeiteten Tierhäute und Gräser. Sie flochten aus dem Strandgras (*Elymus mollis*) Matten und Körbe. Teilweise kochten sie mittels heißer Steine in den Körben, die derart fest geflochten wurden, dass sie wasserdicht waren. Ansonsten dienten die Körbe zur Aufbewahrung und zum Transport von Gräsern, Wurzeln oder auch Muscheln, die die Frauen am Strand sammelten. Meist lebten mehrere Familien gemeinsam in einem Langhaus. Das Haus des Dorfoberhaupts war größer als die anderen, weil es auch als Versammlungshaus diente und für rituelle Zwecke genutzt wurde. Die Gesellschaft der Aleuten war geschichtet. Es gab vererbare Klassen: Adelige, Gemeine und Sklaven. Das Oberhaupt eines Dorfes stammte immer aus der Schicht der Noblen. Diese Schichtung drückte sich auch in den Langhäusern aus. Osten und Oben waren die Richtungen, die heilig waren und mit dem Schöpfer verbunden waren. So lebten die höher gestellten Personen in der Ostseite des Langhauses. Die mit Gras bedeckten Häuser sahen von weitem wie kleine Hügel aus. Das Innengerüst wurde aus Treibholz oder Walknochen gefertigt. Von den Russen wurden Fenster und Türen für die Häuser übernommen; statt Glas verwendeten die Aleuten Tierhaut zur Abdichtung. Auch das Dampfbad (*banja*) wurde von den Russen übernommen und diente der rituellen Reinigung. Bislang ist wenig

12 Black, Lydia: *Glory Remembered. Wooden Headgear of Alaska Sea Hunters*, Alaska State Museums, Juneau 1991, S. 24.

über die religiösen Vorstellungen der Aleuten vor der Kontaktzeit bekannt, aus den Bestattungen schließt man, dass sie an ein Leben nach dem Tode glaubten. Man hat Grabbeigaben gefunden und sogar Mumien. Die Aleuten gingen davon aus, dass der Kontakt mit den mumifizierten Körpern besondere Kräfte verlieh, aber auch sehr gefährlich war. Die besten Walfänger mussten aber gerade diesen Kontakt suchen, um die Kraft auf ihre Waffen und Kajaks zu übertragen. Ein weiteres häufig von den Aleuten zur Herstellung von wasserdichten Kleidungsstücken sowie Taschen genutztes Material war der Darm von Robben. Die einzelnen Streifen wurden von den Frauen aneinandergenäht und die Nähte oft mit kleinen Federn verziert.

Obwohl von Asch nie selbst in den Russischen Fernen Osten oder nach Russisch-Amerika gereist ist, weisen seine Sendungen immer wieder darauf hin. Besonders spannend in diesem Zusammenhang ist das Schicksal des Japaners Kôdayû, dessen unfreiwillige Reisen nahezu das gesamte Gebiet umfassen, aus dem von Asch *Ethnographica* nach Göttingen gesandt hat. Kôdayû war Kapitän eines kleinen Schiffes, das im Jahr 1782 Reis, Baumwolle, Arzneien, Papier, Geschirr und andere Waren aus der Provinz Ise in das Shogunat Edo bringen sollte. Während eines heftigen Sturmes brach das Ruder des Schiffes und machte es zum Spielball der Wellen. Als der Sturm sich gelegt hatte, trieb das Schiff mehrere Monate lang nach Norden, bis endlich in der Ferne Land in Sicht kam.¹³ Gerade als die ersten Japaner die Insel mit ihrem Beiboot erreicht hatten, wurden sie der Bewohner dieses Gebietes gewahr:

„Wesen mit halblangem, zotteligem Haar und rötlich-braunen Gesichtern, bis an die Knie reichenden Kleidern aus Vogelfedern und ein jeder von ihnen mit einem Stab in der Hand, an dem mehrere Wildgänse herunterhingen.“¹⁴

Die Japaner waren auf Amstschitka gelandet, eine Insel, die zur Gruppe der Rat Islands der westlichen Aleuten gehört. Dort wurden sie von Russen aufgegriffen und nach Kamtschatka gebracht. Da die Beziehungen zwischen dem Russischen Reich und Japan nicht eindeutig geklärt waren, konnte den Japanern eine Rückkehr in ihre Heimat nicht gestattet werden, dies war einzig und allein von der Zarin in St. Petersburg zu entscheiden. Da aber unzählige Eingaben vergeblich blieben und keine Antwort nach Kamtschatka durchdrang, wurden die Japaner nach Irkutsk gebracht, um dem Gouverneur von Sibirien näher zu sein. In Irkutsk nahm sie Erik Laxmann in seine Obhut, der dort als Mineraloge tätig war. Baron von Asch wiederum stand mit Laxmann in Verbindung und erhielt von ihm Gegenstände, die er nach Göttingen übersandte. Auch der Umzug nach Irkutsk hatte keine Beschleunigung der Entscheidung gebracht,

13 Vgl. Inoue, Yasushi: *Der Sturm*. Frankfurt 1997, S. 27.

14 Ebd. S. 30.

ob die Japaner nun zurückkehren dürften oder nicht. Und Laxmann erachtete es als notwendig, mit Kôdayû nach St. Petersburg zu reisen, wo der Japaner tatsächlich eine Audienz bei Katharina II. erhielt und ihm die Rückreise nach Japan gestattet wurde. Laxmanns Sohn wurde beauftragt, Kôdayû und die verbliebenen Japaner zu begleiten und zu versuchen, Handelsbeziehungen mit Japan aufzunehmen, womit er allerdings scheiterte. Und wieder verdanken wir von Asch, dass auch von diesen Ereignissen Dokumente nach Göttingen gelangt sind.

Eines der Objekte, das Baron von Asch von Erik Laxmann erhielt, ist eine Tabakspfeife der Tschuktschen. Die Tschuktschen leben als Rentierhalter und Seesäugerjäger auf der nach ihnen benannten Halbinsel im nordöstlichsten Teil des heutigen Russland. Einem dem Objekt von Asch beigefügten Zettel, der heute noch im Archiv des Göttinger Instituts für Ethnologie erhalten ist, kann man entnehmen, dass die Pfeife aus dem Penisknochen eines Wals gefertigt wurde („ex osse in priapo ceti“) und von Asch sie von Herrn „Hofrath Laxmann“ erhalten hat. Das Wort Tschuktsche ist keine Eigenbezeichnung, sie selbst nennen sich Ligoravetlan, was soviel wie „die echten Menschen“ bedeutet. Die Sprache der Tschuktschen weist so gut wie keine Dialekte auf, allerdings gibt es Unterschiede zwischen der Sprache der Männer und der Sprache der Frauen. Die Tschuktschen im Landesinnern leben von der Rentierhaltung, jene an der Küste von Walfang und Seesäugerjagd. Die Rentiertschuktschen trugen mit ihrer Mobilität zum Kulturaustausch zwischen den einzelnen, sehr isoliert liegenden Küstensiedlungen bei. Die Tschuktschen lebten in sogenannten Jarangas, die im Inneren noch ein durch Felle abgeteiltes Schlafgemach aufwiesen, den Polog. Die Jaranga ist kreisförmig im Grundriss und läuft nach oben konisch zu. Das Gerüst wurde mit Rentierfell und Walrosshaut bedeckt. Die soziale Einheit bei den Küstentschuktschen war nicht die Großfamilie, sondern die Bootsbesatzung, die sich gemeinsam dem gefährlichen Unterfangen der Waljagd stellte. Wälöl gehörte zu den wichtigsten Handelsgütern im Austausch mit den Rentierhaltern. Die Rentierhalter hatten große Herden, die sie mit Hilfe von Sklaven versorgten. Diese wurden als Arbeiter in die Familie aufgenommen, meist handelte es sich bei ihnen um Kriegsgefangene. Die Tschuktschen waren in diesem ganzen Gebiet das mit Abstand kriegerischste Volk. Während der Eroberungszeit durch die Russen wurden die Tschuktschen nicht unterworfen, sie haben sogar Kosaken dazu gebracht, eine Festung aufzugeben. Erst durch die Sowjetisierung kam es zu einem tiefgreifenden Wandel im Leben der Tschuktschen. Die erste russische Siedlung auf Tschukotka war Anadyrsk und wurde 1649 gegründet.

Die aus Walrosselfenbein geschnitzten Vogelfiguren und eine Holzpuppe im Ledergewand entstammen ebenfalls dem materiellen Kulturgut der Tschuktschen und wurden während der von Katharina II. angeordneten „Geheimen,

geographischen und astronomischen Nordost-Expedition“ gesammelt. Diese Expedition stand unter der Leitung von Joseph Billings, einem Engländer in Russischen Diensten, dem das Kommando übertragen wurde, da er die Region bereits als Teilnehmer von Kapitän James Cooks dritter Reise bereist hatte. Nötig geworden war diese Expedition, weil aufgrund von Cooks dritter Reise das ausländische (englische, französische, spanische) Interesse an der Region zwischen Russland und Amerika immens angestiegen war. Der große Reichtum an Seeottern und Pelzrobben lockte europäische Handelsschiffe und Russland sah seine Interessen gefährdet. Darum gehörte zu den Zielen der sogenannten Billings-Expedition die Klärung der Besitzverhältnisse sowie die Erforschung des Gebietes; außerdem sollten Längen- und Breitengrad der Kolymamündung bestimmt werden, Karten von den Küsten der gesamten Tschuktschenhalbinsel und von den Inseln zwischen Russland und Amerika gezeichnet und die Gewässer genau erforscht werden. Der in St. Petersburg wirkende Gelehrte Peter Simon Pallas bestand darauf, dass auch ein Naturforscher an der Expedition beteiligt würde, und da der dafür vorgesehene E. M. L. Patrin aus gesundheitlichen Gründen seine Teilnahme absagen musste, wurde 1786 der in Irkutsk tätige Arzt Carl Heinrich Merck als Ersatz ausgewählt. Merck, der einer bekannten Darmstädter Pharmazeutenfamilie entstammte, erhielt von Pallas eine ausführliche Anleitung darüber, was er beschreiben und erforschen sollte. Eine von einem unbekanntem Schreiber angefertigte Abschrift dieses Dokumentes sandte von Asch ebenfalls nach Göttingen. Diese Kopie befindet sich heute in der Handschriftenabteilung der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek.¹⁵ Das von Carl Heinrich Merck geführte Reisetagebuch ist bislang lediglich in Auszügen auf Deutsch und in einer englischen Übersetzung publiziert und enthält wertvolle Hinweise auf die Lebensweise der Aleuten. Das Original war von dem Völkerkundler A. Jacobi 1935 in einem Leipziger Antiquariat entdeckt worden. Jacobi machte Angehörige der Familie Merck auf den Fund aufmerksam und der Fabrikant Louis Merck erwarb das Manuskript für das Familienarchiv, gestattete Jacobi aber die wissenschaftliche Auswertung.¹⁶ Offenbar hat von Asch jene Gegenstände, die von der Billings-Expedition stammen, von Merck erhalten. Er schreibt in seinem Brief vom 26. Aug./6. Sept 1796:

„... Der Hr. Dr. Merck, aus dem Nassauischen gebürtig, hat mit dem Captain Bilings die Reise nach Nordamerika gemacht, und ist vor kurzem von hier nach Lübeck abgesegelt, hat auch die Güte gehabt zwey Pakete an die Herren

15 Ms. Cod. Asch 229. Publikation des Schriftstücks s. Wendland 1992, S. 823-829.

16 Vgl. Jacobi, A.: Carl Heinrich Mercks ethnographische Beobachtungen über die Völker des Beringsmeers 1789-91. Nach seinem Tagebuche bearbeitet, in: Baessler-Archiv, 20 (1937), S. 113-137.

Hofrätbe und Schlözer mitzunehmen. Unter den orientalischen Sachen für Göttingen habe ich das meiste der Freundschaft des Hr. Dr. Merck zu danken: ich wünsche ihm das Glück bey seiner Durchreise daselbst zum Correspondenten der Königl. Societät der Wissenschaften aufgenommen zu werden.“

Unklar bleibt, was von Asch mit orientalischen Sachen für Göttingen meint. Merck hatte den offiziellen Auftrag, während dieser Expedition für die Kunstkammer in St. Petersburg zu sammeln und die Gegenstände dort abzuliefern. Heute sind nur wenige Objekte im dortigen Museum als von der Billings-Expedition stammend identifiziert.¹⁷ Hat nun Merck jene Objekte, die in der Göttinger Dokumentation als von der Billings-Expedition stammend ausgewiesen werden, heimlich dem Baron übergeben oder waren noch Vermittler eingeschaltet? Ein besonders enges Verhältnis scheint zwischen Merck und Asch allerdings nicht bestanden zu haben, da Asch die Nachricht von Mercks Tod im Jahr 1799 in seinem Brief vom 8./19. März 1799 recht lapidar formuliert:

„...Dr. Carl Merck, Hofrath, der unlängst von der Königlichen Societät der Wissenschaften als Correspondent aufgenommen war, ist den 29. Jan/9. Febr. 99 alhier gestorben. Er hatte eine Jakutin geheyrathet, aber keine Kinder hinterlassen. In den entfernten Reisen ist manchesmal zu ... Wochen kein Brod zu haben gewesen, da dann der Korn Branntwein den Mangel desselben ersetzen müssen, wodurch seine Gesundheit sehr zerrüttet worden.“

Hier zeigt sich erneut, dass die Hintergründe für das Zustandekommen des ethnographischen Teils der Sammlung von Aschs noch immer im Dunkeln liegen. Aber immerhin ist es von Asch gelungen, nicht nur eine Abschrift der von Pallas verfassten Anleitung nach Göttingen zu senden, sondern auch Objekte von einer eigentlich als geheim angesehenen Expedition, die noch dazu den Auftrag hatte, Sammlungen für die Akademie der Wissenschaften anzulegen.

Weitere Objekte stammen von der Insel Kodiak, auf der sich die erste russische Siedlung in Amerika befand. Im Gegensatz zu den anderen Pelzhändlern, die sich immer nur kurz auf den Aleuten oder auf dem Festland aufhielten, träumte Schelichow von einer intensiven Besiedlung Alaskas durch die Russen. Zu diesem Zweck rüstete er 1784 gemeinsam mit Golikow (Golikov) Schiffe aus und gründete in der Three Saints Bay auf der Insel Kodiak zunächst eine temporäre Siedlung. Nach kriegerischen Auseinandersetzungen mit der dort ansässigen Bevölkerung, den Koniag bzw. Alutiiq, gründete er die erste ständige Siedlung auf Kodiak. Schelichow nahm seine Frau mit und sie war die erste weiße Frau, die in Alaska lebte. Bis 1786 war Schelichow zum führenden Pelzhändler

17 Vgl. Ljapunova, Roza Gavrilovna: Kollekcija Severo-Vostočnoj geografičeskoj ekspedicii Billingsa-Saryčeva (1785-1794) v sobranii MAE, in: Sbornik Muzeja antropologii i étnografii 35 (1980), S. 173-177.

aufgestiegen und verließ in diesem Jahr Russisch-Amerika. 1788 begab er sich nach St. Petersburg,¹⁸ wo er von Katharina II. ein Monopol für den Pelzhandel erbat. Dieses wurde ihm aber aus strategisch-politischen Gründen verweigert. Schelichow freundete sich mit dem damaligen Günstling der Zarin an, und schaffte es später, seine Tochter mit dem Grafen Nikolai Resanow (Nikolaj Rezanov) zu vermählen. Damit gewann auch Schelichow etwas Einfluss bei Hofe. Von der Insel Kodiak stammen beispielsweise eine Rassel aus Vogelschnäbeln, ein Kajakmodell, eine Harpunenspitze aus Muschelschale sowie ein Angelhaken. Einige Objekte, wie der Löffel aus Horn, stammen vom Prince William Sound; bei anderen Objekten lautet die Herkunftsangabe lediglich Nordamerika. Mit dem Verkauf Alaskas im Jahr 1867 an die USA ging die russische Periode in Amerika zu Ende. Obwohl sich während der gesamten Zeit (1741-1867) nur wenige Russen dort aufhielten, nie mehr als 800 gleichzeitig, waren die Aleuten bis zum Ende des 18. Jahrhunderts völlig unterworfen. Selbst heute ist der russische Einfluss noch immer deutlich zu spüren, vor allem im religiösen Bereich. Die beiden Pelzhändler Schelichow und Golikow hatten gegen Ende des 18. Jahrhunderts beim Metropoliten von St. Petersburg eine Eingabe gemacht und um einen Priester und eine Kirche zur Bekehrung der Bewohner von Kodiak, der Aleuten und des Festlandes gebeten. Im Jahr 1794 wurden tatsächlich sieben Mönche aus dem im nordwestlichen Ladogasee gelegenen Kloster Walaam auf die Insel Kodiak entsandt. Nach einer etwas über neun Monate dauernden Reise von St. Petersburg über Moskau, Irkutsk, Jakutsk und Ochotsk erreichten sie Kodiak. Bereits im darauffolgenden Jahr berichtete der Archimandrit Ioasaf von 7000 Bekehrten nach St. Petersburg. Zwar waren die ersten Kontakte nur oberflächlich und die Mönche auf die Hilfe von Dolmetschern angewiesen, sie bereiteten dennoch den Boden für spätere, intensivere und erfolgreichere Bekehrungsversuche zum orthodoxen Christentum.¹⁹ Selbst von diesen entlegenen Ereignissen hat von Asch es geschafft, Zeugnisse zu erlangen und nach Göttingen zu senden. In der Handschriftenabteilung der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen befindet sich ein vom Archimandriten Ioasaf verfasstes, 22 Blätter umfassendes Manuskript aus dem Jahr 1799. Hierbei handelt es sich um eine Beschreibung der Insel Kodiak. Es wäre wünschenswert, dieses frühe Dokument zu publizieren und in die Diskussion um Russisch-Amerika einzubringen. Die in Göttingen vorhandene Beschreibung der Insel Kodiak verdeutlicht einmal mehr, wie stark von Asch darum bemüht war, die Göttinger Bibliothek mit Abschriften der aktuellsten Erkenntnisse über das Russische Reich – auch der abgelegensten Gebiete – zu versorgen.

18 Das heißt, er hätte zumindest theoretisch auch von Asch begegnen können.

19 Pierce 1990, S. 200f.

Viele deutsche Gelehrte hatten großen Anteil an der Erforschung Russlands und dank der Sendungen des Barons Georg Thomas von Asch nahm die Göttinger Universität eine zentrale Stelle in diesem weitreichenden Geflecht aus Beziehungen, Korrespondenzen und Austausch ein. Die für die Ausstellung ausgewählten Objekte, Karten und Schriften sollen verdeutlichen, welch unglaublich weites Feld im 18. Jahrhundert gemeint sein konnte, wenn von russisch-deutschen Wissenschaftsbeziehungen die Rede ist.

Literatur:

- Buchholz, Arnold: Die Göttinger Russlandsammlungen Georgs von Aschs. Ein Museum der russischen Wirtschaftsgeschichte des 18. Jahrhunderts. Gießener Abhandlungen zur Agrar- und Wirtschaftsforschung des Europäischen Ostens. Bd. 17. Gießen 1961.
- Forsyth, James: A History of the Peoples of Siberia. Cambridge 1992.
- Hintzsche, Wieland & Thomas Nickol, Hrsg.: Die Große Nordische Expedition. Georg Wilhelm Steller (1709-1746) – Ein Lutheraner erforscht Sibirien und Alaska. Gotha 1996.
- Jacobi, A.: Carl Heinrich Mercks ethnographische Beobachtungen über die Völker des Beringsmeers 1789-91. Nach seinem Tagebuche bearbeitet. In: Baessler-Archiv 1937, Bd. 20, S. 113-137.
- König, Viola: Auf den Spuren deutscher Entdecker und Forscher in Russisch-Amerika. Alaska und die Nordwestküste im Spiegel alter, völkerkundlicher Sammlungen in Bremen und Niedersachsen. In: TenDenZen 93 1993. Jahrbuch des Übersee-Museums Bremen 2. S. 27-66.
- Ljapunova, Roza Gavrilovna: Kolekcija severo-vostočnoj geografičeskoj ekspedicii Billingsa-Sarčeva v sobranii MAE. In: Sbornik Muzeja antropologii i etnografii 1980, No. 35. S. 173-177.
- Müller, Klaus Erich: Schamanismus. Heiler, Geister, Rituale. München 1997.
- Nentwig, Ingo: Die chinesisch-russischen Verträge von Nertschinsk und Kjachta. In: Hintzsche, Wieland & Thomas Nickol, Hrsg.: Die Große Nordische Expedition. Georg Wilhelm Steller (1709-1746) – Ein Lutheraner erforscht Sibirien und Alaska. Gotha 1996. S. 163.
- Pierce, Richard A.: Russian America: A Biographical Dictionary. Alaska History No. 33. Alaska Historical Commission Studies in History No. 132. Kingston, Ontario 1990.
- Plischke, Hans: Das Gewand eines tungusischen Schamanen. In: Ciba Zeitschrift 1936, 4. Jg. Nr. 38. S. 1322-1323.
- Wendland, Folkwart: Peter Simon Pallas (1741-1811). Materialien einer Biographie. 2 Bde. Veröffentlichungen der Historischen Kommission zu Berlin Bd. 80/1 und 80/2. Berlin 1992.

Exponate

Silke Glitsch

[N 1]

Schamanengewand.

Leder, Metall, Stoff, B 87 cm, H 177 cm, T 40 cm

Tungusen

Institut für Ethnologie der Universität Göttingen, Abt. Völkerkundl. Sammlung: As 957

1788 sandte Asch ein Schamanengewand nach Göttingen, das aus dem südöstlichen Sibirien stammt. Die dort nomadisch lebenden Tungusen lebten im Wesentlichen von der Jagd. Ihre Glaubenswelt war durch den Schamanismus geprägt (s. [B 2]). Das Wort „Schamane“ geht auf die tungusischen Sprachen zurück. Seine Bedeutung ist umstritten; möglich ist eine Herleitung aus der Wurzel „sa“ = „denken“, „wissen“. Das Schamanengewand ist ein ausschließlich für rituelle Zwecke gefertigtes Kleidungsstück. Die Lederfransen des Gewandes verweisen auf die Ähnlichkeit des Schamanen mit den Vögeln. Die rituellen Anhänger des Gewandes (Puppen, Metallanhänger) sind Orte der physischen Manifestation der Hilfsgeister. Schamanengewänder sind äußerst selten, da sie in der Regel bei der Beisetzung eines Schamanen mit diesem verbrannt wurden. Neben dem Schamanengewand der Völkerkundlichen Sammlung befindet sich ein weiteres Exemplar in dem Museum für Anthropologie und Ethnographie in St. Petersburg.

[N 2]

Sija karta sočinisja v sibirskoj ěkspedicii pri komande flota kapitana Beringa ot Tobol'ska do Cjukockago ugl. = *Berings-Charte von Tobolsk biß Czukozkago-Ugla.*

Aquarellierte Federzeichnung, 1370 x 595 mm, von Pjotr Tschaplin (Petr Čaplin)

SUB Göttingen: Cod. Ms. Asch 246

Kurz vor seinem Tode erteilte Peter der Große dem Kapitän Vitus Bering (1680-1741) den Auftrag, die Asien und Amerika trennenden Wasserstraßen zu erforschen und kartographisch aufzunehmen. Bering reiste im Februar 1725 mit seinen Begleitern ab und gelangte über Tobolsk, Jakutsk und Ochotsk nach Kamtschatka. Im Juni 1728 segelte er entlang der Ostküste Kamtschatkas nach Norden. Seine Versuche, das amerikanische Festland zu erreichen, blieben jedoch erfolglos. Bering kehrte 1730 nach St. Petersburg zurück, um Bericht zu erstatten, und schlug vor, eine zweite Kamtschatka-Expedition durchzuführen (s. Ausstellungsbereich B).

Einer Sendung Aschs aus dem Jahre 1777 verdankt die Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek eine um 1729 entstandene handgezeichnete farbige Karte, die Bering 1730 zusammen mit seinem Expeditionsbericht einreichte. Sie zeigt den Weg der ersten Kamtschatka-Expedition von Tobolsk bis nach Kamtschatka und die Einwohner des Gebietes (von links nach rechts, oben nach unten): einen Samojuden mit Schneeschuhen, eine Jakutin, eine Tungusin sowie einen Tungusen, beide auf einem Rentier reitend, einen Korjaken mit Schneeschuhen und Bogen, einen Kurilen mit Pfeil und Bogen, einen Tschuktschen, der einen Vogel in der Hand hält, einen Kamtschadalen

auf einem Hundeschlitten sowie einen Tungusen mit Köcher und Bogen und eine Tungusin mit einem Fisch in der Hand.

[N 3]

Karta sočinnennaja [...] na ostrove Atkize 6go dnja 1779go godu. = Carte von der Insel Atkise, entworfen [...] d. 6. Sept. 1779 [...].

Farbige Zeichnung, 860 x 510 mm

SUB Göttingen: Cod. Ms. Asch 283

Nachdem die Inselkette der Aleuten im Rahmen der Zweiten Kamtschatka-Expedition entdeckt worden war, weckten Nachrichten über den dortigen Reichtum an Seeottern und Pelzrobben das Interesse der russischen Pelzhändler an einer Ausbeutung des „weichen Goldes“. Zu den ab 1770 bedeutendsten Pelzhändlern gehörten Grigori Schelichow (Grigorij Šelichov) und Pawel Lebedjew-Lastotschkin (Pavel Lebed'ev-Lastočkin). Bei dem Versuch, den Handel auf die Kurilen auszudehnen, erlitten sie 1774 Schiffbruch. Es wurde ein weiteres Schiff entsandt, deren Navigatoren in Atkis auf Kunaschir mit Japanern in Verhandlungen um die Aufnahme von Handelsbeziehungen traten. Diese kamen jedoch aufgrund der Weigerung der Japaner nicht zustande. Auf der Karte ist diese Begegnung der russischen Händler mit den Japanern gezeigt.

[N 4]

Karta merkatorskaja [...] ochotskago uglja [...]. = Carte von der im Kamtschatskischen Meer liegenden Halb-Insel Kamtschatka [...].

Farbige Zeichnung, 1740 x 445 mm

SUB Göttingen: Cod. Ms. Asch 278

Der russische Seefahrer Potap Saikow (Potap Zajkov) unternahm von 1772 bis 1779 mit einer Mannschaft von 57 Russen und 10 Jakuten längere Erkundungs- und Handelsreisen auf verschiedene der Aleutischen Inseln. Im September 1779 kehrte er mit reicher Fellausbeute wieder an den Ausgangsort Ochotsk zurück. Auf der Karte ist der Verlauf von Saikows Reisen verzeichnet.

[N 5]

Kajakmodell.

Holz, L 860 mm, B 70 mm, H 55 mm

Unalaska (Aleuten)

Institut für Ethnologie der Universität Göttingen, Abt. Völkerkundl. Sammlung: Am 692

Die Aleuten lebten im wesentlichen von der Robben- und Waljagd. Ihr wichtigstes Hilfsmittel waren Kajaks. Die aleutischen Kajaks sind nicht nur erheblich länger als die Kajaks der Eskimos, sondern haben auch einen gegabelten Bug. Er machte es möglich, quasi über die Wellen zu reiten. Das innere Gerüst der Kajaks wurde aus Treibholz zusammengefügt und mit Seelöwenhaut umspannt. Das Zusammennähen der Seelöwenhäute war eine Aufgabe der Frauen; alle übrigen Arbeiten am Kajak wurden von Männern erledigt. Die Herstellung des ersten eigenen Kajaks machte einen Jungen erwachsen und heiratsfähig.

[N 6]

Hut.

Holz, L 350 mm, B 255 mm, H 120 mm

Prince William Sound

Institut für Ethnologie der Universität Göttingen, Abt. Völkerkundl. Sammlung: Am 820
Hüte in Seehundkopfform wurden – wahrscheinlich zu Tarnzwecken – von den Jägern getragen, wenn sie auf Robbenjagd gingen. Derartige Hüte sind nur selten in Sammlungen zu finden.

[N 7]

Korb.

Pflanzenfasern, H 260 mm, B 300 mm

Unalaska (Aleuten)

Institut für Ethnologie der Universität Göttingen, Abt. Völkerkundl. Sammlung: Am 690
Die Arbeitsteilung erfolgte bei den Aleuten streng nach Geschlechtern: Die Männer bearbeiteten Holz, Knochen und Metall; die Frauen verarbeiteten Gräser und Tierhäute. Sie flochten aus Strandgras Körbe, die zum Transport und zur Aufbewahrung, aber auch zur Essenzubereitung dienen: Mit heißen Steinen konnte Wasser in den Körben erhitzt werden, da diese so fest geflochten wurden, dass sie wasserdicht waren.

[N 8]

Körbchen mit Mittelwand.

Pflanzenfasern, H 95 mm, B 125 mm

Unalaska (Aleuten)

Institut für Ethnologie der Universität Göttingen, Abt. Völkerkundl. Sammlung: Am 693

[N 9]

Tasche.

Robbendarm, H 250 mm, B 380 mm

Unalaska (Aleuten)

Institut für Ethnologie der Universität Göttingen, Abt. Völkerkundl. Sammlung: Am 696
Die hier gezeigte Tasche ist aus Robbendarm gefertigt. Dieses Material benutzten die Aleuten häufig zur Herstellung von wasserdichten Kleidungsstücken und Taschen. Die einzelnen Streifen wurden von den Frauen aneinandergenäht und die Nähte oft mit kleinen Federn verziert.

[N 10]

Tabakspfeife.

Penisknochen eines Wals, L 295 mm

Hofrath Laxmann, Tschuktschen

Institut für Ethnologie der Universität Göttingen, Abt. Völkerkundl. Sammlung: As 23
Neben anderen Wissenschaftlern stand Asch auch mit dem in Finnland geborenen Erik Laxmann (1737-1796) in Verbindung. 1781 wurde Laxmann mit „mineralogischen Reisen“ beauftragt, die ihn bis zu seinem Tod in das Transbaikalgebiet, an die Lena und

nach Ochotsk führten. Von Laxmann erhielt Asch unter anderem die gezeigte Tabakspfeife. Sie stammt von den Tschuktschen. Dieser Volksstamm lebt auf der nach ihm benannten Halbinsel im nordöstlichsten Teil des heutigen Russland von der Rentierhaltung, von dem Walfang und von der Seesäugerjagd. Dem von Asch beigefügten Etikettvermerk kann entnommen werden, dass die Pfeife aus dem Penisknochen eines Wals gefertigt wurde („ex osse in priapo ceti“).

[N 11]

Vogelfigürchen.

Walrosszahn, größte Figur: L 35 mm, B 20 mm, H 25 mm; kleinste Figur: L 25 mm, B 10 mm, H 20 mm

Kapitän Billings, Tschuktschen

Institut für Ethnologie der Universität Göttingen, Abt. Völkerkundl. Sammlung: As 17-22

Wie die Tabakspfeife stammen auch die aus Walrosselfenbein geschnitzten Vogelfiguren von den Tschuktschen. Sie wurden während der von Katharina II. angeordneten Billings-Expedition (1785-1793/94) gesammelt. Diese geheime Expedition stand unter der Leitung des englischen Flottenleutnants in russischen Diensten Joseph Billings (geb. um 1758). Sie hatte das Ziel, die Tschuktschen-Halbinsel, den Verlauf des Flusses Kolyma und die Inseln zwischen Asien und Nordamerika genauer zu erkunden und geographisch, naturwissenschaftlich und völkerkundlich zu beschreiben. Außerdem sollten angesichts des gestiegenen ausländischen Interesses an der Region und der damit verbundenen Gefährdung russischer Interessen die Besitzverhältnisse geklärt werden.

[N 12]

Instruction für den bey der geheimen See Expedition unter Comando des Herrn Capitains Billings, als Naturforscher und Reise Beschreiber angestellten Herrn Doctor Merck. [Kopie]. St. Petersburg, 30. September 1786.

SUB Göttingen: 4° Cod. Ms. Asch 229

Peter Simon Pallas (s. Ausstellungsbereich F) bestand darauf, dass auch ein Naturforscher an der Billings-Expedition teilnehmen solle. Der deutsche Arzt Carl Heinrich Merck (1761-1799) wurde für diese Aufgabe ausgewählt. Er erhielt von Pallas eine ausführliche Anleitung darüber, was er zu erforschen und zu beschreiben habe. Eine von einem unbekanntem Schreiber angefertigte Kopie dieses Dokuments wurde von Asch nach Göttingen übersandt.

[N 13]

Anthropomorphe Figur.

Holz, Leder, H 400 mm

Kapitän Billings, Tschuktschen

Institut für Ethnologie der Universität Göttingen, Abt. Völkerkundl. Sammlung: As 24

Offenbar erhielt Asch die von der Billings-Expedition stammenden Gegenstände – wie die hier gezeigten anthropomorphen Figuren – von Merck. Merck hatte den offiziellen Auftrag, während der Expedition Gegenstände für die Kunstkammer in St. Petersburg zu sammeln und sie dorthin zu überstellen. Heute aber sind nur wenige Objekte des

dortigen Museums als von der Billings-Expedition stammend identifiziert. Es ist möglich, dass Merck, statt seinen Auftrag gewissenhaft so erfüllen, zumindest einige Gegenstände Asch übergab. Damit ist es Asch gelungen, Objekte nach Göttingen zu senden, die aus einer geheimen Expedition stammten und die zusätzlich für die Sammlung der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften bestimmt waren.

[N 14]

Anthropomorphe Figur.

Holz, Leder, Fell, H 105 mm

Kapitän Billings, Tschuktschen

Institut für Ethnologie der Universität Göttingen, Abt. Völkerkundl. Sammlung: As 25

[N 15]

Harpunen- oder Lanzenkopf.

Spitze aus Muschelschale, Vorschaft aus Holz, L 240 mm, B 25 mm; Spitze L 80 mm, B 25 mm

Kodiak

Institut für Ethnologie der Universität Göttingen, Abt. Völkerkundl. Sammlung: Am 651

Wie weit die Beziehungen Aschs reichten, verdeutlichen weitere Gegenstände, die von der Insel Kodiak stammen. Hier befand sich die erste russische Siedlung in Amerika. Mit dem Verkauf Alaskas an die USA im Jahr 1867 ging die russische Periode in Amerika zu Ende.

[N 16]

Kajakmodell.

Holz, Leder, Knochen, L 1200 mm, B 100 mm

Kodiak

Institut für Ethnologie der Universität Göttingen, Abt. Völkerkundl. Sammlung: Am 662

[N 17]

Angelhaken.

Knochen, L 110 mm

Kodiak

Institut für Ethnologie der Universität Göttingen, Abt. Völkerkundl. Sammlung: Am 664

[N 18]

Rassel.

Vogelschnäbel, Holz, Durchmesser 165 mm

Kodiak

Institut für Ethnologie der Universität Göttingen, Abt. Völkerkundl. Sammlung: Am 669

[N 19]

Kratkie ob-jasnenija, sdelannye sootvetstvenno zapiske, prislannoj ot Sujatejšego pravitel'stvujuščego Sinoda ob Amerikanskom ostrove Kad'jak Severo-vostočnoj Amerikanskoj duchovnoj missii načal'stvujuščim Kad'jaskim Archimandritom Ioasafom. [Kurze Erklärungen, verfasst gemäß dem vom Heiligen Regierenden Synod gesandten Schreiben über die amerikanische Insel Kodiak von der nordostamerikanischen geistlichen Mission durch den befehlshabenden kodiakischen Archimandriten Iosaf]. 1799.

SUB Göttingen: 8° Cod. Ms. Asch 216

1794 wurden sieben Mönche aus dem Kloster Walaam im nordwestlichen Ladogasee auf die Insel Kodiak gesandt, um die Bewohner von Kodiak zum russisch-orthodoxen Christentum zu bekehren. Bereits im darauf folgenden Jahr berichtete der Archimandrit Iosaf von 7000 Bekehrten nach St. Petersburg. Damit bereiteten die Mönche den Boden für spätere, intensivere Bekehrungsversuche. Vor allem im religiösen Bereich ist der russische Einfluss auf Kodiak noch heute zu spüren. Asch gelang es, selbst von diesen entlegenen Ereignissen Zeugnisse zu erlangen und nach Göttingen zu senden. Gezeigt ist eine geographische und ethnographische Beschreibung der Insel Kodiak, die 1799 von dem Archimandriten Iosaf verfasst wurde. Sie gibt im Namen der nordostamerikanischen Mission ausführliche Antworten auf Fragen des Heiligen Synod.

[N 20]

Löffel (mit eingeschnitztem menschlichem Gesicht im Griff).

Horn, L 140 mm

Prince William Sound

Institut für Ethnologie der Universität Göttingen, Abt. Völkerkundl. Sammlung: Am 744

[N 21]

Kette mit Walkopf.

Walrosszahn, L 290 mm

Nordamerika

Institut für Ethnologie der Universität Göttingen, Abt. Völkerkundl. Sammlung: Am 681

[N 22]

Tierfigur.

Walrosszahn, L 190 mm

Nordamerika

Institut für Ethnologie der Universität Göttingen, Abt. Völkerkundl. Sammlung: Am 682

Russische Studenten in Göttingen im 18. Jahrhundert und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts

Reinhard Lauer

Ähnlich wie sich die russischen Kontakte und die Slawenkunde in Göttingen erst allmählich entwickelten, war auch die Zahl der hier studierenden Russen zunächst gering. Abgesehen von Deutschen aus den russischen Ostseeprovinzen, die die Georgia Augusta schon bald nach ihrer Eröffnung entdeckten – Bräker zählt bis 1800 356 deutschstämmige Kur-, Est- und Livländer –, immatrikulierten sich als erste „natürliche“ Russen 1751 die Brüder Pjotr und Pawel Demidow (Petr und Pavel Demidov) aus der einflussreichen Familie des sibirischen Großunternehmers Nikita Demidow (Nikita Demidov); ein weiterer Spross der Familie hielt 1755 im größten Saale der Universität eine mit Beifall aufgenommene Rede anlässlich der Geburt des russischen Thronfolgers Pawel Petrowitsch (Pawel Petrovič), die anschließend in Göttingen gedruckt wurde. In der Folgezeit haben immer wieder Söhne angesehener Adelsgeschlechter in Göttingen studiert: 1780 die Brüder Alexei, Nikita und Wassili Tatischtschew (Aleksej, Nikita und Vasilij Tatiščev), 1782 die Brüder Grigori und Michail Miloradowitsch (Grigorij und Michail Miloradovič), 1792 die Grafen Wassili Musin-Puschkin (Vasilij Musin-Puškin) und Pjotr Rasumowski (Petr Razumovskij), um nur einige zu nennen. Vor allem aber wurden begabte Studenten zur Ausbildung nach Göttingen abgeordnet.

Schlözer brachte, als er 1765 aus St. Petersburg nach Göttingen reiste, eine Gruppe von vier Studenten nach Göttingen, darunter die nachmaligen Mathematiker Pjotr Inochodzew (Petr Inochodcev) (1742-1806) und Iwan Judin (Ivan Judin) (1742-1768), die nach ihrer Rückkehr als Übersetzer der Eulerschen Universalarithmetik (1768/69) in Erscheinung traten, sowie die Historiker Wassili Swetow (Vasilij Svetov) (1744-1783) und Wassili Wenediktov (Vasilij Wenediktov) (1740-1806). Bis 1772 wurden sie von einem besonderen Inspekteur, Dmitri Rudnew (Dmitrij Rudnev) (1737-1795), dem späteren Bischof Damaskin von Nowgorod, geistlich betreut. Mit den 1770er Jahren wuchs der Zustrom russischer Untertanen aus St. Petersburg, Moskau, Kleinrussland (Ukraine) und vornehmlich aus den Ostseeprovinzen immer stärker an. Göttingen trat damit in Konkurrenz zu den Modeuniversitäten der Zeit, Leipzig und Straßburg. Durch eine Stiftung waren die russischen Medizinstudenten an die Straßburger Universität gebunden. Dort sollen von 1784 bis 1787 nicht weniger als 44

Russen und Livländer studiert haben – fast ebenso viele wie im gleichen Zeitraum bereits in Göttingen.

Von den Russen, die im 18. Jahrhundert in Göttingen studierten, verdienen einige Beachtung, weil sie die geistige Wechselwirkung zwischen Göttingen und Russland verdeutlichen. 1766 kam Magnus Alopäus (1748-1822) aus Wiborg nach Göttingen. Alopäus, finnischer Abstammung und später einer der führenden russischen Diplomaten, ist zweimal vor Göttingens gelehrte Öffentlichkeit getreten. 1768 hielt er anlässlich seiner Aufnahme in die „Königliche Deutsche Gesellschaft zu Göttingen“ eine Lobrede auf Katharina II., ein Jahr später trat er mit einer Vorlesung „Nachrichten von der alten, mittleren und neuen Dichtkunst der Russen“ hervor. Durch diesen Vortrag, der im wesentlichen eine Übersetzung eines Traktates von Wassili Trediakowski (Vasilij Trediakovskij) war, erhielt die deutsche literarische Welt zum ersten Male Kenntnis von der mittleren, „syllabischen“, Periode der russischen Dichtung.

Ein anderer Russe, Alexei Poljonow (Aleksej Polenov) aus St. Petersburg, kam nach Göttingen, um sich auf die Lösung der von der St. Petersburger „Freien ökonomischen Gesellschaft“ gestellten Preisfrage über den Nutzen der Leineigenschaft vorzubereiten. Poljonow sprach sich für den Bodenbesitz der Bauern aus und übte Kritik an dem bestehenden System der Leibeigenschaft. So erhielt er zwar für seine Arbeit einen Preis, der Text aber konnte selbst in einer abgemilderten Fassung erst hundert Jahre später in Russland gedruckt werden. Diese Schrift stellt das erste Zeugnis für die liberalen, antifeudalistischen Impulse dar, die von Göttingen aus nach Russland drangen.

Nach den Ereignissen der Französischen Revolution erschien es vielen verschreckten Geistern, als sei durch die neuen, vom Geiste der Aufklärung geprägten Rechts-, Staats- und Wirtschaftswissenschaften der Bazillus der Umwälzung genährt, wenn nicht erzeugt worden. Gerade auch in Russland machte sich diese Meinung breit. Ein beredtes Beispiel dafür war der von den Moskauer Rosenkreuzern geförderte, später an der Moskauer Universität wirkende Maxim Newsorow (Maksim Nevzorov) (1763-1827). Er kam Ende 1790, von revolutionärer Schwärmerei erfasst, mit seinem Kommilitonen Wassili Kolokolnikow (Vasilij Kolokolnikov) von Leiden nach Göttingen, wo beide der Freimaurerloge „Zum Goldenen Zirkel“ beitreten sollten. Im Februar des gleichen Jahres hatte hier Gottfried August Bürger, der das Redneramt der Loge wahrnahm, seine flammende Rede „Ermunterung zur Freiheit“ gehalten, in der er für die Ideale der Französischen Revolution, Menschenrecht und Freiheit, plädierte und sich gegen jede Schmälerung der Denk-, Rede- und Schreibfreiheit wandte. Solchem Geist schwor Newsorow, nachdem er nach Russland zurückbeordert und eine Zeitlang in Untersuchungshaft gehalten worden war – Kolokolnikow starb in der Haft – entschieden ab. Nach Jahren schrieb er, zum Reaktionär gewandelt,

in Erinnerung an seine Göttinger Zeit: „Die berühmten deutschen Universitäten, vor allem die Göttinger, dieses junge Kind Deutschlands, das jedoch in dem neuen Wahnsinn weiter als die anderen vorausgeeilt ist, waren die ersten Werkzeuge, Pflanzstätten und Verbreiter jeglichen Lasters und des Atheismus.“

Eine ähnliche Einschätzung der Lage hatte bereits 1798 Zar Paul I. veranlasst, durch einen Ukas allen russischen Untertanen das Studium an ausländischen Universitäten wie auch die Einfuhr westlicher Bücher zu untersagen. Die Bemühungen des Göttinger Prorektors, das Studienverbot wenigstens für die deutschstämmigen Studenten aus den Ostseeprovinzen aufzuheben, blieben, wie ein Schreiben Aschs vom März 1799 zeigt, ohne Erfolg. Damit wurde zum Leidwesen der Universität „eine zahlreiche und angesehene Classe von Studirenden“ (E. Brandes) von Göttingen ferngehalten. Erst mit dem Regierungsantritt des reformfreundlichen Zaren Alexander I. wurde das Studienverbot wieder aufgehoben. In dem Jahrzehnt von 1802 bis 1812 verstärkten sich die göttingisch-russischen Beziehungen in einem bisher nicht bekannten und auch später nicht wieder erreichten Umfang.

„Göttinger Russen“ – erste Generation

Schon zum Wintersemester 1802/03 trafen erstmals wieder 20 russische Untertanen zum Studium in Göttingen ein, darunter zehn „reine“ Russen. In der Folgezeit stieg die Zahl der immatrikulierten Russen ständig an. Im Sommersemester 1806 waren es 40 oder, bei einer Gesamtzahl von 548 Studenten, 7,3% aller Immatrikulierten. Durch die politischen Ereignisse der Jahre 1805/06 wurde der Studentenstrom aus Russland nur kurzfristig unterbrochen. Zu der ersten Generation der „Göttinger Russen“ („russkie gettingency“), wie man sie oft genannt hat, zählen Alexander Turgenew (Aleksandr Turgenew), Andrei Kaissarow (Andrej Kajsarov), Wilhelm von Freygang (Vasilij Frejgang), die späteren Moskauer Professoren I. A. Dwigubski (I. A. Dvigubskij) (1771-1839) und I. P. Woinow (I. P. Vojnov) (1776-1812), der künftige Inspekteur des Lyzeums in Zarskoje Selo M. S. Pilezki (M. S. Pileckij) und andere. Ihr Aufenthalt fällt in die Jahre 1802 bis 1806. Danach kann eine zahlenmäßig noch stärkere zweite Generation für die Jahre 1808 bis 1811 angesetzt werden, zu der Nikolai und Sergei Turgenew (Nikolaj und Sergej Turgenew), die jüngeren Brüder Alexander Turgenews, der Dichter und Ästhetiker N. I. Butyrski (N. I. Butyrskij) (1788-1848), M. G. Plissow (M. G. Plisov) (1783-1853), später Professor für politische Ökonomie und Finanzwissenschaft an der St. Petersburger Universität, der künftige Adjutant des Zaren A. I. Michailowski-Danilewski

(A. I. Michajlovskij-Danilevskij) und fünf der künftigen Lehrer Alexander Puschkins (Aleksandr Puškins) am Lyzeum in Zarskoje Selo gehören.

Mit dem russischen Feldzug Napoleons bricht diese Entwicklung unvermittelt ab, und nach dem Vaterländischen Krieg hatte sich das politische Klima so grundlegend verändert, dass an eine Fortsetzung der göttingisch-russischen Beziehungen auf der alten Basis nicht mehr zu denken war. Zudem verfügte Russland nun auch über eine Reihe eigener Universitäten (neben Moskau Dorpat (Tartu), Wilna, Charkow, Kasan und St. Petersburg), die Auslandsstudien erlaubten.

Spiritus rector der ersten Generation war Alexander Turgenew (1784-1845), Sohn des Moskauer Universitätsdirektors Iwan Turgenew (Ivan Turgenev). Dieser hochbefähigte Jüngling kam zum Studium der Philosophie, der Rechte und der Naturwissenschaften nach Göttingen, wo er für den diplomatischen Dienst ausgebildet werden sollte. In Moskau hatte er einem empfindsamen Dichterkreis angehört, an dem auch die Dichter Wassili Shukowski (Vasilij Žukovskij) und Alexei Mersljakow (Aleksej Merzljakov) sowie Andrei Kaissarow mitgewirkt hatten. Mit großem Eifer widmete sich Alexander Turgenew in Göttingen historischen und staatswissenschaftlichen Studien bei Eichhorn, Buhle und insbesondere bei Schlözer, dem er zugleich aus Russland wissenschaftliches Material beschaffte. Seine ausführlichen Tagebuchaufzeichnungen und Briefe an Eltern, Geschwister und Freunde geben ein genaues Bild vom Leben und Lernen Alexander Turgenews und seiner Freunde in Göttingen. Auch in den an seinen Lehrer, I. A. Heim, gerichteten Briefen von Alexei Gusjatnikow (Aleksej Gusjatnikov) finden sich ausführliche Schilderungen des Göttinger Studentenlebens. Er war im Juli 1802 aus Moskau nach Göttingen gekommen, um klassische Philologie bei Heyne zu studieren. Über sein weiteres Leben und Wirken ist nichts bekannt.

An Bleibendem hat Alexander Turgenew bedeutsame Tagebücher und Reisechroniken hinterlassen. Seine diplomatische Karriere musste er abbrechen, als ruchbar wurde, dass sein jüngerer Bruder Nikolai mit den Dekabristen verbunden war. Als Globetrotter und Causeur, „überall und allwissend“ (Smimova), gehörte er zu Puschkins vertrauten Freunden. Er hat Puschkins tragisches Sterben im Februar 1837 miterlebt und beschrieben. Wenige Wochen darauf nahm er an der Hundertjahrfeier der Göttinger Universität teil.

Der begabteste und vielseitigste unter den Göttinger Russen der ersten Generation war Andrei Kaissarow (1782-1813). Er spielte in der Gruppe die Rolle des Unterhalters. Bei den Geselligkeiten der Göttinger Russen führte Kaissarow das große Wort. Aus Aufzeichnungen und Briefen ist bekannt, dass die Russen zum großen Erstaunen der Göttinger Bürger die orthodoxen Feiertage und den Geburtstag ihres Monarchen mit Gesängen und Illuminationen



Abb. 15 (zu Katalog [O 9])

Kaisarow, Andreas de: *Dissertatio inauguralis philosophico-politica de manumittendis per Russiam servis [...]*. [Philosophisch-politische Inauguraldissertation über die Freilassung der Leibeigenen in ganz Russland]. Göttingen 1806.

In seiner Dissertation plädierte Kaissarow für die Abschaffung der Leibeigenschaft. Das von ihm erfundene Frontispiz zeigt den Zaren Alexander I., der den Sklaven die Ketten zerreißt und dem ein Lorbeerkrantz dargebracht wird. Im Hintergrund sind St. Petersburg und die Burg Gleichen zu sehen. Der Traktat selbst blieb aufgrund seiner Brisanz in Russland folgenlos. Die Leibeigenschaft wurde erst 1861 aufgehoben.

begingen, dass sie oft und gern in die Ausflugslokale der Umgebung zogen und auch dem Alkohol wacker zusprachen.

Obwohl Kaissarow seine Studien in Göttingen ohne genauere wissenschaftliche Zielsetzung begonnen hatte, zog ihn sehr bald die gelehrte Atmosphäre der Universität in ihren Bann. Die historischen Vorlesungen von Heeren, Eichhorn, Martens und besonders wieder die von Schlözer gaben ihm Anregungen zu eigenen Studien. Dank der reichen Bestände der Universitätsbibliothek zur slawischen Altertumskunde konnte Kaissarow schon 1804 seine erste wissenschaftliche Abhandlung, *Versuch einer slavischen Mythologie*, in deutscher Sprache vorlegen, in der er die philologisch-kritische Methode Heynes und Schlözers anzuwenden versuchte. Wurden in diesem Werk Anregungen Schlözers, dem es auch gewidmet ist, wirksam, so kommt in Kaissarows lateinischer Doktorschrift *De manumittendis per Russiam servis*, mit der er im Mai 1806 vor der Philosophischen Fakultät promovierte, das liberalistische Ideengut zum Ausdruck, das an der Göttinger Universität vermittelt wurde. In dieser Schrift behandelte Kaissarow – wie vor ihm Poljonow – das brennendste soziale Problem des zeitgenössischen Russland, die Leibeigenschaft. Kaissarow führt im wesentlichen die aus der merkantilistischen Diskussion bekannten Argumente gegen die Leibeigenschaft ins Feld und nennt ihre verhängnisvollen Folgen. Kaissarow widmete das Werk dem Zaren und erhielt als Anerkennung dafür einen Brillantring. Der Traktat selbst blieb ohne Wirkung und wurde erstmals 1966 in russischer Sprache veröffentlicht.

Nach einer 1804/05 auf Anregung Schlözers gemeinsam mit Alexander Turgenew unternommenen Reise in die südslawischen Länder der Donaumonarchie arbeitete Kaissarow an einem vergleichenden Wörterbuch der slawischen Sprachen. Im Oktober 1805 umriss er im Vorwort das Projekt, durch das die Verwandtschaftsbeziehungen und die „Ordnung“ der slawischen Sprachen erhellt werden sollten – ein Desiderat, auf das Schlözer seit langem hingewiesen hatte.

Nach seiner Promotion reiste Kaissarow nach England, Schottland und Frankreich. 1810 wurde er als Professor für russische Sprache und Literatur an die Universität Dorpat (Tartu) berufen. Während des Vaterländischen Krieges leitete er die Felddruckerei beim Stabe Kutusows (Kutuzovs). Im Mai 1813 fand er bei einem Gefecht in Schlesien den Tod.

Wilhelm von Freygang (1782-1849), Sohn des Leibarztes von Paul I. und Protegé des Barons von Asch, war der einzige St. Petersburger unter den Studenten des Jahres 1802. Anfangs scheint er auf freundschaftlichem Fuße mit Alexander Turgenew und Kaissarow gestanden zu haben. Bald aber schlugen die Beziehungen bei Alexander Turgenew in Enttäuschung und Verachtung um, weil es Freygang offenbar an der Unmittelbarkeit und Herzlichkeit gebrach, die die der Empfindsamkeit ergebenden Russen über alles schätzten.

Freygang war aus der Kanzlei des Vizekanzlers Kurakin zum Studium nach Göttingen abgeordnet worden. Außer Diplomatie und Statistik scheint er auch Botanik und Mineralogie getrieben zu haben. Schon 1803 wird er als Mitglied der Phytographischen Gesellschaft in Göttingen und der Mineralogischen Gesellschaft in Jena genannt. Freygang hat 1804 – also noch vor Kaissarow – unter erleichterten Bedingungen das philosophische Doktorat in Göttingen erworben. Er hatte dazu als Probe seines schriftstellerischen Talents eine nur wenige Seiten umfassende, ziemlich nichtssagende Broschüre *Sur l'affranchissement des serfs* und eine humoristische Schrift über die „Luftsteine“ eingereicht. Wichtiger als diese Elaborate ist indes ein anderer Text Freygangs, eine Beschreibung der Universität Göttingen, die 1803 in russischer Sprache in Nikolai Karamsins (Nikolaj Karamzins) Zeitschrift *Der Bote Europas (Vestnik Evropy)* und ein Jahr darauf in französischer Version in Göttingen veröffentlicht wurde. In diesem informativen Bericht schildert Freygang Gründung, Aufbau und Lage der Georgia Augusta, nennt die wissenschaftlichen Koryphäen, die ihren Ruhm begründet haben (Haller, Büsching, Michaelis, Kästner, Lichtenberg) und gibt dann einen nach Fakultäten geordneten Katalog der an der Universität lehrenden Professoren und Dozenten. Weiter werden die Universitätsbibliothek, die wissenschaftlichen Einrichtungen, die Verfassung der Universität, das Studiensystem, wissenschaftliche Gesellschaften, Sammlungen, Preise und insbesondere auch die Einrichtung der studentischen Freitische beschrieben. Großen Raum nimmt die mit poetischen Schwung verfasste Darstellung der Stadt, ihrer großzügigen breiten Straßen und Promenaden und ihrer lieblichen Umgebung ein. Die Russen trafen hier Ruinen, Relikte des Mittelalters und eine idyllische Landschaft als Wirklichkeit an, die sie als künstliche Szenerie nur aus der zeitgenössischen russischen Literatur kannten. Den Blick vom Wall beschreibt Freygang wie folgt:

„Eine herrliche Terrasse erhebt sich einige Saschen über den Fahrdamm, von der sich der ruhige Blick in angenehmer Weise auf malerische und mannigfaltige Bilder richtet. Ringsum grünen Felder, Wiesen, Gärten; hier schlängelt sich der Fluss in seinen Ufern, während dort Kanäle und Bassins zu sehen sind, die zur Verringerung des Schmutzes in der Stadt und zum Feuerlöschen angelegt wurden; in einigem Abstand davon Wälder, Dörfer in Tälern und auf Höhen, deren Kette mancherorts wie durch Absicht unterbrochen wird, damit der Blick die ganze Ausdehnung und Perspektive des malerischen Tales umfassen kann.“

Selbst dem Leine-Wasser spricht Freygang eine gesundheitsfördernde Wirkung zu: Es schütze vor Verkalkung, was nicht zuletzt durch das hohe Alter vieler Göttinger Professoren bewiesen werde. Auch auf die Beziehungen Göttinger Professoren zu Russland richtet Freygang sein Augenmerk, auf Büschings Wirken in St. Petersburg, auf die Beziehungen der Familie Gmelin zu Russland, auf die

Verdienste Schlözers um die russische Geschichte und die des Barons von Asch um Bibliothek und wissenschaftliche Sammlungen. Von großem Interesse musste für das gebildete Publikum in Russland die Nachricht über die Göttinger Gelehrten sein, die soeben durch den Göttinger Prorektor Meiners nach Moskau vermittelt worden waren. Als Symbol der engen Bindungen der Universität Göttingen an Russland wertet Freygang die Tatsache, dass das Porträt des Barons von Asch in der Bibliothek neben denen Georgs II. und des Barons von Münchhausen aufgehängt wurde.

Freygangs Artikel lieferte erstmals in Russland ausführliche Informationen über die Universität Göttingen und stellte sie als weltoffene, moderne Hochschule vor, die die Aufmerksamkeit nicht nur der Reformer um Alexander I., sondern der gesamten russischen Adelsintelligenz auf sich zog. Nicht umsonst nannte Karamsin die Göttinger Universität „eine der ruhmreichsten auf der Welt“. Nach seiner Rückkehr nach Russland bemühte sich Freygang, protegiert von Asch, mit Erfolg um den Korrespondententitel bei der Königlichen Gelehrten Sozietät zu Göttingen. Alexander Turgenew hat sich in einem Brief an Kaissarow bitter über diese Wahl beklagt.

1804 veröffentlichte Freygang seine Beschreibung der Universität Göttingen erneut, diesmal in französischer Version. Die Unterschiede zwischen der russischen und der französischen Fassung, die dem Fürsten Kurakin, Freygangs Vorgesetztem, gewidmet ist, bestehen hauptsächlich in einigen aktuelleren Informationen in der letzteren. Neu hinzu kam ein dokumentarischer Anhang mit den Schreiben der französischen Militärbehörden an den Prorektor, in denen die Französische Armee „une protection speciale à vos établissements“ zusagte und die Mitglieder der Universität der Hochachtung des Ersten Konsuls versicherte. Auch hiermit wurde wiederum die internationale Bedeutung der Universität unterstrichen, vor der selbst die Napoleonischen Heere halt machten.

Auf das Lob der Georgia Augusta ließ Freygang zwei Komödien folgen, die die Schattenseiten des akademischen Lebens hervorkehren. Im zweiten dieser literarisch blassen Stücke, betitelt *Geniestreiche* (1806), ist von zwei abgebrannten, relegierten Studenten die Rede, die in einer Kleinstadt versuchen, durch betrügerische Manöver zu Geld zu kommen. Eingangs resümiert der Student Tannenbergl die letzten an der Alma mater verbrachten Tage und gibt damit ein Bild studentischen Lebens zu Anfang des 19. Jahrhunderts: „Den 7ten einem soeben angekommenen Fuchse den Wechsel im Pharo abgewonnen, und den armen Schelm dadurch zur Verzweiflung gebracht. Den 8ten der Frau Professorin sehr ernstlich die Cour gemacht. Den 9ten Sr. Magnificenz ein Pereat gebracht, und alle Fenster eingeschlagen. Den 10ten Mlle Julchen bei mondheiler Nacht eine Serenade gebracht, und fünf Schaarwächter krumm und lahm geschlagen. Ich wollte fliehen, wurde aber von der Schaarwache

ertappt. Den 12ten im Karzer gesessen. Den 13ten cum infamia relegiert, solemnter abmarschiert.“

Möglicherweise hat Freygang hier göttingische Erlebnisse seines Landmannes Dmitri Janschin (Dmitrij Janšin) wiedergegeben, der mehrfach wegen Glücksspiels, Duellierens und Sekundierens sowie Ruhestörung mit Karzer bestraft und mit dem *Consilium abeundi* bedroht wurde.

Am 1. Juni 1804 wurde Freygang von der Philosophischen Fakultät der Göttinger Universität zum *Doctor philosophiae* promoviert. Seinem Kommilitonen P. Sulima, der einen Monat zuvor zur Promotion zugelassen worden war, hatte die Fakultät den Disputationsakt unter der Bedingung erlassen, dass er nach Rückkehr in seine Heimat eine Abhandlung als *specimen eruditionis* nachliefern sollte. Sulimas Promotionsakte enthält freilich nur das Blankoblatz mit der Angabe des zu bearbeitenden Themas. Sein Versprechen scheint er nicht eingehalten zu haben.

Die zwei kleinen Schriften, *Sur l'affranchissement des serfs* und *Idées sur le phénomène des aérolithes*, mit denen Freygang den Doktorgrad erwarb, konnten natürlich eine *disputatio pro gradu* nicht ersetzen. Tychsen, der Dekan der Philosophischen Fakultät, nannte die Gründe, aus denen die Universität zu derartigen Gefälligkeitspromotionen bereit war: „[...] da es wirklich unsrer Universität auswärts ein Relief geben kann, daß junge Männer vom Stande, die für Militär oder Diplomatie bestimmt sind, doch die honores academicos als eine Auszeichnung ambiren.“

„Göttinger Russen“ – zweite Generation

Standen bei der ersten Generation der Göttinger Russen die historischen und slawenkundlichen Studien im Vordergrund, so bildeten bei der zweiten Generation Fragen der Nationalökonomie, des Naturrechts und der Staatslehre den Schwerpunkt. Die wichtigste Gestalt dieser Generation ist Nikolai Turgenew (1789-1871), der von 1808 bis 1811 in Göttingen studierte. Ein unruhiger, gequälter Geist, schwankte er zwischen Unrast und Lethargie, Geselligkeit und Einsamkeit hin und her. Dann wieder arbeitete er sich mit unermüdlichem Fleiß in neue wissenschaftliche Gebiete ein. In Göttingen beschäftigte er sich unter Anleitung von G. Sartorius mit der modernen englischen Nationalökonomie und der Lehre von Adam Smith. Nachhaltig beeindruckte ihn das von Ch. G. Göde vorgetragene, im Moralprinzip gründende Kriminalrecht. Wie schon Poljonow, Kaissarov und Freygang dachte er über mögliche Lösungen des Problems der Leibeigenschaft nach. Nach Absolvierung des Studiums reiste er durch Deutschland, Frankreich, die Schweiz und Italien und wurde, nach Russ-

land zurückgekehrt, Mitarbeiter des Freiherrn vom Stein. Er nahm am Wiener Kongress teil, wo er erneut mit Sartorius zusammentraf. Als junger Diplomat hatte er Gelegenheit, die führenden politischen Köpfe seiner Zeit kennen zu lernen. Seine Aufzeichnungen aus den Jahren 1810 bis 1825 sind eine Fundgrube für Historiker und Geisteswissenschaftler. Ertrag der Göttinger Studien ist sein *Versuch über die Theorie der Steuern* (*Opyt o teorii nalogov*, 1818), die erste finanzwissenschaftliche Schrift eines Russen, die offenbar bereits in Göttingen entworfen wurde. Hier setzte sich Nikolai Turgenew entschieden gegen jegliche Steuerprivilegien des Adels und gegen die Naturalabgaben der Bauern ein, kritisierte den übermäßigen Geldausstoß des Staates mit dem noch heute tauglichen Argument, dass die Teuerung immer die breite Masse des Volkes treffe. Statt des bisher geübten Wirtschaftsprotektionismus empfahl er den freien Handel.

Das große Lebensziel, dem sich Nikolai Turgenew verschrieben hatte, war die Befreiung der Bauern. 1819 verfasste er für den St. Petersburger Generalgouverneur Graf Miloradowitsch (Miloradovič) das Memorandum *Etwas über die Lage der leibeigenen Bauern in Russland* (*Nečto o sostojanii krepostnych krest'jan v Rossii*). In der Leibeigenschaft sah er die eigentliche Bremse für die wirtschaftliche Entwicklung Russlands. Alexander I. äußerte sich – wie seinerzeit schon bei Kaissarow – befriedigt über die Denkschrift – und alles blieb beim alten.

Bei Nikolai Turgenew, der eine wichtige Rolle in den Geheimgesellschaften spielte, sind die nationalökonomischen Vorstellungen der Dekabristen am klarsten formuliert. In den Jahren 1818/19, als die politische Diskussion in den Geheimgesellschaften ihren Höhepunkt erreichte, bereitete er zusammen mit seinem alten Göttinger Kommilitonen Alexander Kunizyn (Aleksandr Kunicyn) die Herausgabe einer politischen Zeitschrift vor, die zunächst den Titel *Der Russe des 19. Jahrhunderts*, dann *Archiv der politischen Wissenschaften und der russischen Literatur* tragen sollte. Hier sollten die in Göttingen erworbenen Wissenschaften (Politik, politische Ökonomie, Finanzen, Jurisprudenz, Geschichte, Philosophie) auf die russische Wirklichkeit angewendet werden. Obwohl bereits ein ansehnlicher Mitarbeiterkreis gewonnen war, darunter Nikita Murawjow (Nikita Murav'ev), Fjodor Glinka (Fedor Glinka) und der junge Puschkin, kam die Zeitschrift, in der die Verbindung zwischen der Göttinger Staats- und Wirtschaftswissenschaft und der Dekabristenbewegung eklatant geworden wäre, nicht zustande.

Als der Dezember-Aufstand 1825 losbrach, befand sich Nikolai Turgenew gerade auf einer Auslandsreise und entging so der Verhaftung. In Abwesenheit wurde er zum Tode verurteilt. Das Urteil wurde nachträglich vom Zaren in lebenslängliche Deportation nach Sibirien abgewandelt. Nikolai Turgenew kehrte

nicht mehr nach Russland zurück, sondern lebte bis an sein Lebensende im französischen Exil.

Er wusste genau, was er der Göttinger Universität für seine persönliche und intellektuelle Entwicklung alles verdankte. Als er im Juni 1811 Abschied von ihr nahm, legte er in seinem Tagebuch mit gefühlvollen Worten Rechenschaft ab:

„Den Nutzen, den ich von Göttingen erhielt, kann ich jetzt noch nicht in vollem Maße abschätzen, ebenso wenig kann ich abschätzen, was ich mit Göttingen verliere. Petersburg wird mich zwingen, all das zu spüren, und die Erinnerungen werden qualvoll sein. Ich beneide jetzt nicht nur jeden Studenten um seine Situation, sondern sogar jeden Einwohner [von Göttingen], und es scheint mir, ich wäre bereit, für immer hier zu bleiben.“

Darauf folgt sechsmal hintereinander der Ausruf „Göttingen ...“ und zum Schluss die Sentenz: „Wenn man die Welt verlässt, kann man über das Leben lachen; wenn man Göttingen verlässt, kann man das nicht.“

Das Göttingische bei Puschkin

Das Göttingische bei Puschkin ist in einem Wort manifest, dem Adjektivum „göttingisch“, („gettingenskij“) das im Versroman *Eugen Onegin* (*Evgenij Onegin*) an auffälliger Stelle erscheint. Es ist jene Stelle, da die Gegenfigur zum Titelhelden eingeführt wird. Onegin, der junge, flatterhafte, gelangweilte St. Petersburger Dandy, hat sich aufs Land begeben und das von seinem Onkel ererbte Landgut in Besitz genommen. Nur kurz vermag er die neue Landluft zu genießen; bald holt ihn die Langeweile wieder ein, die „russkaja chandra“. Da nun taucht Onegins junger Gutsnachbar Wladimir Lenski (Vladimir Lenskij) auf und bringt ein wenig Abwechslung in Onegins ländliche Einsamkeit. Das erste Attribut, mit dem Lenski gekennzeichnet wird, ist seine „Göttingische Seele“ – im Originaltext bildet „gettingenskij“ das Reimwort zu dem Namen Lenski:

Po imeni Vladimir Lenskij,
S dušoju prjamo gettingenskoj.

In der Übersetzung von Rolf-Dietrich Keil:

Wladimir Lenskij hieß der Mensch;
An Seele wahrhaft göttingensch.

Während Onegin als egoistischer, kalter Skeptiker gezeigt wird, den die Langeweile in Bosheit und Dämonie treibt, ein russischer Lord Byron, erscheint

Lenski als Idealist, von Begeisterung und Illusionen beherrscht; zudem ist er ein Dichter. Er hat im nebligen Deutschland Kants Philosophie studiert, verehrt Goethe und Schiller, ist von den Ideen der Freiheit und des Naturrechts durchdrungen. Man erkennt in Lenski und Onegin zwei Typen des Romantikers wieder, den deutschen Frühromantiker und den Byronisten, wobei gewisse Unstimmigkeiten in der von Puschkin gegebenen literarhistorischen Erscheinungsform sich durch die spezifische russische Rezeption der europäischen Romantik erklären lassen. Damit gewinnt der Antagonismus zwischen Onegin und Lenski, der wegen einer Lappalie zum Duell zwischen beiden führt, das für Lenski tödlich endet, den Rang eines Widerstreites zweier verschiedener Geisteshaltungen. Onegin wird, obwohl er Lenski im Zweikampf tötet und die aufrichtig-naive Liebe der Tatjana Larina (Tat'jana Larina) zurückweist, am Ende doch unterliegen. Nach Jahren von langen Reisen nach St. Petersburg zurückkehrend, wird er Tatjana als Dame der großen Welt, Gattin eines Generals und Fürsten, wiederfinden. Nun ist es Tatjana, die ihn aus ehelichem Pflichtgefühl abweisen wird.

Gerade wegen der für Komposition und Sinngehalt des Romans überaus wichtigen Rolle Lenskis muss man die göttingische Physiognomie dieser Gestalt wichtig nehmen. Denn es lässt sich zeigen, dass Puschkin das Attribut „gettingenskij“ keineswegs zufällig, sondern mit vollem Bedacht gewählt hat. Zunächst war er sich zwar unschlüssig über, ob er Lenski als Phantasten oder Studenten (Scholaren) oder einfach als „lockigen Jüngling“ kennzeichnen sollte, das Adjektiv „gettingenskij“ in Reimposition allerdings blieb in allen überkommenen Textvarianten unverändert.

Puschkins Beharren auf dem Epitheton „gettingenskij“ für seinen Nebenhelden Lenski muss auf den ersten Blick verwunderlich, ja abwegig erscheinen, denn in der Zeit, in der Lenski in Göttingen zu vermuten wäre – es müssten die Jahre zwischen 1815 und 1819 sein (die Handlung der ersten Kapitel des *Eugen Onegin* spielt im Jahre 1819) – hat es nachweislich überhaupt keine russischen Studenten in Göttingen gegeben. Die russische Regierung hatte nach dem Vaterländischen Krieg, in den Jahren der nationalen Begeisterung und „demagogischen“ Umtriebe das Auslandsstudium erneut untersagt, zumal unter Zar Alexander I. inzwischen einheimische Universitäten gegründet worden waren, die das Auslandsstudium überflüssig machten. Dass Lenski just im Jahre 1819 von dem Studienaufenthalt im „nebligen Deutschland“ nach Russland zurückgekehrt sein soll, kann demnach geradeheraus als Anachronismus abgetan werden. Man kann weiter einwenden, dass Puschkin ja niemals *in persona* in Göttingen gewelt habe und das Kennzeichen „gettingenskij“ daher keine tiefere Bedeutung besitzen könne. Das erste trifft zu, das zweite nicht. Denn Puschkin besaß mit Sicherheit wenigstens vom Hörensagen detaillierte

Kenntnisse über Göttingen und seine Universität. Ja, man kann sagen, dass ein wesentlicher Teil des Wissensfundamentes sowie der weltanschaulichen und politischen Haltung des jungen Puschkin aus Göttinger Quellen gespeist wurde, da Puschkin in der Lyzeal-Zeit in Zarskoje Selo, 1811-1817, und darauf in den drei St. Petersburger Jahren bis zur Strafversetzung nach Bessarabien, also 1817-1820, unter massivem göttingischen Einfluss stand. Dies hat aber offenbar noch immer nicht ausgereicht, um aus dem 20-jährigen unbändigen, flatterhaften Schelm Puschkin, einem, mit Lotmans Worten, „wüsten Schürzenjäger“ und „groschrötigem Freigeist“, einen ernsthaften, gesitteten Edelmann zu machen. Und so erteilte sein älterer Dichterkollege Konstantin Batjuschkow (Konstantin Batjuškov) in einem Brief an Alexander Turgenew den Rat: „Es wäre nicht schlecht, ihn [Puschkin] in Göttingen einzusperren und drei Jahre lang mit Milchsuppe und Logik zu füttern.“

Dabei befand sich Puschkin längst in der Göttinger Schule, wenn auch *in absentia*. Alexander Turgenew, einer der engsten Freunde Puschkins, hatte dem Knaben Puschkin zur Aufnahme in das Lyzeum in Zarskoje Selo, die Elite-Bildungsstätte im damaligen Russland, verholfen; er wird es sein, der als einziger den Sarg Puschkins zum Begräbnis im Swjatogorsk-Kloster begleiten wird. Von den „Göttinger Russen“ der ersten und zweiten Generation wirkten nicht wenige als Lehrer am Lyzeum von Zarskoje Selo, andere, wie die Brüder Alexander, Semjon (Semen) und Nikolai Turgenew oder der Gardehusar Pjotr Kawerin (Petr Kaverin), zählten zum engsten Freundeskreis des jungen Puschkin. Er geriet also in Kontakt mit einer Reihe von Persönlichkeiten, die den Göttinger Geist der Aufklärung, der Menschenrechte und der deutschen Philosophie in sich aufgenommen hatten. Dies gilt namentlich für einige seiner verehrten Lehrer am Lyzeum, die als Vermittler „göttingischer Ideen“ in erster Linie genannt werden müssen. Freilich gab es auch solche „Göttinger Russen“ wie den stockreaktionären Lyzeumsinspekteur Martyn Pilezki (Martyn Pileckij), die in ihm eine abstoßende Vorstellung von geistiger Verknöcherung und trockener Pedanterie auslösen mussten. Man darf aber annehmen, dass Puschkin in der Lage war, sich ein komplexes Bild von Göttingen und den Göttingern, von der göttingischen Seele und dem göttingischen Geist zu machen.

Im 1811 eröffneten Lyzeum in Zarskoje Selo, einer für die Zeit einzigartigen Bildungseinrichtung, an der ursprünglich die kaiserlichen Prinzen gemeinsam mit Abkömmlingen des Hochadels in enger Anbindung an den Hof erzogen werden sollten, traf der junge Puschkin auf eine Reihe junger Wissenschaftler, die seit 1808 gezielt an ausländische Universitäten, darunter Göttingen, entsandt worden waren, damit sie künftig als den Universitätsprofessoren gleichgestellte Lehrer des Lyzeums eingesetzt werden konnten. Der Inspekteur des Lyzeums, Martyn Pilezki, ein von Puschkin zutiefst verachteter bigotter

Pedant, – einen „Seelenhirten mit dem Kreuz“ nannte er ihn – war ein Göttinger Russe der ersten Generation. Fünf Lyzealprofessoren Puschkins gehörten der zweiten Göttinger Generation an, darunter zwei Gestalten, die Puschkin in der Lyzealzeit tief beeindruckt haben. Das ist einmal Alexander Kunizyn (Aleksandr Kunicyn) (1783-1840), Professor für Naturphilosophie und Rechtslehre, dann Alexander Galitsch (Aleksandr Galič) (1783-1848), Professor für Philosophie und Ästhetik. Kunizyn vertrat Auffassungen von den natürlichen Rechten und den staatsbürgerlichen Pflichten des Menschen, die er sich in Göttingen angeeignet hatte, und die er 1818-20 in dem zweibändigen *Naturrecht (Pravo estestvennoe)* niederlegen wird – der ersten Darstellung des Naturrechts in Russland, die ihn sofort in Konflikt mit der Zensur brachte und endlich zu seiner Amtsenthebung führte. Puschkin und seine Lyzealfreunde haben Kunizyn als überzeugende, wenn auch sehr zurückhaltende Lehrerpersönlichkeit erlebt. Noch 1825 hat Puschkin ihm in der ursprünglichen Fassung seines Lyzealgedichtes Dank abgestattet:

Kunicynu dan' serdca i vina!
 On sozdal nas, on vospital naš plamen',
 Postavljen im kraeugol'nyj kamen',
 Im čistaja lampada vozžena ...

Ein Hoch des Herzens und des Weines auf Kunicyn!
 Er hat uns geschaffen, er hat unsere Flamme genährt,
 Durch ihn wurde der Grundstein gelegt,
 Durch ihn das reine Lämpchen angezündet.

Galitsch, der nur kurze Zeit am Lyzeum lehrte, hat früh Puschkins dichterisches Talent erkannt und gefördert. Puschkins berühmter Auftritt beim Jahresexamen 1814, als er vor der Zarenfamilie und dem Dichter Gawrila Dershawin (Gavrila Deržavin) sein Gedicht *Erinnerungen in Zarskoje Selo (Vospominanija v Carskom Sele)* deklamierte, war durch Galitsch initiiert worden. Galitsch war eine lebenswürdige, ein wenig täppische und im Leben wenig glückliche Figur. In zwei Sendschreiben des jungen Puschkin aus dem Jahre 1815 ist seine Gestalt verewigt. Aus ihnen spricht der Geist heiterer, weinlauniger poetischer Kumpanei. Galitsch gilt als einer der ersten Verbreiter der deutschen idealistischen Philosophie in Russland. Seine zweibändige *Geschichte der philosophischen Systeme (Istorija filosofskich sistem, 1818/19)* brachte ihm den Vorwurf der Gottlosigkeit ein. In seinem *Versuch über die Wissenschaft vom Schönen (Opyt nauki izjaščnogo, 1825)* zeichnen sich die Grundlinien einer romantischen Ästhetik ab.

Weitere Lehrer Puschkins waren die Adjunkt-Professoren Iwan Kaidanow (Ivan Kajdanov) (1782-1845) für Geschichte, Geographie und Statistik, Jakob Karzew (Jakov Karcev) (um 1780-1836) für Physik und Mathematik sowie Alexander Rennenkampf (Aleksandr Rennenkampf), ein Verwandter Wilhelm Küchelbeckers (Vil'gelm Kjuhel'bekers), für lateinische, französische und deutsche Literatur.

Puschkin, der Fröhreife, nahm gern an den Vergnügungen der in Zarskoje Selo stationierten Leibgardehusaren teil. Pjotr Kawerin (1794-1855) war hier sein Freund; in ihm brannte, wie es in einem Gedicht heißt, „immerfort des Punsches und des Krieges Glut“. Doch Kawerin hatte sich während seines Studiums in Göttingen auch ernsthaft mit den Staatswissenschaften und dem Naturrecht auseinandergesetzt. Und das, was Puschkin an Kawerin beneidete und bewunderte, war die Fähigkeit, das Unvereinbare zu vereinen:

... družno možno žit'

S Kiferoj, s portikom, i s knjogj, i s bokalom.

... man kann in Freundschaft leben

Mit Kythera (d. h. der Liebe), der Säulenhalle (d. h. der Wissenschaft),
dem Buch und dem Weinpokal.

Von ganz anderem geistigen Rang und von größerer Bedeutung war für Puschkin der Umgang mit den Turgenew-Brüdern. Alexander, Nikolai und Sergei Turgenew kannten Puschkin seit seiner Kindheit und verfolgten mit großer Anteilnahme die frühe, rasche Entfaltung seiner poetischen Begabung. In der St. Petersburger Zeit, d. h. zwischen Juli 1817 und Mai 1820, nahm ihn Nikolai Turgenew unter seine Fittiche und versuchte, die Richtung seiner Entwicklung zu beeinflussen. Manche Puschkin-Forscher halten ihn für den wichtigsten politischen Lehrer des Dichters. Sergei Turgenew notierte, als Diplomat im Ausland weilend, im Dezember 1817: „Ach mag man sich beeilen, ihm (Puschkin) den Geist der Freiheit einzuflößen, und, statt Beweinungen seiner selbst, möge sein erstes Gedicht der ‚Freiheit‘ gewidmet sein“. Und so geschah es. Nicht nur das sozialkritische Gedicht *Das Dorf (Derevnja)*, sondern insbesondere die flammende Ode *Freiheit (Vol'nost')*, die in Turgenews St. Petersburger Haus an der Fontanka niedergeschrieben wurde, zeugen von den politischen Ideen, die Puschkin aus dem Munde Turgenews erfuhr. Nikolai Turgenew war bestrebt, den jungen, für viele Optionen und Verführungen offenen Dichter in die Richtung der verantwortungsvollen staatspolitischen Dichtung (graždanskaja poézija) zu lenken, wogegen sich Puschkin sträubte. Im Vergleich mit dem Charakter Lenskis lassen sich einige Übereinstimmungen mit Nikolai Turgenew feststellen: die Träume der Freiheitsliebe (vol'nojubivye mečty), der aufbrausende

und ziemlich seltsame Geist (duch pylkij i dovol'no strannyj) wie auch die stets begeisterte Rede (vsegda vostoržennaja reč') sind Merkmale, die Lenski mit Nikolai Turgenew gemein hat. (Puschkin hat Turgenew später als „politischen Fanatiker“ apostrophiert, während dieser ihn bis zuletzt für politisch unzuverlässig hielt.) Daneben aber enthält das Lenski-Bild auch Züge, die Turgenews Charakter und Ansichten eklatant widersprechen: Die zarten Liebeswallungen und, allem voran, die matte elegische Poesie, die der Dichter Lenski schreibt – dies sind genau die Züge, die Turgenew dem jungen Puschkin auszureden versuchte, zugunsten der politischen Agitationsdichtung und der Mitarbeit an der geplanten staatspolitischen Zeitschrift *Der Russe des 19. Jahrhunderts*.

Solche scheinbaren Widersprüche im Porträt Lenskis lösen sich schnell auf, wenn man annimmt, dass die literarische Figur Lenski nicht nach einem ganz bestimmten, einzigartigem Prototyp entworfen wurde, sondern dass sie für die Gesamtinformation steht, die Puschkin über Göttingen vermittelt worden war. So vereinigen sich in ihr die Charakteristika der ersten Generation der Göttinger Russen (Sentimentalismus, Freundschaftskult, Gelehrsamkeit) mit denen der zweiten Generation (Freiheitspathos, staatsbürgerliches Pflichtgefühl, Naturrecht, revolutionärer Impetus). Lenski stellt die Verkörperung all dessen dar, was Puschkin in seiner bisherigen Biographie als „göttingisch“ erfahren hatte. Da ihm dieses „Göttingische“ von verehrten Lehrern und nahestehenden Freunden vermittelt wurde, ist Lenski eine Figur, die im Hinblick auf jene wie eine Synthese erscheint. Zugleich muss festgestellt werden, dass in dieser Figur, als einer Projektion erlebter Biographie, in beträchtlichem Maße auch Eigenschaften und Haltungen angelegt sind, die Puschkin in den Lyzeal- und St. Petersburger Jahren selbst verinnerlicht hatte.

Literatur

- Andreev, A. Ju.: Die „Göttinger Seele“ der Universität Moskau. Zu den Wissenschaftsbeziehungen zwischen Moskau und Göttingen im frühen 19. Jahrhundert, in: *Jahrbuch für Universitätsgeschichte*, Bd. 4: *Universitätsgeschichte in Osteuropa*, Stuttgart 2001, S. 83-101.
- Archiv brat'ev Turgenevych, I-VI, St. Petersburg (Petrograd) 1911-1921.
- Berkov, P. N.: *Literarische Wechselbeziehungen zwischen Rußland und Westeuropa im 18. Jahrhundert*, (Neue Beiträge zur Literaturwissenschaft, 31), Berlin 1968.
- Bräker, H.-G.: *A. L. v. Schlözers Rußland- und Slavenbild*, Phil. Diss. Göttingen 1950.
- Čerejskij, L. A.: *Puškin i ego okruženie*, Leningrad 1975.

- Frejgang, V.: O Gettingenskom universitete, in: Vestnik Evropy, 1803, 12, S. 166-207.
- Istrin, V.: Russkie studenty v Gettingene v 1802-1804 gg, in: Žurnal Ministerstva Narodnogo Prosvěščenija, 1910, 7. 90/1.
- Lauer, Reinhard: Die Beziehungen der Göttinger Universität zu Rußland, in: Göttinger Jahrbuch, 21 (1972), S. 219-241.
- Lauer, Reinhard: Wilhelm Freygang – ein Petersburger in Göttingen, in: Die Welt der Slaven, 18 (1973), S. 254-268.
- Lauer, Reinhard: Andrej Sergeevič Kajsarov in Göttingen. Zu den russischen Beziehungen der Universität Göttingen am Anfang des 19. Jahrhunderts, in: Göttinger Jahrbuch, 1971, S. 131-149.
- Lotman, Ju. M.: Rukopis' A. Kajsarova „Sravnitel'nyj slovar' slavjanskich narečij“, in: Učenyje zapiski Tartuskogo gos. universiteta. Nr. 65: Trudy po russkoj i slavjanskoj filologii. I. (Tartu 1958), S. 191-203.
- Lotman, Ju. M.: Andrej Kajsarov i literaturno-obščestvennaja bor'ba ego vremeni, in: Učenyje zapiski Tartuskogo gos. universiteta, Nr. 63, Tartu 1958.
- Mohrmann, Heinz: Zeitschriftenmaterial über Fragen deutsch-slavischer Wechselseitigkeit. Zu Kaisarows Dissertation „De Manumittendis per Russian Servis“, in: Zeitschrift für Slawistik, 1 (1956), S. 158ff.
- Mohrmann, Heinz: Über die Beziehungen des Dekabristen Nikolaj Turgenev zu Georg Sartorius und dem Freiherrn von Stein, in: Deutsch-slawische Wechselseitigkeit in sieben Jahrhunderten, (Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Veröffentlichungen des Instituts für Slawistik, 9), Berlin 1956.
- Pertz, G. H.: Freiherr vom Stein und N. Turgenev, Berlin 1875.
- Siegel, Holger: Aleksandr Ivanovič Turgenev. Ein russischer Aufklärer, Weimar – Wien 2001.
- Stieda, W.: Deutsche Gelehrte als Professoren an der Universität Moskau, (Abhandlung der Sächsischen Akademie der Wissenschaften. Historisch-philologische Klasse, Bd. 40, Nr. 5), 1930.
- Tarasov, E.: Russkie ‚gettingency‘ pervoj četverti XIX veka i ich vlijanie na razvitie liberalizma v Rossii, in: Golos minuvšego, 1914, 7, S. 195-209.
- Tomaševskij, B.: Puškin, III. Moskau – Leningrad 1956-1961.
- Wischnitzer, M.: Die Universität Göttingen und die liberalen Ideen in Rußland im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts, (Historische Studien, 58), Berlin 1907.

Exponate

Silke Glitsch

[O 1]

Alexander Turgenew (Aleksandr Turgenew) (1784-1845)

Lithographie, 195 x 210 mm von G. Engelmann [Facsimile]

Literarisches Museum des Instituts für Russische Literatur St. Petersburg: PD - 5288

Zu den „Göttinger Russen“ der ersten Generation gehört Alexander Turgenew (Aleksandr Turgenew). Der Sohn des Moskauer Universitätsdirektors Iwan Turgenew (Ivan Turgenew) und enge Freund Alexander Puschkins (Aleksandr Puškins) studierte zur Vorbereitung auf den diplomatischen Dienst bis 1804 Geschichte, Rechts- u. Naturwissenschaften sowie Philosophie an der Georgia Augusta. Seine wichtigsten Lehrer waren Schlözer, Buhle und der Historiker Arnold Hermann Ludwig Heeren. 1805 kehrte Turgenew nach Russland zurück, wo er sich einer Karriere im diplomatischen Dienst widmete. Er musste sie abbrechen, als die Beziehungen seines Bruders Nikolai (Nikolaj) zu den Dekabristen offenbar wurden. Nach 1825 lebte Turgenew im Ausland. Die Lithographie zeigt ihn in den 1830er Jahren.

[O 2]

Student am Schreibtisch.

Radierung, 110 x 170 mm, von Chr. A. Besemann

Stadtarchiv Göttingen: Stabu. Müller Nr. 206, Bl. 17

Die 1812 entstandene Radierung zeigt ein detailreiches, für die studentische Wohnkultur des frühen 19. Jahrhunderts charakteristisches Interieur.

[O 3]

Verzeichnis der Studierenden auf der Georg-August-Universität zu Göttingen [...] auf das halbe Jahr von Ostern 1803 bis Michaelis 1803 [...].

SUB Göttingen: 4° Cod. Ms. Hist. Lit. 106/VIII

Aus den Matrikel- und Logisverzeichnissen der Georgia Augusta kann rekonstruiert werden, wann sich russische Studenten in Göttingen immatrikulierten, welche Fächer sie studierten und wo sie wohnten. Turgenews Eintrag findet sich in dem Unterverzeichnis „Ostern 1803 – Michaelis 1803“ unter der Nr. 14. Er schrieb sich am 9. Oktober 1802 mit der Matrikel-Nr. 28 an der Göttinger Universität ein, um die diplomatischen Fächer zu studieren. Wohnhaft war er bei dem Schumachermeister Bieler (Bihler) in der Buchgasse (heute Prinzenstraße).

[O 4]

Pis'ma i dnevnik A. I. Turgeneva Gettingenskago perioda. [Briefe und Tagebuch A. I. Turgenews der Göttinger Periode]. 1802-1804. St. Petersburg 1911.

SUB Göttingen: 4° H L BI VIII, 7496/m:2

Während seines Göttinger Studiums schrieb Turgenew regelmäßig Briefe an seine Eltern; außerdem führte er ein Tagebuch. Diese Zeugnisse seiner Göttinger Zeit wurden 1911 in einem umfangreichen eigenen Band ediert, der den prägenden Einfluss der Göttinger Studentenjahre auf Turgenew deutlich macht. Hier ist u.a. zu erfahren, dass Turgenew besonders zu Schlözer ein enges Verhältnis hatte. Schlözer weckte Turgenews historisches Interesse, das für diesen zentral wurde. Bald nahm sich Turgenew eine Materialsammlung zur russischen Geschichte als seine künftige Aufgabe vor. Einzelne Berichte Turgenews aus Göttingen wurden – teilweise ohne sein Wissen – in Russland veröffentlicht. Sie stehen am Beginn der geistesgeschichtlich bedeutsamen Reise-publikationstätigkeit Turgenews zwischen 1827 und 1845.

[O 5]

Turgenew, Aleksandr: Brief an Arnold Hermann Ludwig Heeren. St. Petersburg, 17. September 1815.

SUB Göttingen: 4° Cod. Ms. Philos. 178, Bl. 396-397 [Facsimile von Bl. 396r u. 397v]

Nach seiner Rückkehr nach Russland hielt Turgenew den Kontakt zur Georgia Augusta aufrecht. So schenkte er als Sekretär der russischen Bibelgesellschaft 1815 seinem ehemaligen Lehrer Heeren und der Göttinger Universitätsbibliothek eine Übersetzung des Matthäus-Evangeliums in das Kalmückische, das erste gedruckte Werk in dieser Sprache. Der Brief schließt mit warmen Worten Turgenews über seine einstige Alma mater.

[O 6]

Turgenew, Aleksandr: Historica Russiae monumenta ex antiquis exterarum gentium archivis et bibliothecis deprompta = Akty istoričeskie, otnosjaščiesja k Rossii, izvlečennnye iz inostrannyh bibliotek. [Geschichtliche Urkunden Russlands, alten ausländischen Archiven und Bibliotheken entnommen]. Bd. 1. St. Petersburg 1841.

SUB Göttingen: 4° Russ. 124/37:1

1825 wurde Turgenew wegen der Beziehungen seines Bruders Nikolai zu den Dekabristen gezwungen, seine diplomatische Karriere abzubrechen. Fortan lebte er im westeuropäischen Ausland. Seine Lebensaufgabe wurde die schon in Göttingen geplante Sammlung historischer Materialien zur Geschichte Russlands und zu den politischen Beziehungen zwischen Russland und Westeuropa in westeuropäischen Archiven und Bibliotheken. Erste Sammlungen erschienen 1841 und 1842, weitere Funde in den folgenden Jahren.

[O 7]

Studenten auf Bergpartie.

Radierung, 172 x 103 mm von Chr. A. Besemann

Stadtarchiv Göttingen: Stabu. Hardung Nr. 144, Bl. 46

[O 8]

Kayssarow, Andrey von: Versuch einer slavischen Mythologie in alphabetischer Ordnung [...]. Göttingen 1804.

SUB Göttingen: 8° H UN III, 2040

Von Göttingen aus unternahmen die russischen Studenten im Herbst 1803 eine Reise in den Harz. Sie bestiegen den Brocken und besichtigten Altertümer. Wenige Monate später, im April 1804, schloss Andrei Kaissarow (Andrej Kajsarov), der enge Freund Turgenews und spätere Professor für russische Sprache und Literatur an die Universität Dorpat (Tartu), sein Wörterbuch der slavischen Mythologie ab. Das Werk steht unter dem Einfluss der historischen Vorlesungen Schlözers und ist diesem gewidmet. Es bietet ein umfangreiches Inventar slawischer Gottheiten nach griechischem und römischem Vorbild. In Goslar war Kaissarow auf einen vermeintlichen Altar des heidnischen Götzen Krodo gestoßen, den er als slawischen Gott auffasste. So gewann er im Harz eine slawische Gottheit. Kaissarows Buch stieß zunächst in Russland auf lebhaftes Interesse, geriet aber bald in Vergessenheit. Erst 1993 wurde es in Russland erneut aufgelegt.

[O 9]

Kaisarow, Andreas de: Dissertatio inauguralis philosophico-politica de manumittendis per Russiam servis [...]. [Philosophisch-politische Inauguraldissertation über die Freilassung der Leibeigenen in ganz Russland]. Göttingen 1806.

SUB Göttingen: 8° H. Russ. 204/3

Im Mai 1806 erwarb Kaissarow mit seiner Dissertation über die Befreiung der Leibeigenen den philosophischen Doktorgrad. In ihr kommt das liberalistische Ideengut zum Ausdruck, das an der Göttinger Universität vermittelt wurde. Kaissarow griff ein brennendes soziales Problem auf, das erst 1861 mit der Abschaffung der Leibeigenschaft gelöst werden sollte. Er ergänzte naturrechtliche und humane Erwägungen durch historische, staatspolitische und wirtschaftliche Argumente, die er von Schlözer übernommen hatte, und plädierte für eine Abschaffung der Leibeigenschaft. Das von Kaissarow erfundene Frontispiz zeigt den Zaren Alexander I., der den Sklaven die Ketten zerreißt und dem ein Lorbeerkranz dargebracht wird. Im Hintergrund sind St. Petersburg und die Burg Gleichen zu sehen. Kaissarow widmete das Werk dem Zaren und erhielt als Anerkennung dafür einen Brillantring. Der Traktat selbst blieb aufgrund seiner Brisanz in Russland folgenlos. Es wurde erstmals 1966 in russischer Sprache veröffentlicht.

[O 10]

Freygang, Guillaume de: Sur l'affranchissement des serfs. [Über die Befreiung der Leibeigenen]. Göttingen 1804.

Universitätsbibliothek Leipzig: Rph. 486-ng

Dass die Hinwendung Kaissarows zum Problem der Leibeigenschaft unter liberalistischen Gesichtspunkten kein Einzelfall unter den Studien der russischen Studenten war, verdeutlicht neben weiteren in Göttingen entstandenen Schriften auch der gezeigte Traktat über die Befreiung der Leibeigenen. Mit ihm wurde der deutschstämmige Petersburger Wilhelm von Freygang (Vasilij Frejgang) im Juni 1804 in Göttingen promoviert. Freygang hatte ab 1802 an der Georgia Augusta u.a. Diplomatiek, Staatswissenschaften und Geschichte studiert und stand später als Diplomat in russischen Diensten.

[O 11]

Freygang, Guillaume de: Notice sur l'université de Göttingue. [Notiz über die Göttinger Universität]. Göttingen 1804.

SUB Göttingen: 8° HLP IV, 110/2

Bereits im ersten Jahr seines Aufenthaltes in Göttingen verfasste Freygang einen längeren Artikel über die Georgia Augusta, der 1803 in russischer Sprache in der Zeitschrift „Der Bote Europas“ („Vestnik Evropy“) abgedruckt wurde. Im Jahr darauf erschien er in französischer Sprache als eigenständige Publikation. Freygang berichtet über die Stadt Göttingen und ihre Umgebung, besonders aber über die Geschichte der Georgia Augusta, ihre Einrichtungen und ihre Professoren. Ausdrücklich hebt er auch die Beziehungen einzelner Gelehrter zu Russland hervor. Freygangs lobreicher Artikel lieferte in der einflussreichsten Zeitschrift der Zeit und erstmals in Russland ausführliche Informationen über die Universität Göttingen. Er stellte die Universität als welt-offene, moderne Hochschule vor, die die Aufmerksamkeit nicht nur der Reformen von Alexander I., sondern der gesamten russischen Adelsintelligenz auf sich zog.

[O 12]

F[reygang], W[ilhelm] von: Geniestreiche. Lustspiel in einem Aufzuge. Göttingen 1806.

SUB Göttingen: 8° P. Dram. III, 5542

Auf das Lob der Georgia Augusta ließ Freygang zwei Komödien folgen, welche die Schattenseiten des akademischen Lebens hervorkehren. Im zweiten dieser Stücke, „Geniestreiche“ (1806), ist von zwei abgebrannten, relegierten Studenten die Rede, die in einer Kleinstadt versuchen, durch betrügerische Manöver zu Geld zu kommen. Eingangs resümiert der Student Tannenberg die letzten an der Alma mater verbrachten Tage und gibt damit ein Bild studentischen Lebens zu Anfang des 19. Jahrhunderts.

[O 13]

Nikolai Turgenew (Nikolaj Turgenew) (1789-1871)

Lithographie, 90 x 100 mm von Alois Senefelder [Facsimile]

Literarisches Museum des Instituts für Russische Literatur St. Petersburg: PD - 23671

Nikolai Turgenew (Nikolaj Turgenew) gehört zu den „Göttinger Russen“ der zweiten Generation. Er war der jüngere Bruder Alexanders und wie dieser ein enger Freund Puschkins. Turgenew studierte von 1806 bis 1807 an der Moskauer Universität. Von 1808 bis 1811 beschäftigte er sich in Göttingen mit der modernen englischen Nationalökonomie und mit der Leibeigenschaftsproblematik. Nach Absolvierung des Studiums war er als Diplomat tätig. Sein großes Lebensziel war die Befreiung der Bauern. 1819 verfasste er ein Memorandum, in dem er die Leibeigenschaft als eigentliche Bremse für die wirtschaftliche Entwicklung Russlands bezeichnete. Wie im Falle Kaissarows blieb diese Schrift folgenlos. Seit 1821 wirkte Turgenew aktiv in den dekabristischen Geheimgesellschaften mit. Weil er sich während des Dekabristenaufstandes im Ausland befand, entging er einer Verhaftung. Bis zu seinem Tod lebte er im Exil.

[O 14]

Turgenev, Nikolaj: Opyt teorii nalogov. [Versuch einer Theorie der Steuern]. St. Petersburg 1818.

SUB Göttingen: 8° Pol. III, 1784

Unter dem Einfluss der Göttinger Studien Turgenews steht sein „Versuch über die Theorie der Steuern“ („Opyt o teorii nalogov“). Er wurde offenbar bereits in Göttingen entworfen und erschien 1818. In dieser ersten finanzwissenschaftlichen Schrift eines Russen setzte sich Nikolai Turgenev entschieden gegen jegliche Steuerprivilegien des Adels und gegen die Naturalabgaben der Bauern ein. Er kritisierte den übermäßigen Geldausstoß des Staates mit dem Argument, dass die Teuerung immer die breite Masse des Volkes treffe. Statt des bisher geübten Wirtschaftsprotektionismus empfahl er den freien Handel.

[O 15]

Kaverin[, Petr]: [Stammbucheintrag vom 10. Juli 1812].

Radierung und Tinte, 175 x 110 mm

Stadtarchiv Göttingen: Stabu. Plank Nr. 238, Bl. 57

Mit Nikolai Turgenev studierte auch Pjotr Kawerin (Petr Kaverin) (1794-1855) an der Göttinger Universität. Von 1810 bis 1812 beschäftigte er sich hier mit den Staatswissenschaften und dem Naturrecht. Als Leibgardehusar war er in Zarskoje Selo stationiert. Wie die Brüder Turgenev gehörte er zu den engsten Freunden Puschkins. Gezeigt wird ein Stammbucheintrag Kawerins, der aus seinem letzten Göttinger Studienjahr stammt.

[O 16]

Vue de Zarsko-Celo. [Ansicht von Zarskoje Selo].

Lithographie, 246 x 172 mm von A. Je. Martynow (A. E. Martynov) [Facsimile]

Literarisches Museum des Instituts für Russische Literatur St. Petersburg: PD - 62422

Das Lyzeum in dem unweit von St. Petersburg gelegenen Zarskoje Selo wurde 1811 mit dem Ziel gegründet, junge russische Adlige für die wichtigsten Bereiche des Staatsdienstes auszubilden. Nach ihrem Status war diese für die Zeit einzigartige Bildungseinrichtung den Universitäten gleichgestellt. Die Satzung der Lehranstalt wurde von Michail Speranski (Michail Speranskij) entworfen; regen Anteil an ihrer Organisation und Leitung nahm der Volksbildungsminister Alexei Rasumowski (Aleksej Razumovskij). Hier erhielt der junge Puschkin von 1811 bis 1817 seine Ausbildung. Die 1821 oder 1822 entstandene Lithographie zeigt den Katharinenpalast und das Lyzeum auf der linken Seite.

[O 17]

[Karikatur der Lyzeallehrer].

Zeichnung von Alexei Illitschewski (Aleksej Illičevskij) [Reproduktion]

Literarisches Museum des Instituts für Russische Literatur St. Petersburg

Die Karikatur, die von Alexei Illitschewski (Aleksej Illičevskij), einem Lyzealfreund Puschkins, stammt, ist wohl zwischen 1811 und 1816 entstanden. Die abgebildeten

Lehrer sind von links nach rechts: Alexander Kunicyn (Aleksandr Kunicyn), David de Boudry (David Budri), Pjotr Georgiewski (Petr Georgievskij), Friedrich von Hauenschild (Fedor Gauenschild), Nikolai Koschanski (Nikolaj Košanskij), Jakob Karzew (Jakov Karcev), Iwan Kaidanow (Ivan Kajdanov) und Alexander Rennenkampf (Aleksandr Rennenkampf). Rechts oben ist der Volksbildungsminister Alexei Rasumowski (Aleksej Razumovskij) abgebildet.

Etliche dieser Wissenschaftler waren 1808, als die Einrichtung des Lyzeums geplant wurde, zum Studium nach Deutschland abgeordnet worden. Fünf der Lehrer Puschkins hatten zwischen 1808 und 1811 in Göttingen studiert. Vier von ihnen sind auf dieser Zeichnung zu sehen: Kunizyn, Karzew, Kaidanow und Rennenkampf. Der fünfte ist Alexander Galitsch (Aleksandr Galič), der nur kurz am Lyzeum tätig war.

[O 18]

Kunicyn, Aleksandr: Pravo estestvennoe. [Das Naturrecht]. Bd. 1. St. Petersburg 1818.

Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz: Fl 6130

Alexander Kunizyn (Aleksandr Kunicyn) (1783-1840) unterrichtete am Lyzeum, auf Naturrecht und liberale Gesellschaftskonzeptionen gestützt, Moralphilosophie und Rechtslehre. Er gehörte zu den herausragenden Lehrern Puschkins und wurde von diesem sehr geschätzt. Kunizyn legte seine Auffassungen in dem zweibändigen „Naturrecht“ („Pravo estestvennoe“, 1818-20) nieder. Es ist dies die erste Darstellung des Naturrechts in Russland. Sie brachte ihn sofort in Konflikt mit der Zensur und führte schließlich zu seiner Amtsenthebung.

[O 19]

Galič, Aleksandr: Istorija filosofskich sistem [...]. [Geschichte der philosophischen Systeme [...]. Bd. 1. St. Petersburg 1818. [Titelblatt]. [Facsimile].

Russische Nationalbibliothek St. Petersburg: 18.89.5.7

Alexander Galitsch (Aleksandr Galič) (1783-1848) war er von 1814 bis 1815 als Lehrer für russische und lateinische Literatur am Lyzeum von Zarskoje Selo bei St. Petersburg tätig. Er regte Puschkin zum Dichten an. Galitsch ist einer der ersten Verbreiter der deutschen idealistischen Philosophie in Russland. Seine zweibändige „Geschichte der philosophischen Systeme“ („Istorija filosofskich sistem“, 1818-19) brachte ihm den Vorwurf der Gottlosigkeit ein. Wie Kunizyn wurde er seines Lehramts enthoben.

[O 20]

Galič, A[leksandr]: Opyt nauki izjaščnago. [Versuch über die Wissenschaft des Schönen]. St. Petersburg 1825. [Titelblatt]. [Facsimile].

Russische Nationalbibliothek St. Petersburg: 18v 1/53

1825 veröffentlichte Galitsch seinen „Versuch über die Wissenschaft vom Schönen“ („Opyt nauki izjaščnogo“). In diesem Werk drücken sich die Grundlinien der romantischen Ästhetik aus, einer Stilformation, der auch das Werk Puschkins verpflichtet ist.

[O 21]

Alexander Puschkin (Aleksandr Puškin) (1799-1837)

Kupferstich, 76 x 91 mm von Nikolai Utkin (Nikolaj Utkin) [Facsimile]

Literarisches Museum des Instituts für Russische Literatur St. Petersburg: PD - 5058

Alexander Puschkin ist der russische Nationaldichter. Obgleich er nie in Göttingen weilte, hat er den Namen Göttingens in der russischen Literatur verewigt. Seine Vorstellungen über Göttingen kommen in der Charakterisierung des Wladimir Lenski (Vladimir Lenskij) in dem Versroman „Eugen Onegin“ („Evgenij Onegin“, vollst. 1833) zum Ausdruck. Diese Vorstellungen hatte er aus vielen Quellen erhalten: über seine Freunde Alexander und Nikolai Turgenew sowie Pjotr Kawerin und nicht zuletzt über seine Lehrer am Lyzeum von Zarskoje Selo. Sie alle hatten in Göttingen studiert. Der Kupferstich wurde von Nikolai Utkin (Nikolaj Utkin) nach einem 1827 entstandenen Gemälde von Orest Kiprenski (Orest Kiprenskij) gefertigt. Er galt vielen Zeitgenossen als das beste Porträt Puschkins. Der Stich weist einige Abweichungen gegenüber seiner Vorlage auf, die auf persönlichen Eindrücken Utkins von Puschkin beruhen.

[O 22]

Puškin, A[leksandr]: Evgenij Onegin. Roman in Versen. Russisch-deutsche Parallelausgabe. Prosaübersetzung von Maximilian Braun. Hrsgg. Vasilij Blok und Walter Kroll. [Göttingen] 1994.

SUB Göttingen: ZA 76544:14

Puschkins Bezug auf Göttingen ist in seinem Versroman auffällig platziert: Es erscheint an jener Stelle, da die Figur Lenskis eingeführt wird: Der Titelheld Eugen Onegin langweilt sich auf dem Lande, als sein junger Gutsnachbar Lenski auftaucht. Das erste Attribut, das Lenski charakterisiert, ist seine „Göttingische Seele“. Sie vereint Züge in sich, die Puschkin in seinen Freunden und Lehrern fand: Gelehrsamkeit, ein staatsbürgerliches Pflichtgefühl, Freiheitspathos und einen revolutionären Impetus. Lenski stellt so die Verkörperung all dessen dar, was Puschkin in seiner bisherigen Biographie als „göttingisch“ erfahren hatte.

„Eugen Onegin“ ist eines der wichtigsten Werke Puschkins, die „Göttingische Seele“ daher jedem Russen vertraut. Der Versroman ist vielfach übersetzt worden. Eine wichtige Prosaübersetzung, die große Textgenauigkeit garantiert, stammt von Maximilian Braun (1903-1984), dem Begründer des Göttinger Seminars für Slavische Philologie und erstem Ordinarius der Slawistik in Göttingen. Sie wurde 1994 in der Reihe „Der Blaue Turm“ des Seminars herausgegeben. Aufgeschlagen ist die sechste Strophe des zweiten Kapitels, in der die „Göttingische Seele“ Lenskis benannt wird.

[O 23a]

[Wladimir Lenski und Eugen Onegin zu Besuch bei der Familie Larin].

Farbige Tuschzeichnung, 177 x 134 mm von E. Samokiš-Sudkovskaja [Reproduktion]

Seminar für Slavische Philologie der Universität Göttingen: RUTc 811 (S. 31)

Puschkins Versroman zeigt Lenski als Gegenfigur zu dem Titelhelden: Lenski ist ein Idealist und wird von Begeisterung beherrscht. Im Gegensatz zu ihm wird Onegin als egoistischer, kalter Skeptiker gezeigt, den die Langeweile in Bosheit und Dämonie

treibt. Trotz dieser Gegensätze freunden sich die beiden zunächst an. Die Illustration zeigt einen Besuch der Freunde bei der benachbarten Familie Larin. Der „schwarzlockige“ Lenski ist in der Mitte zu sehen.

[O 23b]

[Der im Duell gefallene Wladimir Lenski].

Farbige Tuschzeichnung, 108 x 108 mm von E. Samokiš-Sudkovskaja [Reproduktion]
Seminar für Slavische Philologie der Universität Göttingen: RUTc 811 (S. 79)

Wegen einer Lappalie kommt es schließlich zu einem Duell zwischen Lenski und Onegin, das für Lenski tödlich endet. Obwohl aber Lenski im Duell getötet wird, muss der Widersacher der „Göttingischen Seele“ Onegin am Ende des Versromans doch unterliegen.

Gottfried August Bürger und Russland

Peter Drews

Die russische Literaturszene des 18. Jahrhunderts war weitgehend dem Klassizismus und Sentimentalismus französischer Prägung verpflichtet. Folglich nahm man an deutscher Literatur zunächst vornehmlich nur jene Werke zur Kenntnis, die sich in eben diesen Kanon leichter einfügten. So akzeptierte man seit etwa 1770 zunehmend Gellert wenngleich hauptsächlich als Fabeldichter, wie bald darauf auch den durch Übersetzungen seiner lyrischen Prosa ins Französische gleichsam geadelten Geßner. Dagegen kam etwa den deutschen Anakreontikern mit ihrem Streben nach volkstümlicherer Poesie aus russischer Sicht selbst noch gegen Ende des 18. Jahrhunderts nur eine marginale Rolle zu. Nicht zuletzt dank des Wirkens namhafterer deutschstämmiger, an der Moskauer Universität wirkender Professoren wie Franz Hölterhof oder Johann Heym wuchs das Interesse an deutscher Belletristik jedoch insgesamt gerade in Moskauer literarischen Kreisen ab dem ausgehenden 18. Jahrhundert rasch an. Hierbei stiegen vor allem der Sentimentalist Nikolai Karamsin (Nikolaj Karamzin) sowie der Frühromantiker Wassili Shukowski (Vasilij Žukovskij) schnell zu bedeutenden Vermittlern deutscher schöngestiger Literatur auf.

Entsprechend nahm man an Repräsentanten des Göttinger Hainbundes anfänglich allenfalls Klopstock als Verfasser des „Messias“ bereits um die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert wahr, während dessen übrige Vertreter wie die Brüder Stolberg oder Voß selbst in der Folgezeit keine nennenswerte Rolle im russischen literarischen Bewusstsein spielten. Nur wenig später wurde man zudem bei Gelegenheit auf Bürger aufmerksam, von dem der als Dichter reichlich mittelmäßige Sentimentalist Pawel Golenischtschew-Kutusow (Pavel Goleniščev-Kutuzov) 1804 neben dem Epigramm „Mittel gegen den Hochmut der Großen“ („Sredstvo protivu gordosti bol’sich bar“) auch „Das neue Leben“ („Novaja žizn’“) auf Russisch publizierte¹. Erst mit geraumem Abstand präsentierte dann ein ansonsten nicht näher bekannter M. Arnautow (M. Arnautov) mit „Herr von Gänsewitz zum Kammerdiener“ („Prikaz Gluponova k sluge“) ein weiteres Epigramm², ehe der gleichfalls literarisch wenig bedeutende Wassili Androssow (Vasilij Androsov) mit einer russischen Version von „Mein Dörf-

1 Bürger, G. A.: Sredstvo protivu gordosti bol’sich bar; Novaja žizn’. Übers. P. I. Goleniščev-Kutuzov, in: Drug prosvješćenija, Moskau 1804, Bd. 2, 234; Bd. 3, S. 15f.

2 Bürger, G. A.: Prikaz Gluponova k sluge. Übers. M. Arnautov, in: Vseobščij modnyj žurnal, Moskau 1817, S. 95.

chen“ („Moe uedinenie“) erstmals ein umfangreicheres, noch der anakreontischen Phase verhaftetes dichterisches Werk des Deutschen vorstellte³.

Der Göttinger Hainbunddichter Gottfried August Bürger wäre damit in Russland gleichwohl eine nur wenig beachtete literarische Gestalt geblieben, hätte ihm nicht seine „Lenore“ auch dank zahlreicher englischer Bearbeitungen einen Welterfolg beschert. Denn schließlich war es gerade die englische Literaturszene, der die russische Kunstballade wesentliche Impulse verdankte, indem man recht früh auf James Macphersons „Ossian“ und Thomas Percys „Reliques of Ancient English Poetry“ aufmerksam wurde sowie als gleichsam deren theoretische Basis auf Richard Hurds „Letters on Chivalry and Romance“. Teils indirekt über französische und deutsche Quellen bezogen, aber noch ohne Kenntnis der erst nach 1800 beachteten „Volkslieder“ Herders als weiterer wichtiger Inspirationsquelle Bürgers, bereiten diese Werke weit mehr als etwa Balladen aus den romanischen Literaturen den Weg für eine sich um 1800 zugleich im Rückgriff auf die eigenen Bylinen formierende russische Balladendichtung. Diese formiert sich ähnlich der Bürgerschen Variante zudem ebenfalls im Widerstreit zwischen einem der klassizistischen Ästhetik nahestehenden Idealismus und einem Streben nach größerer Volkstümlichkeit. Letzteres sollte jedoch schon bald erheblich deutlicher an Erscheinungen der Volksfrömmigkeit anknüpfen, als es die nichtrussischen Literaturen taten. Dies zeigt bereits das erste nennenswerte Werk dieser neuen Richtung, Karamsins wesentlich nach dem Vorbild der englischen Schauerballade geformte „Raissa“ („Raisa“). Deren Titelgestalt begeht aus enttäuschter Liebe Selbstmord, worauf dem treulosen Geliebten die göttliche Vorsehung mit einer angemessenen Strafe droht. Vermutungen, Karamsin habe sich hierbei auch an Bürgers „Des Pfarrers Tochter von Taubenhain“ orientiert, die er nach Angaben Pjotr Vjasemskis (Petr Vjazemskijs) sehr geschätzt haben soll⁴, sind allerdings kaum begründet. Denn Karamsin verzichtet auf für Bürger wesentliche Komponenten wie die gesellschaftliche Entehrung oder den Kindesmord, und darüber hinaus finden sich nicht einmal in Details der Naturschilderung textliche Parallelen zu der vermeintlichen Vorlage.

Karamsins Beispiel verdeutlicht, dass auch die „Lenore“ nicht zuletzt angesichts mancher offener erotischer Anspielungen und der unvermittelten Schilderung des irrationalen Geschehens ohne erzählerische Distanz vorerst kaum problemlos in der russischen literarischen Öffentlichkeit hätte bestehen kön-

3 Bürger, G. A.: Moe uedinenie. Übers. V. P. Androsov, in: Blagonamerennyj, St. Petersburg, Bd. 19 (1822), S. 385f.

4 Vjazemskij, P. A.: Stichtovorenija Karamzina (1866), in: ders., Sočinenija, 2 Bde., Moskau 1982, hier Bd. 2, S. 220f, hier S. 220.

nen. Wollte man sie erfolgreich propagieren, bedurfte es einer gehörigen Portion dichterischen Mutes ebenso wie gewisser Kompromisse in inhaltlicher wie ästhetischer Hinsicht. Dass sich hierzu mit Shukowski als dem bald führenden Repräsentanten der frühen russischen Romantik aber auch noch ein Autor fand, der über das nötige dichterische Vermögen zu einer ästhetisch in großen Teilen gelungenen Umsetzung fand, darf als ein unvorhersehbarer Glücksfall gelten.

Shukowski hatte sich schon früh mit englischer Literatur befasst und bereits 1802 mit einer ersten Fassung von Thomas Grays „Elegy Written in a Country Churchyard“ gleichsam den Weg der zukünftigen russischen Romantik vorgezeichnet. Als Absolvent des Pensionats der Moskauer Universität kam er aber auch früh mit deutscher Belletristik in Kontakt. Seine Freundschaft mit dem zeitweilig in Göttingen studierenden Alexander Turgenew (Aleksandr Turgenew), der ihn auch mit einschlägiger Literatur im deutschen Original versorgte, bewog ihn gar bei Gelegenheit, selbst einen einjährigen Studienaufenthalt in Göttingen in Erwägung zu ziehen⁵. Darüber hinaus an literartheoretischen Schriften von Johann Joachim Eschenburg sowie später Friedrich Bouterwek und Johann Gottfried Eichhorns „Geschichte der Künste und Wissenschaften“ geschult, las er zudem schon früh Dichtungen Bürgers, die er in der Göttinger Ausgabe von 1789 besaß⁶. Dessen Balladen begriff er dabei bewusst als Kontrast zu jenen Schillers, wie eine umfangreichere Notiz aus dem Jahre 1805 belegt: „Bürger ist im Genre der Ballade einzigartig, denn er besitzt den wahrhaft angemessenen Ton für das von ihm erwählte lyrische Genre: jene Einfachheit der Erzählung, die ein Erzähler besitzen muss. Sein Charakter: die glückliche Verwendung volkstümlicher Ausdrücke in den Beschreibungen wie im Ausdruck des Gefühls, Kürze und Lebhaftigkeit, Angemessenheit und Vielfalt der Metren. Vor allem schildert er sehr geglückt das Schreckliche, jenes Schreckliche, das zu einem Schrecken gehört, den bei uns finstere Gegenstände, Chimären einer finsternen Vorstellung hervorrufen; seine Bilder entnimmt er der geheimnisvollen Natur jener Welt, die keine ideale Welt ist, erschaffen in der Phantasie der antiken Dichter, sondern die finstere Herrschaft des Aberglaubens. Schiller ist weniger schlicht und malerisch; seine Sprache besitzt nicht die anziehende Volkstümlichkeit der Sprache Bürgers; doch er ist edler und

5 Vgl. einen Brief Shukowskis an A. Turgenew vom August 1805, in: V. A. Žukovskij: *Sobranie sočinenij*, 4 Bde., Moskau-Leningrad 1959-1960, hier Bd. 4, 451: „Mein Plan ist es, mich zum Studium in Göttingen aufzuhalten.“ („Moj plan god probyť v Gettingene, učit'sja.“).

6 Vgl. Lobanov, V. V.: *Istorija i sostav biblioteki V. A. Žukovskogo*, in: *Biblioteka V. A. Žukovskogo v Tomske*, Hrsg. F. Z. Kanunova u. a., 3 Bde., Tomsk 1978-1988, hier Bd. 2, S. 3f, hier S. 8.



Abb. 16 (zu Katalog [P 2])

Die Schlusszene der Lenoren-Ballade: Lenore reitet mit dem Geist des toten Wilhelm durch das Gittertor des Friedhofes, während die Geister tanzen.

angenehmer ... Überhaupt ist Schiller in der Poesie ausgeglichener, doch er ist nicht so lebhaft, und die Vollkommenheit des Ganzen schadet ein wenig dem frappanten Eindruck der Teile, während bei Bürger diese Lebhaftigkeit vielleicht eine Folge einer weniger gebundenen Freiheit ist ... Schiller ist mehr ein Philosoph; Bürger einfach ein Erzähler, der, mit seinem Gegenstand beschäftigt, sich um nichts Nebensächliches kümmert.“⁷

Shukowskis erste publizierte Ballade, die 1808 in der renommierten Literaturzeitschrift „Der Bote Europas“ („Vestnik Evropy“) veröffentlichte „Ludmilla“ („Ljudmila“)⁸, widerspricht dieser Einschätzung allerdings in wesentlichen Punkten, zumal sie sich ohnehin gemäß einer schon im russischen Sentimentalismus gängigen Praxis eher als Adaptation der Vorlage an russische Gegebenheiten versteht denn als Übertragung im heutigen Sinne. Zunächst einmal übernahm er nur das Handlungsgerüst, dessen aktuell-historische Bezüge er durch einen vage angedeuteten Rahmen der polnisch-russischen Auseinandersetzungen im 15. bis 17. Jahrhundert ersetzte, um ansonsten den Text mit Ausnahme weniger Entlehnungen bei Bürger neu zu formulieren. Selbst der Hauptgestalt gab er einen zugleich allgemeineren wie direkt auf die Volkstümlichkeit verweisenden neuen Namen als der „im Volk Beliebten“. Darüber hinaus verzichtete er durch die Einführung eines die Handlung nicht nur in Interjektionen, sondern auch mit Worten direkt wertenden Erzählers gerade auf jene lebendige Unmittelbarkeit der Darstellung, die Bürgers Werk auszeichnet, ja er präsentiert die Vorgeschichte ausdrücklich als Rückblende der sich erinnernden Protagonistin. Und schließlich ersetzt eben diese Erzählinstanz die Emotionalität der Vorlage durch stereotype, dem Sentimentalismus gemäße Interjektionen, übergeht die Bürgerschen Onomatopöien, und ent-erotisiert das Geschehen durch die Auslassung von Begriffen wie „Brautbett“. Zudem kommentiert sie die Handlung indirekt durch entsprechend ausgeschmückte Landschaftsschilderungen wie direkt durch Hinweise auf kirchliche Glaubenswerte, so dass

7 K. A. Zejdlic: *Žizn' i poézija V. A. Žukovskogo*, St. Petersburg 1883, 39-40. Die Bemerkungen entstammen einem Heft, das sich Shukowski zur Vorbereitung auf den Privatunterricht für die zwei Töchter der mit ihm befreundeten Gräfin Jelena Protassowa (Elena Protasova) angelegt hatte, und in das er zahlreiche Notizen zur europäischen Literatur eintrug. Shukowski bestätigte diese seine Einschätzung im übrigen indirekt nochmals um 1815, als er sich bei der intensiveren Lektüre von Schillers Rezension „Über Bürgers Gedichte“ nur jene Stellen markierte, die seiner früheren Einstellung entsprachen, womit er zudem Schillers Artikel gleichsam indirekt von allen Ausfällen gegen Bürger „reinigte“, vgl. A. S. Januškevič: *Nemeckaja éstetika v biblioteke V. A. Žukovskogo*, in: *Biblioteka Žukovskogo* (wie Anm. 6), Bd. 2, 140-203, hier 179.

8 V. A. Žukovskij: *Ljudmila*, in: *Vestnik Evropy*, Moskau, Bd. 39 (1808), Nr. 9, 41-49.

letztlich gerade die dämonischen Aspekte deutlich abgeschwächt werden. Hiermit korrespondiert eine vereinheitlichte, hochsprachlich geglättete Sprache, die Kolloquialismen ebenso vermeidet wie allzu kurze, Emotionalität transferierende syntaktische Einheiten. Der Gebrauch einer zwölfzeiligen Strophe mit einem vierhebigen, auch in der russischen Volkslyrik gebräuchlichen Trochäus gemahnt wiederum eher an Kunstballaden insbesondere Schillers sowie romanische Balladen, und das Streben nach lautlichem Wohlklang entspricht gängigen Verfahren des russischen Sentimentalismus.

Shukowskis rasch in zahlreichen Nachdrucken vorliegende „Ludmilla“ fand gerade unter der jüngeren Generation von Autoren fast umgehend eine begeisterte Aufnahme, aber eben nicht vorrangig als Werk Bürgers, sondern als im großen Teil eigenschöpferische Leistung ihres Bearbeiters. Sie begründete zugleich in Russland nicht nur das Genre einer numinosen Ballade, sondern gilt bis heute als wesentlicher Meilenstein der frühen russischen Romantik, ja gegebenenfalls als deren endgültiger Beginn. Als innovativ empfindet man vor allem die Integration volksnaher Elemente der Lyrik in einen gehobenen ästhetischen Kanon, doch trug zum zeitgenössischen Erfolg in nicht geringem Maße auch die Annäherung an das russische religiöse Empfinden bei, wie eine bald folgende Bearbeitung von Motiven der „Lenore“ durch Nikolai Grammatin (Nikolaj Grammatin) belegt. Dieser schildert in „Uslad und Wsemila“ („Uslad i Vsemila“) in derselben Strophenform wie Shukowskis „Ludmilla“ und vor demselben vagen historischen Hintergrund, wie eine junge Dame trotz des Treuschwurs bald einen anderen Verehrer zu heiraten beabsichtigt und deshalb vom toten Geliebten gleichsam in Erfüllung einer göttlichen Rache ins Grab geholt wird⁹. Shukowski selbst griff in „Swetlana“ („Svetlana“) (1813) ähnlich Motive der „Lenore“ in gleichzeitiger Anlehnung an russische volkstümliche Vorstellungen auf, indem nun die Protagonistin den Geliebten mittels eines Spiegels herbeizaubert, sich von ihm in die Kirche entführen lässt und ihn hier zugleich als aufgebahrten Leichnam erblickt. Das aus der Sicht des Erzählers verwerfliche Handeln wird jedoch schließlich als reiner Alptraum entlarvt, aus dem der Geliebte die Protagonistin nach seiner Rückkehr als weiterhin Lebender gerade noch rechtzeitig erweckt. Und dies wertet der Erzähler wiederum als glücklichen Eingriff der gnädigen Vorsehung. Mit dieser Umsetzung der „Lenore“ endete allerdings vorerst auch Shukowskis intensivere Beschäftigung mit Bürger, indem er sich nun kurzzeitig verstärkt Schiller zuwandte (Übertra-

9 Grammatin, N. F.: Uslad i Vsemila, in: Vestnik Evropy, Moskau, Bd. 50 (1810), Nr. 6, 113-116. Grammatin nimmt hiermit zugleich einzelne Motive von Adam Mickiewicz ebenfalls teilweise an Bürger orientierter Ballade „Die Flucht“ („Ucieczka“) vorweg.

gung der „Kassandra“ (1809) sowie der „Kraniche des Ibykus“ (1813)), und sich dann wieder vermehrt der englischen Ballade widmete (u. a. etliche Übertragungen von Werken Robert Southeys (1813-1814)).

Shukowskis „Ludmilla“ wie auch die in ihrer religiösen Note noch dezidiertere „Swetlana“ regten bald weitere russische Autoren zu Bearbeitungen des Lenorenstoffes an. So lässt der eher dem Neoklassizismus und den russischen „Archaisten“ nahestehende Pawel Katenin (Pavel Katenin) die Titelheldin seiner „Natascha“ („Nataša“) (1814) die Nahrungsaufnahme verweigern und in einen todesähnlichen Schlaf fallen, als sie vom Tod ihres Geliebten in der Schlacht von Borodino erfährt, worauf dieser sie schließlich zur „himmlischen Hochzeit“ heimholt. In „Olga“ („Ol'ga“)¹⁰ griff Katenin dann gar auf das Bürgersche Original zurück, dem er in seiner eigenen Übertragung vor allem hinsichtlich der Volkstümlichkeit des Ausdrucks wesentlich besser gerecht werden wollte als Shukowski, was für ihn allerdings auch eine teilweise noch konsequentere Russifizierung der Vorlage implizierte. Folglich verlagerte er die Handlung in die Zeit der Schlacht von Poltawa und damit in die petrinische Epoche als Beginn des modernen Russlands. Der Titelgestalt verlieh er zudem den Namen jener Kiewer Fürstin, mit der sich die Anfänge der Christianisierung Russlands verbinden, um auch darüber hinaus gelegentlich an den Protestantismus gemahnende Begriffe des Originals durch solche der Orthodoxie zu ersetzen. Sprachlich steht er dagegen Bürger nicht nur hinsichtlich einer relativen Texttreue erheblich näher als Shukowski, sondern auch bezüglich der von manchen Zeitgenossen geradezu als obszön empfundenen Verwendung umgangssprachlicher Ausdrücke wie „Gesindel“ („svoloč“) oder „Liebchen“ („sveitik“). Formalästhetisch verwendet er schließlich ebenfalls einen vierfüßigen Trochäus, der angesichts des häufigen Gebrauchs ein- und zweisilbiger Wörter zwar zuweilen wie ein Stakkato klingt, zugleich aber gestattet, selbst die oft sehr kurzen syntaktischen Einheiten einschließlich der Mehrgliedrigkeit zahlreicher Redefiguren der Vorlage nachzuahmen:

Zur rechten und zur linken Hand,
Vorbei vor ihren Blicken,
Wie flogen Anger, Heid' und Land!
Wie donnerten die Brücken! –
„Graut Liebchen auch? – Der Mond scheint hell!
Hurrah! Die Toten reiten schnell!
Graut Liebchen auch vor Toten?“ –
„Ach nein! – Doch laß die Toten!“ (Str. 20)

10 Katenin, P. A.: Ol'ga, in: Vestnik Evropy, Moskau, Bd. 87 (1816), Nr. 9, S. 14f.

Sprava, sleva, storonami,
 Mimo glaz ich vzad letjat
 Suš' i vody; pod nogami
 Konskimi mosty gremjat.
 „Mesjac svetit, echat' sporo,
 Ja kak mertvyj edu skoro,
 Strašno l' svetik, s mertvym spat'?“
 – „Net ... èto mertvych pominat'?“ (Str. 19)

Die noch recht stark der Ästhetik des Klassizismus verpflichtete literarische Öffentlichkeit reagierte hierauf zunächst mit entschiedener Ablehnung. Der nicht zuletzt als Übersetzer der „Ilias“ ins Russische profilierte Neoklassizist Nikolai Gneditsch (Nikolaj Gnedič) etwa warf Katenin Unlogik in seinen sprachlich verkürzenden Satzkonstruktionen vor, bemängelte die Wiedergabe erotischer Anspielungen und empörte sich über zahlreiche „Vulgarismen“¹¹. Zu seinen wenigen Verteidigern gehörte vorerst Alexander Gribojedow (Aleksandr Griboedov), der ihm bescheinigte, die Vorlage insgesamt sehr ansprechend und auch in ihren Widersprüchen korrekt wiedergegeben zu haben. Shukowski hielt er dagegen vor, seine Version glätte gerade dies und verniedliche das Dämonische¹². Schützenhilfe erhielt Katenin auch von seinem Freund Nikolai Bachtin (Nikolaj Bachtin), der ihn überschwänglich lobte, da er „die Gedanken Bürgers voll und ganz verstanden und in herrlichen Versen wiedergegeben“ habe¹³. Dies rief umgehend erneut Widerspruch hervor¹⁴, ja man mutmaßte, der Beitrag Bachtins stamme von Katenin selbst, was dieser naturgemäß entristet zurückwies¹⁵. Gribojedows und Bachtins Meinung setzte sich gleichwohl allmählich unter den Vertretern der jüngeren Generation durch, wie Alexander Puschkins (Aleksandr Puškins) Rezension einer Gesamtausgabe der Werke Katenins aus dem Jahre 1833 bestätigt: „Das erste bedeutende Werk des Herrn Katenin war die Übertragung der Bürgerschen ‚Lenore‘. Sie war uns durch die ungenaue und schmeichlerische Imitation Shukowskis bekannt, der aus ihr dasselbe machte wie Byron in seinem ‚Manfred‘ aus dem ‚Faust‘: er schwächte

11 Gnedič, N. I.: O vol'nom perevode Bjurgerovoj ballady: Lenora, in: Syn otečestva, St. Petersburg, Bd. 31 (1816), Nr. 27, S. 4-22.

12 Griboedov, A. S.: O razbore vol'nogo perevoda Bjurgerovoj ballady „Lenora“, in: Syn otečestva, St. Petersburg, Bd. 16 (1816), Nr. 30, S. 150-160.

13 Bachtin, N. I.: O stichotvorenijach g. Katenina, in: Vestnik Evropy, Moskau, 1823, Bd. 1, Nr. 3-4, S. 193-214, S. hier 213.

14 Vgl. Anon./ohne Titel/, in: Blagonamerennyj, St. Petersburg, Bd. 21 (1823), 367f.

15 Katenin, P. A.: Pis'mo k izdateljam, in: Syn otečestva, St. Petersburg, 1825, S. 333-335.

Geist und Form des Originals ab. Katenin spürte dies und beschloß, uns die ‚Lenore‘ in der kraftvollen Schönheit ihrer ursprünglichen Gestalt zu zeigen; er schrieb die ‚Olga‘. Doch diese Einfachheit und sogar Grobheit der Ausdrücke, dieses ‚Gesindel‘, das die ‚ätherische Kette von Schatten‘ ersetzte, dieser Galgen statt der vom sommerlichen Mond beschienenen ländlichen Idylle, sie berührten unangenehm die hieran nicht gewöhnten Leser, und Gneditsch verließ ihren Meinungen in einem Artikel Ausdruck, dessen Ungerechtigkeit Gribojedow entlarvte.“¹⁶ Dennoch bekräftigte der ansonsten der Romantik nahestehende Xenofont Polevoi (Ksenofont Polevoj) als einer der damals führenden jüngeren Publizisten in seiner Besprechung desselben Werkes erneut den Standpunkt Gneditschs¹⁷, worauf Katenin gar Shukowskis Neu-Übertragung der „Lenore“ als Beweis dafür wertete, dass dieser „seine früheren Fehler“ eingesehen habe¹⁸.

Tatsächlich publizierte Shukowski 1831 seine neue Fassung der „Lenore“ wesentlich nur als Beleg, dass er auch zu einer die inhaltlichen wie formal-ästhetischen Gegebenheiten der Vorlage angemessen umsetzenden Übertragung fähig sei¹⁹. Seine weitgehend inhaltstreue Version, die nun selbst Metrum und Strophenform des Originals übernahm, sucht sogar die Syntax bis hin zum teils triadischen Satzbau sowie die Stab- und Binnenreime der Vorlage nachzuzeichnen. Allerdings musste er dafür formale Mängel in Kauf nehmen, so einen wegen der Häufung kurzer Wörter zuweilen etwas holprigen Vers und gelegentlich allzu banale Reime. Zudem verzichtete er erneut aus Rücksicht auf die russische ästhetische Tradition auf umgangssprachliche oder lautmalerische Elemente, und präsentierte das Geschehen einmal mehr aus einer eher sachlichen, die Gefühlsmomente wie auch religiöse Komponenten distanzierter schildernden Erzählperspektive:

Als nun das Heer vorüber war
 Zerraupte sie ihr Rabenhaar,
 Und warf sich hin zur Erde,
 Mit wütiger Gebärde. (Str. 4, V. 1-4)

16 Puškin, A. S.: Sočinenija i perevody v stichach Pavla Katenina, in: Literaturnye pribavlenija k Russkomu invalidu, St. Petersburg, 1833, Nr. 26, 206f. Vgl. P. A. Katenin, Sočinenija i perevody v stichach, 2 Bde., St. Petersburg 1832. Bd. 2, S. 30-40, enthält eine leicht überarbeitete Fassung der „Olga“.

17 Polevoj, K. A.: Sočinenija i perevody v stichach Pavla Katenina, in: Moskovskij telegraf, Moskau, 1833, Bd. 2, 562-572; ders.: Kritika, in: ebenda, Bd. 3, S. 594-611.

18 Katenin, P. A.: Otvet G-nu Polevomu na kritiku, in: ebenda, Bd. 3, S. 449-459, hier S. 451.

19 G. A. Bürger: Lenora, Übers. V. A. Žukovskij, in: V. A. Žukovskij: Ballady i povesti, 2 Bde., St. Petersburg 1831, hier Bd. 2, S. 41-53.

Kogda že mimo rat' prošla –
 Ona svet božij proklala,
 I gromko zarydala,
 I na zemlju upala. (Str. 4, V. 1-4)

Die Versuche einer Ehrenrettung Katenins kamen jedoch reichlich spät – längst hatte sich Shukowskis ursprüngliche Version als Modell weiterer russischer Bearbeitungen des Lenorenstoffes durchgesetzt, ja konkurrierte in einer bereits 1818 verfassten polnischen Fassung durch Tomasz Zan gar mit den nach dem deutschen Original erstellten übrigen polnischen Versionen der „Lenore“²⁰. So verfasste Michail Sagorski (Michail Zagorskij) 1820 seine „Lisa“ („Liza“) als implizite Replik auf Shukowskis „Swetlana“, indem auch er die – hier im übrigen schweigsame - Entführung der Geliebten ins Grab letztlich als bösen Alptraum entlarvt²¹. Pjotr Jerschow (Petr Eršov) wiederum kombinierte in seinem „Sibirischen Kosaken“ („Sibirskij kazak“) Motive eines Kosakenliedes mit jenen der „Swetlana“, indem ein Ehemann als Leichnam aus der Schlacht zurückkehrt, um seine Frau in sein als „neues Heim“ gepriesenes Grab in der Steppe zu entführen, wo sie ebenfalls ihr Leben aushaucht²². Daneben finden sich schließlich aber auch Varianten, die deutlicher der englischen Balladentradition sowie außerrussischen Bearbeitungen einzelner Motive entsprechen. So verweist Michail Lermontows (Michail Lermontovs) allerdings erst 1882 posthum veröffentlichter „Gast“ („Gost“) gerade im Motiv der ungetreuen Braut, die der Geliebte von der Hochzeitsfeier mit einem anderen zu sich ins Grab holt, außer auf Grammatin auch deutlich auf Mickiewiczs ja teils ebenfalls Bürger verpflichtete Ballade „Die Flucht“ („Ucieczka“).

Daneben finden sich schließlich eher als Kuriosa zu wertende Bearbeitungen. So veröffentlichte der aus Saarbrücken gebürtige naturalisierte Russe Alexander Bode (Aleksandr Bode) als Korrektiv zu der „recht guten, aber von Fehlern nicht freien ‚Ludmilla‘“²³ eine von ihm selbst wohl als mustergültig erachtete eigene Übertragung. Diese „Milena“ ist jedoch nicht nur wegen ihrer stilistischen und verstechnischen Mängel allenfalls ein höchst schwacher Abglanz des Originals, sie verstärkt auch die patriotischen, religiösen und sentimentalischen Aspekte derart, dass der Verfasser den Text gar weitschweifig von 32

20 Bürger, G. A. / Žukovskij, V. A.: Neryna. Übers. T. Zan, in: Dzieje dobroczynności krajowej i zagranicznej, Wilna, 1824, Bd. 6, S. 149-156.

21 Zagorskij, M. P.: Liza, in: Blagonamerennyj, St. Petersburg, Bd. 11 (1820), S. 257-261.

22 Eršov, P. P.: Sibirskij kazak, in: Biblioteka dlja čtenija, St. Petersburg, Bd. 8 (1835), 9; Bd. 9 (1835), S. 11.

23 Bürger, G. A.: Milena, Übers. A. K. Bode, St. Petersburg 1834, S. 5.

auf 39 Strophen dehnen musste. Zudem edierten Rafail Sotow (Rafail Zotov) und Nikolai Mundt (Nikolaj Mundt) 1830 in St. Petersburg ein textlich teilweise Shukowskis „Ludmilla“ bzw. „Swetlana“ und Bürgers „Lenore“ verwertendes dreiaktiges Drama „Ludmilla“ („Ljudmila“), das in der Theater-Saison 1830/1831 ebendort auch uraufgeführt wurde. Eine seiner späteren Inszenierungen nahm schließlich 1842 Wissarion Belinski (Vissarion Belinskij) als nun führender Literaturkritiker der jungen, an Hegel geschulten und Positionen des gesellschaftskritischen Realismus vertretenden Generation zum Anlass, über die „inhaltlich überaus unsinnige, wenngleich den Versen nach nicht üble ‚Lenore‘“ zu spotten²⁴. Im Rahmen einer Generalabrechnung mit der Romantik diente ihm die „Lenore“ dann gar als warnendes Beispiel einer literarischen Fehlentwicklung, indem er bemerkte: „Es gab eine (für uns schon längst vergangene) Zeit, da uns diese Ballade ein gewisses wohligh-schauerliches Vergnügen bereitete, und je mehr sie uns Angst einflößte, lasen wir sie mit umso größerer Leidenschaft. Die Kinder der Gegenwart sind klüger, – und ich glaube nicht, dass man jetzt selbst unter ihnen noch Verehrer der ‚Ludmilla‘ findet“²⁵. Diesem Verdikt stimmte schließlich auch Nikolai Tschernyschewski (Nikolaj Černyševskij) als exponierter Repräsentant eines politisch linksgerichteten Realismus zu, indem er sich en passant über die „leere ‚Ludmilla‘ oder ‚Lenore‘ und die unsinnigen Balladen Southneys“ mokierte²⁶.

Damit hätte sich der Kreis einer zunächst begeisterten Aufnahme der „Lenore“ in Form ihrer ersten russischen Adaptation durch Shukowski bis hin zu werkgetreueren, aber teils auch banaleren Fassungen geschlossen. War sie anfänglich vor allem ein Prüfstein für die aufkommende Romantik, so geriet sie letztlich immer mehr zum Streitobjekt zwischen rivalisierenden literarischen Strömungen des Neoklassizismus und der extremeren Romantik, um schließlich ab den 40er Jahren des 19. Jahrhunderts dem gesellschaftskritischen Realismus vornehmlich als Zielscheibe des Spottes zu dienen. Andere Balladen Bürgers fanden dagegen nicht einmal annähernd so großen Anklang in der russischen Literaturszene, zumal Shukowskis Versuch einer Übertragung von „Lenardo und Blandine“ unvollendet blieb²⁷, und ein gewisser W. Safonowitsch

24 Belinskij, V. G.: *Russkij teatr v Peterburge* (1842), hier nach: ders.: *Polnoe sobranie sočinenij*, 13 Bde., Moskau-Leningrad 1953-1959, hier Bd. 6, S. 511.

25 Belinskij, V. G.: *Stat'i o Puškine / II* (1843), hier nach: ders.: *Polnoe sobranie sočinenij* (wie Anm. 24), Bd. 7, 132-222, hier S. 168.

26 Černyševskij, N. G.: *Sočinenija Puškina* (1855), hier nach: ders.: *Polnoe sobranie sočinenij*, 16 Bde., Moskau 1939-1953, hier Bd. 2, 424-516, hier S. 474.

27 Shukowski übertrug wohl nur fünf Strophen, vgl. M. R. Katz: *The Literary Ballad in Early Nineteenth-Century Russian Literature*, Oxford 1976, 64. Katz' Vermu-

(V. Safonovič) 1824 den „Wilden Jäger“ („Užasnyj ochotnik“) nur in einer Prosafassung nach Walter Scotts „The Wild Huntsman“ vorstellte²⁸. Erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bemühten sich dann russische Germanisten, seinem Werk insgesamt größere Resonanz zu verschaffen. So nehmen in Nikolai Gerbels (Nikolaj Gerbel's) umfangreicher, an Johannes Scherrs „Allgemeiner Geschichte der Literatur“ orientierter Anthologie deutscher Belletristik die Dichtungen Bürgers als des in der Sicht des Herausgebers bedeutendsten Vertreters des „Sturm und Drang“ nun gar einen vergleichsweise breiten Raum ein²⁹.

Dennoch war Bürger schon längst auch mit einem weiteren Werk in das russische literarische Bewusstsein eingedrungen, ohne dass man es aber zumindest im 19. Jahrhundert kaum je explizit mit seinem Namen verband – den „Wunderbaren Reisen ... des Freiherrn von Münchhausen“. Diese gehen bekanntlich auf Anekdoten des zeitweilig in russischen Diensten stehenden Freiherrn Karl Friedrich Hieronymus von Münchhausen zurück und wurden zunächst von Rudolf Erich Raspe in einer englischen Buchfassung auf der Basis einer möglicherweise gleichfalls von ihm selbst stammenden deutschen Zeitschriftenpublikation veröffentlicht. Doch erst Bürger formte sie einschließlich eigenen Zusätzen zu einer oft sehr zeitkritischen Satire in einer bewusst gehobenen und umgangssprachlichen Stil mischenden Form. In dieser Umgestaltung fanden sie schon bald nach der Erstausgabe von 1787 weite Verbreitung, ja es kamen fast umgehend auch erste Imitationen heraus. Ein unter dem Titel „Die Kunst zu lügen“ 1788 herausgegebener, nicht-autorisierter Nach-

tung einer engeren Verwandtschaft von „Lenardo und Blandine“ mit Shukowskis „Äolsharfe“ („Éolova arfa“) entbehrt im übrigen ebenso jeglicher Grundlage wie sein Hinweis, F. Kinds später ins Russische übertragene balladenhafte Erzählung „Edwin und Mally“ sei eine Prosa-Bearbeitung des „Lenardo“, denn all diese Werke verbindet einzig das Motiv der nicht standesgemäßen Liebe.

28 Bürger, G. A. / Scott, W.: Užasnyj ochotnik, Übers. V. Safonovič, in: Blagonamerennyj, St. Petersburg, Bd. 28 (1824), S. 116-130 (in Prosa).

29 Gerbel', N. V: Nemeckie počety v biografijach i obrascach, St. Petersburg 1877, 112-125. Gerbel druckte im Anschluss an eine auf Scherrs Ausführungen basierende Gesamtwürdigung Bürgers folgende Gedichte ab: Lenore / Lenora, Übers. V. A. Žukovskij; Des Pfarrers Tochter von Taubenhain / Doč' Taubengejmskogo pastora (sic), Übers. N. V. Gerbel'; Das Lied von Treue / Pesn' o vernosti, Übers. F. B. Miller; Die Weiber von Weinsberg / Vejnsbergskie ženščiny, Übers. N. V. Gerbel'; Neue weltliche hochdeutsche Reime / Pochiščenie Evropy, Übers. F. B. Miller; Mannstrotz / Truženiku, Übers. D. D. Minaev. Darüber hinaus enthält die Anthologie ein von Dmitri Minajew (Dmitrij Minaev) übersetztes und irrtümlich Bürger zugeschriebenes Gedicht „Der einsame Sänger“ („Odinokij pevec“) mit Motiven der sentimentalistischen Gräberlyrik, dessen Verfasser nicht ermittelt werden konnte.

druck diente wohl dann als Vorlage für eine um 1791 publizierte russische Übertragung. Deren Verfasser Nikolai Ossipow (Nikolaj Osipov) war bis dahin u. a. mit Übertragungen des „Don Quijote“ von Cervantes, Richardsons „Clarissa“ und einer Äneis-Travestie nach Aloys Blumauer hervorgetreten. Er präsentierte seine Version denn auch im Vergleich hierzu als eher „unbedeutendes Geschreibsel“, das „in sich die lauterste Wahrheit mit der bodenlosesten Lüge“ vereine³⁰. An diesem Werk mag ihn nicht zuletzt die Tatsache gereizt haben, dass zahlreiche Episoden ja in Russland spielen und man hier gleichsam die – allerdings wenig schmeichelhafte – Meinung eines Ausländers zu russischen Verhältnissen vernehmen konnte. Die gedruckte russische Fassung unterdrückt jedoch gerade diesen Aspekt, wobei wohl weniger der Übersetzer als vielmehr die Zensur hierfür verantwortlich sein dürfte. So fehlen in Ossipows Version sämtliche (!) geographischen Hinweise auf Russland ebenso wie die Erwähnungen literarischer oder politischer Persönlichkeiten oder erst recht Passagen mit politisch oder religiös heiklem Inhalt. Gestrichen wurden u. a. alle Hinweise auf Papst Clemens XIV., Shakespeare, Elisabeth I. von England und Katharina II. von Russland, aber auch Anekdoten mit Bezug zur russischen Geschichte. Wiedergegeben sind dagegen im politischen Bereich die scheinbar unverfänglichen Hinweise auf orientalische Despoten oder etwa die nicht gerade feinfühligten Bemerkungen über die Niederlande. Somit reduziert sich die Ausgabe letztlich auf eine den Text stark verkürzende und auf jegliche rhetorische Ausschmückung verzichtende freie Nacherzählung aus neutraler Erzähldistanz. Ungeachtet dieser Mängel fand das Büchlein gleichwohl großen Anklang bei der Leserschaft, denn allein bis 1818 erlebte es fünf – ab der Zweitausgabe um Auszüge aus Heinrich Theodor Ludwig Schnorrs „Nachtrag zu den wunderbaren Reisen ...“ erweiterte – Auflagen, die in dieser Form schließlich auch ins Polnische übersetzt wurden³¹. Für die große Beliebtheit dieses Werkes spricht dabei, dass rund zwanzig weitere Ausgaben in teils anderer Übertragung allein im 19. Jahrhundert erschienen, und inzwischen lassen sich die russischen Editionen, deren Auflagenhöhe längst die Millionengrenze überschritten hat, kaum noch zählen. Damit wurde Bürger letztlich zu einer festen Größe im

30 Raspe, R. E. / Bürger, G. A.: *Ne ljubó ne slušaj, a lgat' ne mešaj*, Übers. N. P. Osipov, St. Petersburg o. J. (1791?), S. 1.

31 Raspe, R. E. / Bürger, G. A.: *Klamstwa nad klamstwami*, 2 Bde., Wilna 1822 (explizit nach der fünften Auflage der russischen Ausgabe – St. Petersburg 1818 – übertragen). Nach der von I. G. Gurjanow (I. G. Gur'janov) überarbeiteten russischen Fassung gleichen Titels, die erstmals 1833 in Moskau erschien, wurde das Werk zudem ins Serbische übersetzt: *Ako ne voleš slušati ne smetaj lagati*, Übers. S. Milojević / K. I. Popović, Belgrad 1865.

Bewusstsein breiter Kreise der russischen Leserschaft, wenngleich man ihn bis heute insgesamt eher indirekt wahrnimmt: durch Shukowskis gleichsam unsterbliche „Ludmilla“, und durch die Anekdoten des Freiherrn von Münchhausen.

Literatur

- Drews, Peter: G. A. Bürgers *Lenore* in der slavischen (Vor-)Romantik, in: *arcadia*, Berlin, New York, 25 (1990), S. 10-28.
- Ders.: Die Übersetzungen von Werken G. A. Bürgers in slavische Sprachen bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts, in: *Germanoslavica*, Prag, 1 (VI) (1994), S. 91-114.
- Giesemann, Gerhard: Vasilij Žukovskij: Ljudmila, in: *Die russische Lyrik*. Hrsg. Bodo Zelinsky, Köln-Weimar-Wien 2002, 61-71, S. 417f.
- Rothe, Hans: Kateninstudien II, in: *Zeitschrift für Slavische Philologie*, Heidelberg, 37 (1974), S. 117-138.
- Sussex, Roland: Poetic Translation and Literary Polemics in Katenin's „Ol'ga“, in: *Melbourne Slavonic Studies*, Melbourne, 9-10 (1975), S. 39-53.

Exponate

Silke Glitsch

[P 1]

Gottfried] Aug[ust] Bürger (1747-1794)

Kupferstich, 70 x 91 mm von Johann August Rosmäsler

SUB Göttingen: Sammlung Voit: Gottfried August Bürger II, Nr. 5

Gottfried August Bürger (1747-1794) ist der bekannteste der Göttinger Hainbunddichter. Er studierte ab 1768 an der Georgia Augusta Jura. 1772 gründete er mit Hölty, Voss u.a. den „Göttinger Hainbund“. 1772 erhielt Bürger eine Anstellung als Amtmann in Altengleichen bei Göttingen. 1784 wurde er Privatdozent an der Göttinger Universität, 1780 außerordentlicher Professor. Zu Bürgers berühmtesten Werken gehören seine Ballade „Lenore“ und seine Bearbeitung des „Münchhausen“. Beide Werke sorgten in Russland für Furore.

[P 2]

Bürger, Gottfried August: Gedichte. Mit 8 Kupfern von [Daniel] Chodowiecki. Göttingen 1778.

SUB Göttingen: 8° P. Germ. III, 8381 RARA

[P 3]

Wassili Shukowski (Vasilij Žukovskij) (1783-1852)

Kupferstich, 104 x 118 mm von Iwan Poshalostin (Ivan Požalostin) [Facsimile]

Literarisches Museum des Instituts für Russische Literatur St. Petersburg: PD - 13746

Wassili Shukowski, dessen dichterisches Schaffen im Zeichen des Übergangs von dem Sentimentalismus zur Romantik steht, ist der Verfasser der ersten russischen Kunstballaden und einer der berühmtesten russischen literarischen Übersetzer. Als Absolvent des Adelpensionats der Moskauer Universität kam er früh mit der deutschen Literatur in Kontakt. Seine Freundschaft mit dem zeitweilig in Göttingen studierenden Alexander Turgenew (Aleksandr Turgenev), der ihn auch mit einschlägiger Literatur im deutschen Original versorgte, bewog ihn gar bei Gelegenheit, selbst einen einjährigen Studienaufenthalt in Göttingen in Erwägung zu ziehen. Früh las er die Dichtungen Bürgers, die er in der Göttinger Ausgabe von 1789 besaß; Bürger begriff er als „im Genre der Ballade einzigartig“.

[P 4]

Žukovskij, Vasilij: Stichotvorenija. [Gedichte]. Bd. 2. St. Petersburg 1816.

Bayerische Staatsbibliothek München: Res/4 P.o.russ. 8 g-2

Shukowski veröffentlichte seine erste Ballade 1808 in der Zeitschrift „Der Bote Europas“ („Vestnik Evropy“). Seine „Ludmilla“ („Ljudmila“) war eine Umdichtung von Bürgers „Lenore“. Sie fand gerade unter der jüngeren Generation von Autoren fast umgehend eine begeisterte Aufnahme und verhalf der Gattung der russischen Kunstballade

zum Durchbruch. Wichtige Charakteristika der „Lenore“ allerdings wie deren volkstümlich-drastische Darbietung wurden zugunsten sentimentalistischer Überformungen zurückgedrängt. In späteren Jahren veröffentlichte Shukowski zwei weitere Varianten der „Lenore“, deren letzte streng an das Original angelehnt ist.

[P 5]

Pawel Katenin (Pavel Katenin) (1792-1853)

Gemälde, Öl auf Leinwand [Photographie [Reproduktion]]

Literarisches Museum des Instituts für Russische Literatur St. Petersburg

Pawel Katenin ist einer der vielen russischen Dichter, die durch Shukowskis Übertragungen zu einer eigenen Bearbeitung des Lenorenstoffes angeregt wurden. Das gezeigte Porträt wurde von einer Kopie des in den 1830er Jahren entstandenen Originalgemäldes gefertigt. Beide Vorlagen sind verloren gegangen.

[P 6]

Vestnik Evropy. [Der Bote Europas]. Moskau 1816. Nr. 9-12.

Humboldt-Universität zu Berlin, Universitätsbibliothek: Ka 228 RARA

[aufgeschlagen: Katenin, Pavel: Ol'ga. Nr. 9. S. 14-23].

Katenin veröffentlichte 1816 die Ballade „Olga“ (Ol'ga“), mit der er Shukowskis sentimentalistisch geprägtem Muster eine eigene Übersetzung entgegen stellte. Sprachlich steht er Bürger nicht nur hinsichtlich einer relativen Texttreue erheblich näher als Shukowski, sondern auch bezüglich der von manchen Zeitgenossen geradezu als obszön empfundenen Verwendung volkssprachlich-derber Ausdrücke. Die konkurrierenden Balladenmodelle Shukowskis und Katenins führten zu einer heftigen Polemik, die als „Balladenstreit“ bekannt geworden ist. Auf diese Weise wurde Bürgers „Lenore“ zu einem Katalysator der neuen Gattung in Russland. Es war jedoch Shukowskis Modell, das sich durchsetzen sollte.

[P 7]

[Raspe, Rudolf Erich]: Wunderbare Reisen zu Wasser und Lande, Feldzüge und lustige Abentheuer des Freyherrn von Münchhausen, wie er dieselben bey der Flasche im Cirkel seiner Freunde selbst zu erzählen pflegt. Aus dem Englischen nach der neuesten Ausgabe übersetzt, hier und da erweitert [von Gottfried August Bürger] und mit noch mehr Kupfern gezieret. London [i. e. Göttingen] 1786.

SUB Göttingen: 8° Fab. VI, 2802 RARA

Der „Münchhausen“ geht auf Anekdoten des zeitweilig in russischen Diensten stehenden Freiherrn Hieronymus Karl Friedrich von Münchhausen (1720-1797) zurück. Er wurde zunächst von Rudolf Erich Raspe in einer englischen Buchfassung veröffentlicht. Bürger formte die Erzählungen mit eigenen Zusätzen zu einer oft sehr zeitkritischen Satire. In dieser Umgestaltung fanden sie schon bald weite Verbreitung. Ursprünglich als Buch für Erwachsene gedacht, ist der „Münchhausen“ heute als Kinderbuch bekannt. Gezeigt wird eine der berühmtesten Episoden des „Münchhausen“: In tiefverschneiter russischer Einöde bindet Münchhausen abends sein Pferd an einer Baumspitze fest. Nach einem Wetterumschlag wacht er morgens auf und sieht sein

Pferd am Wetterhahn einer Dorfkirche hängen. Kurzentschlossen zerschießt er das Halfter und rettet so sein Pferd.

[P 8]

Ne ljubó ne slušaj, a l'gat' ne mėsaj. [Gefällt es dir nicht, so höre nicht zu, aber störe nicht zu schwindeln.] [Übers. aus dem Deutschen von Nikolaj Osipov]. St. Petersburg o.J. [1791?] [Facsimile des Titelblatts]

Russische Nationalbibliothek St. Petersburg

Bereits um 1791 erschien die erste russische Übersetzung des „Münchhausen“, die von Nikolai Ossipow (Nikolaj Osipov) stammt. An diesem Werk mag ihn die Tatsache gereizt haben, dass zahlreiche Episoden in Russland spielen. Die gedruckte russische Fassung unterdrückt jedoch wahrscheinlich aus Zensurgründen eben diesen Aspekt. Es fehlen sämtliche geographischen Hinweise auf Russland ebenso wie die Erwähnungen literarischer oder politischer Persönlichkeiten und Passagen mit politisch oder religiös heiklem Inhalt. Die Übersetzung reduziert sich somit auf eine stark verkürzte freie Nacherzählung. Dennoch fand sie großen Anklang: Allein im 19. Jahrhundert erschienen rund zwanzig weitere Auflagen. Inzwischen lassen sich die russischen Editionen, deren Auflagenhöhe längst die Millionengrenze überschritten hat, kaum noch zählen.

Gauß und Russland, Russland und Gauß

Karin Reich

1. Einleitung

Carl Friedrich Gauß (1777-1855) gehört zu den herausragenden Wissenschaftlern seiner Zeit. Seine hauptsächlichen Arbeitsgebiete waren die Mathematik, insbesondere die Zahlentheorie, die Astronomie – er beschäftigte sich vor allem mit Bahnbestimmungen – und die Geodäsie. Er vermaß das Königreich Hannover, was Kontakte zu den benachbarten Ländern nach sich zog, und er beschäftigte sich mit der Physik, hier in erster Linie mit dem Elektromagnetismus und dem Erdmagnetismus. Es liegt auf der Hand, dass seine vielfältigen Interessensgebiete auch Beziehungen zu Russland und insbesondere zu St. Petersburg nach sich ziehen würden. Gauß selbst ist niemals in Russland gewesen, aber viele seiner Freunde bereisten Russland. Von besonderer Bedeutung ist dabei die Sibirienreise Alexander von Humboldts (1769-1859) im Jahre 1829, der zu dem engeren Freundeskreis von Gauß zählte. Eine ganze Reihe von Bekannten bzw. Freunden von Gauß fanden in Russland eine Anstellung und wirkten dort als Professoren. Gauß unterhielt zu vielen in Russland wirkenden Wissenschaftlern enge Beziehungen, und des öfteren statteten ihm russische Wissenschaftler in Göttingen einen Besuch ab. Viele deutsche Wissenschaftler waren damals Mitglieder der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften und umgekehrt trug Gauß wesentlich dazu bei, dass russische Gelehrte Aufnahme in die Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften fanden. Besondere Anerkennung fand Gauß, als er in fortgeschrittenem Alter die russische Sprache erlernte und sich um russische Literatur, schöngestige wie auch wissenschaftliche, bemühte. Im folgenden soll an einigen Beispielen ein intensiverer Einblick in Gauß' Beziehungen zu Russland und insbesondere zu St. Petersburg versucht werden.

2. Der junge Gauß

Carl Friedrich Gauß, am 30. 4. 1777 in Braunschweig geboren, wuchs in seiner Geburtsstadt auf und besuchte dort die Volksschule und das Gymnasium. Schon in der Volksschule war seine herausragende mathematische Begabung aufgefallen, und als Gymnasiast wurde er dem Braunschweiger Herzog vorgestellt, der

ihm eine wertvolle Logarithmentafel zum Geschenk machte. Auf Grund des Wohlwollens des Herzogs konnte Gauß in Braunschweig von 1792-1795 das Collegium Carolinum besuchen, aus dem später die Technische Hochschule hervorging. 1795 begann er ein Studium an der Universität Göttingen, wobei er sich zunächst nicht ganz sicher war, ob er Mathematik oder alte Sprachen studieren sollte. Nachdem ihm aber im März 1796 eine erste großartige mathematische Entdeckung gelang, waren die Würfel zu Gunsten der Mathematik gefallen. Seine Entdeckung betraf die Konstruierbarkeit des regelmäßigen 17-Eckes mit Hilfe von Zirkel und Lineal; die Grundlage hierfür lieferte die Zahlentheorie. An der Universität Göttingen konnte Gauß in der Mathematik kaum etwas dazulernen, denn die Vorlesungen hielt damals der schon hochbetagte Abraham Gotthelf Kästner (1719-1800), der mit seinen Kenntnissen nicht mehr auf der Höhe seiner Zeit stand. Gauß' wahre Lehrmeister waren Bücher, insbesondere studierte er die Werke von Leonhard Euler (1707-1783) und der französischen Mathematiker. Die Göttinger Universitätsbibliothek war mit allem bestens ausgestattet.

Geradezu als Schicksalsjahr für Gauß kann man das Jahr 1801 bezeichnen. Am Anfang des Jahres hatte der italienische Astronom Giuseppe Piazzi (1746-1826) einen neuen Himmelskörper entdeckt, der aber nach kurzer Beobachtungszeit wieder verloren ging. Erst die Gaußschen Berechnungen erlaubten seine Wiederauffindung am 7. 12. 1801 durch Franz Xaver von Zach (1754-1832) und am 31. 12. 1801 durch Wilhelm Olbers (1758-1840). Das neue Objekt, ein Planetoid, wurde Ceres genannt. Schließlich erschien in eben diesem Jahr auch Gauß mathematisches Hauptwerk, seine *Disquisitiones arithmeticae*. Diese erlebten zahlreiche Übersetzungen. So wurde 1807 in Paris eine Übersetzung ins Französische veröffentlicht, 1889 in Berlin eine Übersetzung ins Deutsche, 1959 in Moskau eine Übersetzung ins Russische¹, 1966 in New Haven eine Übersetzung ins Englische und 1995 in Santa Fe Bogota eine Übersetzung ins Spanische.

Das Kapitel VII der *Disquisitiones arithmeticae* mit dem Titel *Über diejenigen Gleichungen, von denen die Teilung des Kreises abhängt* enthält die Theorie für die Konstruierbarkeit des regelmäßigen Siebzehneckes. Es war dies ein Ergebnis, und das ist sehr wichtig, das nicht nur Fachwissenschaftler, sondern auch breitere Kreise zur Kenntnis nehmen konnten.

Mit der Wiederentdeckung der Ceres und der Veröffentlichung der *Disquisitiones arithmeticae* war Gauß in die höchsten Ränge der Wissenschaften aufgerückt und sein Name war in aller Munde.

1 Vgl. Gauss, K. F.: Trudy po teorii čisel, Moskau 1959.

3. Erste Beziehungen zu St. Petersburg

Noch bevor die Ceres wiederentdeckt wurde und noch bevor Gauß seine *Disquisitiones arithmeticae* veröffentlichte, hatte man in der St. Petersburger Akademie von dem jungen Genie in Braunschweig gehört. Gauß' väterlicher Freund und Bewunderer Eberhard August Zimmermann (1743-1815) nämlich, Lehrer am Collegium Carolinum, an dem Gauß studiert hatte, hatte am 19. 10. 1800 Gauß' 1799 veröffentlichte Dissertation über den Fundamentalsatz der Algebra an den Sekretär der Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg, Nikolaus Fuß (Nikolaj Fus) (1755-1826), geschickt.² Fuß, gebürtiger Schweizer und Mathematiker, wirkte seit 1773 an der St. Petersburger Akademie; dort wurde er 1800 zum ständigen Sekretär ernannt. Gauß seinerseits übersandte der Akademie eine vierseitige Schrift *Übersicht der Gründe der Constructibilität des Siebenezehneckes*³, die am 21. Juni 1801 dort bei einer Sitzung verlesen wurde. Damit war ein direkter Kontakt zur St. Petersburger Akademie hergestellt. Bereits am 31. 1. 1802 wurde Gauß zum korrespondierenden Mitglied ernannt;⁴ es war dies die erste Ehre von Seiten einer Akademie, die ihm zuteil wurde. Die Ernennungen durch die französische Akademie, das „Institut national“, und die „Royal Society“, erfolgten erst am 30. 1. bzw. 12. 4. 1804.

Die Urkunde, mit der Gauß korrespondierendes Mitglied der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften wurde, wurde vom damaligen Präsidenten der Akademie, Ludwig Heinrich Baron von Nicolay (1737-1820), dem Vizepräsidenten Stepan Rumowski (Stepan Rumovskij) (1734-1815) sowie dem bereits erwähnten Sekretär Fuß unterschrieben.⁵ Nicolay ging eigentlich als Dichter in die Geschichte ein. Er bekleidete mehrere Staatsämter in Russland; im Jahre 1798 übernahm er das Amt des Präsidenten der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften. Rumowski, 1734 im Gouvernement Wladimir geboren, begann 1754 eine Karriere als Astronom an der St. Petersburger Akademie der

2 Vgl. Ožigova, E. P.: O naučnych svjazjach Gaussa s Peterburgskoj Akademiej Nauk, in: Istoriko-matematičeskie issledovanija 21 (1976), S. 273-291, hier S. 274; Stieda, Wilhelm: Die Berufung von Gauss an die kaiserliche Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg, in: Jahrbücher für Kultur und Geschichte der Slaven N.F. III, Breslau 1927, S. 79-103, hier S. 80f, 89f.

3 Vgl. Gauß, C. F.: Übersicht der Gründe der Constructibilität des Siebenezehneckes, SPFA RAN, r. 1, op. 110, d. 13, l. 1-2ob.

4 Zu den Details siehe Dunnington, Waldo: Gauss's Disquisitiones arithmeticae and the Russian Academy of Sciences, in: Scripta mathematica 3 (1935), S. 356-358.

5 Vgl. Gauß, C. F.: Diplom – Korrespondierendes Mitglied der Petersburger Akademie der Wissenschaften, Petersburg 1802, Stadtarchiv Braunschweig, G IX 21: 44 Nr. 3.

Wissenschaften. 1756 lebte er für längere Zeit bei Leonhard Euler in Berlin, kehrte dann aber wieder nach St. Petersburg zurück. Von 1800-1803 war er Vizepräsident der dortigen Akademie. Danach wechselte er nach Kasan, wo er als Kurator und Direktor der Universität tätig war.

Kurze Zeit später erhielt Gauß einen Ruf als Professor an die St. Petersburger Akademie; er sollte die Leitung der dortigen Sternwarte übernehmen. In einem Brief vom 20. 10. 1802 jedoch teilte Gauß mit, dass er in Braunschweig bleiben werde, um seinen Gönner, den braunschweigischen Herzog Carl Wilhelm Ferdinand (1735-1806), nicht zu brüskieren.⁶ Fuß zeigte Verständnis für Gauß' Lage und Entscheidung.⁷ Übrigens war Fuß in eben diesem Jahre 1802 auswärtiges Mitglied der Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen geworden.⁸

Nach dem Tode des Herzogs bemühte man sich in St. Petersburg abermals, Gauß für die Akademie zu gewinnen, doch hatte dieser im Jahre 1807 das Angebot aus Göttingen angenommen und war Professor der Astronomie an der Universität und Direktor der Sternwarte geworden. Im Jahre 1809 schließlich konnte Gauß sein astronomisches Hauptwerk, seine *Theoria motus*, in Hamburg veröffentlichen. Auch dieses Werk erregte weltweites Aufsehen; es wurde in mannigfache Sprachen übersetzt. So erschien 1857 in Boston eine Übersetzung ins Englische, 1861 in Moskau eine Übersetzung ins Russische⁹ und 1864 in Paris eine Übersetzung ins Französische.

Gauß blieb der St. Petersburger Akademie in Freundschaft verbunden, wie der umfangreiche Briefwechsel zeigt.¹⁰ 1824 wurde Gauß schließlich auswärtiges Ehrenmitglied; Fuß gratulierte ihm am 2./14. 4. 1824 aufs herzlichste.¹¹ Und Gauß' Freund Heinrich Christian Schumacher (1780-1850) wusste darüber zu berichten: „Ich gratulire zur Erwählung als Ehrenmitglied der Academie in Petersburg. [Friedrich Theodor] Schubert hat mir geschrieben, dass es auf seinen Vorschlag geschehen sey“.¹²

6 Vgl. Svjatskij, D. O.: Pis'ma K. F. Gaussa v S.-Peterburgskuju Akademiju Nauk, in: Trudy Instituta istorii nauki i tehniki Akademii Nauk SSSR, ser. 1, vyp. 3 (1934), S. 209-238, hier S. 219-221 (Brief IV).

7 Vgl. Fuß an Gauß, 19. 5. 1803, Stieda 1927, S. 93f.

8 Vgl. Archiv der Akademie der Wissenschaften Göttingen, Pers. 19/103, 105, 106.

9 Vgl. Gauss, K. F.: Teorija dviženija nebesnych tel ..., St. Petersburg 1861.

10 Vgl. Stieda 1927 u. Svjatskij 1934.

11 Vgl. Stieda 1927, S. 103.

12 Gauß-Schumacher-Briefwechsel Bd. 1, Altona 1860, S. 394 (Brief vom 23. 4. 1824).

4. Erste Beziehungen zu Moskau und Kasan

Anton Joseph Ide (1775-1806) war wie Gauß gebürtiger Braunschweiger. Er begann ein Semester nach Gauß sein Studium der Mathematik an der Universität Göttingen¹³ und wurde ein enger Studienfreund von Gauß. Ide wanderte nach Moskau aus, wo er 1803 eine Professur für Mathematik an der dortigen Universität übernahm.

Im Jahre 1808 wurde übrigens der Kurator der Universität in Moskau, Alexei Rasumowski (Aleksej Razumovskij) (1748-1822), Sohn des ehemaligen Akademiepräsidenten, zum Ehrenmitglied der Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen gewählt. Gauß hatte den Vorschlag mitunterschrieben.¹⁴

Johann Martin Christian Bartels (1769-1836), ebenfalls in Braunschweig geboren, war seit 1783 als Lehrergehilfe in der dortigen Katharinenschule tätig; diese Schule hatte Gauß von 1784-1788 besucht. Es ist denkbar, dass Bartels zumindest seit 1787 zu dem Schuljungen Gauß ein näheres Verhältnis hatte. Durch Bartels war Zimmermann auf Gauß aufmerksam gemacht worden. Ab 1788 besuchte Gauß das Katharinengymnasium und Bartels konnte an das Collegium Carolinum wechseln. Nach einem Studium in Helmstedt und Göttingen, wo sich Bartels am 25. 10. 1793, also zwei Jahre vor Gauß, immatrikuliert hatte, wurde er 1795 Lehrer in der Schweiz; die Jahre 1805-1807 verbrachte Bartels in Braunschweig. Dort wurde seine Tochter Johanna Henriette Franziska geboren, die 1835 den Astronomen Wilhelm Struve heiratete. 1808 wanderte Bartels nach Kasan aus, wo er an der 1804 gegründeten Universität eine Professur für Mathematik übernahm; er blieb bis 1820 in Kasan. Sein bedeutendster Schüler war dort Nikolai Lobatschewski (Nikolaj Lobačevskij) (1792-1856).¹⁵ Danach wechselte Bartels nach Dorpat (Tartu).

5. Zusammenarbeit mit Kollegen in St. Petersburg

Da damals St. Petersburg in puncto Wissenschaften die wichtigste Stadt in Russland war, verwundert es nicht, dass Gauß besonders enge Kontakte zu St. Petersburg unterhielt.

13 Gauß hatte sich am 15. 10. 1795 an der Universität Göttingen immatrikuliert, Ide am 23. 4. 1796.

14 Vgl. Archiv der Akademie der Wissenschaften Göttingen, Pers. 15/23-24 = Pers. 247.

15 Vgl. Biermann, Kurt-R.: Die Briefe von Martin Bartels an C. F. Gauß, in: NTM-Schriftenreihe 10 (1973), S. 5-22; Dick, Wolfgang R.: Martin Bartels als Lehrer von Carl Friedrich Gauß, in: Mitteilungen der Gauß-Gesellschaft 30 (1993), S. 59f.

5.1 Friedrich Theodor Schubert (1758-1825)

In Helmstedt geboren, war Friedrich Theodor Schubert (Fedor Šubert) 1785 als Geograph an die Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg berufen worden; dort wurde er 1786 Adjunkt, 1789 Mitglied für Mathematik und übernahm 1803 die Leitung der Sternwarte. Es waren vor allem die gemeinsamen astronomischen Interessen, die Gauß und Schubert verband. Gauß zitierte z. B. in seiner astronomischen Antrittsvorlesung im Sommersemester 1808 an der Universität Göttingen „mit einem nicht übel gewählten Gleichniss“ Schuberts *Populäre Astronomie*¹⁶: „Die sphärische Astronomie betrachtet bloss das Zifferblatt und den Gang der Zeiger, und lehrt, wie jede wahre Zeit dadurch angegeben wird: die theorische nimmt die Uhr auseinander, um die Zusammensetzung ihres Räderwerkes zu untersuchen; die physische Astronomie findet endlich die erste, alles in Bewegung setzende Kraft der Schwere.“ Gauß besaß noch eine ganze Reihe weiterer Bücher von Schubert in seiner Bibliothek, beide Wissenschaftler standen miteinander in Briefwechsel.

5.2 Pawel Schilling von Kanstadt (1786-1837)

In Reval (Tallinn) geboren, war Baron Pawel Schilling von Kanstadt (Pavel Šilling fon Kanstadt) 1802 Seconde-Lieutenant im russischen Generalstab geworden; von 1803-1812 wirkte er als Attaché der russischen Gesandtschaft in München. Nach dem Feldzug 1812-1814 ließ er sich in St. Petersburg nieder, wo er am Kollegium für auswärtige Angelegenheiten wirkte. Im Jahre 1828 wurde er Staatsrat und Ehrenmitglied der Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg. Schilling und Gauß hatten sich bereits 1816 in München kennen gelernt, als Gauß bei Georg von Reichenbach (1771-1826) Instrumente für seine neue Sternwarte einkaufte. Schilling stattete danach mehrfach Göttingen und Gauß einen Besuch ab.¹⁷ Im Jahre 1835 aber war ihr gemeinsames Interessengebiet die elektromagnetische Telegraphie, die beide unabhängig von einander in unterschiedlicher Weise ins Leben gerufen hatten. Am 26. 8. 1835 verglich Gauß in einem Brief an seinen Freund Christian Ludwig Gerling (1788-1864) beide Verfahren wie folgt: „Auch die an sich sehr künstliche Art, wie jener Russe (Baron von Schilling, den ich 1816 als Gesandtschaftssekretär in München kennengelernt hatte) die magnetogalvanischen Bewegungen zu Zeichen macht, würde ich der meinigen vorziehen wegen des Vorteils, daß ganz

16 Vgl. Schubert, Friedrich Theodor: *Populäre Astronomie*, St. Petersburg 1804, S. 152, SUB Göttingen, Gauß-Bibliothek Nr. 645. Ferner in Gauß, Carl Friedrich: *Werke* Bd. 12, Göttingen 1929, S. 189.

17 Vgl. Gauß-Olbers-Briefwechsel Bd. 2, Berlin 1909, S. 698 (Brief vom 20. 11. 1838).

ordinäre Personen die Manipulationen handhaben können, was bei meinem Verfahren nur unter Zuziehung künstlicherer Maschinerie tunlich wäre. Unter Anwendung von nur einer Kette würde die Schillingsche Art nicht so schnell fördern wie die meinige. Unangenehm bei jener ist freilich, daß nur hydrogalvanische (u[nd] starke) Ströme dabei gebraucht werden können, so daß alljährlich eine große Konsumtion von Zink und Kupferplatten nötig wird, und tägliches Scheuern, was alles freilich bei Ausführung im großen Maßstab kein Objekt ist“.¹⁸ Gauß erkannte also durchaus die Vorzüge des Schillingschen Verfahrens an und sah dessen Vorteile. Am 11. 9. 1835 schrieb Gauß in sehr verbindlicher Weise an Schilling: „Die Abreise unseres Freundes Weber¹⁹ nach Bonn veranlasst mich, Ihnen nochmals zu bezeugen, wie grosse Freude es mir gemacht hat, ihre Bekanntschaft zu erneuern und mich mit Ihnen über so manche naturwissenschaftliche Gegenstände zu unterhalten. Nichts könnte mir angenehmer sein, als wenn Sie einmahl auf längere Zeit Ihren Aufenthalt in Göttingen nehmen wollten. Welche Vorzüge auch grosse Oerter in Rücksicht auf andere Genüsse haben mögen, so können Sie doch nirgends eine grössere Wärme für diejenigen Bestrebungen antreffen, die darauf gerichtet sind, der Natur ihre Geheimnisse abzulauschen“.²⁰ Im Folgenden drückte Gauß die Gewissheit aus, dass die elektromagnetische Telegraphie sich durchsetzen werde, man wisse nur noch nicht wo; auf alle Fälle sei diese der optischen Telegraphie vorzuziehen. Gauß behauptete optimistisch, dass es möglich gemacht werden könne, 8-10 Buchstaben pro Minute elektromagnetisch zu übertragen. Als mögliche Versuchsstrecke schlug er Leipzig-Dresden vor. Mit dem Schillingschen, mehrsträngigen Verfahren würde man eine größere Geschwindigkeit und eine größere Unabhängigkeit erreichen können. Des weiteren informierte Gauß Schilling über die bisher gemachten Versuche mit verschiedenartigen Drähten und deren Einfluss auf das Leitungsvermögen.

5.3 Adolph Theodor Kupffer (1799-1865)

Geboren in Mitau (Jelgava) in Kurland, studierte Adolph Theodor Kupffer (Adolf Kupfer) in Dorpat (Tartu) und Berlin; am 28. 5. 1819 immatrikulierte er

18 Gauß-Gerling-Briefwechsel, Berlin 1927, S. 448.

19 Wilhelm Weber (1804-1891) war von 1831-1837 Professor der Physik in Göttingen, von 1843-1849 in Leipzig und danach wieder in Göttingen.

20 Neopublikovannoe pis'mo K. F. Gaussa, in: Vestnik Akademii Nauk SSSR 25 (1955), S. 109-111; Hamel, J.: L'origine de la télégraphie galvanique et électromagnétique. Bulletin de l'Académie impériale des Sciences de St. Petersburg 2 (1860), Sp. 97-136, 298-303, hier Sp. 126; Brief von Gauß Sp. 299-301.

sich an der Universität Göttingen, wo er seine Chemiestudien fortsetzte. 1821 vollendete er seine Doktorarbeit mit dem Titel *De calculo crystallonomico* bei dem Göttinger Chemieprofessor Friedrich Stromeyer (1776-1835). Sicher hatte Kupffer schon in dieser Zeit Gauß kennen gelernt. Nach einem Studienaufenthalt in Paris wurde Kupffer 1824 als Professor der Physik und Chemie nach Kasan berufen, 1828 wurde er Professor an der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften, wo er zunächst das Fach Mineralogie und ab 1840 die Physik vertrat. 1843 wurde er Direktor der auf seine Anregung hin gegründeten Centralanstalt für Magnetismus und Meteorologie.

Als Kupffers Hauptwerk gilt sein 1831 in St. Petersburg erschienenes *Handbuch der rechnenden Krystallonomie*; das für Gauß bestimmte, in der Gauß-Bibliothek erhaltene Exemplar (Nr. 888) versah er mit einer entsprechenden Widmung.

Gauß und Kupffer verband vor allem das gemeinsame Interesse am Erdmagnetismus; in dem gemeinsamen Briefwechsel ist dies das am häufigsten angesprochene Thema. Kupffer besuchte Gauß in Göttingen mehrfach, so 1839 und 1850, vielleicht auch noch öfter. Von ihm bekam Gauß das in der Gauß-Bibliothek erhaltene Reiffische Wörterbuch (Nr. 608)²¹. In einem Brief vom 18. 2. 1840 bedankte sich Gauß dafür: „Recht sehr muß ich Sie, mein hochgeschätzter Freund, um Verzeihung bitten, daß ich so spät erst meinen herzlichen Dank abstatte für die gütige Übersendung des Reiffischen etymologischen russischen Wörterbuchs, welches mir schon vor einigen Monaten richtig zugekommen ist. Erst vor kurzem habe ich etwas wieder zu der Beschäftigung mit der russischen Sprache kommen können, die aber immer mehr Reiz für mich gewinnt, und da habe ich mich dann überzeugt, daß jenes Wörterbuch ein höchst vortreffliches Beförderungsmittel ist. Sie würden meine Dankbarkeit noch mehr erhöhen, und mich ermuthigen, Sie um Vermittelung russische Lectüre zu bekommen zu bitten, wenn Sie mir den Betrag Ihrer Auslage oder noch besser wenn Sie etwa Hrn. Meierstein²² darauf an mich anweisen wollten“.²³

Am 14. Februar 1840 hatte Gauß an die Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen geschrieben und um Kupffers Aufnahme als Mitglied gebeten. Gauß reihte Kupffer unter die Männer ein, „deren ausgezeichnete Verdienste um die

21 Vgl. Reiff, Ch. Ph.: Dictionnaire russe-français ... ou Dictionnaire étymologique de la langue russe, 2 Bde., St. Petersburg 1835-1836.

22 Moritz Meyerstein (1808-1882), Instrumentenhersteller an der Universität Göttingen; er stellte u.a. die erdmagnetischen Beobachtungsinstrumente her, die in alle Welt, so auch nach Russland, geliefert wurden.

23 Gauß an Kupffer, 18. 2. 1840, SUB Göttingen, Gauß-Nachlass.

Naturwissenschaften so allgemein bekannt sind, daß jede weitere Empfehlung überflüssig sein würde“.²⁴

Im letzten, erhaltenen Brief vom 15./27. Februar 1849 teilte Kupffer Gauß mit, dass in St. Petersburg eben erst die Centralanstalt für Magnetismus und Meteorologie fertig geworden sei und nunmehr ihre Arbeit aufnehmen könne.²⁵

5.4 Alexei Bolotow (1803-1853)

Alexei Bolotow (Aleksej Bolotov) war im Gouvernement Orlow geboren; er wurde Generalmajor im russischen Generalstab. Seit 1832 war er Professor für Geodäsie an der Kaiserlichen Militärakademie in St. Petersburg. Im Jahre 1845 bereiste er Deutschland, Frankreich und die Schweiz, um den dortigen Zustand der Geodäsie kennen zu lernen; bei dieser Gelegenheit besuchte er auch Gauß in Göttingen.

Wilhelm Struve hatte den Besuch Bolotows bereits im Mai angekündigt: „Ich wage es mit diesen Zeilen, den Herrn Obristen von Bolotoff bei Ihnen einzuführen, einen ausgezeichneten Gelehrten im Fache der Geodäsie, Lehrer des Großfürsten Constantin. Er geht nach Deutschland in wissenschaftlichen Absichten und wünscht vor allem Ihre Bekanntschaft zu machen, als des Mannes aus dessen Schriften ihm so viel Belehrung geworden ist. Er ist Verfasser des besten Lehrbuchs der Geodäsie²⁶, das in russischer Sprache erschienen ist“.²⁷

Auch Schumacher hatte Bolotows Besuch angekündigt. Gauß antwortete ihm am 18. 6. 1845: „Herr Bolotoff hat mir recht wohl gefallen; gewundert habe ich mich aber, dass seine geographischen Kenntnisse etwas sehr mangelhaft sind. Einen Ort Marburg kannte er dem Namen nach nicht; als ich ihm sagte, dass dort eine Universität sei, fragte er, ob auch in Gotha eine Universität sei, und auf meine Verneinung, ob denn vielleicht eine Sternwarte daselbst sei? Die Namen Zach und Lindenau schienen ihm unbekannt zu sein. Er bedauerte sehr, der lateinischen Sprache nicht mächtig zu sein, und wollte sich in Petersburg meine *Theoria Combinationis Observationum* und das *Supplementum*²⁸ vom jemand übersetzen lassen.“²⁹

24 Archiv der Akademie der Wissenschaften Göttingen, Pers. 12/109.

25 Vgl. Kupffer an Gauß, 15./27. 2. 1849, SUB Göttingen, Gauß-Nachlass.

26 Vgl. Bolotov, Aleksej: *Kurs vysšej i nizšej geodezii*, 2 Bde., St. Petersburg 1845-1849, SUB Göttingen, Gauß-Bibliothek Nr. 295.

27 Struve an Gauß, 22./10. 5. 1845, SUB Göttingen, Gauß-Nachlass.

28 In: Gauß Werke Bd. 4, S. 1-26, 27-53 und 55-93.

29 Gauß-Schumacher-Briefwechsel Bd. 5, Altona 1863, S. 15f.

6. Pulkovo

6.1 Wilhelm Struve (1793-1864)

Der in Altona geborene Wilhelm Struve (Vasilij Struve) (1793-1864) war nach seiner Promotion im Jahre 1813 außerordentlicher Professor der Astronomie in Dorpat (Tartu) geworden. Seit 1818 war er dort ordentlicher Professor und Direktor der Sternwarte. Gauß und Struve verband eine herzliche und langwährende Freundschaft. Dies belegt ihr Briefwechsel; die erhaltenen Briefe stammen aus den Jahren 1815-1847. Im Jahre 1835 hatte Gauß sowohl Struve als auch den Mathematiker und Sekretär der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften Paul Heinrich Fuß (Pavel Fus) (1798-1855) als Mitglieder für die Göttinger Akademie vorgeschlagen.³⁰ Gelegentlich stattete Struve vom hohen Norden aus Gauß in Göttingen einen Besuch ab, so 1838 und 1844, vielleicht auch noch öfter.

6.2 Gründung und Bau der Sternwarte

Bereits am 30. 1. 1832 wurde der noch in Dorpat (Tartu) tätige Struve ordentliches Mitglied der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften; er sollte später das Amt des Astronomen an der dort neu zu gründenden Sternwarte übernehmen.

Kurze Zeit später, am 26. 10. 1833, wurde der Erlass zur Errichtung einer Sternwarte in St. Petersburg unterzeichnet; als Präsident der Akademie fungierte damals Sergei Uwarow (Sergej Uvarov) (1796-1855). Dieser hatte seine Karriere als Sekretär der russischen Botschaften in Wien und in Paris begonnen. Er wurde 1818 Präsident der Akademie und 1832 Unterrichtsminister; dieses Amt hatte er bis 1848 inne. Bereits 1811 war Uwarow korrespondierendes Mitglied der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften geworden und zwar in der Klasse für alte Literatur und Kunst; 1820 wurde er auswärtiges Mitglied der historisch-philologischen Klasse.³¹

Am 21. 6. 1835 wurde der Grundstein zum neuen Observatorium gelegt. Die Aufgaben des Architekten übernahm Alexander Brüllow (Aleksandr Brjullov) (1798-1877). Das Glanzstück der Sternwarte war und ist die mit korinthischen Säulen umgebene Rotunde, die der Rotunde des St. Petersburger Winterpalais nachempfunden ist. Im Juni 1839 übersiedelte Struve nach Pulkowo. Die Ein-

30 Vgl. Archiv der Akademie der Wissenschaften Göttingen, Pers. 19/182-183 und Pers. 12/95.

31 Vgl. Archiv der Akademie der Wissenschaften Göttingen, Pers. 1,5/122-125.

richtung der Sternwarte dauerte noch bis 1840, dann aber war Pulkowo die neue „Astronomische Hauptstadt der Welt“.³²

6.2 Schumachers Bericht

So wurde dann auch die Einweihung der neuen Sternwarte ein besonderes und international beachtetes Ereignis. Gauß nahm leider an den Feierlichkeiten nicht teil. Dafür aber reiste sein engster Freund Heinrich Christian Schumacher (1780-1850) nach St. Petersburg. Voller Begeisterung berichtete er Gauß am 7. 10. 1840: „Ich bin am 3. October, mein theuerster Freund, nach einer langen (6 Tage) und stürmischen Seefahrt aus Petersburg zurückgekommen. Die Reise ist mir in Bezug auf das was ich dort gesehen habe, und auf manche angenehme Bekanntschaft, die ich dort machte, allerdings sehr interessant gewesen. Ich glaube, dass man im Allgemeinen einen sehr inadäquaten Begriff von den wissenschaftlichen und Kunstschatzen hat, die dort zusammengehäuft sind; wenigstens habe ich es gehabt. Alles ist colossal in Dimension und Zahl (was die Zahl betrifft, so hat der Generalstab z. B. 155 Theodoliten von Ertel.³³ Ich mag kaum die Zahl hinschreiben, aber ich glaube, dass mein Gedächtniss mich nicht täuscht). Die neue Sternwarte habe ich mit Bewunderung gesehen. Ich kam mit der Idee hin, dass viel dabei eigentlich für unnöthige Pracht gemacht sei. Das ist aber nicht der Fall. Ich wüsste keine Einrichtung, die nicht Sicherheit und Bequemlichkeit der Beobachtungen bezweckte. Dafür ist freilich nichts gespart. Eleganz und Englische Sauberkeit geht durch jeden Theil. Für blos imponirenden Anblick ohne weitere Zwecke sah ich nichts gemacht“.³⁴ Über die instrumentelle Ausstattung von Pulkowo veröffentlichte Schumacher 1841 einen ausführlichen Bericht in seinen *Astronomischen Nachrichten*.³⁵

6.4 Das Gauß-Portrait von Jensen (1840)

Struve plante, die Rotunde seiner neuen Sternwarte mit Astronomen-Portraits zu schmücken. Da durfte natürlich Gauß nicht fehlen. Schumacher sollte die

32 Ichsanova, Vera: Pulkovo / St. Petersburg. Spuren der Sterne und der Zeiten, Frankfurt a.M. u.a. 1995, S. 34.

33 Traugott Leberecht Ertel (1777-1858), Instrumentenhersteller, wirkte seit 1806 am Mechanischen Institut von Georg von Reichenbach (1771-1826) in München. Nach dessen Tode übernahm Ertel die Leitung. Ertels Instrumente waren sehr begehrt, insbesondere in Russland.

34 Gauß-Schumacher-Briefwechsel Bd. 3, Altona 1861, S. 402f.

35 Schumacher, Heinrich Christian: Kurze während meines Aufenthalts in Pulkowa gesammelte Notizen, in: *Astronomische Nachrichten* 18 (1841), Nr. 411, Sp. 33-44.

Angelegenheit einfädeln; er schrieb am 5. 4. 1840 an Gauß: „Von Struve habe ich Ihnen eine Bitte vorzutragen. Die Sternwarte in Pulkova soll die Bildnisse der ersten Astronomen enthalten. Nun wünscht er natürlich Ihr Bildniß, und hat mich beauftragt Ihnen seine Bitte vorzutragen, sich malen zu lassen“.³⁶ Schumacher empfahl den dänischen Maler Christian Albrecht Jensen (1792-1870) von der Kunstakademie in Kopenhagen mit den warmen Worten, dieser sei in der Lage, den zu Portraitierenden nur drei Stunden Modell sitzen zu lassen. Am 11. Juli 1840 schließlich willigte Gauß ein: „Heute, mein theuerster Freund, nur zwei Worte in Beantwortung Ihres Briefes, dass ich dem Verlangen des Herrn Struve zu entsprechen bereit sein werde, und dass wenn Herr Jensen hieher kommen will, mir während der nächsten zwei Monate jede Zeit gleich ist“.³⁷ Das Ergebnis hängt heute noch in Pulkowo.

6.5 Struves „Description ...“ (1845)

1845 konnte Struve eine erste große Beschreibung der neuen Sternwarte veröffentlichen: *Déscription de l'Observatoire astronomique central de Pulkovo*. Obwohl das Werk nicht in der Gauß-Bibliothek vorhanden ist, muss Gauß es dennoch erhalten haben, denn er bedankte sich in einem Brief vom 11. 12. 1846 bei Struve dafür: „Für das gütige Geschenk, welches Sie mir mit der Beschreibung Ihrer prachtvollen Sternwarte gemacht haben, kann ich Ihnen nur meinen innigsten Dank abstatten. Mögen Sie das bewundernswerthe Glück, einer solchen von Ihnen selbst begründeten Anstalt vorzustehen noch eine lange Reihe von Jahren genießen“.³⁸

In diesem Werk wurden die 22 Portraits erwähnt, die zu Anfang die Rotunde schmückten: Von den schon verstorbenen Astronomen waren dies Portraits von Nicolaus Copernicus, Tycho de Brahe, Johannes Kepler, Isaac Newton, John Flamsteed, Edmund Halley, James Bradley, Olaus Römer, Wilhelm Herschel und Friedrich Theodor Schubert. Von den noch lebenden Astronomen waren Portraits folgender Personen zu sehen: George Bidell Airy, Friedrich Wilhelm Bessel, Traugott Leberecht Ertel, Gauß, Christopher Hansteen, John Herschel, Georg Merz, Adolf Repsold, Georg Repsold, Heinrich Christian Schumacher, James South und Karl August Steinheil. Besonders interessant ist, dass auch Instrumentenhersteller darunter waren. Jensen hatte nicht nur Gauß' Portrait

36 Gauß-Schumacher-Briefwechsel Bd. 3, Altona 1861, S. 368.

37 Ebd. S. 392.

38 Gauß an Struve, 11. 12. 1846, SUB Göttingen, Gauß-Nachlass.

gemalt, sondern noch viele andere, die in Pulkowo zu sehen waren.³⁹ Später kamen noch weitere Portraits hinzu; es sind jetzt ungefähr 43.

7. Kollegen in Kasan

Der Vorläufer der Universität Kasan war ein Gymnasium; so konnte bei der Gründung der Universität im Jahre 1804 und bei der Eröffnung im Februar 1805 noch kaum von einer Universität die Rede sein, viele der alten Lehrkräfte waren die neuen Universitätsprofessoren. Als im Jahre 1806 14 Lehrkräfte an der Universität unterrichteten, gelang es aber immer noch nicht, eine normale Universitätsausbildung zu garantieren. Durch die Berufung einiger ausländischer Wissenschaftler jedoch veränderte sich die Situation. Die Berufung von Martin Bartels erwies sich als Glücksfall; ein halbes Jahr später kam der Göttinger Privatdozent Kaspar Friedrich Renner (1780-1816) nach Kasan und übernahm dort die Professur für angewandte Mathematik. Das Team wurde 1810 durch den Astronomen Joseph Johann Edler von Littrow (1781-1840) und durch den Physiker Franz Xaver Bronner (1758-1850) erweitert.⁴⁰

7.1 Nikolai Lobatschewski (1792-1856)

Im Gouvernement Nishni Nowgorod geboren, besuchte Nikolai Lobatschewski (Nikolaj Lobačevskij) zunächst das Gymnasium und ab 1807 die Universität in Kasan. Seine Lehrer Bartels, Littrow und Bronner erkannten schnell seine außergewöhnliche Begabung. Im Jahre 1811 beendete Lobatschewski sein Universitätsstudium und hielt bereits ein Jahr später Vorlesungen über Arithmetik und Geometrie. 1814 wurde er Adjunkt, 1816 außerordentlicher Professor. Als Bartels 1820 Kasan mit Dorpat (Tartu) vertauschte, folgte ihm Lobatschewski als Dekan der Physikalisch-Mathematischen Fakultät. Am 12. 2. 1826 hielt Lobatschewski vor dieser einen Vortrag über die „Exposition succinte des principes de la géométrie avec une démonstration rigoureuse du théorème des parallèles“, der als die Geburtsstunde der Nichteuklidischen Geometrie gilt. 1827 wurde er zum Rektor der Kasaner Universität gewählt, ein Amt, das er

39 Vgl. Struve, Wilhelm: *Déscription de l'Observatoire astronomique central de Poulkova*. St. Petersburg 1845, S. 99f.

40 Vgl. Engel, Friedrich: *Nikolaj Iwanowitsch Lobatschewskij. Urkunden zur Geschichte der nichteuklidischen Geometrie*, Bd. 1, Leipzig 1898, S. 349-445, hier S. 351-359, 370-373.

bis 1846, also 19 Jahre lang (!), innehatte. 1829 stattete Alexander von Humboldt während seiner Sibirienreise Lobatschewski einen Besuch in Kasan ab.

1829 und 1830 erschien in der Zeitschrift *Kasaner Bote* (*Kazanskij vestnik*) Lobatschewskis Schrift *Über die Anfangsgründe der Geometrie* (*O načalach geometrii*). Doch stellte der *Kasaner Bote* nur kurze Zeit später, 1832, sein Erscheinen ein. Lobačevskijs Schrift *Über die neuen Anfangsgründe der Geometrie* (*O novych načalach geometrii*) erschien 1835-38 in 6 Heften in den von Lobatschewski neu ins Leben gerufenen *Wissenschaftlichen Schriften* (*Učenyje zapiski*) der Universität Kasan. 1836 veröffentlichte er sein Werk *Anwendung der imaginären Geometrie auf einige Integrale* (*Primenenie voobražaemoj geometrii k nekotorym integralam*). Ein russisches Exemplar befindet sich in der Gauß-Bibliothek (Nr. 913). Es ist nicht klar, wann es in Gauß' Besitz kam, doch muss er es studiert haben, weil es handschriftliche Notizen von Gauß enthält.

Lobatschewskis *Geometrische Untersuchungen zur Theorie der Parallellinien* (*Geometričeskie issledovanija po teorii parallel'nych linij*) erschien im Jahr 1840 in deutscher Sprache; wenig später wurde es auch in andere Sprachen übersetzt. Ein deutsches Exemplar befindet sich in der Gauß-Bibliothek (Nr. 519). Im Jahre 1846 ließ Gauß darüber seinen Freund Schumacher wissen: „Ich habe kürzlich Veranlassung gehabt, das Werkchen von Lobatschewski (Geometrische Untersuchungen zur Theorie der Parallellinien. Berlin 1840, bei G. Fincke. 4 Bogen stark) wieder durchzusehen. Es enthält die Grundzüge derjenigen Geometrie, die Statt finden müsste und strenge consequent Statt finden könnte, wenn die Euclidische nicht die wahre ist“.⁴¹

Carl Friedrich Gauß, der sich schon seit jungen Jahren mit der Nichteuklidischen Geometrie beschäftigt hatte, erkannte und anerkannte ohne weiteres die große Bedeutung, die den Arbeiten Lobatschewskis zukam. So verwundert es nicht, dass er dafür Sorge trug, dass Lobatschewski im Jahre 1842 korrespondierendes Mitglied der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften wurde.⁴² Die Göttinger Akademie war bemerkenswerter Weise die einzige Akademie, in der Lobatschewski Mitglied war. Lobatschewski bedankte sich mit warmen Worten bei Gauß.⁴³ Schließlich wurde Lobatschewski ein Jahr vor seinem Tode, 1855, noch zum Ehrenmitglied der Moskauer Universität gewählt.

41 Gauß-Schumacher-Briefwechsel Bd. 5, Altona 1863, S. 246f.

42 Vgl. Gauß, C. F.: [Vorschlag zur Aufnahme Nikolaj Lobačevskijs in die Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften], Archiv der Akademie der Wissenschaften Göttingen, Pers 20/325-326.

43 Vgl. Engel 1898, S. 437.

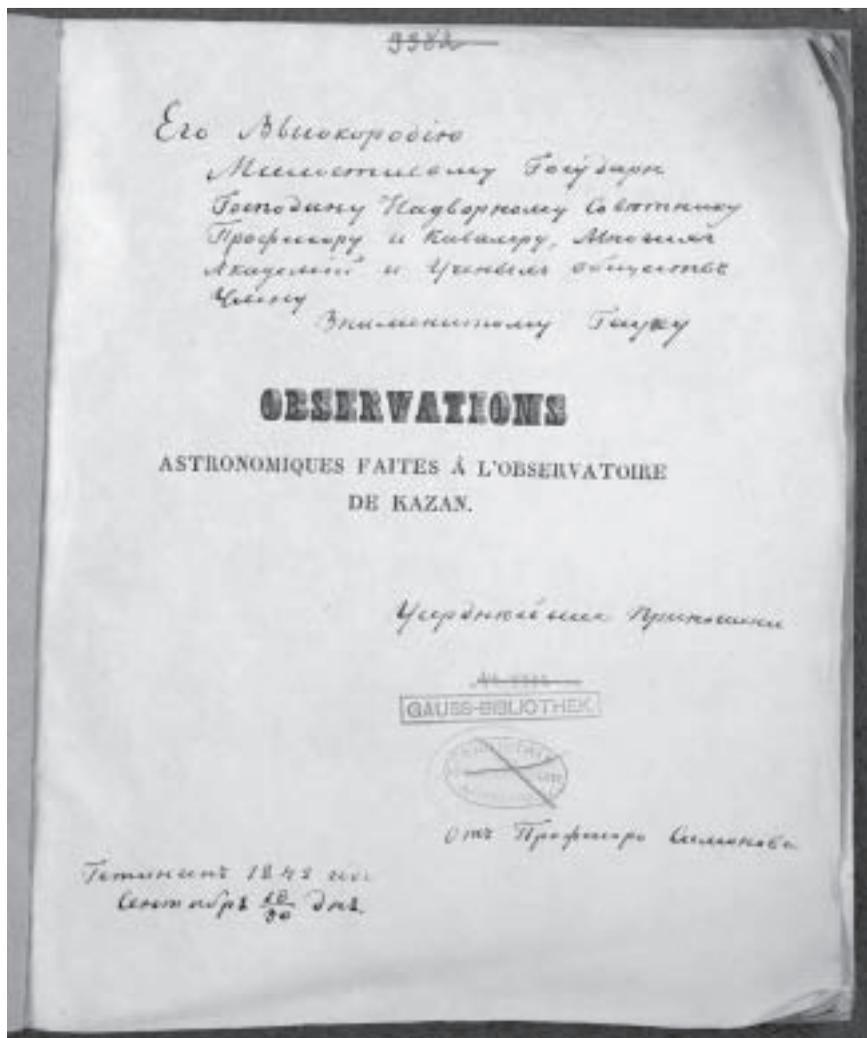


Abb. 17 (zu Katalog [Q 7])

Der Kasaner Professor für Astronomie Iwan Simonow (1794-1855) besuchte Gauß 1842 und schenkte ihm ein Exemplar seiner „Observations ...“. Die abgebildete Widmung lautet übersetzt: „Dem hochwohlgeborenen gnädigen Herrn Hofrat, dem Professor und Ritter, Mitglied vieler Akademien und gelehrter Gesellschaften, dem berühmten Gauß, ein herzlichstes Geschenk von Professor Simonow. Göttingen 1842, 18./30. September“.

7.2 Iwan Simonow (1794-1855)

Iwan Simonow (Ivan Simonov) beherrschte sowohl die französische wie auch die deutsche Sprache; er studierte an der Universität Kasan unter der Ägide von Bartels Mathematik. Für die Beobachtung des Kometen von 1811 erntete er den speziellen Dank Rumowskis. 1816 verließ Littrow Kasan. Simonow, der vorher Adjunkt an der Sternwarte gewesen war, wurde nun außerordentlicher Professor für theoretische und praktische Astronomie. 1819-21 begleitete er Fabian Bellingshausen (Faddej Bellingsgauzen) (1778-1852) auf dessen Südseereise; 1823 war Simonow zusammen mit Kupffer in Wien, wo sie Littrow besuchten und Instrumente bestellten. 1824 reiste Simonow nach Frankreich und Italien. In Paris traf er Humboldt, mit dem er seitdem in Briefwechsel stand. 1837 war das Gebäude der Kasaner Sternwarte fertig; das Vorbild dafür war das Observatorium in Dorpat (Tartu) gewesen.

Bereits 1841 erschien Simonows Arbeit *Über eine neue Methode zur Bestimmung der absoluten Declination* in der von Gauß und Weber herausgegebenen Zeitschrift *Resultate*⁴⁴, ein Hinweis auf die bereits damals bestehenden Kontakte Simonows zu Göttingen.

Im Jahre 1842 unternahm Simonow eine weitere große Reise, die ihn nach England, Frankreich, Belgien und Deutschland führte; vom 28.-30. September besuchte er Göttingen und Gauß. Von Hamburg aus bedankte sich Simonow am 13. 10. 1842 bei Gauß: „Je me crois heureux de vous avoir vu, car dès ma jeunesse j’ai porté le plus grand respect et l’admiration pour Vos sublimes travaux et depuis mon séjour à Goettingue Votre bonté pour moi a attaché pour toujours mon coeur reconnaissant à Votre personne“⁴⁵. Gleichzeitig übersandte Simonow eine weitere Arbeit *Nouvelle méthode pour déterminer la déclinaison magnétique absolue* mit der Bitte um Veröffentlichung in den *Resultaten*. Dazu kam es aber nicht mehr, da das Erscheinen der *Resultate* bereits eingestellt war.

Zwei Jahre später veröffentlichte er einen ausführlichen Reisebericht, in dem auch sein 3tägiger Aufenthalt in Göttingen gebührende Beachtung fand.⁴⁶ In diesen Tagen hatte Simonow Gelegenheit gehabt, sich tagtäglich mit dem berühmten Gauß zu unterhalten. Gauß hatte ihm sowohl die Sternwarte als auch das magnetische Observatorium gezeigt; Simonow, der bei dieser Gele-

44 Vgl. Simonoff, J.: Über eine neue Methode zur Bestimmung der absoluten Declination, in: *Resultate aus den Beobachtungen des magnetischen Vereins* (1841), S. 62-64.

45 Simonow an Gauß, 13. 10. 1842, SUB Göttingen, Gauß-Nachlass.

46 Vgl. Simonov, Ivan Michailovič: *Zapiski i vospominanija o putešestvii po Anglii, Francii, Bel’gii i Germanii v 1842 godu*. Kasan 1844, S. 317f.

genheit auch Wilhelm Weber kennen lernte, betonte, dass Gauß sich momentan mehr mit dem Erdmagnetismus beschäftigte. Später ließ Simonow diesen 1844 veröffentlichten Bericht Gauß zukommen, denn das Werk befindet sich in der Gauß-Bibliothek (Nr. 1060). Am 2. 9. 1848 nämlich bedankte sich Gauß für das „gütige Geschenk“, das ihm der Prorektor K. K. Foigt geschickt hatte. Gleichzeitig ließ Gauß bei dieser Gelegenheit Simonow wissen, dass er, Gauß, wohl Ehrenmitglied der Kasaner Universität geworden sei, er wisse aber gar nichts davon. Offensichtlich war die Urkunde auf dem Postwege verloren gegangen.⁴⁷ So wurde in der Tat Gauß kurze Zeit später eine weitere Urkunde zugestellt.⁴⁸

8. Nikolajew

Im Jahre 1821 wurde in Nikolajew eine Steuermannschule sowie eine Sternwarte eingerichtet. Diese sollte für die Marine Karten zur Verfügung stellen und Chronometer und andere nautische Instrumente überprüfen. Karl Friedrich Knorre (1801-1883), in Dorpat (Tartu) geboren, war der erste, der 1821 als Lehrer der Mathematik an die Steuermannschule und als Hauptastronom an die Sternwarte nach Nikolajew berufen wurde. Unter seiner Aufsicht wurden ab 1822 das Schwarze Meer, das Asowsche Meer und das Marmarameer vermessen. Die Arbeiten dauerten 30 Jahre an.

Somit ist klar, dass Knorre und Gauß gemeinsame Interessen teilten; in der Gauß-Bibliothek befinden sich zwei Werke von Knorre.⁴⁹

9. Gauß' Russischkenntnisse

Erst in fortgeschrittenem Alter begann Gauß, der viele Sprachen tadellos beherrschte, nun auch die russische Sprache zu erlernen. Seine ersten Sprachstudien gehen auf das Frühjahr 1839 zurück. Am 8. 8. 1840 berichtete er Schumacher, dass er fachliche Texte mit einem Wörterbuche, ohne übermäßig viel nachschlagen zu müssen, nun wohl verstehen könne. Bei Alexander Puschkin

47 Vgl. Biermann, Kurt-R.: Einige Episoden aus den russischen Sprachstudien des Mathematikers C. F. Gauß, in: Forschungen und Fortschritte 38 (1964), S. 44-46, hier S. 45.

48 Vgl. Gauß, C. F.: Diplom - Mitglied der Universität Kasan (Russland), Kasan 1849, Stadtarchiv Braunschweig, G IX 21: 44, Nr. 16.

49 Vgl. SUB Göttingen, Gauß-Bibliothek Nr. 1228 und 1229.

(Aleksandr Puškin) jedoch finde er stets mehr unbekannte Wörter als bekannte.⁵⁰ Und an Kupffer schrieb er am 13. 8. 1840: „Mit dem Russischen schreite ich wenn auch langsam, doch immer etwas fort, und nehme an dieser reichen und bildsamen Sprache recht viel Interesse. Ihr *Rukovodstvo*⁵¹ [Anleitung] lese ich mit einiger Fertigkeit und mit vielen Vergnügen ...“.⁵²

Aus dem bereits erwähnten Bericht Simonows, der 1842 Göttingen besucht hatte, geht hervor, dass sich Simonow und Gauß nicht nur über wissenschaftliche Dinge, sondern auch über russische Literatur unterhielten: „Es ist erstaunlich“, wusste Simonow zu berichten, „daß der hervorragende Mathematiker, im siebenten Lebensjahrzehnt noch angefangen hat, russisch zu lernen, und es bis zum Verständnis von Dichtern und Schriftstellern brachte. Beim Lesen russischer Bücher studierte er die in ihnen vorkommenden Ausdrücke bis zur letzten Feinheit. Er sagt, daß der Wunsch, russische Werke im Originaltext zu lesen, eine Folge des Verlangens nach Erprobung seines sechzigjährigen Gedächtnisses sei“.⁵³

Dass seine Sprachkenntnisse Fortschritte machten, zeigt ein Brief an Paul Heinrich Fuß vom 9. 8. 1844: „Das Vergnügen welches mir die Beschäftigung mit der russischen Sprache und Literatur gewährt, ist nicht erkaltet, und wird mir wohl stets treu bleiben ... Bin ich nicht zu unbescheiden, wenn ich bitte bei dieser oder irgend einer andern künftigen Sendung mir auch ein Paar belletristischer Sachen mitzuschicken, ich habe gedacht etwa die *Kapitanskaja dočka* [Die Hauptmannstochter] von Puschkin und ein Roman eines ungenannten der wenn ich richtig buchstabiert habe *Nerovnja* [Unebenbürtig] heißen wird, und der eine treue Schilderung der sozialen Zustände Russlands besonders bei den mittleren Ständen enthalten soll“.⁵⁴

Trotz der Freude, die die russische Sprache ihm machte, konnte Gauß nur wenig Zeit erübrigen. So ließ er am 11. 12. 1846 Struve wissen: „Mit meiner russischen Sprachkenntniß werde ich wohl etwas zurückgekommen sein, da ich seit länger als einem Jahre nicht dazu habe kommen können, auch nur einen russischen Buchstaben anzusehen, ich hoffe jedoch in der ersten freien Zeit das Versäumte schnell nachzuholen ...“.⁵⁵

50 Vgl. Gauß-Schumacher-Briefwechsel Bd. 3, Altona 1861, S. 242, 394.

51 Vgl. Kupffer, Adolf Theodor: *Rukovodstvo k delaniju meteorologičeskich i magnitnich nabljudenij*, St. Petersburg 1835, SUB Göttingen, Gauß-Bibliothek Nr. 489.

52 Gauß an Kupffer, 13. 8. 1840, SUB Göttingen, Gauß-Nachlass.

53 Simonov 1844, S. 320f; Biermann 1964, S. 46.

54 Kol'man, E.: *Neopublikovannoe pis'mo K. F. Gaussa*, in: *Trudy Instituta istorii estestvoznaniija i tehniki* 5 (1955), S. 385-394, hier S. 388f.

55 Gauß an Struve, 11. 12. 1846, SUB Göttingen, Gauß-Nachlass.

10. Gauß-Bibliothek

Gauß besaß eine umfangreiche Bibliothek, die heute knapp 1400 Nummern umfasst. Sie wird in der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek verwahrt. Der große Gauß-Biograph Waldo Dunnington zählte die darunter befindlichen, in russischer Sprache veröffentlichten Werke: Es waren 75, also doch ein beträchtlicher Prozentsatz.⁵⁶ Darunter befanden sich Wörterbücher, Grammatiken, Reiseführer, Kalender, Geschichtsbücher, Fachliteratur und schöngeistige Literatur. Hier seien zwei Beispiele herausgegriffen, nämlich zum einen das bereits erwähnte Reiffische etymologische Wörterbuch, das sich Gauß offensichtlich gleich am Anfang seiner Russischstudien gekauft hatte.⁵⁷ Charles Philipp Reiff (Filipp Rejf) (1792-1872) war in Neuchâtel in der Schweiz geboren. Mit seinem *Dictionnaire russe-français* schuf er ein vielbewundertes Werk, dem auch Erklärungen in arabischer Schrift (Türkisch, Persisch, Arabisch) und in Sanskrit beigegeben waren.

An schöngeistiger Literatur sei hier Alexander Bestushews (Aleksandr Bestuževs) sechsteiliges Werk *Russkie povesti i rasskazy* (*Russische Novellen und Erzählungen*) (3. Auflage, St. Petersburg 1838) genannt, welches mannigfache Eintragungen und Bemerkungen von Gauß aufweist (Nr. 530).⁵⁸ Das Werk hatte der Mathematiker Paul Heinrich Schubert besorgt. Schumacher schreibt darüber am 7. 10. 1840 an Gauß: „Er [Schubert] hat für Sie Bestúscheff's Werke gekauft, die zu den besten prosaischen Schriften gehören, und das Russische Volksleben treu darstellen. Bestúscheff war in der ersten Verschwörung gegen den Kaiser [dem Dekabristenaufstand des Jahres 1825], ward zum Tode verurtheilt, aber nicht hingerichtet, sondern nach Sibirien gesandt ... nachher ward er unter dem Namen Ma[r]linski als gemeiner Soldat nach dem Caucasus gesandt, ... als er in einem Scharmützel von den Tscherkessen erschossen ward. Er soll ein Mann von den grössten Anlagen gewesen seyn“.⁵⁹

56 Vgl. Dunnington, Waldo: Carl Friedrich Gauss: Titan of Science, New York 1955, S. 238.

57 Gauß-Schumacher-Briefwechsel Bd. 3, Altona 1861, S. 394 und Bd. 4, Altona 1862, S. 46.

58 Vgl. Bestužev, A. A.: *Russkie povesti i rasskazy*, 6 Bde., St. Petersburg 1838.

59 Gauß-Schumacher-Briefwechsel Bd. 3, Altona 1861, S. 403.

11. Schlussgedanken

Die schon früher getroffene Feststellung „Von den ausländischen Wissenschaftlern des 19. Jahrhunderts stand C. F. Gauß der russischen Wissenschaft und überhaupt der russischen Kultur am nächsten“⁶⁰ kann nur bestätigt werden. Gauß' Interessen waren in der Tat nicht nur auf Fachwissenschaften beschränkt, sondern er verfolgte durchaus auch die Absicht, Russland und das russische Geistesleben besser kennen und verstehen zu lernen.

60 Neopublikovannoe pis'mo K. F. Gaussa, in: Vestnik Akademii Nauk SSSR 25 (1955), S. 109-111, hier S. 109. Ähnlich in: Radovskij, M. I.: Gauss i ego svjazi s Rossiej, in: Priroda (1964), Nr. 8, S. 108-109, hier S. 108.

Exponate

Silke Glitsch

[Q 1]

Carl Friedrich Gauß (1777-1855)

Gemälde, Öl auf Leinwand, 540 x 660 mm von Christian Albrecht Jensen [Reproduktion]
Porträtsammlung des Astronomischen Museums des Astronomischen Hauptobservatoriums der Russischen Akademie der Wissenschaften Pulkowo: GAO P-22

Gauß gehört zu den herausragenden Wissenschaftlern seiner Zeit. In bescheidenen Verhältnissen aufgewachsen, besuchte er von 1792 bis 1795 das Collegium Carolinum in Braunschweig und studierte anschließend in Göttingen Mathematik. Von 1798 bis 1807 lebte er als Privatgelehrter in Braunschweig. 1799 promovierte er über den Fundamentalsatz der Algebra. 1801 knüpfte er erste Kontakte zur St. Petersburger Akademie der Wissenschaften. 1807 wurde Gauß als ordentlicher Professor der Astronomie und Direktor der Sternwarte nach Göttingen berufen, wo er bis zu seinem Tode blieb. Gauß begann 1839 Russisch zu lernen. Zeitlebens pflegte er zahlreiche Kontakte zu bedeutenden Wissenschaftlern in St. Petersburg und in Russland.

1840 wurde in Pulkowo bei St. Petersburg ein Observatorium eingerichtet, das bald als neue „Astronomische Hauptstadt der Welt“ galt. Sein Glanzstück ist die mit korinthischen Säulen umgebene Rotunde. Diese wurde nach dem Wunsch des ersten Direktors der Sternwarte Wilhelm Struve (1793-1864) mit Porträts „der ersten Astronomen“ geschmückt. Gauß entsprach der Bitte seines engen Freundes um ein Porträt und ließ sich 1841 von dem dänischen Maler Christian Albrecht Jensen porträtieren, der für diesen Zweck eigens nach Göttingen reiste.

[Q 2]

Gauß, Carl Friedrich: Übersicht der Gründe der Constructibilität des Siebenzehneckes. 1801. [Autograph]. [Facsimile von l. 1]

St. Petersburger Filiale des Archivs der Russischen Akademie der Wissenschaften: R. I, op. 110, d. 13, l. 1-2ob.

1795 begann Gauß ein Studium an der Universität Göttingen. Zunächst war er sich nicht sicher, ob er Mathematik oder alte Sprachen studieren sollte. Nachdem ihm aber im März 1796 eine erste großartige mathematische Entdeckung gelang, waren die Würfel zu Gunsten der Mathematik gefallen. Seine Entdeckung betraf die Konstruierbarkeit des regelmäßigen 17-Eckes mit Hilfe von Zirkel und Lineal; die Grundlage hierfür lieferte die Zahlentheorie. Im Mai oder Juni 1801 übersandte er der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften eine Version, die während einer Akademie-sitzung am 21. Juni 1801 verlesen wurde. Damit war ein direkter Kontakt zur Akademie hergestellt.

[Q 3]

Carl Friedrich Gauß – Diplom: Korrespondierendes Mitglied der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften. St. Petersburg, 31. Januar 1802.

Stadarchiv Braunschweig: G IX 21: 44 Nr. 3

Bereits 1802 wurde Gauß zum korrespondierenden Mitglied der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften ernannt. Es ist dies die erste Ehre von Seiten einer Akademie, die dem jungen Wissenschaftler zuteil wurde. In den darauffolgenden Jahren bemühte sich die St. Petersburger Akademie mehrfach vergeblich, Gauß zu gewinnen. Gauß blieb ihr in Freundschaft verbunden und wurde 1824 zum auswärtigen Ehrenmitglied ernannt.

Die Urkunde wurde von dem Präsidenten der Akademie Baron von Nicolay, dem Vizepräsidenten Rumowski (Rumovskij) und dem Sekretär Fuß (Fus) unterschrieben. Sie wird durch acht Medaillons geziert, auf denen – von links oben nach rechts unten – folgende Disziplinen genannt sind: „Math[ematica] super[iora]“ [Höhere Mathematik], „Physica“ [Physik], „Astr[onomia] et Geogr[aphia]“ [Astronomie und Geographie], „Histor[ia] natur[alis]“ [Naturgeschichte], „Mechanica“ [Mechanik], „Anatomia“ [Anatomie], „Chemia“ [Chemie] und „Elegan[tiores] Litter[ae]“ [Schöne Literatur].

Die Übersetzung der Urkunde lautet:

„Unter der erhabensten Leitung des mächtigsten Kaisers und Herrn, des Herrn Alexander I., des Alleinherrschers über ganz Russland, des großzügigsten Beschützers der Petersburger Akademie der Wissenschaften.

Die Petersburger Akademie der Wissenschaften beschließt, den hochberühmten Mann Carl Friedrich Gauß wegen seines beständigen Fleißes bei der Pflege der Wissenschaften durch Schriftverkehr mit sich zu verbinden. Damit ein öffentliches Zeugnis davon existiert, erklärt sie ihn durch dieses Zeugnis in gebührender Weise und feierlich zu ihrem Korrespondenten. Denn sie ist zutiefst überzeugt, dass der hochberühmte Mann entsprechend seiner überaus großen Liebe zu den Disziplinen der Wissenschaften und wegen dieses neuen Ehrentitels, mit dem er geschmückt wurde, die Petersburger Akademie schriftlich über alles benachrichtigen wird, was er versucht, zur Mehrung der Wissenschaften tun zu können.

Gegeben in der akademischen Versammlung am 31. Januar 1802.

Der Präsident der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften

Lud. Henr. Bar[ron] à Nicolay

der Vizepräsident der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften

Stephanus Rumowski

der Sekretär der Versammlung der Akademie

Nicolaus Fuss, Staatsrat und Ritter des St. Anna-Ordens.“

(Übersetzung: Prof. Dr. Eberhard Knobloch, Berlin)

[Q 4]

Gauss, Karl Fridrich: Teorija dviženija nebesnych těl, obraščajuščichsja vokrug solnca po koničeskim sččenijam. [Theorie der Bewegung der Himmelskörper, welche in Kegelschnitten die Sonne umlaufen]. Moskau 1861. [Facsimile des Titelblattes]

Russische Nationalbibliothek St. Petersburg: 18.53.5.15

1809 konnte Gauß sein astronomisches Hauptwerk veröffentlichen, die „*Theorie motus corporum coelestium in sectionibus conicis ambientium*“ („Theorie der Bewegung der Himmelskörper, welche in Kegelschnitten die Sonne umlaufen“). Das Werk erregte weltweites Aufsehen und wurde früh in mehrere Sprachen übersetzt, darunter auch 1861 in das Russische.

[Q 5]

Gauss, Karl Fridrich: Trudy po teorii čisel. [Arbeiten zur Zahlentheorie]. Moskau 1959.

Staatsbibliothek zu Berlin, Preußischer Kulturbesitz: 14 A 10119

Bereits 1801 hatte Gauß sein mathematisches Hauptwerk veröffentlicht, die „*Disquisitiones arithmeticae*“ („Arithmetischen Untersuchungen“). Mit dieser Schrift rückte er in die höchsten Ränge der Wissenschaft auf. Sie erlebte zahlreiche Übersetzungen, darunter auch 1959 in das Russische.

[Q 6]

Bestužev[Marlinskij], Aleksandr: Russkie pověsti i razskazy. Bd. 3. St. Petersburg 1838.

SUB Göttingen: Gauss Bibl. 530

Noch in fortgeschrittenem Alter begann Gauß, der viele Sprachen tadellos beherrschte, auch die russische Sprache zu erlernen. Seine ersten Sprachstudien gehen auf das Frühjahr 1839 zurück. Bald verstand er mit Hilfe eines Wörterbuches fachliche Texte und las sogar russische Schriftsteller im Original. Unter seinen Büchern, die als „Gauß-Bibliothek“ in der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek verwahrt sind, befinden sich 75 Bücher in russischer Sprache. Als Beispiel wird hier ein Band des ersten russischen romantischen Prosaschriftstellers Alexander Bestuschew-Marlinski (Aleksandr Bestužev-Marlinskij) (1797-1837) gezeigt. Das Buch weist zahlreiche Eintragungen und Bemerkungen von Gauß auf.

Auf S. 94 findet sich folgende handschriftliche Eintragung:

„Die Vorgänge in Oschmäny sind hier nicht ganz richtig erzählt. Napoleon kam in der Nacht vom 24-25 Nov / 6-7 Dec durch diesen Ort, welcher von der Division Loison besetzt war, während das Cavallerie-Detachement unter Seslawin in Tabarischky, 10 Werste von Oschmäny sich befand. Hieher hatte es sich zurückziehen müssen, nachdem es am 23 Nov / 5 Dec auf kurze Zeit die Franzosen aus Oschmäny verdrängt hatte. S[iehe] Danilefsky, IV, S. 201 der deutschen Übers.“

(Hinweis: Prof. Dr. Werner Lehfeldt, Göttingen)

[Q 7]

Simonoff [Ivan]: Observations astronomiques faites à l'observatoire de l'université impériale de Kazan. [Astronomische Beobachtungen am Observatorium der Kaiserlichen Universität zu Kasan]. Kasan 1842.

Beil.: Widmung des Verfassers an Gauß [Facsimile]

SUB Göttingen: Gauß Bibl. 1350

Neben engen Kontakten zu zahlreichen russischen Wissenschaftlern in St. Petersburg unterhielt Gauß Verbindungen zu Gelehrten der 1804 gegründeten Universität von Kasan, so auch zu dem Professor für theoretische und praktische Astronomie Iwan Simonow (Ivan Simonov) (1794-1855). Im September 1842 besuchte Simonow Gauß in Göttingen und schenkte ihm bei dieser Gelegenheit ein mit einer herzlichen Widmung versehenes Exemplar seiner „Observations astronomiques ...“ („Astronomischen Untersuchungen ...“). Das Buch beschreibt die in dem 1837 fertiggestellten Kasaner Observatorium durchgeführten astronomischen Beobachtungen Simonows; es ist mit Abbildungen des Observatoriums und der Stadt Kasan versehen.

Die Widmung lautet übersetzt:

„Dem hochwohlgeborenen gnädigen Herrn Hofrat, dem Professor und Ritter, Mitglied vieler Akademien und gelehrter Gesellschaften, dem berühmten Gauß, ein herzlichstes Geschenk von Professor Simonov.

Göttingen 1842, 18./30. September“.

[Q 8]

Nikolai Lobatschewski (Nikolaj Lobačevskij) (1792-1856)

Lithographie, 140 x 150 mm [Facsimile]

SUB Göttingen: 4° HLP VII, 104/20 (Frontispiz)

Der wohl berühmteste russische Naturwissenschaftler, mit dem Gauß in Verbindung stand, ist der Mathematiker Nikolai Lobatschewski (Nikolaj Lobačevskij). Von 1807 bis 1811 studierte er in Kasan. Dort erhielt er besonders durch Johann Martin Christian Bartels – einen einstigen Lehrer und Freund von Gauß – eine ausgezeichnete mathematische Ausbildung. Bereits 1812 hielt er Vorlesungen über Arithmetik und Geometrie. 1814 wurde er Adjunkt, 1816 außerordentlicher Professor und 1822 ordentlicher Professor der Kasaner Universität. 1827 wurde er zum Rektor gewählt und hatte dieses Amt 19 Jahre lang inne. Lobatschewski ist einer der Entdecker der nichteuklidischen Geometrie, über die er unabhängig von Friedrich Bolyai und Gauß arbeitete.

[Q 9]

Lobačevskij, Nikolaj: Primenenie vobražajemoj geometrii k nekotorym integralam. [Anwendung der imaginären Geometrie auf einige Integrale]. Kasan 1836.

SUB Göttingen: Gauß Bibl. 913

Lobatschewski referierte erstmals 1826 über die Möglichkeit einer Geometrie, in der das Parallelenpostulat durch seine Negation ersetzt ist. Von diesem Zeitpunkt an veröffentlichte er über Jahrzehnte korrigierte und erweiterte Darlegungen seiner nichteuklidischen Geometrie. 1836 veröffentlichte er seine „Anwendung der imaginären Geometrie auf einige Integrale“ („Primenenie vobražajemoj geometrii k nekotorym integralam“). Ein russisches Exemplar befindet sich in der Gauß-Bibliothek. Auch dieses Buch enthält handschriftliche Notizen von Gauß, so die Eintragung „ $\cos ip = 1/\sin p'$, $\sin ip = \text{icotg } p'$, $\text{tg } ip = \text{icos } p'$ “ (S. 5). Auch besaß Gauß Lobatschewskis „Geometrische Untersuchungen zur Theorie der Parallellinien“ („Geometričeskie issledovanija po teorii paralel'nych linij“), die 1840 in deutscher Sprache erschienen.

[Q 10]

Gauß, Carl Friedrich: [Vorschlag zur Aufnahme Lobachevskijs in die Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften]. Göttingen, 23. November 1842.

Archiv der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen: Pers. 20/325

Gauß, der sich schon seit jungen Jahren mit der nichteuklidischen Geometrie beschäftigt hatte, erkannte und anerkannte ohne weiteres die große Bedeutung, die den Arbeiten Lobatschewskis zukam. So trug er dafür Sorge, dass Lobatschewski 1842 zum korrespondierenden Mitglied der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften ernannt wurde. Sie blieb die einzige Akademie, in der Lobatschewski Mitglied war.

Der Text des Antrages lautet:

„Der Königlichen Societät erlaube ich mir zum Correspondenten unserer Gesellschaft vorzuschlagen den kaiserl[ichen] Russischen Staatsrath N. Lobatschewski Professor in Kasan einen der ausgezeichnetsten Mathematiker des russischen Reichs. Göttingen den 23 November 1842 gehorsamst Gauß“.

[Q 11]

Carl Friedrich Gauß – Diplom: Ehrenmitglied der Universität Kasan. Kasan, 23. März 1849.

Stadarchiv Braunschweig, G IX 21: 44 Nr. 16

1849 wurde Gauß zum Ehrenmitglied der Kasaner Universität ernannt. In der Urkunde werden insbesondere seine „Theoria motus“ und seine „Disquisitiones arithmeticae“ als „unvergängliche Schriften“ hervorgehoben. Die Urkunde wurde von dem Rektor der Universität Iwan Simonow und von dem Dekan Pjotr Kotelnikow (Petr Kotel'nikov) unterzeichnet. Nachdem die erste Gauß zugesandte Urkunde auf dem Postweg verloren gegangen war, erhielt er kurze Zeit später eine weitere Urkunde.

Die Übersetzung der Urkunde lautet:

„Unter der Hohen Schirmherrschaft des Durchlauchtigsten, Mächtigsten Großen Herrschers, Imperators und Selbstherrschers ganz Russlands
und so weiter, und so weiter, und so weiter

bescheinigt die Kaiserliche Kasaner Universität hiermit,
dass der Universitätsrat, in Anerkennung der wirklichen Verdienste, die der Autor der unvergänglichen Schriften Theoria motus corporum coelestium und Disquisitiones arithmeticae der wissenschaftlichen Welt erwiesen hat, und in Würdigung seiner unermüdlchen Tätigkeit und aktiver Teilnahme an allen wichtigen Fragen zu den wichtigen physikalischen Erscheinungen der Natur sowie der Wissenschaft des Messens und Berechnens, andererseits in Verehrung der tiefeschürfenden Forschungen, die den genialen

Carl Friedrich Gauß

zum Rang eines erstklassigen Mathematikers in Europa erhoben haben, ihn zum Ehrenmitglied der Universität, erwählt hat. Für diese Ernennung wird entsprechend dem Ersuchen des Herrn Kurators des Kasaner Bildungsbezirks und der erfolgten Bestätigung durch den Herrn Minister für Volksbildung, ihm, dem berühmten Gauß, dieses Diplom mit den entsprechenden Unterschriften und mit Beifügung des [Universitäts-] Siegels gegeben.

Kasan, den 23. März 1849

Rektor der Kaiserlichen Universität Kasan

Verdienter Professor, Wirklicher Staatsrat und Ritter

Ivan Simonov

Dekan der zweiten Abteilung der Philosophischen Fakultät

der Kaiserlichen Universität, ordentlicher Professor, Staatsrat

Petr Kotel'nikov“.

(Übersetzung: Elena Roussanova (Hamburg), Dr. Peter Hoffmann (Nassenheide))

Der Chemiker Friedrich Wöhler erhält Minerale aus St. Petersburg

Günther Beer

Friedrich Wöhler (1800-1882), einer der bedeutendsten Chemiker des 19. Jahrhunderts, war seit 1836 Direktor des chemischen Laboratoriums der Universität Göttingen.

Als nach dem Tode von Ludwig Hausmann Friedrich Wöhler das Amt des „beständigen Secretairs“ der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften übertragen werden sollte, schrieb der Kurator Karl Friedrich Ernst August von Bothmer am 10. Januar 1860 zur Charakterisierung Wöhlers an den König: „Nach den umfassenden wissenschaftlichen Verbindungen, in welchen der Obermedicinalrath Wöhler steht, dürfen Wir Uns überzeugt halten, daß die Beziehungen der königlichen Societät zu den Schwesternanstalten und den ausgezeichneten Vertretern der einzelnen Wissenschaften, werden aufrecht erhalten und erweitert werden“.¹

Äußere Zeichen für wissenschaftliche Verbindungen eines Forschers sind Mitgliedschaften in in- und ausländischen Akademien und wissenschaftlichen Gesellschaften, Ehrendoktorwürden auswärtiger Fakultäten und Ordensverleihungen. Wöhler war korrespondierendes Mitglied der Petersburger Akademie der Wissenschaften, Ehrendoktor der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät der russischen (estländischen) Universität Dorpat (Tartu) und Träger des russischen Annen-Ordens 2ter Klasse. Aussagen über persönliche Beziehungen zu Wissenschaftlerkollegen erhält man aus biographischen Aufzeichnungen und aus der nachgelassenen Wissenschaftlerkorrespondenz.

1. Die Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen und die Korrespondenz von Friedrich Wöhler

Abgesehen von den Briefwechseln mit Jöns Jacob Berzelius und Justus Liebig gibt es keine Wissenschaftlerkorrespondenz, die man als „Wöhlernachlass“ bezeichnen könnte. Denn Wöhler verfügte in seinem Testament, dass alle ande-

1 Archiv der Akademie der Wissenschaften in Göttingen. Pers. Wöhler.

ren Briefschaften nach seinem Tode zu vernichten seien. Viele Gelehrtenbriefe habe er schon zu Lebzeiten an Autographensammler gegeben.²

Dank der Erwerbspolitik des Leiters der Abteilung „Handschriften und seltene Drucke“ der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen Dr. Helmut Rohlfing und seines Vorgängers Dr. Klaus Haenel verfügt die Bibliothek über einen beachtlichen Bestand aus der Wöhlerkorrespondenz. Auf Anregung von Frau Elena Roussanova wurden für diesen Beitrag die Briefe des deutsch-russischen Chemikers Friedrich Konrad Beilstein (Fedor Bejl'stejn) (1838-1906) und des Direktors des St. Petersburger Berg-Departements Wladimir Raschet (Vladimir Rašet) (1813-1880) ausgewählt, um die Bemühungen Beilsteins aufzuzeigen, seinen Lehrer Wöhler mit den seltensten russischen Mineralen zu versorgen.

2. Wöhler als Forscher

Als Friedrich Wöhler 1873 zu seinem 50jährigen Lehrjubiläum die Ehrendoktorwürde der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät der Universität Dorpat (Tartu) erhielt, wurden in der Urkunde seine wissenschaftlichen Leistungen genannt. Im Einzelnen wurden hervorgehoben: seine Darstellung des Harnstoffs auf künstlichem Wege und die Arbeiten zur Cyansäure und Allantoin, zur Konstitution und zu den Reaktionen des Amygdalins, mit welchen er die Grundlagen der physiologischen Chemie gelegt habe. Weiter wurden Arbeiten aufgeführt über die Metalle Aluminium, Beryllium, Yttrium, Titan und Cer und die ersten kristallisierten Spezies des Bors und des Siliciums. Den Aufbau von Mellitsäure, von Chinin, Narcotin und Cocain habe er aufgeklärt und Siliciumwasserstoff, Titanitrid, Tellurethyl dargestellt sowie viele chemische Analysen von Meteoriten vorgenommen.

Ein Kenner der chemischen Materie erkennt daraus, dass Wöhler sich neben seinem Schwerpunkt in der physiologischen Chemie sehr vielseitig und auf

2 Wöhler-Testament vom 9. März 1869, Codizill Nr. 17. vom 9. März 1869 (Sammlung Museum der Göttinger Chemie): „Ich will, daß alles Geschriebene von mir, was sich vorfindet, seien es wissenschaftliche Notizen oder Tagebücher oder Briefe und Berichts-Concepte, vernichtet, und daß dieser mein Wille unverbrüchlich und vollständig vollzogen werde. [...] Alle Briefe von Liebig an mich sind an diesen oder dessen Familie zurückzusenden. (Die Briefe von Berzelius an mich habe ich schon läng[st] der Akademie in Stockholm zum Geschenk gemacht, wie ich denn auch alle Briefe von anderen bedeutenden Männern an Autographen-Sammler verschenkt habe.)“

höchstem fachlichen Niveau mit den in seiner Zeit aktuellen Themen beschäftigte. Viele Studenten aus aller Welt zog diese Vielseitigkeit und die Perspektive, solide Forschungspraxis im Laboratorium zu erlernen, nach Göttingen.

3. Von Schlangendreck zu edlen Platinmetallen oder über die Mühen der Materialbeschaffung

Wöhler war sehr findig in der Wahl der Mittel und Gelegenheiten, um für seine Forschung und für die Experimente seiner Studenten in den Besitz der seltensten und aktuellsten Materialien zu gelangen. Um die Bedeutung der Vermittlung Beilstein und Raschets bei der Beschaffung von exotischen russischen Mineralen zu verdeutlichen, werden zuvor die Bemühungen Wöhlers aufgeführt, Harnsäure, Tellurminerale und Cocablätter zu bekommen.

3.1 Harnsäure

Schon während seiner Gymnasialzeit war Wöhler ernsthaft mit chemischen Versuchen beschäftigt und nutzte später die Freundschaft mit dem Paläontologen Hermann von Meyer (1801-1869), mit dem er damals gemeinsam experimentiert hatte, um durch dessen Hilfe an seltene Chemikalien heranzukommen. In Göttingen wandte er sich 1838 an ihn:

„Lieber Freund.

Ich komme mit einer Bitte [...]. Von der Casseler Messe kommend, wird wahrscheinlich auch in Frankfurt auftreten [...] eine Riesin noch begleitet von einer großen Schlange, welche gleich [...] der Riesin und allem Lebendem von Zeit zu Zeit ihre Nothdurft verrichtet. Der Dreck, den sie dabei von sich giebt, hat für mich groszen Werth – ich meine damit die weisze Masse (wie bei den Vögeln), die der Harn ist, wie Du weiszt, und aus Harnsäure besteht. [...].

Meine Bitte geht nun dahin, dasz es Dir gefallen möge, in jene durch das herrliche Gemälde der Riesin erkennbare Bude zu gehen, Dich als Excrement-Liebhaber [...] zu präsentieren und Alles davon zu kaufen, was Du nur bekommen kannst, auch dabei auf jeden Dreck zu pränumerieren und Beschlagnahme zu legen, den die Schlange während ihres Aufenthalts in Frankfurt von sich geben wird.“³

3 Friedrich Wöhler. Ein Jugendbildnis in Briefen an Hermann von Meyer, hrsg. und mit Anmerkungen versehen von Georg W. A. Kahlbaum. Leipzig 1900, S. 18-21.

3.2 Tellur

In Wöhlers „Mineralanalyse“ von 1853 sind die Analysen siebenbürgischer Tellurerze aufgeführt, die in der österreichischen Monarchie zur Goldgewinnung dienten. Wöhler konnte nur über Vermittlung der Wiener Akademie der Wissenschaften das fein gepochte Tellurerz für das Laboratorium erhalten – musste allerdings den Preis für das darin enthaltene Gold bezahlen, obwohl ihn für seine Versuche zur Darstellung der ersten metallorganischen Verbindungen nur das Metall Tellur interessierte.⁴

3.3 Cocablätter

Eine andere Seltenheit, nämlich mehrere Posten Blätter des Cocabaumes aus Peru, erhielt Wöhler von seinem Kollegen Karl Scherzer von der österreichischen Welt-Expedition mit der Fregatte Novara von 1857-1859. Scherzer hatte während dieser Expedition eine Überlandreise im Mai-August 1859 von Valparaiso über den Isthmus von Panama nach Gibraltar unternommen und dabei auf Wunsch Wöhlers in Peru diese Blätter gesammelt. Davon zeugen Scherzers Bericht in der Reisebeschreibung und die Dissertation von Albert Niemann, der im Göttinger chemischen Institut nach Wöhlers Vorschlag aus den Blättern die noch unbekannt Substanz Cocain isoliert hatte.⁵

3.4 Platinmetalle und eine hoffentlich unerschöpfliche Quelle für sibirische Minerale

Wöhler war immer bemüht, die benötigten chemischen Ausgangsmaterialien für seine eigenen Arbeiten und die seiner Studenten zu bekommen. Durch die Initiative Beilsteins erhielt Wöhler Minerale aus Russland, zum Beispiel Minerale aus Sibirien und die seltensten Platinmetalle. Unter den Platinmetallen versteht man heute die Edelmetalle Ruthenium, Rhodium, Palladium, Osmium, Iridium und Platin. Sie sind wegen der außergewöhnlichen chemischen Beständigkeit und hohen Schmelzpunkte sowie wegen katalytischer Eigenschaften

4 Wöhler, Friedrich: Practische Übungen in der chemischen Analyse, Göttingen 1853, S. 107: Das Siebenbürgen'sche gepochte Tellurerz (Schlich) enthielt Schrif-tellur und Blättertellur, d. h. Tellurgold, Tellursilber, Tellurblei und Schwefeltellur, gemengt mit verschiedenen anderen Mineralien.

5 Scherzer, Carl von: Reise der Österreichischen Fregatte Novara um die Erde in den Jahren 1857, 1858, 1859 unter dem Befehl des Commodore B. von Wüllersdorff-Urbair, Bd. 3, Wien 1862. Das Kapitel „Über die Cocapflanze und die neuesten mit ihren Blättern angestellten wissenschaftlichen Untersuchungen“, S. 348-352.

sowohl für die Schmuckherstellung als auch für die Technik trotz hoher Preise unverzichtbar. Zunächst mussten aber die Chemiker die chemischen Eigenschaften der Platinmetalle und die Bedingungen der technischen Herstellungsverfahren erforschen.

Erfreulicherweise belegen zwei Autographen der Handschriftenabteilung der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek, nämlich derjenige Beilsteins an Wöhler aus St. Petersburg vom August/September 1864 und der derjenige Raschets vom Oktober/November 1864 ebenfalls aus St. Petersburg eine solche Transaktion.⁶

DER BRIEF VON BEILSTEIN AUS ST. PETERSBURG AN WÖHLER

Beilstein, Friedrich Konrad: Brief an Friedrich Wöhler vom 28. August / 9. September 1864 (St. Petersburg). SUB Göttingen: Cod. Ms. F. Wöhler 5.

St. Petersburg, d[en] 9. Sept[ember] / 28. Aug[ust] 1864.

Hochgeehrtester Herr Hofrath!

Durch die Vermittelung des Chemikers Struve⁷ bin ich so glücklich gewesen, eine hoffentlich unerschöpfliche Quelle für sibirische Mineralien zu entdecken. Vorläufig ist nur Osmium-Iridium da & wenn Ihnen am Besitz von 1-2 [Pfund] (vielleicht auch mehr) dieser Metalle etwas gelegen ist, so bedarf es von Ihrer Seite nur eines Briefes, um diesen Schatz zu acquiriren. Das Beste hierbei ist, daß Sie sich dabei zu keinerlei Gegendiensten zu verpflichten brauchen, mit einigen Dankadressen sind die Betreffenden vollkommen zufrieden gestellt.

Als Struve Sie vorigen Sommer besuchte, brachte er Ihnen die Photographie eines Mannes mit, den Sie sich kaum gekannt zu haben erinnerten. Sie fragten mich noch diesen Winter nach der Persönlichkeit & jetzt erst erfahre ich durch Struve, daß es General Woldemar Rachette ist. Rachette ist Direktor des Berg-Departaments & damit selbstverständlich ziemlicher Selbstherrscher aller Mineralien. Rachette ist Ihnen außerordentlich zugethan & schmeichelt sich einer Ihrer frühesten Schüler zu sein. Er wird es sich zur besonderen Ehre anrechnen Ihnen gefällig sein zu können & bei einem so mächtigen Manne bedarf es natürlich dazu nur eines Federstreiches. Ich kenne selbst Rachette nicht, was ich Ihnen hier mittheile, habe ich durch Struve erfahren, der im Laboratorium des Berg Departaments angestellt ist, also mit Rachette unmittelbar verkehrt.

6 Ich bedanke mich bei Frau Elena Roussanova für die Transkription der Briefe, die sie für eine größere Arbeit verwenden will.

7 Heinrich Wilhelm Struve (1822-1908).

Struve hatte erst die Absicht auf eigne Hand für Sie etwas auszusuchen, er fürchtete aber allein nicht mächtig genug zu sein & daher nicht genug herauszudrücken. Struve schlägt Ihnen daher vor, sich selbst an Rchette zu wenden (vorläufig also nur wegen Os-Ir & bittet nur ihn als Agenten zu benutzen. Dadurch daß Sie Struve zum Geschäftsführer ernennen, gewinnen Sie den großen Vortheil einen treuen Hüter Ihrer Sache in Petersburg zu haben, der schon dafür sorgen wird, daß die Sachen an der betreffenden Stelle nicht allzu lange liegen bleiben, oder gar vergessen werden.

Sollte es Ihnen möglich sein, die Paar Formalitäten noch in der nächsten Zeit auszufüllen, so kann es sich vielleicht noch einrichten lassen, daß ich das Os-Ir noch mitnehmen kann. Dadurch ersparen wir allen Zeitverlust durch den Transport.

Ich schlage hier meine Zeit hauptsächlich durch Besuche meiner Freunde tod. Von diesen verläßt uns Schischkow⁸ schon in der nächsten Woche um auf seine Güter zu gehen. Die Verwaltung seiner Ländereien, Fabriken u.s.w. nimmt ihn jetzt in Anspruch, daß er sich veranlaßt sieht, auf 1 Jahr Urlaub zu nehmen, um Alles selbst leiten zu können.

Fritzsche⁹ reist übermorgen nach Deutschland & Giessen. Ich habe bei ihm wahre Haufen von Rhodiumsalz gesehen. Ebenso einen kolossalen Vorrath an Vanadiu[m]säure. Es ist aber nichts von ihm heraus zu kriegen. Dann zeigte er auch von Freiberg durch Rue bezogenes Indium, InO & InS u.s.w. Er hat die Hinterlassenschaft von Claus¹⁰ angetreten. Das Manuscript von Claus über die Platinmetalle bricht aber mitten in einem Satz ab. Alle welche das Manuscript gelesen haben, sagen aber, daß es sich in seiner jetzigen Form wenig oder gar nicht zum Druck eigne. Man glaubt Claus habe zuerst nur eine Skizze entwerfen wollen.

Erinnern Sie sich nicht auch, Herr Hofrath, einer Äußerung von Claus, der zu Folge er in Dorpat einen Schrank sich angelegt hatte, worin er alle Präparate gut etikettirt aufbewahrte. Ich meine Claus hätte dieses in Göttingen erzählt. Nun stellt sich aber heraus, daß gar nichts vorhanden ist. Offenbar sind also alle Claus'schen Präparate gestohlen worden. Schmidt in Dorpat besorgt die Claus'schen Hinterlassenschaften, vielleicht läßt sich durch ihn Näheres darüber erfahren. Ich habe, leider nur sehr flüchtig, Herrmann¹¹ von Moskau sprechen können. Auch Warren de la Rue¹² aus London ist kurze Zeit hier gewesen.

8 Lew Schischkow (Lev Šiškov) (1830-1909), Professor der Chemie in St. Petersburg.

9 Karl Julius Fritzsche (1808-1871), Pharmazeut, Professor in St. Petersburg.

10 Carl Claus (1796-1864), Professor der Chemie in Kasan und Dorpat (Tartu).

11 Hans Rudolf Hermann (1805-1897), Vorsteher der Mineralwasseranstalt in Moskau.

12 Warren de la Rue (1815-1889), englischer Naturwissenschaftler.

Die Universität hier beginnt sich allmählig von den Erlebnissen der letzten Jahre zu erholen. Aber gegenwärtig zählt die petersburger Universität nur 300! Studenten.

Alexejeff¹³ ist nun ganz hierher zurückgekehrt, wird dieser Tage sein letztes Examen machen & dann seine Laufbahn beginnen.

Ich hoffe Sie sehen aus Obigem, Herr Hofrath, daß ich mich bestrebe nicht mit leeren Händen nach Göttingen zurückzukehren. Die so sehr bequeme Weise sibirische Erze zu gewinnen hat gewiß Ihren Beifall & wenn Sie mir recht bald Gelegenheit geben, weitere Schritte in der Sache thun zu können, so hoffe ich sie noch glücklich zu Ende zu führen & es würde mir das angenehme Bewußtsein bleiben, Ihnen nützlich gewesen zu sein & also meine Reise nicht ohne Zweck ausgeführt zu haben.

Mit dem freundlichsten Gruße

Ihr ganz ergebener

F. Beilstein

Struve's Adresse ist: Herrn Hofrath Struve Laboratorium des Berg-Departaments, Wassili-Ostrow, 20te Linie,

aber es ist viel besser, Sie adressiren die Briefe an mich, ich werde schon für prompte Bestellung sorgen.

Ich wohne:

Dr. F. B. pr[ivat] Adresse Herrn F. Beilstein in St. Petersburg, Ecke des Nevsky Prospektes & der kleinen Morskaja, Haus Notbek.

DER BRIEF VON RASCHET AUS ST. PETERSBURG AN WÖHLER

Raschette, Woldemar von: Brief an Friedrich Wöhler vom 24. Oktober / 5. November 1864 (St. Petersburg). SUB Göttingen: Cod. Ms. F. Wöhler 102 A.

Hochzuverehrender Herr Professor!

So wohl es meinem Gefühl gethan, in Ihrem werthen Schreiben v[om] 14. September c. ein so ehrenvolles Zeugniß treuer wohlwollender Erinner[ung] zu erhalten, hat es mir doch um so größere [Freude] bereitet, als mir dabei Gelegenheit gegeben ist, [nicht lesbar] einen Wunsch zu erfüllen und zugleich der Wissenschaft damit einen Dienst zu leisten. Da Hr. Dr. Beilstein inzwischen abgereist ist, so benutze [ich] die Anwesenheit des H[er]rn Professors Schering¹⁴

13 Pjotr Alexejew (Petr Alekseev) (1840-1891), studierte u.a. in Göttingen Chemie von 1863-1864, seit 1865 Dozent und dann Prof. der Chemie an der Universität Kiew.

14 Ernst Schering (1833-1897), o. Prof. der Mathematik in Göttingen.

[aus] Göttingen, um durch dessen gefällige Vermittlung Ihnen ein Pfund Osmium-Iridium zu übersenden.

Wie sehr bedaure ich es, auf meinen eiligen Geschäftsreisen ins Ausland mir so manch[en] werthen Besuch versagen zu müssen, doch hege ich die Hoffnung, in nicht allzuferner Zukunft Ihnen – nach einem Zeitraum von 23 Jahren – persönlich meine Aufwartung machen zu können.

Mit der Bitte, mit Ihr freundliches Wohlwollen zu bewahren, verharre ich als Ew. Hochwohlgeboren

ganz ergebener

W. v. Raschette

St. Petersburg

24. Octob[er]/5. Nov[ember] 1864.

4. Russische Chemiestudenten in Göttingen

In der Zeit, als Wöhler als Direktor das chemische Institut leitete, haben mehrere Studenten aus dem Zarenreich ihre Doktorarbeiten in Göttingen angefertigt und wurden hier promoviert. Anders zum Beispiel Pjotr Alexejew (Petr Aleksejev), welcher später als Professor der Chemie in Kiew wirkte. Er studierte hier nur zwei Semester von 1863 bis 1864 kurz vor seiner Promotion in St. Petersburg.

Ein besonderes Entgegenkommen – so könnte man vermuten – waren die in Göttingen nicht unüblichen „in absentia“-Promotionen mehrerer Assistenten Beilsteins. Für dieses Promotionsgesuch schrieben Beilstein und Sinin (Zinin) eine Empfehlung über die ausgezeichnete fachliche Qualifikation, die neben den eingereichten Dissertationen wohl den Ausschlag für eine positive Behandlung gaben. An der philosophischen Fakultät der Universität Göttingen bestand bis 1876 die Möglichkeit eines regulären „in absentia“-Promotionsverfahrens, also ohne Examen, wenn der Bewerber – die Qualifikation vorausgesetzt – „ein öffentliches Amt bekleidet, dessen Ausübung eine gelehrte Bildung voraussetzt“. Eine Assistentenstelle am St. Petersburger Technologischen Institut wurde hierfür anerkannt. Beilstein setzt sich aber auch für einen Assistenten von Dmitri Mendelejew (Dmitrij Mendeleev) ein, „einen unserer gediege[n]sten jüngern Chemiker“. Einem anderen Wissenschaftler aus St. Petersburg attestiert er in einem Begleitschreiben: „nach unseren Gesetzen ist es einem Mediziner nicht gestattet sich an der Universität [in St. Petersburg für das Fach Chemie] zu habilitieren, wozu ihm aber ein ausländischer Doctorgrad den Weg öffnen kann“.¹⁵

15 UAG Dekanatsakte Phil. Nr. 157, 1871/1872, fol. 498.



Abb. 18 (zu Katalog [R 4])

Dieses Photo von Mitarbeitern und Studenten des Chemischen Instituts der Universität Göttingen zeigt u.a. Friedrich Wöhler (1), Friedrich Konrad Beilstein (2) und Pjotr Alexejew (3) (obere Reihe).

4.1 Promotionen russischer Studierender am chemischen Institut von Wöhler

- 1858: Friedrich Konrad Beilstein (Fedor Bejl'stejn) (1838-1906) aus St. Petersburg. Diss.: Über das Murexid.
- 1870: Nikolai Tawildarow (Nikolaj Tavildarov) (1846-?), Assistent am Technologischen Institut in St. Petersburg. Diss.: Über einige Derivate des Xylenols. Promotion in absentia.
- 1871: Eduard Wroblewski (Eduard Vroblevskij) (1848-1892), Assistent an der chemischen Abteilung des Technologischen Instituts in St. Petersburg, geb. 1848. Diss.: Die Chlorsubstitutionsprodukte der isomeren Toluidine und deren Derivate. Promotion in absentia.
- 1872: Gustav Schmidt (1839-?) aus St. Petersburg, Assistent am chemischen Laboratorium der Universität in St. Petersburg. Diss.: Über die Monoamidoderivate des Azobenzols und Azoxybenzols. Promotion in absentia.
- 1873: Waleri Gemilian (Valerij Gemilian) (1851-1914) aus St. Petersburg. Diss.: Über die Sulfo-Derivate der normalen Buttersäure. Promotion in absentia.
- 1873: Wladimir Rudnew (Vladimir Rudnev) (1850-?) aus St. Petersburg. Diss.: Über isomere Bromtoluidine aus ortho- und para-Bromtoluol, und über die gegenseitige Stellung von CH^3 , Br und NO^4 (oder (NH^3) , im Benzol.
- 1874: Julia Lermontowa (Julija Lermontova) (1846-1919) aus St. Petersburg, Privatassistentin von A. W. Hofmann an der Universität Berlin. Diss.: Zur Kenntnis der Methylenverbindungen. (Der Prüfer für Chemie war Prof. Hans Hübner, 2. Direktor des chemischen Instituts neben Prof. Wöhler.)
- 1875: Iwan Ponomarjow (Ivan Ponomarev) (1848-?) aus Irkutsk. Diss.: Über das Pseudoschwefelcyan und seine Derivate. (Der Prüfer für Chemie war Prof. Hans Hübner, 2. Direktor des chemischen Instituts neben Prof. Wöhler.)
- 1876: Hermann Behagel von Adlerskron (1848-?) aus Friedrichshof, Livland. Diss.: Über Dinitrosalicylsäure. (Der Prüfer für Chemie war Prof. Hans Hübner, 2. Direktor des chemischen Instituts neben Prof. Wöhler.)

Der Besuch russischer Chemiestudenten und Postdoktoranden in Göttingen ist noch nicht erforscht. Eine besondere Stellung nehmen dann kurz nach 1900 die russischen Doktoranden von Gustav Tammann ein, welcher 1903 von Dorpat (Tartu) nach Göttingen auf ein neu gegründetes Ordinariat für Anorganische Chemie berufen worden war.

4.2 Platinmetalle sogar für Studenten

Beilstein selbst bezeugt beim Antritt seiner Assistentenstelle am Göttinger chemischen Institut in einem Brief von 1860 an den Bonner Professor der Chemie August Kekulé (1829-1896) die gute Ausstattung des Göttinger Laboratoriums mit seltenen Chemikalien – darunter die Platinmetalle – und ihre Bedeutung für die Attraktivität des Standorts: „Wöhlers chemische Erfahrung ist sehr hilfreich und wenn Jemand an seltenen Metallen interessiert ist, wird er hier die allerbesten Bedingungen finden, damit zu experimentieren. Es herrscht hier kein Mangel an Material und unser alter Herr [Wöhler] hat eine enorme Fülle davon gesichtet und erforscht. Wir haben kiloweise Selen und Pfunde Tellur – die Platinmetalle sind hier ganz normale Substanzen für die Experimente von Studenten, sowie auch Wolfam und Molybdän.“¹⁶

Wöhlers erste Arbeiten über Platinmetalle fallen in das Jahr 1834, als er noch an der Kasseler Gewerbeschule lehrte. Sechs Jahre später setzte er, um zum Schluss nochmals die Bedeutung des Besitzes exotischer Materialien zu betonen, sogar solche Präparate von Platinmetallen ein, um von Hermann Trommsdorff im Tausch den raren Honigstein von Aschersleben zu erhalten, und schreibt: „auch erbiere ich mich, für jedes Loth Honigstein $\frac{1}{2}$ Loth Osmium oder Osmium-Iridium zu geben“.¹⁷

So musste also eine Aufstockung dieses Kapitals um ein ganzes Pfund Osmium-Iridium durch das Geschenk von Raschet im Jahre 1864 Friedrich Wöhler hochwillkommen gewesen sein.

16 Huntress, Ernest H.: 1938: The one hundredth anniversary of the birth of Friedrich Konrad Beilstein (1838-1906), in: *Journal of Chemical Education*, 15 (1938), S. 303-309. S. 305. (Anm: Der ursprünglich deutsche Text wurde von mir [G.B.] vom Englischen ins Deutsche rückübertragen.)

17 Lauterbach, Irene R.: *Christian Wilhelm Trommsdorff (1811-1884). Zu Leben und Werk eines pharmazeutischen Unternehmers*, (Greifswalder Schriften zur Geschichte der Pharmazie, Bd. 2), Stuttgart 2000, S. 181.

Exponate

Günther Beer, Silke Glitsch

[R 1]

Friedrich Wöhler (1800-1882)

Photographie, 65 x 105 mm von Bernhard Petri, Göttingen

SUB Göttingen: Sammlung Voit: Friedrich Wöhler Nr. 8

Friedrich Wöhler gehört zu den bedeutendsten Chemikern des 19. Jahrhunderts. Nach einem Studium der Medizin wandte er sich der Chemie zu und arbeitete u.a. bei Berzelius in Stockholm. Seit 1836 war er Direktor des chemischen Laboratoriums der Universität Göttingen. Neben einem Schwerpunkt in der physiologischen Chemie, deren Grundlagen er legte, beschäftigte er sich sehr vielseitig und auf höchstem fachlichen Niveau mit den in seiner Zeit aktuellen chemischen Themen. Seine Synthese von „organischem“ Harnstoff aus „anorganischem“ Ammoniumcyanat (1828) setzte eine Diskussion über die Grenze zwischen organischer und anorganischer Chemie in Gang.

[R 2]

Friedrich Wöhler – Diplom: Ernennung zum Korrespondierenden Mitglied der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften. St. Petersburg, 29. Dezember 1853.

Museum der Göttinger Chemie der Universität Göttingen

Als Wöhler 1860 das Amt des „beständigen Secretairs“ der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften übertragen werden sollte, wurden zu seiner Charakterisierung auch seine „umfassenden wissenschaftlichen Verbindungen“ hervorgehoben. Ein Beispiel stellt die Ernennungsurkunde Wöhlers zum Korrespondierenden Mitglied der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften dar. Sie wurde am 29. Dezember 1853 ausgestellt und von dem Präsidenten der Akademie Graf Sergei Uwarow (Sergej Uvarov) und dem Sekretär Paul Heinrich Fuß (Pavel Fus) unterzeichnet.

[R 3a]

Friedrich Wöhler – Urkunde: Verleihung des St. Annen-Ordens 2. Klasse. St. Petersburg, 21. September 1865.

Museum der Göttinger Chemie der Universität Göttingen

Im Jahre 1865 wurde Wöhler der St. Annen-Orden 2. Klasse verliehen. In dem Urkundentext, der an den „Professor der Göttinger Universität, dem Geheimen Obermedizinalrat Friedrich Wöhler“, gerichtet ist, heißt es: „Als Ausdruck Unserer [des Zaren Alexander II.] Gewogenheit Euch gegenüber haben Wir Euch allergnädigst per Ukas am 21. September 1865 zum Ritter Unseres Kaiserlichen Ordens der Heiligen Anna zweiter Klasse mit Kaiserlicher Krone ernannt.“

[R 3b]

[St. Annen-Orden 2. Klasse mit Kaiserlicher Krone].

SUB Göttingen: Schlözer-Stiftung, Gegenstände, AL 1

[R 4]

[Mitarbeiter und Studenten des chemischen Laboratoriums der Göttinger Universität].
Photographie, gerahmt, 305 x 265 mm von Gebr. Steuber, Göttingen
Museum der Göttinger Chemie der Universität Göttingen

Die wissenschaftliche Vielseitigkeit Wöhlers und die Perspektive, solide Forschungspraxis im Laboratorium zu erlernen, zog viele Studenten aus aller Welt nach Göttingen. Zwischen 1858 und 1876 promovierten neun russische Studierende am chemischen Institut. Auf dem am 30. Juni 1863 entstandenen Gruppenphoto sind neben weiteren Mitarbeitern und Studenten auch Friedrich Wöhler selbst (1), der Deutsch-Russe Friedrich Konrad Beilstein (Fedor Bejl'stejn) (2) und Pjotr Alexejew (Petr Alekseev) (3) abgebildet. Beilstein war unter Wöhlers Direktion Student, Assistent, Privatdozent und außerordentlicher Professor, bevor er 1866 nach St. Petersburg zurückkehrte. Alexejew studierte im WS 1862/63 und im SS 1863 in Göttingen und wurde später in Russland Professor für Chemie.

[R 5]

Wladimir Raschet (Vladimir Rašet): Brief an Friedrich Wöhler. St. Petersburg, 24. Oktober / 5. November 1864.

SUB Göttingen: Cod. Ms F. Wöhler 10 A

Wöhler war immer bemüht, die benötigten chemischen Ausgangsmaterialien für seine Arbeiten und die seiner Studenten zu bekommen. Durch die Initiative Beilsteins erhielt er Minerale aus Russland, so aus Sibirien, und die seltensten Platinmetalle, deren chemische Eigenschaften er erforschte. Über Beilstein erneuerte Wöhler seine Bekanntschaft mit dem Direktor des St. Petersburger Berg-Departements Wladimir Raschet (Vladimir Rašet), der ihn ebenfalls mit Mineralen und Metallen versorgte. In dem hier gezeigten Brief drückt Raschet seine Freude darüber aus, „der Wissenschaft [...] einen Dienst zu leisten“ und – über weitere Vermittlung – Wöhler ein Pfund Osmium-Iridium zu senden.

[R 6a]

Platin

Ural, 50 x 30 mm

Mineralogisches Institut der Universität Göttingen: 1.01.071.18 (Systematik-Ausstellung)

[R 6b]

Magnetit XX in Chloritschiefer

Ural, 100 x 80 mm

Mineralogisches Institut der Universität Göttingen: 4.2.8.161

[R 7]

[Platinschale für chemische Versuche].

Ø 70 mm, H 28 mm

Museum der Göttinger Chemie der Universität Göttingen

Ein Beispiel für die Verwendung von Platin stellt die gezeigte Versuchsschale dar. Unter den Platinmetallen versteht man heute die Edelmetalle Ruthenium, Rhodium, Palladium, Osmium, Iridium und Platin. Sie sind wegen ihrer außergewöhnlichen chemischen Beständigkeit und hohen Schmelzpunkte sowie wegen ihrer katalytischen Eigenschaften trotz hoher Preise unverzichtbar für Forschung und Technik.

Friedrich Konrad Beilstein: Chemiker zweier Nationen

Elena Roussanova

Alle Chemiker der ganzen Welt sind mit dem Namen Beilstein vertraut. Das von ihm begründete *Beilsteins Handbuch der organischen Chemie* entwickelte sich im Laufe eines Jahrhunderts zu einem der umfangreichsten Nachschlagewerke – 503 Bände sind erschienen¹. Ohne den „Beilstein“ wäre die explosionsartige Entwicklung der organischen Chemie im 20. Jahrhundert nicht denkbar; bis heute ist er ein unentbehrliches Hilfsmittel geblieben. Hier soll daran erinnert werden, dass seinem Begründer, Friedrich Konrad Beilstein (Fedor Bejl'stejn) (1838-1906), der in St. Petersburg geboren wurde und starb und der 13 Jahre seines bewegten Lebens in Deutschland verbrachte, ein bedeutender Platz in der Geschichte der Wechselwirkungen der deutschen und russischen Chemie-Schulen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gebührt.

„Ich habe einen deutschen Namen & Glauben [...]“²

Friedrich Konrad Beilstein kam am 5. Februar 1838 in St. Petersburg zur Welt, nach dem in Westeuropa gültigen gregorianischen Kalender am 17. Februar. Er war das erste Kind der in St. Petersburg ansässigen deutschen Familie des Kaufmanns und Schneidermeisters Carl Friedrich Beilstein und seiner Gattin Catharina Margarethe, geborene Rutsch. In kaum zwei Generationen gelangte seine Familie von ärmlichen Verhältnissen zu ansehnlichem Wohlstand. Beilsteins Großvater, dessen Vorfahren aus dem Dorf Lichtenberg im Odenwald stammten, wanderte schon vor 1810 nach St. Petersburg aus³. Beilsteins Onkel mütterlicherseits, Conrad Rutsch, kam ebenfalls um 1810 als Schneidergeselle nach St. Petersburg und stieg zum Schneidermeister des Zarenhofes auf. Als Conrad Rutsch 1838 nach Mannheim zurückkehrte, übergab er das florierende Geschäft seiner Nichte. Die Familie Beilstein bewahrte in St. Petersburg die deutsche Sprache und die deutschen Traditionen. Friedrich Konrad Beilstein besuchte die deutsche Petrischule bei der evangelischen

1 Das Erscheinen des Handbuches wurde 1998 eingestellt.

2 Beilstein: Schreiben an von Warnstedt vom 10. 6. 1866 (Göttingen), Göttingen, UAG, Personalakte Beilstein, 4.V.b1.54, Bl. 20-21.

3 Vgl. Richter, Friedrich: K. F. Beilstein, sein Werk und seine Zeit. Zur Erinnerung an die 100. Wiederkehr seines Geburtstages, in: Berichte der Deutschen Chemischen Gesellschaft 71 A (1938), S. 35-55, hier S. 36.

St. Petrikirche, die er am 20. Dezember 1852 im Alter von 15 Jahren mit Lobspruch verließ, wobei er „als Anerkennung bei seinem Abgange von der Schule einen Ring mit dem Namenszuge derselben“ erhielt. Nach dem Erlernen alter Sprachen ging er 1853 nach Deutschland, um mit der finanziellen Unterstützung seines vermögenden Onkels Conrad Rutsch zu studieren.

„Wo kann ich mich nun besser ausbilden als in Deutschland?“⁴

Die erste Station Beilsteins war die Heidelberger Universität, an der er sich am 29. Oktober 1853 als „studiosus philosophiae“ immatrikulierte. Während des ersten Semesters hörte er allgemeine Chemie bei Robert Bunsen (1811-1899) und während der drei darauffolgenden Semester arbeitete er in dessen Laboratorium. Seine erste Bekanntschaft mit der organischen Chemie machte Beilstein bei dem Professor für Chemie und Pharmazie August Borntträger (1819-1905). Er besuchte außerdem Lehrveranstaltungen in Geognosie und Geologie, Botanik, Anatomie und Pflanzenphysiologie sowie in medizinisch-pharmazeutischer Botanik. Im Sommersemester 1854 hörte er Experimentalphysik bei Philipp Jolly (1809-1884). Zum Wintersemester 1854/55 ging Jolly nach München; wahrscheinlich folgte ihm Beilstein, als er im Wintersemester 1855/56 nach München wechselte. In Jollys physikalischem Kabinett entstand seine erste wissenschaftliche Arbeit *Über die Diffusion der Flüssigkeiten*. In München hörte Beilstein die Vorlesungen des berühmten, 1852 berufenen Justus Liebig (1803-1873). Jedoch kehrte Beilstein schon im Sommersemester 1856 als „studiosus chemiae“ nach Heidelberg zurück, um noch während zweier Semester im neugebauten chemischen Institut Bunsens seine Kenntnisse zu vertiefen. Im Wintersemester 1856/57 hörte er theoretische Physik bei Jollys Nachfolger Gustav Robert Kirchhoff (1824-1887). In Heidelberg verkehrte Beilstein im Kreise der jungen Dozenten August Kekulé (1829-1896) und Emil Erlenmeyer (1825-1909) und wurde dadurch von den neuen Ideen der aufkommenden organischen Chemie angezogen, deren Koryphäen in dieser Zeit Justus Liebig und Friedrich Wöhler (1800-1882) waren.

Kaum 19 Jahre alt, kam Beilstein nach Göttingen und wurde am 15. April 1857 an der Georgia Augusta immatrikuliert. Unverzüglich begann er das chemische Praktikum in Wöhlers Laboratorium. Außerdem hörte er organische Chemie bei Heinrich Limpricht (1827-1909) und besuchte Lehrveranstaltungen in Mathematik bei Gustav Lejeune Dirichlet (1805-1859) und in Physik bei Wilhelm Weber (1804-1891).

4 Beilstein: Brief an Friedrich Wöhler vom 29. 5. 1859 (Paris), Göttingen, SUB, Cod. Ms. F. Wöhler 5.



*Abb. 19 (zu Katalog [S 5])
Friedrich Konrad Beilstein (1838-1906)
Photographie 1858*

Drei Semester hielt sich Beilstein als ordentlicher Student in Göttingen auf. Doch schon vorher, nämlich am 1. März 1858 hatte er an der Philosophischen Fakultät seine Doktorarbeit *Ueber das Murexid*⁵ eingereicht, die Wöhler kurz darauf als „eine als Dissertation vollkommen genügende Arbeit“⁶ begutachtete. Die Beurteilung Wöhlers klingt auffallend anerkennend. Beilsteins Arbeit war die Fortsetzung der gemeinsamen Untersuchungen Liebig's und Wöhler's über die Natur der Harnsäure, die seinerzeit einem purpurroten Harnsäurederivat den Namen *Murexid* beigelegt hatten⁷. Am 12. März 1858 wurde Beilstein, kaum 20jährig, von der Philosophischen Fakultät der Georgia Augusta zum Dr. phil. und Mag. Art. Lib. promoviert.

Beilstein hoffte auf eine Einstellung bei Wöhler; daher blieb er nach der Promotion zunächst in Göttingen. Im Jahre 1859 aber ging Beilstein nach Paris, wo er fast ein Jahr lang im Laboratorium von Charles Adolphe Wurtz (1817-1884) an der École de médecine arbeitete. Beilstein schrieb seinem Lehrer Wöhler aus Paris: „Ein stilles Plätzchen in einem soliden Laboratorium bleibt also nach wie vor mein Ziel für die nächste Zeit & sollte Ihnen das Eine oder Andere vorkommen, so vergessen Sie mich nicht.“⁸

Im Wintersemester 1859/60 bekam Beilstein eine Assistentenstelle bei Karl Jacob Löwig (1803-1890) in Breslau. Jedoch holte Wöhler kurz darauf seinen ehemaligen Schüler wieder nach Göttingen zurück: „Ich hatte Wöhler kaum meine glückliche Landung in Breslau gemeldet als er mir sofort zurücktelegraphirte ob ich nicht nach Göttingen kommen wolle – an Geuther's⁹ Stelle. – Ich hatte natürlich nichts Eiligeres zu thun als zuzusagen.“¹⁰ Kurz vor Ostern 1860 war Beilstein wieder in Göttingen und begann seine Tätigkeit als Wöhler's Assistent: „Ich war sehr angenehm überrascht durch die Veränderungen, welche hier inzwischen stattgefunden hatten. An der Stelle des alten Laboratoriums erhob sich nun ein colossales Gebäude, an welchem das alte nur einen

5 Beilstein: Gesuch an die Philosophische Fakultät der Universität Göttingen vom 1. 3. 1858, Göttingen, UAG, Phil. Dek. 141, Beilstein, Bl. 145.

6 Wöhler, Friedrich: Gutachten der Doktorarbeit von Beilstein vom 3. 3. 1858, Göttingen, UAG, Phil. Dek. 141, Beilstein, Bl. 148.

7 Murexid (Ammoniumpurpurat) ist ein beim Erwärmen von Harnsäure mit Salpetersäure entstehendes Abbauprodukt, dessen gelbe Färbung mit Ammoniak in Purpurrot übergeht, daher der Name von lat. murex = Purpurschnecke.

8 Siehe Anm. 4.

9 Anton Geuther (1833-1889), Wöhler's Assistent und Privatdozent, 1862 Extraordinarius in Göttingen, seit 1863 Ordinarius in Jena.

10 Beilstein: Brief an August Kekulé vom 3. 6. 1860 (Göttingen), Darmstadt, Kekulé-Archiv am IOCh TUD.

Flügel bildete. Leider heißt es noch diesen Sommer sich behelfen, zum nächsten Winter wird aber schon der eine Flügel & das Auditorium, welches sich im 2. Stock befindet, fertig & nächsten Sommer ist Alles fix & fertig. Dann wird es auch ein Vergnügen sein hier zu arbeiten, vorläufig ist es eine Plage, denn außer dem Mangel aller Bequemlichkeit sind Kohlenstaub & Schmutz zwei entsetzliche Feinde. Wir trösten uns mit der Hoffnung auf eine baldige Erlösung.¹¹ Gleichzeitig berichtete Wöhler seinem Freund Liebig, dass Beilstein sein Privatassistent wurde und dass dieser „außer 100 Rtlr aus der Universitätskasse, von mir privatim jährlich gegen 200 Rtlr bekommt, dafür aber ebenfalls den ganzen Tag über anwesend sein muß.“¹²

„Was nun meine Wenigkeit anbetrifft so versteht es sich Craft meiner Stellung von selbst, daß ich mich hier habitire,

ich will aber noch den Sommer vorübergehen lassen & erst im Winter die nöthigen Ceremonien durchmachen, so daß ich im nächsten Sommer zu lesen anfangen. Ich denke gleich sans façon organische [Chemie] anzukündigen & zwar mit dem malitiösen Prädikat: ‚nach dem neusten Standpunkte der Wissenschaft‘.“¹³ So kündigte Beilstein Kekulé schon kurz nach der Ankunft in Göttingen seine Entschlossenheit an, eine Karriere als Hochschullehrer anzustreben.

Im November 1860 wurde Beilstein vom Universitätskuratorium die *venia legendi* für das Fach Chemie vorläufig auf die Dauer von zwei Jahren erteilt.¹⁴ Im Sommersemester 1861 begann Beilstein seine Vorlesung; tatsächlich hieß sie „Organische Chemie, mit Berücksichtigung der neuern Theorien“. Der Zusatz wurde schließlich entfernt, und seit 1862 trug Beilstein jedes Semester über „Organische Chemie“ vor. Im November 1862 stellte die Philosophische Fakultät an das Universitätskuratorium den Antrag auf eine definitive *venia*

11 Beilstein: Brief an Justus Liebig vom 20. 5. 1860 (Göttingen), München, BSB, Liebigiana II B.

12 Wöhler, Friedrich: Brief an Justus Liebig vom 7. 6. 1860 (Göttingen), München, BSB, Liebigiana II B (Wöhler), Nr. 631. Mitgeteilt von Prof. Dr. Christoph Meinel, der eine Neuedition des Liebig-Wöhler-Briefwechsels vorbereitet.

12 Beilstein: Brief an August Kekulé vom 27. 5. 1866 (Göttingen), Darmstadt, Kekulé-Archiv am IOCh TUD.

13 Siehe Anm. 10.

14 Vgl. Briefentwurf vom Königlichen Universitätskuratorium an die Philosophische Fakultät zu Göttingen vom 13. 11. 1860 (Hannover), Göttingen, UAG, Personalakte Beilstein, 4.V.b1.54, Bl. 6.

docendi für Beilstein. Bald darauf wurde Beilstein die *venia legendi* für das Fach Chemie auf unbeschränkte Zeit erteilt.¹⁵

Die lebhaften und fesselnden Vorlesungen Beilsteins waren bei den Studenten beliebt und wurden gut besucht, weil ihm nach seinen eigenen Worten „der liebe Gott [...] eine geläufige Zunge ins Maul gesetzt“ hatte.¹⁶ Auch im Laboratorium hatte Beilstein zu den Praktikanten ein gutes Verhältnis. Der Assistent Wöhlers und spätere Professor Rudolph Fittig (1835-1910) berichtete, Beilstein lasse „den Unterschied zwischen Lehrer und Student vollständig verschwinden. Den Praktikanten gefällt dies, sein pikanter Humor macht ihn bei ihnen beliebt.“¹⁷ In einem Brief an Emil Erlenmeyer vom 30. April 1861 beschrieb Beilstein seine intensive Tätigkeit: „Wir haben unser neues Laboratorium bezogen & statt der alten 18 Praktikanten, sind in unsrer Abtheilung jetzt 30 Mann, ich lese diesen Sommer organische Chemie 4 stündig, habe also mit den Vorbereitungen der Vorlesungen viel zu schaffen, endlich lese ich vor einem halben Hundert Menschen Gasanalyse – hier ein förmliches Mirakel, welches die allgemeine Neugierde erregt hat und wozu ich mir alle Apparate u.s.w. mühsam selbst zusammenschleppen muß, denn hier in Göttingen ist bekanntlich kein Mensch, der mir darin helfen könnte. Dabei dürfen Sie nicht aus den Augen lassen, daß ich von 7 Uhr Morgens bis Abends 6 den Assistenten zu spielen habe & wehe nur, wenn ich versuchte, mir die Arbeit etwas leicht zu machen, unser Alte[r] [Wöhler] hält entsetzlich streng darauf, daß ordentlich geschulmeister wird. – Beten Sie für meine arme Seele! – glauben Sie aber ja nicht, daß der Hofrath Wöhler im Stande wäre mich zu einem Schulmeister zu machen, da habe ich Bunsen einen viel zu soliden Grund zu verdanken.“¹⁸ Mit dem Erfolg seiner Dozententätigkeit war Beilstein sicher zufrieden, denn bei seinem Weggang von Göttingen betonte er: „nirgends sind die Studenten so fleißig als hier. Auf Letzteres lege ich namentlich ein großes Gewicht. Was wir Chemiker selbst leisten ist sehr wenig und nur das, was wir durch unsere Schüler erreichen, fällt eigentlich in die Wage.“¹⁹

15 Vgl. Antrag der Philosophischen Fakultät zu Göttingen an das Königlich Hannoverische Universitätskuratorium vom 26. 11. 1862 (Göttingen) und Briefentwurf vom Universitätskuratorium an die Philosophische Fakultät zu Göttingen vom 2. 12. 1862 (Hannover), Göttingen, UAG, Personalakte Beilstein, 4.V.b1.54, Bl. 7-9.

16 Siehe Anm. 10.

17 Richter [Berichte der Deutschen Chemischen Gesellschaft] 1938, S. 39.

18 Beilstein: Brief an Emil Erlenmeyer vom 30. 4. 1861 (Göttingen), Aschaffenburg, HBA, Erlenmeyer-Nachlass im Dingler-Archiv.

19 Siehe Anm. 2.

Das harte „Dasein eines vielgeplagten Assistenten, Privatdocenten & Redakteurs“²⁰

So klagte Beilstein über sein mühseliges Leben in Göttingen. Diese Zeit war aber auch seine Reifezeit, in der er sich zu einem selbständigen Forscher entwickelte. Die wichtigsten Aspekte dieser Entwicklung waren seine experimentellen Arbeiten und der Beginn seiner literarischen Tätigkeit.

Während Beilstein sich Anfang der 1860er Jahre noch mit der analytischen und anorganischen Chemie beschäftigte, verlagerte sich sein Interesse bald auf das Gebiet der organischen Chemie und zwar insbesondere auf aromatische Verbindungen. Er beschäftigte sich mit den zahlreichen Isomerieerscheinungen und klärte so manchen Fall, was einen Beweis für Kekulé's Benzoltheorie lieferte. Beilsteins Arbeiten waren allerdings rein experimentell. Obwohl er mit den neueren chemischen Theorien vertraut war, beurteilte er sie eher kritisch. Eine der bedeutenden Entdeckungen Beilsteins in Göttingen war die Erkenntnis der Rolle der Reaktionsbedingungen bei der Halogenierung von aromatischen Verbindungen.

Die Ergebnisse seiner zahlreichen Experimente veröffentlichte Beilstein in den *Nachrichten von der K[öniglichen] Gesellschaft der Wissenschaften und der Georg-Augusts-Universität*, in den *Annalen der Chemie und Pharmacie* und in der *Zeitschrift für Chemie*. Letztere Zeitschrift wurde 1858 von Kekulé als kritisches Periodikum gegründet und ein Jahr darauf von Erlenmeyer übernommen. Beilsteins kritisches Wesen und sein Wunsch, auf dem Gebiet der chemischen Literatur zu arbeiten, führten dazu, dass er als Verfasser von Rezensionen und Übersetzer von Arbeiten russischer Chemiker an Erlenmeyers Zeitschrift mitzuwirken begann. Seine Veröffentlichungen zeichneten sich durch ausführliche und genaue Literaturangaben aus. Beilsteins Buchrezensionen erschienen darüber hinaus auch in den *Göttingischen Gelehrten Anzeigen*. Es ist interessant, die Ansichten des 25 Jahre alten Beilstein über chemische Lehrbücher zu lesen: „Es ist deshalb sehr gut, wenn von Zeit zu Zeit Werke erscheinen, welche alles Hypothetische so viel als möglich vermeidend, sich auf das rein Tatsächliche fußen, um daraus, soweit es die Erfahrungen erlauben, allgemeine Schlüsse zu ziehen.“²¹

1865 übernahm Beilstein zusammen mit seinen Kollegen Rudolph Fittig und Hans Hübner (1837-1884) die Herausgabe der *Zeitschrift für Chemie*. Die Aufgabe dieser Zeitschrift war es, alle Neuerscheinungen in der Chemie in

20 Beilstein: Brief an Robert Otto vom 8. 6. 1865 (Göttingen), Wolfenbüttel, Niedersächsisches Staatsarchiv, 298N 394, Bl. 16r-26v, hier Bl. 22ff.

21 Beilstein: Rezension von Berthelots „Chimie organique fondée sur la synthèse“, in: GGA (1861), Bd. 1, S. 542-560, hier S. 560.

Form von Originalarbeiten und Referaten rasch und kritisch zu publizieren. In der *Zeitschrift für Chemie* redigierte Beilstein Abhandlungen russischer Chemiker. Er übersetzte ihre Aufsätze ins Deutsche, verfasste Referate und Buchrezensionen. Es ist unter anderem auch Beilsteins Verdienst, dass die Arbeiten bedeutender russischer Chemiker, wie etwa von Dmitri Mendelejew (Dmitrij Mendeleev) (1834-1907) und Alexander Butlerow (Aleksandr Butlerov) (1828-1886), in Deutschland bekannt wurden. Nach seinem Weggang aus Göttingen 1866 blieb Beilstein dennoch bis zum Eingehen der Zeitschrift im Jahre 1871 für das Redigieren von Abhandlungen russischer Chemiker verantwortlich. Erwähnenswert ist Beilsteins Rezension von Butlerows *Lehrbuch der organischen Chemie zur Einführung in das spezielle Studium derselben* (*Vvedenie k polnomu izučeniju organičeskoj chimii*). Es erschien 1864 in russischer Sprache und war das erste Lehrbuch, in dem die organische Chemie vom Standpunkt der Strukturtheorie aus dargestellt wurde. 1868 wurde es ins Deutsche übersetzt. Durch Beilsteins Rezension in der *Zeitschrift für Chemie* wurde Butlerows Werk schon 1865 breiten Kreisen deutscher Chemiker bekannt.²²

„[...] immer wieder taucht mir jene Zeit auf, welche ich alle Ursache habe die glücklichste Zeit meines Lebens zu nennen“²³

So empfand Beilstein rückblickend seine in Göttingen verlebten Jahre, wenn er auch 1861 Erlenmeyer gegenüber über seine Überarbeitung geklagt hatte: „Von meinem sonstigen Leben kann ich Ihnen wenig schreiben, da ich außer dem Laborator[ium] so gut wie gar nicht lebe.“²⁴ Diese rastlosen Jahre waren für Beilstein nicht nur in wissenschaftlicher Hinsicht glücklich. Man erfährt aus einem Brief an den Studienkollegen Leopold Hurtzig auch von seinen heiteren Stunden in Göttingen: „Hübner & ich spielen übrigens sehr regelmäßig alle Sonnabend. Von Zeit zu Zeit kaufen wir uns den Violoncellisten vom Stadtmusik-Corps & dann wird ein Trio von Beethoven aufgeführt.“²⁵ Diesen ausgeprägten Sinn für Musik pflegte Beilstein in St. Petersburg weiter, wo er eine umfangreiche musikalische Bibliothek besaß und musikalische Abende veranstaltete.

22 Beilstein, F.: Rezension von Butlerows „Einleitung in das Studium der organischen Chemie“, in: *Zeitschrift für Chemie*, N. F., 1 (1865), S. 727-730.

23 Beilstein: Brief an Friedrich Wöhler vom 30. 10./11. 11. 1875 (St. Petersburg), Göttingen, SUB, Cod. Ms. F. Wöhler 5.

24 Siehe Anm. 18.

25 Beilstein: Brief an Leopold Hurtzig vom 12. 4. 1864 (Göttingen), Heidelberg, Archiv des Springer-Verlags, B:D 32.

Es sind zwei Wohnungen Beilsteins in Göttingen bekannt. 1860 wohnte er am Markt im Hause des Kaufmanns Henke.²⁶ Seit 1862 war sein Domizil in der Zindelstraße 642a, neben der Königlichen Universitätsapothek²⁷. Diese Anschrift wurde um 1865 in Zindelstraße 8 umgeändert. Der Hauseigentümer war laut dem *Allgemeinen Adreßbuch für Göttingen* der Kaufmann Carl Quentin.

„Er hat die vortrefflichsten Kenntnisse, ist ganz au niveau der Wissenschaft und unermüdlich tätig“²⁸

Diese ausgezeichnete Charakterisierung Beilsteins stammt von seinem Lehrer Wöhler; sie ist einem Brief Wöhlers an Liebig kurz nach Beilsteins Weggang aus Göttingen zu lesen. Wöhler fährt fort: „Bei mir ist er [Beilstein] viele Jahre lang Hauptassistent gewesen, wurde hier zum Professor extraordinarius ernannt und vertrat durch seine Vorlesungen die organische Chemie. Er ist ein feiner Kopf, gescheit, lebendig und witzig, bisweilen etwas moquant, aber doch nicht böseartig. Er ist ein vortrefflicher Gesellschafter und spielt auch ganz gut Komödie. In bezug auf seinen Charakter wüßte ich nicht das geringste Nachtheilige über ihn zu sagen. Er hat etwas Leichtfertiges in seinem Wesen, aber immer sind dabei doch seine gründlichen Kenntnisse und seine allgemeine Bildung zu erkennen.“²⁹

„Er war ein sehr eigenthümlicher Mensch“³⁰

Durch den Umkreis Beilsteins wird das Bild einer geistig beweglichen und kritisch veranlagten Persönlichkeit vermittelt: „Alles, was er sagt, ist originell und komisch aus allem blickt aber doch ein scharfer Verstand und ein sehr gesundes Urtheil hervor. Am köstlichsten sind seine Urtheile und Kritiken über andere. Zunächst lobt er sehr, dann folgt ein „Aber“, wodurch das Lob etwas beschränkt werden soll, allein in der Regel bleibt dann garnichts von dem Lob mehr übrig.“³¹ Es gibt auch mancherlei Hinweise auf Beilsteins Neigung zu

26 Siehe Anm. 10 und Anm. 11.

27 Vgl. *Allgemeines Adreßbuch für Göttingen*, Göttingen 1862 und 1865.

28 Wöhler, Friedrich: Brief an Justus Liebig vom 30. 5. 1868 (Göttingen), München, BSB, Liebiana II B (Wöhler), Nr. 780.

29 Ebd.

30 Fittig, Rudolph: Brief an Edvard Hjelt vom 24. 7. 1907 (Straßburg), Helsinki, Staatsarchiv, Nachlass von Hjelt, B6-B8, Kart. 8.

31 Richter, Friedrich: Friedrich Beilstein, Gedanken zur hundertsten Wiederkehr seines Geburtstages, in: *Angewandte Chemie* 51 (1938), S. 101-107, hier S. 102.

spöttischen Urteilen. Auffallend erscheint Beilsteins Verschlossenheit, über die Fittig nach dessen Tod sprach: „Er war ein sehr eigenthümlicher Mensch. Bei der außerordentlichen, oft bis zum Uebersprudeln gehenden Lebhaftigkeit seines Wesens, bei dem großen Gefallen, welches er stets daran fand, andere Menschen kennen zu lernen und Anderen in die Töpfe zu gucken, war er doch in Allem, was ihn selbst betraf von einer Verschlossenheit, wie man sie wohl selten bei einem Menschen antrifft. Freiwillig äußerte er sich nie darüber u[nd] auf Fragen gab er ausweichende, ja wohl gar direct unrichtige Antworten. Im Anfang unseres Göttinger Zusammenlebens, war mir diese die eigentliche Vertraulichkeit ausschließende Eigenthümlichkeit oft störend, aber nachdem ich sie erkannt hatte, fragte ich nicht mehr und gerade dadurch, daß wir die Eigenthümlichkeiten des Andern respectirten, ist unser Verhältniß zu einander alle die Jahre hindurch ein herzliches und freundschaftliches geblieben.“³² Man kann sich gut vorstellen, dass gelegentliche Spannungen zwischen Beilstein und seinen Kollegen unvermeidlich waren.

„Das Meiste was ich weiß und kann, fast Alles was ich bin verdanke ich zunächst Woehler“³³

Offensichtlich schätzte Beilstein seine Zeit in Göttingen deshalb als eine so glückliche ein, weil er sich als Chemiker bei Wöhler frei entwickeln konnte. Vor Wöhler hatte Beilstein einen besonderen Respekt und sprach von ihm nur in sehr anerkennender Weise. In Briefen nannte er ihn warmherzig „Papa Wöhler“ oder „Alter“. Im Jahre 1875, anlässlich der Feier des 75. Geburtstags und 50jährigen Lehrtätigkeit Wöhlers, äußerte Beilstein, zu der Zeit Professor in St. Petersburg, tiefe und innige Gefühle seinem Lehrer gegenüber. Ein längerer Abschnitt aus diesem Brief verdient hier zitiert zu werden:

„Wenn ich die lärmende Gesellschaft betrachte, in der ich jetzt lebe & zurück denke an die stille Stube in der Gronerstraße, da könnte ich seufzen, daß ich so viele Jahre die zahlreichen Freuden des Lebens habe entbehren müssen, die Gesellschaften & Zerstreuungen mancher Art.

Aber ich seufze ganz gewiß nicht immer & immer wieder taucht mir jene Zeit auf, welche ich alle Ursache habe die glücklichste Zeit meines Lebens zu nennen. Der Vorrath an Wissen & Erfahrungen, welchen ich in jenen Jahren geschöpft, trägt reiche Früchte. Ohne Übertreibung, ohne eitlen Dünkel kann ich behaupten, daß sich kein Chemiker in Rußland rühmen kann eine gleichmäßigere Bildung erhalten zu haben. Während alle meine Collegen, längst sich

32 Siehe Anm. 30.

33 Siehe Anm. 2.

auf ein enges Feld ihrer chemischen Thätigkeit beschränkt haben, kann ich stolz darauf sein von mir sagen zu können, daß ich den Fortschritten aller Zweige der Chemie gerecht zu werden suche. Wem anders verdanke ich diesen Vorzug als Ihnen, mein hochverehrter Lehrer, dessen leuchtendes Beispiel stets der mächtigste Sporn sein mußte dem glänzenden Vorbilde so nahe als möglich zu kommen. Die Vielseitigkeit Ihres Wissens & Könnens, verbunden mit der bei Gelehrten so seltenen Toleranz für die Meinungen Anderer mußte nothwendig bildend für meinen Geist und läuternd auf mein Gemüth wirken. Erst in der Ferne, im Kreise anders denkender, anders redender Mensch[en] kommt man zur klaren Einsicht was die Schule gab & was man aus ihr zog. Es ist mir daher ein wahres Vergnügen eine Gelegenheit benutzen zu können um Ihnen auszu- drücken, wie viel ich Ihnen schulde und wie gering der Tribut ist, den ich Ihnen zolle, wenn ich für All' das Empfange[ne] nur Worte des Dankes habe. Worte, geschriebene Worte, so warm sie empfunden sein mögen, sind doch nur kalte Zeugen unserer Gefühle. Glauben Sie, hochverehrter Herr, darum mehr an die Innigkeit meines Dankgeföhles als an die schönen Redensarten, die ich in gehäufter Folge hierher setzen könnte.“³⁴

Im Herbst 1866 ging Beilstein von Göttingen nach St. Petersburg und sah seinen Lehrer nicht mehr wieder. Beilstein und Wöhler standen jedoch weiterhin brieflich in Kontakt miteinander. Jedes Jahr verbrachte Beilstein seinen mehrmonatigen Urlaub in Westeuropa. Jedoch lag der „Musensitz an der Leine“ abseits seiner Reiserouten³⁵. Erst 1883, nach 16 Jahren Abwesenheit, kam Beilstein wieder nach Göttingen, in die Stadt, in der er neun Jahre verbracht hatte. Wöhler lebte nun schon nicht mehr. Beilstein traf sich mit Wöhlers Nachfolger Hübner: „In Göttingen fand ich Vieles zum Besten verändert: neue, schöne Universitäts-Institute sind entstanden – aber wie viele von meinen alten Bekannten sind nicht mehr dort! Von dem Groner Thore ist ein neuer Friedhof – da besuchte ich Papa Wöhler [...]“.³⁶

„[...] so ist es doch wohl mein Wunsch nach Rußland zurückzukehren [...]“³⁷

Wenn Beilstein über seine beruflichen Perspektiven nachdachte, dachte er an seine Heimatstadt. So schrieb er 1859 an Wöhler: „Was nun mich selbst anbe-

34 Siehe Anm. 23.

35 Vgl. Beilstein: Hans (Julius Anton Edward) Hübner. Nachruf, in: Berichte der Deutschen Chemischen Gesellschaft 17 (1884), S. 763-776, hier S. 764.

36 Beilstein: Brief an Robert Otto vom 22. 11./4. 12. 1883 (St. Petersburg), Wolfenbüttel, Niedersächsisches Staatsarchiv, 298N 394, Bl. 16r-26v, hier Bl. 24ff.

37 Siehe Anm. 4.

trifft so ist es doch wohl mein Wunsch nach Rußland zurückzukehren, nur möchte ich in dieser Hinsicht nicht zu früh dorthin kommen und das hat folgende Gründe: gegenwärtig spuckt es ganz entsetzlich von vocirenden Chemikern in Rußland theils wegen der wenigen vorhandenen theils wegen den unpraktischen Einrichtungen. [...] Es ist deshalb meine Absicht, noch einige Jahre draußen zu bleiben und durch Publicationen mich bekannter zu machen, dann kann ich schon eher mitmachen. Überdies muß ich mit dem Weiterausbilden von dem Tage an, wo ich in Rußland ankomme aufhören, denn dann muß ich in der prosaischsten Bedeutung des Wortes ‚arbeiten‘ und je mehr Material ich mitbringe, desto sicherer ist meine Stellung.“³⁸

Als Folge der Reibereien im Zusammenhang mit Beilsteins Spottlust und Verslossenheit sowie der Konkurrenz im Göttinger Laboratorium, anfangs mit Geuther und nach dessen Weggang 1863 mit dem Privatdozenten Louis von Uslar (1828-1894), konnte Beilstein der Wechsel sogar wünschenswert erscheinen. So schrieb er im April 1862 an Kekulé: „[...] so ist mir der Aufenthalt hier so ziemlich unmöglich gemacht & ich habe daher angefangen im Auslande zu intriquiren. Vielleicht rutsche ich schon im Herbste ab.“³⁹

Aus einem Brief an Erlenmeyer geht hervor, dass Beilstein sich 1864 eingehend mit dem Gedanken beschäftigte, nach St. Petersburg zurückzukehren. Er machte sich keine Illusionen über die wissenschaftlichen und politischen Verhältnisse in Russland und begann mit den Worten „Sie [Erlenmeyer] sprechen von schönen Aussichten in Russland“, um dann fortzufahren: „Wenn Sie, wie ich, Land & Leute kannten, würden auch Sie sagen, daß die Sache ihre 2 Seiten hat. Ich will mich lieber ein anderes Mal über das Thema auslassen, was ist ein Gelehrter in Rußland – & hier nur bemerken, daß mir bei meiner letzten Anwesenheit in Petersburg allerdings Anerbietungen gemacht worden sind, die ich indeß einfach ausgeschlagen habe. In Rußland ist es gar nichts ungewöhnliches, daß Jemand Physik studiert um dann Botanik vorzutragen oder als Chemiker eine ordentliche Professur der Zoologie oder vergleichenden Anatomie übernimmt. Mir werden Sie dergleichen natürlich nicht zumuthen & es [ist] daher erklärlich, daß ich die bekannte göttinger Redensart gebrauchte, die anfängt: „herzlich dankend“ u.s.w.

Nun haben sich freilich meine Familienverhältnisse in den letzten Jahren sehr bedeutend & zwar nichts weniger als erfreulich, geändert. Das würde für mich allerdings wiederum einen Grund abgeben, nach den Ufern der Neva auszuwandern, und wenn Sie fein schweigen wollen, so kann ich Ihnen verrathen,

38 Ebd.

39 Beilstein: Brief an August Kekulé vom 1. 4. 1862 (Göttingen), Darmstadt, Kekulé-Archiv an IOCh TUD.

daß ich andere & vortheilhaftere Posten in Aussicht habe. Aber Alles ist noch höchst problematisch & hängt ganz von den Schicksalen meiner Familie ab.“⁴⁰

Den ersten Ruf als Dozent an die St. Petersburger Universität bekam Beilstein im Juli 1865. Wöhler meldete dem Universitätskuratorium, „daß der Privatdocent und Assistent am chemischen Laboratorium, Dr. Beilstein, einen Ruf an die Universität zu St. Petersburg erhalten hat. Es wird ihm ein Gehalt von 1200 Silberrubel mit Dienstwohnung geboten. Das vom Curator der Universität ausgefertigte, in russischer Sprache abgefaßte oficielle Schreiben ist mir von Dr. Beilstein übersetzt vorgelesen worden. Der Antritt dieser Stelle soll schon Ende August stattfinden. Der Abgang des Dr. Beilstein von hier würde meines Erachtens ein Verlust für die Universität sein. Dr. Beilstein ist, wie ich schon in meinen früheren, die Assistenten betreffend, Schreiben anzugeben die Ehre hatte, unter diesen der Talentvollste und Kenntnißreichste, er besitzt vor allem die vielseitige wissenschaftliche Bildung (seine Studien hat er in München, Heidelberg, Paris und hier gemacht), und sein Name ist durch seine Leistungen in dem schwierigsten Theile der Chemie, der organischen Chemie, über die er in jedem Semester seit bereits 5 Jahren Vorträge hielt, auf das Vortheilhafteste bekannt. Auch ist er ein Einstiger Mitarbeiter an den Gelehrten Anzeigen und als Assessor ein thätiges Mitglied der Königlichen Societät der Wissenschaften. Obgleich Dr. Beilstein ein geborener Petersburger und der russischen Sprache vollkommen mächtig ist (schon wie der französischen und englischen), so scheint es mir doch, daß er es für seine fernere Wirksamkeit und Laufbahn vorziehen würde, in Deutschland zu bleiben, wenn ihm nur einigermaßen Aussicht auf Beförderung geboten wird. Da er sich hier als Assistent und Privatdocent schon ganz gut steht, indem er außer den 200 sTh Remuneration für seine Assistenten-Funktion und dem Honorar für seine Vorlesungen, von mir privatim jährlich für das Practikum circa 500 sTh. erhielt, im Ganzen also eine jährliche Einnahme von 800 bis 900 sTh. hat, so glaube ich, würde er, selbst ohne augenblickliche Gehalts-Zulage, durch die Ernennung zum Professor extraordinarius für die Universität zu erhalten sein.“⁴¹

Hierzu muss man bemerken, dass diese Berufung, die von dem damaligen Rektor der St. Petersburger Universität, dem Chemiker Alexander Woskressenski (Aleksandr Voskresenskij) (1809-1880) initiiert wurde, eine Voraussetzung hatte, nämlich das Ablegen des Magisterexamens. In Folge abweichender Prüfungsordnungen war es in Russland nötig, die im Ausland erhaltene Doktorwürde noch durch ein Examen zu bestätigen.

40 Beilstein: Brief an Emil Erlenmeyer vom 10. 11.1864 (Göttingen), Aschaffenburg, HBA, Erlenmeyer-Nachlass im Dingler-Archiv.

Das Universitätskuratorium war gern geneigt, Beilstein angesichts „der besonderen Tüchtigkeit dieses jungen Gelehrten“ ab dem 1. Oktober 1865 zum außerordentlichen Professor zu ernennen und sein Gehalt von 200 Thalern auf 300 Thaler zu erhöhen, falls er den Ruf ablehnen sollte. Beilstein hatte sich entschlossen, unter diesen Umständen seinem bisherigen Wirkungskreis in Göttingen treu zu bleiben. Er bedankte sich für die Auszeichnung bei dem Universitätskuratorium und bemerkte: „Wohl schloß ein Ruf an die Universität meiner Vaterstadt St. Petersburg manche Rücksichten in sich, welche mich bestimmen konnten demselben zu folgen. Ich schätze mich aber glücklich, daß das Wohlwollen eines Hohen Königlichen Kuratoriums es mir leicht gemacht hat, in meinem Entschlusse nicht zu schwanken. Ich bin für Alles mir Gebotene reichlich entschädigt durch das Glück, in dem ausgezeichneten Institute fortarbeiten zu können, unter der Oberleitung meines Hochberühmten Lehrers, des Herrn Geh[eimen] Ob[er] Medicinalrathes Wöhler.“⁴²

„Es ist Uns erfreulich, daß Sie Göttingen auch in der Ferne ein dankbares Andenken bewahren werden“⁴³

Kaum ein Jahr nachdem Beilstein den Ruf nach St. Petersburg abgelehnt hatte, der ihm das Extraordinariat in Göttingen eingebracht hatte, erging im Juni 1866 ein zweiter Ruf nach St. Petersburg an ihn, und zwar als Professor am Praktischen Technologischen Institut. Diese Berufung war mit derartig glänzenden Konditionen verbunden, dass Beilstein einwilligen musste.

Am 10. Juni 1866 wandte sich Beilstein privatim an den Universitätskurator, den Geheimen Regierungsrat von Warnstedt: „In der polytechnischen Schule [sic] in St. Petersburg ist die Professur der Chemie vacant geworden und ich bin mit großem Nachdruck aufgefordert worden, dieselbe zu übernehmen. Man bietet mir, bei freier, sehr schöner Dienstwohnung, 2400 R[ubel] Gehalt, ein großes & gut eingerichtetes Laboratorium, mit einem Fond (blos für Material) von 3500 Rub[el] & dazu nicht weniger als 5 Assistenten, von denen die beiden ersten Jeder 800 Rub[el] erhält. – Das klingt freilich glänzend, trotzdem hatten die Leute so wenig Zutrauen im Erfolge Ihres Vorschlages, daß Sie mir

41 Wöhler, Friedrich: Schreiben an das Universitätskuratorium vom 24. 7. 1865 (Göttingen), Göttingen, UAG, Personalakte Beilstein, 4.V.b1.54, Bl. 10.

42 Beilstein: Schreiben an das Universitätskuratorium vom 10. 8. 1865 (Göttingen), Göttingen, UAG, Personalakte Beilstein, 4.V.b1.54, Bl. 17.

43 Briefentwurf vom Königlichen Universitätskuratorium an Beilstein vom 11. 10. 1866 (Hannover), Göttingen, UAG, Personalakte Beilstein, 4.V.b1.54, Bl. 28.

einen Emissar zugeschickt haben, der sich noch gegenwärtig hier aufhielt, mit dem besonderen Auftrage, mich zu Gunsten Ihres Instituts zu bereden. Es ist mir voriges Jahr sehr leicht geworden den Ruf an die Universität auszuschlagen. Der Gehalt war für das theure Petersburg sehr mäßig und ich hätte noch einige Bedingungen erfüllen müssen, die wenn auch nur Formalitäten, immer etwas Beleidigendes enthielten, für den Stand dem ich angehörte.“⁴⁴

Rückblickend erinnerte sich Fittig an die Gründe, aus denen Beilstein Göttingen verließ: „Es ist richtig, daß uns der Entschluß B[eilstein]’s nach Petersburg überzusiedeln, überraschend kam, aber ich meine es sind Gründe genug dazu vorhanden. Die Stellen in Göttingen waren sehr schlecht bezahlt, er erhielt nur 300 Thaler Gehalt u[nd] die Aussichten in naher Zukunft eine bessere Stellung zu erhalten waren keineswegs groß. So leicht [...] kam man damals u[nd] kommt man auch heute in Deutschland nicht weiter. Sollte er jetzt die Petersburger Stelle mit 2500 Th[alern] Gehalt ablehnen?“⁴⁵ Beilsteins Weggang schuf seinem Kollegen Fittig den nötigen Freiraum. Wöhler berichtete Liebig: „Beilstein hat nämlich einen Ruf nach Petersburg mit 2500 Tlr. Gehalt angenommen (als Professor an die Polytechnische Schule [sic]) und ist auch schon fort. So ungern ich ihn verlor, so war ihm doch hier im Entferntesten nicht Ähnliches zu bieten. Ich habe nun den Dr. Fittig zum Extraordinarius (für organische Chemie) vorgeschlagen, und dazu ist er auch mit Gehaltszulage ernannt worden, wiewohl er dabei noch Assistent am Laboratorium bleibt.“⁴⁶

Ob Beilstein tatsächlich nur unwillig nach St. Petersburg ging, ist unklar, jedenfalls schrieb er dem Universitätskurator: „Trotz allen günstigen Bedingungen würde ich aber doch nur sehr ungern nach Rußland gehen. Was ich allein suche – Wissenschaftlichkeit – ist dort nicht zu finden.“⁴⁷ Bei seinem Weggang ließ er allerdings eine Hintertür offen: „Sollte mich daher auch das Schicksal nach Rußland führen, so würde es doch mein eifriges Bemühen bleiben, so bald als möglich wieder nach Deutschland zurückzukehren.“⁴⁸ Am 18. Oktober 1866 verabschiedete sich Beilstein mit von Dank und Verpflichtung erfüllten Worten von Göttingen: „Mein Streben in der nächsten Zeit wird sein, was ich in Göttingen gelernt habe, in meinem neuen Wirkungskreise zu

44 Siehe Anm. 2.

45 Fittig, Rudolph: Brief an Edvard Hjelt vom 18. 10. 1907 (Straßburg), Helsinki, Staatsarchiv, Nachlass von Hjelt, B6-B8, Kart. 8.

46 Wöhler, Friedrich: Brief an Justus Liebig vom 4. 11. 1866 (Göttingen), München, BSB, Liebigiana II B (Wöhler), Nr. 754.

47 Siehe Anm. 2.

48 Ebd.

verwerthen. Die Zeit muß lehren ob es mir gelingen wird, in dem fremden Lande, deutsche Arbeit und deutsche Wissenschaft einzubürgern.“⁴⁹

„ [...] hier hoffe ich wieder Mensch & Chemiker sein zu können [...]“⁵⁰

Anfang November 1866 nahm Beilstein in St. Petersburg seine Tätigkeit als Professor der Chemie und Direktor des chemischen Laboratoriums des Technologischen Instituts auf. Beilstein war dank der Initiative Mendelejews berufen worden, der diese Stelle vom 1863 bis 1866 inne gehabt hatte. In diesem Amt blieb Beilstein 30 Jahre lang bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1896. Das St. Petersburger Praktische Technologische Institut, 1828 gegründet, war eine Art Fachhochschule und bestand aus zwei Abteilungen: einer mechanischen und einer chemischen. Von den Studenten wurde strenge Disziplin verlangt und jedes Jahr mussten Prüfungen abgelegt werden. Am neuen Wirkungsort angekommen, beschrieb Beilstein Wöhler seine ersten Eindrücke und Schwierigkeiten: „Die erste Zeit meines hiesigen Aufenthaltes war für mich die kummervollste, welche ich durchlebt habe. Der schneidende Kontrast meiner hiesigen Beschäftigung mit meiner früheren, die völlig veränderten Verhältnisse, das fortwährende Kämpfen mit einer mir fremd gewordenen Sprache, dazu die schwere Last der Direktion eines Laboratoriums von 176 Praktikanten – ! – das waren Erfahrungen und Aufgaben, die mehr als das Maß meiner Kräfte überstiegen. Langsam habe ich mich an den Ton der Gesellschaft und des Unterrichts und ebenso an das Bewältigen einer solchen Muße im Laboratorium gewöhnen müssen. Ich habe einstweilen nur 3 Mal wöchentlich analyt[ische] Chemie vorzutragen, indessen sehe ich mich noch fortwährend genöthigt mir jede Vorlesung wörtlich russisch auszuarbeiten, so daß meine volle Zeit in Anspruch genommen wird. Erst spät habe ich anfangen können die nothwendigsten Besuche zu machen und ein bischen zu correspondiren. Das Laboratorium gilt hier für ein sehr gutes, was aber nicht viel sagen will. Würden nur 50-60 Mann in dem 2 stöckigen Hause arbeiten, so ließe sich etwas bequemes und praktisches einrichten, aber in einem solchen Raume arbeiten 175 Mann! Die kühnste Phantasie ist nicht im Stande sich solche Verhältnisse klar auszumalen. Ich erschrak als ich zum ersten [Mal] durch die dicht vollgestopften Räume ging.“⁵¹

49 Beilstein: Schreiben an von Warnstedt vom 18. 10. 1866 (Göttingen), Göttingen, UAG, Personalakte Beilstein, 4.V.b1.54, Bl. 30-31.

50 Beilstein: Brief an Friedrich Wöhler vom 16./28. 12. 1866 (St. Petersburg), Göttingen, SUB, Cod. Ms. F. Wöhler 5.

51 Ebd.

Beilstein hatte am Technologischen Institut die Verpflichtung, Vorlesungen in anorganischer Chemie zu halten und die praktischen Übungen zu leiten. Ferner hielt er auch Vorlesungen an der Nikolai'schen Militäringenieurakademie. Für diese hatte er dank der Erfahrungen und des Wissens aus seiner Göttinger Zeit und der Berücksichtigung des Fortschrittes in der analytischen Chemie die *Anleitung zur qualitativen chemischen Analyse (Rukovodstvo k kačestvennomu chimičeskomu analizu)* verfasst. Dieses Lehrbuch erschien 1867, fast gleichzeitig in deutscher und russischer Sprache. Beilsteins „Anleitung“ erlebte mehrere Auflagen und wurde nicht nur am Technologischen Institut, sondern auch an anderen höheren Lehranstalten, gewiss auch in Deutschland, benutzt.

Das heute noch in St. Petersburg erhalten gebliebene zweistöckige Gebäude, in dem seinerzeit das chemische Laboratorium untergebracht war, befindet sich im Innenhof des Technologischen Instituts. Beilsteins Dienstwohnung war im Seitenbau.

„Der Vorrath an Wissen & Erfahrungen, welchen ich in jenen Jahren geschöpft, trägt reiche Früchte“⁵²

Noch als Göttinger Dozent, während der Ferienzeit in St. Petersburg, nahm Beilstein an Diskussionen im Kreise russischer Chemiker teil. Es ging unter anderem um die Gründung eines Vereins von Chemikern, dessen Aufgabe die Förderung der Chemie in Russland sein sollte. Hier konnten Beilsteins Erfahrungen sinnvoll eingebracht werden, welche er als Assessor der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen seit 1864 gemacht hatte. Die Russische Chemische Gesellschaft wurde am 26. Oktober 1868 gegründet. In ihrer ersten Sitzung wurde Beilstein zur Wahl als Vorsitzender vorgeschlagen, jedoch nicht gewählt. Beilstein blieb dennoch ein aktives Mitglied und veröffentlichte seine in russischer Sprache verfassten Abhandlungen im *Journal der Russischen Chemischen Gesellschaft (Žurnal russkogo chimičeskogo občestva)*.

Am Anfang seiner Tätigkeit am Technologischen Institut setzte Beilstein trotz der neuen Verhältnisse seine experimentellen Untersuchungen mit demselben Eifer wie in Göttingen fort. Er beschäftigte sich weiterhin sowohl mit anorganisch-analytischen als auch mit synthetischen Arbeiten auf dem Gebiet der aromatischen Verbindungen, die unmittelbar an die Untersuchungen seiner Göttinger Zeit anknüpften. Er arbeitete über Isomerie und die Bestimmung der Stellungen der Substituenten im Benzolring. Seine Darstellung und Untersuchung von sämtlichen Bi-, Tri- und Tetrachlorbenzolen trug zur Struktur-

52 Siehe Anm. 23.

aufklärung der Halogenderivate des Benzols bei. In Folge seiner Arbeit, die er gewöhnlich in Gemeinschaft mit seinen Assistenten durchführte, wurden weitere substituierte Benzole und deren Homologe dargestellt und untersucht. Erwähnenswert ist das neue Forschungsfeld, das Beilstein Anfang der 1880 Jahre betrat – die Chemie des Erdöls. Als einer der ersten untersuchte er das kaukasische Petroleum und wies nach, dass in diesem gesättigte zyklische Kohlenwasserstoffe vorkommen. Obwohl die Mittel für wissenschaftliche Forschungen am Technologischen Institut reichlich bemessen waren, kann man seit Mitte der 1870er Jahre eine deutliche Abnahme von Beilsteins wissenschaftlicher Produktivität festzustellen: Er arbeitete an seinem großen literarischen Werk.

„Suscripere et finire“⁵³

Der Ursprung von Beilsteins Lebenswerk, des *Handbuches der organischen Chemie*, liegt in der Göttinger Zeit des Wissenschaftlers. Dies belegen mannigfache Aussagen von Beilstein selbst. So begann er wohl schon 1860 mit dem Sammeln von Notizen, die er zunächst bei seinen Vorlesungen verwendete. Der Umfang des Materials nahm während seiner intensiven Redaktions- und Literaturarbeit gewaltig zu. Hier muss man darauf hinweisen, dass die fast gleichzeitig begonnene Herausgabe der Lehrbücher Kekulé's und Erlenmeyers, welche die organische Chemie nach der modernen Strukturtheorie darstellten, auf Grund der lawinenartig anwachsenden Zahl der organischen Verbindungen ins Stocken geriet. So beschwerte sich Beilstein über die langsame Veröffentlichung des Lehrbuches Kekulé's, das schließlich unvollendet blieb: „[...] habe ich etwas freie Zeit, so benutze ich sie natürlich zum nothwendigsten – zur Ausarbeitung meines Collegs, denn der Lumpenkerl, der Kekulé schreitet so langsam vorwärts, daß ich mich gezwungen sehe stets den ganzen speciellen Theil auszuarbeiten.“⁵⁴ Die vorhandenen Lücken veranlassten Beilstein, sich Gedanken über das Schreiben eines eigenen Lehrbuches zu machen. Dass sich Beilstein schon um 1864 damit beschäftigte, geht aus seinem Brief an einen spanischen Chemiker hervor: „Ich habe 21 Jahre meines Lebens dazu verwendet, um ein vollständiges Lehrbuch über die organische Chemie [traité complet de

53 Beilstein: Rezension von Kekulé's „Lehrbuch der organischen Chemie oder der Chemie der Kohlenstoffverbindungen“, in: GGA (1863), Bd. 1, S. 493-507, hier S. 507.

54 Siehe Anm. 18.

chimie organique] zu schreiben.“⁵⁵ Beilsteins Göttinger Kollegen blieb dieser Plan verborgen. Fittig schrieb rückblickend: „Ich glaube nicht, daß B[eilstein] schon in Göttingen daran gedacht hat, einmal ein Handbuch der organischen Chemie herauszugeben und mir ist es immer räthselhaft geblieben – ich habe ihm das auch oft gesagt – daß ein so unruhiger Rastern wie B[eilstein], der keine 5 Min[uten] still sitzen konnte, die Ausdauer zu einem solchen Werke erlangen konnte.“⁵⁶

Erst im Jahre 1876, als Beilstein über das ganze Faktenmaterial verfügte, begann er das Manuskript niederzuschreiben. Dies ist in seinem Brief an Erlenmeyer, der sein Lehrbuch nicht vollendete, belegt: „Ich bin nun ernstlich an die Ausführung eines Planes gegangen, der mir sehr lange vorgeschwebt: ich schreibe wirklich eine organische Chemie. Nun ist mein Schmerz groß. Da mir das ganze Material vollständig gesammelt vorliegt, so hoffe ich mit dem Niederschreiben in 2 Jahren fertig zu sein. Nun bin ich schon im 2. Jahre an der Arbeit [...]“⁵⁷. Beilsteins Hinwendung zum Praktischen und seine Vermeidung des Theoretischen, was auch im Sinne der Wöhler'schen Schule war, führte letztendlich dazu, dass aus seiner Arbeit kein Lehrbuch, sondern ein Handbuch hervorging. So stellte Beilstein 1878 fest: „Was ich bis jetzt geschrieben habe, ist eigentlich eher ein Catalog der organischen Chemie als ein Lehrbuch.“⁵⁸ Anschließend fügt er hinzu: „Für die Zwecke des Nachschlagens ist das [...] ganz ausgezeichnet.“ Das Grundprinzip Beilsteins war es, zuerst das Manuskript zu beenden und es erst dann zu veröffentlichen. Dieses Prinzip führte ihn letzten Endes zum Erfolg. Sein Werk war 1880 abgeschlossen. Die erste Auflage des Handbuches erschien in 14 Lieferungen von 1880 bis 1882 und wurde noch einmal 1881/83 als zweibändiges Werk herausgegeben. Es umfasste ca. 15.000 organische Verbindungen auf insgesamt 2201 Seiten.

55 Beilstein: Brief an Ramon de Luna vom 6./18. 1. 1885 (St. Petersburg), zit. nach: Schöne, Manfred: Dokumente aus dem Leben großer Chemiker, (Schriften des Werksarchivs der Henkel GmbH Düsseldorf), Düsseldorf 1971, S. 45-54.

56 Fittig, Rudolph: Brief an Edvard Hjelt vom 21. 8. 1907 (Straßburg), Helsinki, Staatsarchiv, Nachlass von Hjelt, B6-B8, Kart. 8.

57 Beilstein: Brief an Emil Erlenmeyer vom 22. 2./5. 3. 1878 (St. Petersburg), zit. nach: Krätz, Otto: Beilstein, Erlenmeyer: Briefe zur Geschichte der chemischen Dokumentation und des chemischen Zeitschriftenwesens, München 1972, S. 59-62, hier S. 60f.

58 Ebd. S. 61.

„Freilich, ich konnte mein Handbuch nur in Rußland schreiben [...]“⁵⁹

So äußerte sich Beilstein 1895 einem deutschen Kollegen gegenüber und fügte hinzu: „darum habe ich alle Rufe nach Deutschland abgelehnt.“ Bekannt ist eine Berufung nach Halle im Jahre 1881, die Beilstein ablehnte. In dieser Zeit kam es in der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften zu heftigen Auseinandersetzungen um die Neubesetzung einer Stelle in der Chemie, an denen auch Beilstein Anteil hatte. Der Streit wurde nach Ablehnung der Kandidatur Mendelejews von der „deutschen“ Gruppe der Akademiemitglieder ausgelöst. Als Beilstein für die Besetzung der vakanten Stelle eines ordentlichen Akademiemitgliedes vorgeschlagen wurde, kam es zu Protesten russischer Chemiker und zu einer breiten Pressekampagne. Ohne näher auf die komplizierte Konstellation in der Akademie einzugehen, die oft unkritisch als Kampf der so genannten „deutschen“ und „russischen“ Gruppe dargestellt wird, muss an dieser Stelle gesagt werden, dass Beilstein schließlich 1886 in die St. Petersburger Akademie der Wissenschaften gewählt wurde. Mendelejew wurde diese Anerkennung nie zuteil. Die Gelegenheit, im Jahre 1881 zurück nach Deutschland zu kehren, nutzte Beilstein nicht. Der Grund hierfür ist wahrscheinlich der, dass er am Technologischen Institut günstigere Arbeitsbedingungen für das Schreiben seines Handbuches hatte: „An einem russischen Polytechnikum brauchen die Professoren nicht wissenschaftlich tätig zu sein, denn dazu geben schon die Studenten keine Veranlassung, aber in Deutschland hätte man mich scheel angesehen.“⁶⁰

Das Handbuch, dessen Manuskript Beilstein in St. Petersburg 1876 niederschreiben begann und eben dort vollendete, verfasste er in deutscher Sprache. Als Grund nannte er: „Ich habe mein Werk in deutscher Sprache veröffentlicht – ein russisches Buch hätte keinen Leserkreis gefunden.“⁶¹ Dies mochte in den Augen russischer Chemiker in einer Zeit sensibler Nationalgefühle nicht besonders günstig erscheinen. Obwohl keine direkten kritischen Äußerungen russischer Chemiker in diesem Zusammenhang überliefert sind, behauptete Beilstein: „Selbst die Tatsache, daß mein so eben erscheinendes großes Handbuch der organischen Chemie in deutscher Sprache erscheint (für ein russisches Werk würde es an Abnehmern fehlen), hat mir den Tadel der Patrioten zugezogen.“⁶²

59 Hjelt, Edvard: Friedrich Konrad Beilstein, in: Berichte der Deutschen Chemischen Gesellschaft 40 (1907), S. 5040-5078, hier S. 5054.

60 Hjelt 1907, S. 5054.

61 Siehe Anm. 55.

62 Beilstein: Brief an Herrn Geheimrat von Gossler vom 6./18. 9. 1881 (St. Petersburg), zit. nach Richter [Angewandte Chemie] 1938, S. 103.

„Ansichten, Theorien & Redensarten vergehen entsetzlich rasch, aber Thatsachen bleiben stehen. Deshalb ist mir um meinen Ruhm nicht bange [...]“⁶³

Die erste Auflage von Beilsteins Handbuch war bereits nach kurzer Zeit vergriffen. Die zweite Auflage erschien 1885 bis 1889 in 3 Bänden (4080 Seiten) und die dritte von 1892 bis 1899 in 4 Bänden (6844 Seiten). Die Zahl der bekannten organischen Verbindungen stieg rapide weiter an. Am Ende des 19. Jahrhunderts waren es bereits 70.000 Verbindungen an Stelle der 15.000, auf die man sie im Jahre 1880 geschätzt hatte. Bei einer derartigen Entwicklung musste der Umfang des Werkes stets mitwachsen. Die Unentbehrlichkeit des Handbuches war offensichtlich; auch wurde schnell klar, dass dieses Werk nicht von einer Einzelperson fortgesetzt werden konnte. 1896 verzichtete Beilstein auf seine Autorenrechte und schloss einen Vertrag mit der Deutschen Chemischen Gesellschaft ab, in dem sich diese zur Fortführung dieses Werkes verpflichtete. Beilstein schrieb 1896 an einen seiner Kollegen: „Geht Alles glatt durch, so wird die Chemie, und vor allem die deutsche Chemie, die erste Wissenschaft sein, in welcher das Sammeln der Errungenschaften auf eine zeitgemässe Weise geordnet sein wird und die so überaus schädigende Zersplitterung der Arbeitskräfte aufgehoben ist.“⁶⁴

Der Erfolg des *Handbuches der organischen Chemie* lag nicht nur darin begründet, dass in diesem Werk die Trennung zwischen Lehrbuch und Handbuch vollzogen wurde, sondern in der systematischen Bearbeitung der zeitgenössischen organischen Chemie als eines einheitlichen Ganzen. Bei näherer Betrachtung stellt man fest, dass der Erfolg von Beilsteins Handbuch letztendlich auf die Wöhler'sche Schule zurückgeführt werden kann.

Nach 1896 zog sich Beilstein von seiner Stellung am Technologischen Institut zurück und widmete sich ganz seiner Tätigkeit als Mitglied der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften. Beilsteins Verbindung zu Göttingen wurde durch seine auf Hübners Vorschlag hin erfolgte Wahl zum korrespondierenden Mitglied der Mathematisch-Physikalischen Klasse der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen im Jahre 1880 mit neuem Leben erfüllt. In internationalen wissenschaftlichen Kreisen war er durch seine zahlreiche Publikationen, die Teilnahme an Weltausstellungen und Kongressen, seine Reisen und persönlichen Beziehungen als herausragende Persönlichkeit weithin bekannt. Beilstein starb am 5. /18. Oktober 1906 in St. Petersburg an Herzversagen. Er wurde auf dem lutherischen Wolkowo-Friedhof in St. Petersburg begraben.

63 Beilstein: Brief an Emil Erlenmeyer vom 22. 5. 1866 (Göttingen), Aschaffenburg, HBA, Erlenmeyer-Nachlass im Dingler-Archiv.

64 Beilstein: Brief an Karl Seubert vom 21. 3./2. 4. 1896 (St. Petersburg), Berlin, ABBAdW, Chemikerbriefe Nr. 7.

Danksagung

Für die Freistellung von Autographen danke ich der Handschriftenabteilung der SUB Göttingen und dem Universitätsarchiv Göttingen sowie Prof. Dr. Jörg Willer, Vorsitzender des Stiftungsrates der Hugo-Dingler-Stiftung, und Prof. Dr. Klaus Hafner vom Institut für Organische Chemie der TU Darmstadt. Mein besonderer Dank für die Unterstützung bei der Arbeit gilt dem Leiter des Museums der Göttinger Chemie Herrn Dr. Günther Beer sowie Frau Prof. Dr. Karin Reich und Herrn Prof. Dr. Jost Weyer.

Exponate

Silke Glitsch

[S 1]

Friedrich Konrad Beilstein – Urkunde: Zeugnis der Königlich Hannoverschen Georg Augusts Universität. Göttingen, 5. August 1858. [Facsimile].

Russisches Historisches Archiv St. Petersburg: F. 733, op. 159, No. 12, l. 11-12

Friedrich Konrad Beilstein (Fedor Bejl'stejn) (1838-1906) entstammt einer wohlhabenden deutschstämmigen St. Petersburger Familie. 1853 ging er zum Chemiestudium nach Deutschland und studierte zunächst in Heidelberg und München. Kaum 19 Jahre alt, kam Beilstein 1857 nach Göttingen: Er war von den Ideen der aufkommenden organischen Chemie angezogen, zu deren Koryphäen Friedrich Wöhler (s. Ausstellungsbereich R) gehörte. Unverzüglich begann er das chemische Praktikum in Wöhlers Laboratorium. Außerdem hörte er organische Chemie bei Heinrich Limpricht (1827-1909) und besuchte Lehrveranstaltungen in Mathematik bei Gustav Lejeune Dirichlet (1805-1859) und in Physik bei Wilhelm Weber (1804-1891). Im August 1858 erhielt er von der Göttinger Universität das gezeigte Studienzeugnis, das ihm den Besuch seiner Lehrveranstaltungen attestierte.

Auszug:

„Wir Prorektor und Senat der Königlich Hannoverschen Georg Augusts Universität bezeugen hiermit, daß der Studierende Dr. Friedrich Beilstein aus Darmstadt auf den Grund eines Zeugnisses von Heidelberg am 15. Apr[il] [18]57 als der Chemie Beflissener unter die Zahl der hiesigen Studierenden aufgenommen ist und sich bis jetzt Studirens halber hieselbst aufgehalten hat. Während der Zeit seines Hierseins hat derselbe, den beigebrachten Zeugnissen zufolge, nachstehende Vorlesungen besucht:

Sommer [18]57

das chemische Practicum bei Obermed[izinal] Rath Wöhler,

organische Chemie bei Prof. Limpricht,

Integration der partiellen Differentialgleichungen bei Prof. Dirichlet,

Winter [18]57/8

Experimentalphysik Th[eil] 2 bei Prof. Weber,

die Zahlentheorie u[nd] über die Kräfte, die im umgekehrten Quadrat der Entfernung wirken, bei Professor Dirichlet,

das chemische Practicum bei Obermedizinal Rath Wöhler,

Sommer [18]58

das chemische Practicum bei demselben.“

[S 2]

Beilstein, Fr[iedrich] C[onrad]: Ueber das Murexid. Inaugural-Dissertation zur Erlangung der philosophischen Doctorwürde in Göttingen. Göttingen 1858.

SUB Göttingen: 8° HLP IV, 26/6:1858

Drei Semester hielt sich Beilstein als ordentlicher Student in Göttingen auf. Doch schon vorher, am 1. März 1858, hatte er an der Philosophischen Fakultät seine Doktor-

arbeit „Ueber das Murexid“ eingereicht. Beilsteins Arbeit war die Fortsetzung der gemeinsamen Untersuchungen Liebig's und Wöhler's über die Natur der Harnsäure, die einem purpurroten Harnsäurederivat den Namen „Murexid“ (von lat. murex = Purpurschnecke) beigelegt hatten. Am 12. März 1858 wurde Beilstein, kaum 20jährig, von der Philosophischen Fakultät der Georgia Augusta zum Dr. phil. und Mag. Art. Lib. promoviert.

[S 3]

Wöhler, Friedrich: [Gutachten der Doktorarbeit Beilsteins]. [Göttingen,] 3. März 1858. [Facsimile].

Universitätsarchiv Göttingen: Phil. Dek. 141, Beilstein, Bl. 148

Wöhler's anerkennendes Gutachten der Doktorarbeit Beilsteins lautet:

„Die Abhandlung des H[er]rn Beilstein „Über das Murexid“ ist eine als Dissertation vollkommen genügende Arbeit, deren Hauptinhalt auch in den Annalen der Chemie publicirt werden wird. Durch eigene Untersuchungen im hiesigen Laboratorium, auf die H[er]r B[eilstein] fast das ganze Semester verwendete, hat er einen Gegenstand ins Klare gebracht, mit dem wir, Liebig und ich, schon vor 20 Jahren beschäftigt waren, ohne ihn damals zum Abschluß gebracht zu haben.“

[S 4]

[Doktordiplom für Friedrich Konrad Beilstein]. Göttingen, 12. März 1858.

Universitätsarchiv Göttingen: Phil. Prom. Urk. 1858, Beilstein

Das in lateinischer Sprache verfasste Doktordiplom beginnt mit einer Huldigungsformel für den Rektor der Universität, König von Hannover, Kronprinz von Großbritannien und Irland, Herzog von Zypern und Herzog von Braunschweig und Lüneburg Georg V. und für den Göttinger Prorektor Georg Waitz. Es folgt der Passus:

„Ich, der derzeitige Dekan der Philosophischen Fakultät, und berechtigt, Promotionen vorzunehmen, Gustav Lejeune Dirichlet, [...] habe den höchst vortrefflichen und gelehrtesten Friedrich Konrad Beilstein aus St. Petersburg wegen seiner ausgezeichneten Kenntnisse in der Chemie und Physik, erwiesen durch Dissertation und Examen, am 12. März 1858 auf die herkömmliche Weise zum Doktor der Philosophie und Magister Artium gemacht und diese Urkunde als Zeugnis dessen mit dem Siegel der Philosophischen Fakultät bekräftigen lassen.“

(Übersetzung: Prof. Dr. Stefan Kirschner, Hamburg)

[S 5]

Friedrich Konrad Beilstein (1838-1906)

Photographie, 100 x 115 mm von H. Stromfeldt (Göttingen)

Museum der Göttinger Chemie der Universität Göttingen

Beilstein hoffte auf eine Einstellung bei Wöhler und blieb daher nach seiner Promotion in Göttingen. Aus dieser Zeit stammt ein Photoporträt, das er seinem Studienkollegen Hans Hübner (1837-1884) schenkte, der später Wöhler's Nachfolger wurde. Es ist mit dem handschriftlichen Zusatz „F. Beilstein s/m H. Hübner GA [Georgia-Augusta] Juni 1858“ versehen. 1860 begann Beilstein seine Tätigkeit als Assistent Wöhler's.

[S 6]

[Gruppenbild der Göttinger Chemiedozenten].

Photographie, 190 x 125 mm

SUB Göttingen: Sammlung Voit: Gruppenbilder I, Nr. 16

Die 1862 entstandene Photographie zeigt Beilstein im Jahr seiner Ernennung zum Privatdozenten im Kreise seiner Chemikerkollegen. Beilstein ist mit der aufgetuschten Nr. 7 gekennzeichnet; er steht als sechster von links in der zweiten Reihe.

[S 7]

Zeitschrift für Chemie, N. F., 3 (1867).

SUB Göttingen: 8° Chem. II, 290

1865 übernahm Beilstein zusammen mit seinen Kollegen Rudolph Fittig und Hans Hübner die Herausgabe der „Zeitschrift für Chemie“. Dieses Periodikum hatte zum Ziel, alle Neuerscheinungen in der Chemie in Form von Originalarbeiten und Referaten rasch und kritisch zu publizieren. Beilstein redigierte hier Abhandlungen russischer Chemiker, übersetzte ihre Aufsätze ins Deutsche und verfasste Referate sowie Rezensionen. Durch Beilstein wurden die Arbeiten bedeutender russischer Chemiker, wie etwa von Dmitri Mendelejew (Dmitrij Mendeleev) (1834-1907) und Alexander Butlerow (Aleksandr Butlerov) (1828-1886), in Deutschland bekannt.

[S 8]

[Gruppenbild der Göttinger Chemiedozenten].

Photographie, 151 x 117 mm

Museum der Göttinger Chemie der Universität Göttingen

Die 1865 entstandene Photographie zeigt neben Rudolph Fittig (Nr. 1), Hans Hübner (Nr. 2) und weiteren Chemiedozenten auch Beilstein selbst (Nr. 3) im Jahr seiner Ernennung zum außerordentlichen Professor.

[S 9]

[Das St. Petersburger Technologische Institut um 1890].

Postkarte [um 1890] [Reproduktion]

Aus: 100 let. Technologičeskij institut imeni Leningradskogo soveta rabočich, krest'janskich i krasnoarmejskich deputatov. Leningrad 1928. (zwischen S. 268 u. 269). Privatbesitz

1866 nahm Beilstein einen Ruf an das St. Petersburger Technologische Institut an, wo er als Professor der Chemie und Direktor des chemischen Laboratoriums bis zu seinem Tode tätig war. Das noch heute bestehende zweistöckige Gebäude, in dem seinerzeit das chemische Laboratorium untergebracht war, befindet sich im Innenhof des Instituts. Beilsteins Dienstwohnung war im Seitenbau. Die Fassade des Technologischen Instituts ist auf einer Ansichtskarte aus den 1890er Jahren festgehalten.

[S 10]

Beilstein, Friedrich: Anleitung zur qualitativen chemischen Analyse. Leipzig 1867.

Universitätsbibliothek Clausthal: III C5 18

Beilstein hatte am Technologischen Institut die Verpflichtung, Vorlesungen in anorganischer Chemie zu halten und die praktischen Übungen zu leiten. Für seine Lehrveranstaltungen hatte er dank der Erfahrungen und des Wissens aus seiner Göttinger Zeit und der Berücksichtigung des Fortschrittes in der analytischen Chemie die „Anleitung zur qualitativen chemischen Analyse“ („Rukovodstvo k kačestvennomu chimičeskomu analizu“) verfasst. Dieses Lehrbuch erschien 1867, fast gleichzeitig in deutscher und russischer Sprache. Beilsteins „Anleitung“ erlebte mehrere Auflagen und wurde nicht nur am Technologischen Institut benutzt, sondern auch an anderen höheren Lehranstalten.

[S 11]

Beilstein, F[r]iedrich Konrad]: Handbuch der organischen Chemie. Bd. 1-2. Hamburg, Leipzig 1881-1883.

SUB Göttingen: 8° Chem. II, 2231:1-2

Beilstein verfasste sein Lebenswerk, das „Handbuch der organischen Chemie“, zwischen 1876 und 1880 in St. Petersburg. Der Ursprung des Handbuches, das in deutscher Sprache erschien, liegt allerdings in Beilsteins Göttinger Zeit. So begann er wohl schon 1860 mit dem Sammeln von Notizen, die er zunächst bei seinen Vorlesungen verwendete. Beilsteins Werk umfasst ca. 15.000 organische Verbindungen auf insgesamt 2201 Seiten. In den Folgejahren stieg die Zahl der bekannten organischen Verbindungen rapide weiter an; am Ende des 19. Jahrhunderts waren es bereits 70.000 Verbindungen. Bei einer derartigen Entwicklung musste der Umfang des Werkes stets mitwachsen. Die Unentbehrlichkeit des Handbuches war offensichtlich; auch wurde schnell deutlich, dass dieses Werk nicht von einer Einzelperson fortgesetzt werden konnte. 1896 verzichtete Beilstein auf seine Autorenrechte und schloss einen Vertrag mit der Deutschen Chemischen Gesellschaft ab, in dem sich diese zur Fortführung des Werkes verpflichtete. Beilsteins Handbuch entwickelte sich im Laufe eines Jahrhunderts mit 503 Bänden zu einem der umfangreichsten Nachschlagewerke und zu einem unentbehrlichen Hilfsmittel in der Chemie.

Zwei Göttinger Pionierinnen: Sofja Kowalewskaja und Julia Lermontowa

Elena Roussanova

Das Schicksal führte sie aufeinander zu und leitete sie, auf das engste miteinander vereint, durch das ganze Leben. Trotz der Verschiedenheit ihrer Temperamente und Charaktere sowie ihrer Lebenswege verband sie das Streben nach Wissenschaft. Die Eine, später eine bekannte Mathematikerin, die erste Universitätsprofessorin der Welt, deren Namen fast jeder kennt, die Andere, eine beinahe in Vergessenheit geratene Chemikerin: Sofja Kowalewskaja (Sof'ja Kovalevskaja) (1850-1891) und Julia Lermontowa (Julija Lermontova) (1846-1919). Die Sternstunden der beiden russischen Frauen waren mit der Stadt verbunden, in deren Geschichte sie eingegangen sind: mit der deutschen Universitätsstadt Göttingen.

1. Göttingen, das Jahr 1874

Zwei junge Russinnen sorgten im Jahre 1874 für dramatische Aufregung in der Philosophischen Fakultät der Göttinger Georgia Augusta¹. Am 19. Juli 1874 reichte Sofja Kowalewskaja zwei vortreffliche mathematische Arbeiten ein, stellte bei der Philosophischen Fakultät den Antrag auf Zulassung zur Promotion in absentia und kündigte an, dass sie noch eine dritte Abhandlung einzureichen beabsichtige². Sie war die Schülerin des bedeutenden Mathematikers und Begründers der Berliner Mathematiker-Schule Karl Weierstraß (1815-1897).

Kaum eine Woche nach Kowalewskaja, am 25. Juli 1874, reichte eine weitere Russin, Julia Lermontowa, ihre chemische Arbeit ein und bat die Philosophische Fakultät um die Zulassung zur Promotion³. Sie war die Schülerin des bekannten Berliner Chemikers August Wilhelm Hofmann (1818-1892).

1 Die Geschichte der beiden ersten Promotionen an der Universität Göttingen ist in folgender detaillierter Studie zusammengefasst: Tollmien, Cordula: Zwei erste Promotionen. Die Mathematikerin Sofja Kowalewskaja und die Chemikerin Julia Lermontowa, in: „Aller Männerkultur zum Trotz“. Frauen in Mathematik und Naturwissenschaften, hrsg. von Renate Tobies, Frankfurt a.M./New York 1997. Alle im Universitätsarchiv Göttingen vorhandenen Promotionsunterlagen Kowalewskajas und Lermontowas wurden von Tollmien veröffentlicht und ausgewertet.

2 Vgl. ebd. S. 110-112.

3 Vgl. ebd. S. 119f.

Diese damals in Deutschland unerhörte Angelegenheit – die Promotion einer Frau – wurde wesentlich durch den Einsatz von Weierstraß befördert. Letztlich gingen zwei Doktordiplome nach Russland. Diese beiden Promotionen hatten durchaus Pioniercharakter als erste Promotionen von Frauen auf deutschem Boden im 19. Jahrhundert, als erste Promotion einer Frau auf dem Gebiet der Mathematik sowie der Chemie und als erste in einem regulären Verfahren erreichte Promotion einer Frau. Sie waren ein Wendepunkt der historischen Entwicklung der Rolle der Frauen in dem Gebiet der Naturwissenschaften und der Mathematik.

2. Die ungewöhnlichen Frauen

Wer waren diese Pionierinnen und wie kamen sie zur Wissenschaft? Zurück zu unseren jungen Russinnen, die es als erste wagten, in Deutschland zu studieren und zu promovieren, und dadurch den Weg zum Studium für andere Frauen ebneten. Beide stammten aus wohlhabenden adeligen Familien und waren die Töchter von hohen Offizieren.

Sofja Kowalewskaja, geb. Korwin-Krukowskaja (Korvin-Krukovskaja), kam am 3. Januar 1850, nach dem gregorianischen Kalender am 15. Januar 1850, in Moskau zur Welt. Ihr Vater, der Artillerie-Oberst Wassili Krukowski (Vasilij Krukovskij) (1801-1875)⁴, hatte 1843 die 20 Jahre jüngere Jelisaweta Schubert (Elizaveta Šubert) (1820-1879) geheiratet, die älteste der drei Töchter des Generals Fjodor Schubert (Fedor Šubert) (1789-1865)⁵. Sofjas Urgroßvater mütterlicherseits war Friedrich Theodor Schubert (1758-1825)⁶, der schon 1785 als Geograph an die St. Petersburger Akademie der Wissenschaften berufen worden war und 1803 die Leitung der dortigen Sternwarte übernahm. F. Th. Schubert pflegte Kontakte zu Göttingen; er stand in Briefwechsel mit dem berühmten Carl Friedrich Gauß. Sofja wurde, wie damals üblich, von Hauslehrern unterrichtet. Da ihre mathematischen Fähigkeiten sich früh zeigten, veranlasste ihr Vater einen systematischen Unterricht in Mathematik. Bei der Entwicklung von Sofjas mathematischen Fähigkeiten spielte ein ausgezeichnete und fortschrittlicher Mathematiklehrer in St. Petersburg, Alexander Stran-

4 Dieser durfte seit 1858 auf Grund seiner Abstammungsurkunden den Namen Korwin-Krukowski (Korvin-Krukovskij) führen.

5 Dieser deutschstämmige Topograph wirkte als Geodät und Offizier in der russischen Armee.

6 Russ.: Schubert, Fjodor (Šubert, Fedor), deutscher Geodät, Astronom und Mathematiker, Ehrenmitglied der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften.



Abb. 20

Sofja Kowalewskaja (1850-1891) und Julia Lermontowa (1846 [1847]-1919)

noljubski (Aleksandr Strannoljubskij), bei dem sie bis zum Frühjahr 1869 Mathematikunterricht erhielt, eine besondere Rolle⁷.

Julia Lermontowa wurde am 21. Dezember 1846, nach dem gregorianischen Kalender am 2. Januar 1847, in St. Petersburg geboren. Ihr Vater, General Wsewolod Lermontow (Vsevolod Lermontov), Leiter des Moskauer Kadettenkorps, war ein Cousin zweiten Grades des berühmten russischen Dichters Michail Lermontow (Michail Lermontov). Julia wurde ebenfalls zu Hause von renommierten Privatlehrern unterrichtet. Nach ihrer eigenen Aussage waren ihre Eltern bestrebt, ihr eine gute Ausbildung zu ermöglichen. Julia lernte sehr gern und gut. Ihr Interesse an den Naturwissenschaften, besonders an der Chemie, zeigte sich sehr früh. Sie las Chemiebücher und führte zu Hause verschiedene einfache chemische Experimente durch. Zuerst wollte sie sich mit der Medizin beschäftigen und begann sogar, an der Moskauer Universität einen Kurs in Histologie zu besuchen. Jedoch erkannte sie bald, dass die Medizin nicht ihre wahre Leidenschaft war. 1868 bewarb sie sich um einen Gasthörerplatz an der Moskauer Agrar- und Forstakademie (der heutigen Landwirtschaftsakademie), an der man Chemie studieren konnte. Aber trotz der Unterstützung vieler Professoren wurde ihr Gesuch abgelehnt.

3. Das Russland der 1860er Jahre

Für die aus gebildeten Familien stammenden und durch die Aufbruchsstimmung der bewegten 1860er Jahre geprägten jungen Frauen Sofja Korwin-Krukowskaja und Julia Lermontowa stand ein edles und mutiges Ziel im Vordergrund: Sie wollten den Weg zur Wissenschaft einschlagen und dadurch „ein für andere nützliches und richtiges Engagement gemäß ihrer eigenen Fähigkeiten finden“⁸. Eine solche Zielsetzung kennzeichnete die ganze Generation russischer Frauen der 1860/70er Jahre. Das Erwachen ihres Selbstbewusstseins sowie ihres Strebens nach höherer Bildung und wissenschaftlicher Tätigkeit wurde zumeist durch die geistige Atmosphäre in Russland und durch die Ideen der revolutionären Jugendbewegung, des so genannten Nihilismus, ausgelöst⁹.

7 Vgl. Tollmien 1997, S. 84 und Kočina, Pelageja Jakovlevna: Sof'ja Vasil'evna Kovalevskaja. 1850-1891, (Naučno-biografičeskaja serija, Akademija nauk SSSR), Moskau 1981, S. 33-36.

8 Julia Lermontowa: Brief an Sofja Kowalewskaja [die Tochter der Mathematikerin], zit. nach: Musabekov, Jusuf Sulejmanovič: Julija Vsevolodovna Lermontova. 1846-1919, Moskau 1967, S. 51.

9 Vgl. Hibner Koblitz, Ann: Science, Women, and the Russian Intelligentsia. The Generation of the 1860s, in: Isis 79 (1988), S. 208-226.

Die Frage der höheren Frauenbildung gewann schon Ende der 1850er Jahre in russischen kultivierten Gesellschaftskreisen an Sympathie. Die Bildungselite sah hier ihre humane und patriotische Pflicht. Die ablehnende Haltung der Regierung dem Frauenstudium gegenüber rief mannigfaltige Privatinitiativen hervor. Dies trug dazu bei, dass liberal gesonnene Eltern ihre Töchter in ihrem Bestreben nach höherer Bildung unterstützten.

Die junge russische Generation der 1860er Jahre wurde durch die Ideen des Nihilismus beeinflusst, einer revolutionären Bewegung, die aus der materialistischen, rationalistischen und utilitaristischen Weltanschauung eines Nikolai Tschernyschewski (Nikolaj Černyševskij) und Dmitri Pissarew (Dmitrij Pisarev) hervorging. Ein Hauptanliegen dieser Bewegung war die Liberalisierung der Gesellschaft und die Gleichberechtigung einschließlich der Gleichstellung der Geschlechter¹⁰. Um „dem Volk Nutzen zu bringen“ und praktisch für soziale Reformen tätig zu sein, waren Frauen sehr daran interessiert, zu jener höheren Bildung zugelassen zu werden¹¹.

Die erste Möglichkeit eines Universitätsbesuches für Frauen bot sich in Russland schon im Jahre 1859, als sie als inoffizielle Hörerinnen an den öffentlichen Vorlesungen der St. Petersburger Universität geduldet wurden. Die erste Frau, die den Weg in eine russische Universität wagte, war Natalia Korsini (Natalija Korsini), bald folgten weitere Frauen ihrem Beispiel. Die fortschrittlich gesonnenen Professoren begrüßten diese Initiative von Frauen und unterstützten sie in ihrem bahnbrechenden Vorgehen. Die überwiegende Mehrheit der Studenten sah das Frauenstudium als selbstverständlich an. Allerdings war es schon um die Mitte der 1860er Jahre mit den ersten Erfolgen bei der Etablierung des Frauenstudiums in Russland vorbei. Wegen der Studentenunruhen wurde die St. Petersburger Universität für eine Weile geschlossen, und im Universitätsstatut von 1863 sprach sich der Staat ausdrücklich gegen eine Immatrikulation von Frauen und gegen Gasthörerinnen aus.

10 Die anschaulichsten Darstellungen der revolutionären Jugendbewegung im Russland der 1860er Jahre enthalten die Romane des russischen Schriftstellers Iwan Turgenew (Ivan Turgenev) „Väter und Söhne“ („Otcy i deti“) (1862) sowie „Neuland“ („Nov“) (1876) und vor allem der Roman Nikolai Tschernyschewskis „Was tun?“ („Čto delat?“) (1863).

11 Tollmien weist in ihren Ausführungen darauf hin, dass die Russinnen in den 70er Jahren des 19. Jahrhunderts bewusst mathematische und naturwissenschaftliche Studienfächer wählten. Das Studium der Naturwissenschaften bedeutete für sie jedoch nicht den Eintritt in eine Männerdomäne, sondern die Hoffnung auf die Überwindung patriarchaler Unterdrückungsstrukturen. Vgl. Tollmien 1997, S. 109.

Bezeichnend für die Entwicklung der Frauenbildung in Russland ist das Bemühen der fortschrittlichen Universitätsprofessoren um die Emanzipation der Frau. In der Zeit von 1859 bis 1863 boten sie spezielle Vorlesungen für Gasthörerinnen an und ermöglichten ihnen den Besuch der Universitätsveranstaltungen. Dies wurde von den Frauen mit Begeisterung aufgenommen, so dass die Säle oft zur Hälfte mit weiblichen Zuhörern gefüllt waren. Der bekannte russische Chemiker Nikolai Sinin (Nikolaj Zinin) (1812-1870) war der erste, der sein chemisches Laboratorium für Frauen öffnete. In der Zeit der Reaktion von 1865-1869 setzten sich manche Professoren für die Einrichtung spezieller Frauenkurse an der St. Petersburger Universität ein. Viele Professoren erklärten sich bereit, solche Kurse zu leiten und Vorlesungen für Frauen zu halten. Einige von ihnen hielten für Frauen Vorlesungen über wissenschaftliche Themen in Privatwohnungen, wie zum Beispiel der bedeutende Chemiker Dmitri Mendelejew (Dmitrij Mendeleev) (1834-1907). Er beantragte beim Bildungsministerium die Erlaubnis, öffentliche Vorlesungen für Frauen zu halten. Die Gründungsinitiative für systematische universitätsähnliche Höhere Frauenkurse ging von dem Moskauer Professor für Geschichte Woldemar Guerrier (1837-1919) aus.

4. Ins Ausland

Die russischen Frauen, die eine höhere Bildung anstrebten, hatten ein großes Vorbild – Nadeshda Suslowa (Nadežda Suslova) (1843-1918). Diese kam 1867 aus der Schweiz zurück, wo sie an der Zürcher Universität als erste Frau das Doktordiplom im Fach Medizin erworben hatte. Ihr Beispiel ermutigte zu einem Auslandsstudium. So beschäftigte sich auch Lermontowa trotz des Verbots ihrer Eltern mit der Realisierung ihres Auslandsstudiums und begann einen Briefwechsel mit ihrer in St. Petersburg lebenden Cousine Anna Jewreinowa (Anna Evreinova) (1844-1919), die ebenfalls im Ausland studieren wollte. Jewreinowa war eng mit Sofja Korwin-Krukowskaja befreundet, und es entstand ein Briefwechsel zwischen den Frauen. Sie intensivierten ihr Bemühen um die Verwirklichung ihrer Pläne.

Obleich die Eltern Sofja Korwin-Krukowskajas und Julia Lermontowas das Bildungsstreben ihrer Töchter weitgehend unterstützten, wollten sie diese nicht ins Ausland gehen lassen. Die Reise allein war für die beiden unverheirateten Frauen, die nicht einmal einen eigenen Pass hatten, nahezu unmöglich¹².

12 In Russland besaßen Frauen üblicherweise keinen eigenen Pass, sondern waren in den Pass ihres Vaters oder Ehemannes eingetragen.

Sofja löste dieses Hindernis mutig und gewann ihre Selbständigkeit dadurch, dass sie Ende 1868 eine Scheinehe mit dem profeministisch eingestellten späteren Paläontologen Wladimir Kowalewski (Vladimir Kovalevskij) (1842-1883) einging. So stand für sie, damals noch keine 18 Jahre alt, der Weg zum Studium frei. Lermontowa blieb dies erspart. Ihre Eltern waren nicht gegen das Studium als solches, sondern sie wollten ihre Tochter nicht allein in ein fremdes Land gehen lassen¹³. Als Kowalewskaja Anfang April 1869 mit ihrem Ehemann zum Studium nach Deutschland fuhr, durfte Lermontowa ihnen nach einem halben Jahr nachkommen. Eine romantische und idealisierte Vorstellung der jungen Frauen von einem Auslandsstudium wird in einem Brief Kowalewskajas an Lermontowa spürbar: „Ich warte selbst darauf, ins Ausland fahren zu können; wie gerne möchte ich, Julia, dort mit Ihnen studieren; ich kann mir kein glücklicheres Leben vorstellen, als ein ruhiges, bescheidendes Leben in einem vergessenen Fleckchen Deutschlands oder der Schweiz zwischen Büchern und Studien.“¹⁴

5. Das Studium in Heidelberg

Kowalewskaja kam zu Beginn des Sommersemesters 1869 am Ort ihres Studiums, der Universität Heidelberg, an. Ihre Wahl fiel nicht zufällig auf Heidelberg: Dort studierten damals viele Russen, teilweise als Staatsstipendiaten. In Heidelberg entstand sogar eine „russische Kolonie“, und 1862 wurde eine russische Lesehalle gegründet, die bis 1914 bestand. Jedoch war Kowalewskaja enttäuscht, da die Wirklichkeit ihrer Vorstellung von den im Ausland angeblich vorhandenen breiten Bildungsmöglichkeiten nicht entsprach.

So kam es dazu, dass Kowalewskaja als erste Frau in Deutschland den Antrag auf Zulassung zum Studium stellte. Ihr Antrag wurde in der Sitzung des Großen Akademischen Senats vom 5. Juni 1869 positiv entschieden, „Damen“ wurde der Besuch einzelner Vorlesungen ermöglicht, jedoch unter dem Vorbehalt, in jedem konkreten Fall die Erlaubnis des Prorektors zu beantragen: „Ferner wurde die Frage zur Berathung ausgesetzt: ob der Besuch öffentlicher Vorlesungen auch Damen gestattet werden soll? Die Versammlung erklärte einstimmig nach dem Antrage des engeren Senats sich damit einverstanden, daß vorerst in Fällen, wie die jezt vorgekommenen, wo nach den persönlichen

13 Vgl. Lermontova, Julija: *Vospominanija o Sof'e Kovalevskoj* (1891), zit. nach: Kowalewskaja, Sof'ja: *Vospominanija i pis'ma*, hrsg. von S. J. Štrajch, Moskau 1961, S. 373-385, hier S. 374.

14 Sofja Kowalewskaja: Brief an Julia Lermontowa vom 19. 1. 1869, zit. nach: Kowalewskaja 1961, S. 231-232, hier S. 232.

Verhältnissen der Petenten und der Art der in Aussicht genommenen Vorlesungen – Unzuträglichkeiten nicht zu besorgen sind, die Immatriculations Behörde, so wie im jetzt besprochenen Falle geschehen, den Besuch einzelner Vorlesungen ermöglichen könne unter der Voraussetzung, daß der Prorektor, wo ande[r]nfalls irgend sich Bedenken gegen die Ertheilung einer solchen Erlaubniß erheben, die Sache vor den engeren Senate bringe, damit dieser entscheide respec[tive] einen Ausspruch des eng[eren] Senates veranlasse.“¹⁵ Auch Julia Lermontowa wurde im Wintersemester 1869/70 keine generelle Zulassung zum Studium erteilt, allerdings der Besuch einzelner Veranstaltungen erlaubt. Somit schufen Kowalewskaja und Lermontowa einen Präzedenzfall an der Universität Heidelberg, auf den sich andere Frauen beziehen konnten.

Kowalewskaja studierte drei Semester in Heidelberg; ihre Lehrer waren die Mathematiker Leo Koenigsberger (1837-1921) und Paul du Bois-Reymond (1831-1889). Lermontowa hielt sich vier Semester in Heidelberg auf; sie hörte Chemie bei Robert Bunsen (1811-1899), Gustav Robert Kirchhoff (1824-1887), Hermann Helmholtz (1821-1894) und Hermann Kopp (1817-1892). Schließlich, nach dem intensiven Studium in Heidelberg, gab es für die beiden Freundinnen nur ein Ziel: Berlin.

6. Die harte Arbeit und ein krönender Erfolg

Warum Berlin? Kowalewskaja wollte in der damals „bedeutenden Stätte mathematischer Wissenschaft“ bei dem berühmten Weierstraß lernen. Und Lermontowa folgte der besonderen Anziehungskraft der Organischen Chemie, die in Berlin von dem bekannten Chemiker August Wilhelm Hofmann vertreten wurde.

Im Herbst 1870 kam Kowalewskaja nach Berlin; ihr Antrag auf Zulassung wurde, trotz der Unterstützung eines so einflussreichen Mannes wie Weierstraß, von der Berliner Universität abgelehnt. Jedoch bot Weierstraß Kowalewskaja, von deren mathematischen Fähigkeiten er überzeugt wurde, Privatunterricht an. Als Lermontowa im Oktober 1871 nach Berlin kam, bat sie Hofmann ebenfalls um ein Privatstudium. Er ließ Lermontowa in seinem Privatlaboratorium arbeiten und seine Vorlesungen besuchen. Durch seinen langen Englandaufenthalt stand Hofmann der Chemieausbildung von Frauen fördernd gegenüber. Es ist

15 Beschluss des Großen Senats der Heidelberger Universität vom 5. 6. 1869. Heidelberg, Universitätsarchiv, UAH RA 826; zit. nach: Roussanova, Elena: Julia Lermontowa (1846-1919). Die erste promovierte Chemikerin, Hamburg/Norderstedt 2003, S. 127f.

bekannt, dass die englische Prinzessin Victoria, die spätere Frau des deutschen Kaisers Friedrich III., seine Schülerin in London gewesen war¹⁶.

In Berlin begann eine Zeit ernsthafter und anstrengender Arbeit: „Sofja Wassiljewna [Kowalewskaja] und mein Leben in Berlin war sehr einsam und eintönig. Sofja Wassiljewna saß den ganzen Tag über mathematischen Berechnungen am Schreibtisch, und ich arbeitete von morgens bis in die Nacht im Laboratorium.“¹⁷

Diese harte Arbeit wurde schließlich von Erfolg gekrönt. Schon am 25. März 1872 trug Hofmann die Ergebnisse der ersten wissenschaftlichen Arbeit Lermontowas in der Sitzung der Deutschen Chemischen Gesellschaft vor, und ihre Abhandlung *Ueber die Zusammensetzung des Diphenins* wurde unverzüglich in den *Berichten der Deutschen Chemischen Gesellschaft zu Berlin* publiziert. Lermontowas weiteres Thema bei Hofmann war die Untersuchung von chemischen Reaktionen der bifunktionellen Verbindung Methylenjodid (Dijodmethan). Zum Frühjahr 1874 war ihre Arbeit *Zur Kenntniss der Methylenverbindungen* größtenteils fertig. Die vorläufigen experimentellen Ergebnisse dieser Studie wurden in zwei Abhandlungen *Ueber das Verhalten des Methylenjodids gegen einige Amine*¹⁸ und *Ueber das Sulfoeyanmethylen*¹⁹ in den *Berichten der Deutschen Chemischen Gesellschaft* veröffentlicht. Beide Aufsätze erschienen gleichzeitig.

Kowalewskaja hatte auf Anregung von Weierstraß verschiedene Themen bearbeitet. Die Ergebnisse ihrer Arbeit *Über die Reduktion einer bestimmten Klasse Abel'scher Integrale 3ten Ranges auf elliptische Integrale*²⁰ begann sie schon um 1872 zu verfassen. Weierstraß vertrat die Meinung, dass diese Arbeit allein für den Erwerb des Dokortitels ausreichend sei, und sprach mit seiner Schülerin über eine eventuelle Promotion. Das zweite mathematische Problem, mit dem sich Kowalewskaja beschäftigte, bekam später den Titel *Zusätze und Bemerkungen zu Laplace's Untersuchung über die Gestalt der Saturnringe*²¹. Kowalewskaja war gleichzeitig mit noch einer Aufgabe beschäftigt, nämlich mit der Untersuchung partieller Differentialgleichungen, und ent-

16 Vgl. Müller, Monika: Aus dem Leben und Wirken des Chemikers und Hochschullehrers August Wilhelm von Hofmann (1818-1892), (Beiträge zur Geschichte der Humboldt-Universität zu Berlin), Berlin 1981, S. 16.

17 Lermontowa 1891, S. 376.

18 Vgl. Lermontoff, Julie: Ueber das Verhalten des Methylenjodids gegen einige Amine, in: *Berichte der Deutschen Chemischen Gesellschaft* 7 (1874), S. 1252-1257.

19 Vgl. Lermontoff, Julie: Ueber das Sulfoeyanmethylen, ebd. S. 1282-1284.

20 Kowalewskaja veröffentlichte diese Arbeit zehn Jahre nach der Promotion.

21 Diese Arbeit wurde erst 1885 publiziert.

deckte bis dahin unbekannte Spezialfälle. Schon 1875 wurde diese Arbeit mit dem Titel *Zur Theorie der partiellen Differentialgleichungen* im *Journal für die reine und angewandte Mathematik* veröffentlicht. Dies war eine Anerkennung des mathematischen Talents der Verfasserin, da in dieser Zeitschrift nur bedeutende wissenschaftliche Abhandlungen erschienen.

7. Die Diskussionen an der Georgia Augusta

Im Frühjahr 1874 wurde es Zeit eine Universität zu finden, die bereit war, eine Frau zu promovieren. Weierstraß wusste einen Präzedenzfall in Deutschland: An der Göttinger Georgia Augusta war im Jahre 1787 eine Frau promoviert worden, nämlich die Tochter des Göttinger Universitätsprofessors August Ludwig (von) Schlözer, Dorothea Schlözer²². Darauf konnte Weierstraß sich beziehen, und unter Berücksichtigung dieser Tatsache verhandelte er mit seinem Schüler, dem Mathematikprofessor Lazarus Fuchs (1833-1902)²³, und mit dem Dekan der Philosophischen Fakultät, Rudolf Hermann Lotze (1817-1881)²⁴, über eine Promotion in absentia für seine Schülerin, die „keine emancipationssüchtige Dame“ sei, sondern wünsche, „durch die Promotion nur Verwandten, die ihre Studien wohl wenig geachtet haben, zu beweisen, daß sie nicht fruchtlos sich ihnen hingegen“²⁵ habe.

22 Dorothea Schlözer (1770-1825), verh. von Rodde. Ihr Vater, der Göttinger Professor August Ludwig (von) Schlözer, Anhänger des frühaufklärerischen Rationalismus, bediente sich seiner Tochter, um zu zeigen, dass Frauen die Fähigkeiten zum Erlernen der Wissenschaften besitzen. Sie promovierte 1787 als erste Frau an der Göttinger Universität anlässlich des 50jährigen Bestehens der Universität im Alter von 17 Jahren nach einer mündlichen Prüfung, ohne eine Dissertation vorgelegt zu haben. An der feierlichen Verleihung der Doktorwürde durfte sie nicht teilnehmen, da dies Frauen nicht erlaubt war. 1791 erarbeitete sie zusammen mit ihrem Vater, der an der Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg gewirkt hatte, die Münz-, Geld- und Bergwerksgeschichte des Russischen Kaiserthums vom Jahre 1700-1789.

23 Vgl. Schlesinger, L.: Drei Briefe von K. Weierstraß an L. Fuchs, in: Jahresbericht der Deutschen Mathematiker-Vereinigung 18 (1909), S. 93-99.

24 Vgl. Wentscher, M.: Weierstraß und Sonja v. Kowalewsky, in: Jahresbericht der Deutschen Mathematiker-Vereinigung 18 (1909), S. 89-93.

25 Diskussion über den Erlass der mündlichen Prüfung vom 2. 8. 1874 (Kowalewskaja), zit. nach: Tollmien 1997, S. 115f.

Der Einsatz von Weierstraß für Kowalewskaja machte auch Lermontowa Mut zu promovieren. Am 27. Juni 1874 teilte Weierstraß Lotze mit, dass außer Kowalewskaja „sich auch noch eine Chemikerin, Fräulein v. Lermontof, die stets mit ihr zusammen gewesen ist, zur Promotion melden [wird]. Dieselbe hat nach Hofmann's Mittheilung (der ihretwegen an Wöhler schreiben wird) eine ganz vorzügliche chemische Arbeit geliefert.“²⁶ Hofmann unterstützte Lermontowas Wunsch zu promovieren und empfahl sie dem bedeutenden Göttinger Chemiker Friedrich Wöhler (1800-1882).

Die von Kowalewskaja eingereichten Arbeiten waren überdurchschnittlich. So schrieb der Göttinger Mathematiker Schering, der Gutachter zweier ihrer Arbeiten: „die wissenschaftlichen Leistungen in diesen beiden Abhandlungen²⁷ gehen weit über das Maaß der an eine Doctordissertation zu stellenden Anforderungen hinaus. [...]. Natürlich ist es nur der erste Grad, der in diesem Falle in Anwendung kommen kann.“²⁸ So ging es in der Fakultätssitzung am 2. August 1874 bei der Diskussion des Antrages Kowalewskajas um die Befreiung von der mündlichen Prüfung²⁹. Obwohl ihr Antrag auf Promotion in absentia auf Grund der Vorzüglichkeit dreier ihrer Arbeiten, ihrer Schüchternheit und ihrer mangelhaften Deutschkenntnisse schließlich positiv entschieden wurde, war das Mitglied des Fakultätsausschusses Ernst von Leutsch (1808-1887) der Meinung: „Wie die Sachen jetzt liegen, ist für uns bei Damen-Promotionen die größte Umsicht u[nd] somit strenges Festhalten an den Statuten geboten: diese verlangen die Prüfung in zwei Fächern u[nd] daher muß ihr sich auch Frau von K[owalewskaja] unterwerfen. Außerdem wird 1. immerhin durch Erlaß der mündlichen Prüfung ein sehr gefährliches Präzedenz geschaffen.“³⁰ Das Doktor-diplom für Kowalewskaja wurde am 29. August 1874 ausgestellt.

Die tiefe Besorgnis der Fakultät, ein „gefährliches Präzedenz“ zu schaffen und dadurch „einen Andrang von Bewerberinnen“ sowie einen „üblen Ruf“ zu verursachen, erschien in voller Klarheit bei der Diskussion des Antrages Lermontowas. Der Gutachter ihrer Dissertation, der Chemiker Hans Hübner, bewertete sie lediglich als eine „recht gute“ Arbeit, die „vollständig den Anforde-

26 Weierstraß, Karl: Brief an Hermann Lotze vom 27. 6. 1874, zit. nach: Wentscher 1909, S. 92.

27 Gemeint sind die Schriften *Zur Theorie der partiellen Differential-Gleichungen und Zusätze und Bemerkungen zu Laplace' Untersuchungen über die Gestalt der Saturnringe*.

28 Ernst Schering: Gutachten vom 22. 7. 1874, zit. nach: Tollmien 1997, S. 113f, hier S. 114.

29 Siehe Fußnote 25.

30 Siehe Fußnote 25, S. 116.

rungen an eine recht gute Dissertation entspricht“. Weiter heißt es: „[da] Her. Prof. A. W. Hofmann sich für die Fähigkeiten u[nd] das Wissen des Frl. Lermontoff verbürgt, so glaube ich liegt kein Grund gegen eine Promotion in absentia vor.“³¹ Lermontowa konnte die Argumente Kowalewskajas für den Erlass der Prüfung nicht anführen. Deswegen lag für den Dekan Lotze kein „zulänglicher Grund zur promotio in absentia“ vor. In der Fakultätssitzung am 9. August 1874 sagte Lotze: „Ich würde wünschen, daß eine mündliche Prüfung von Damen prinzipmäßig niemals zugestanden würde, weil ich von dieser Ausdehnung des gewöhnlichen Geschäftsganges auf Fälle, die doch am besten sehr seltene Ausnahmen bleiben, einen Andrang von Bewerberinnen befürchte, deren Annahme, nach diesem gewöhnlichen Maßstabe nicht zu verweigern, der Facultät nur Verlegenheiten und üblen Ruf verursachen könnte. Wenn es angehe, möchte ich die Promotionen auf die Fälle beschränkt wissen, in denen die Vortrefflichkeit der Leistungen den Erlaß der Prüfung möglich macht und zugleich eine der statutarischen Bedingungen, die Eigenschaft der Ausländerin oder öffentliche Anstellung, ihn formell rechtfertigt.“³²

Schließlich wurde für Lermontowa der Erlass der mündlichen Prüfung abgelehnt, jedoch die Zulassung zur Promotion befürwortet. Es wurde folgende Meinung von Ernst von Leutsch akzeptiert: „die Facultät hat beschlossen Damen zuzulassen, zugleich aber auch, daß sie allen Anforderungen nachkommen sollen. Deshalb muß F. v. Lerm[ontowa] auch examiniert werden.“ Der Geschichtspräsident Pauli und der Professor für Botanik Bartling stimmten auf eine besondere Weise zu: „Ich meine ebenfalls, daß nur die Ladung zur mündlichen Prüfung übrig bleibt, aber allerdings in der Hoffnung dadurch abschreckend zu wirken.“³³ Das bedeutete die Zulassung einer Frau zur Promotion nach einem regulären Verfahren, ein Präzedenzfall, auf den sich viele Frauen berufen konnten, die mit einer durchschnittlichen, nicht einer hervorragenden Arbeit, ein seltener Ausnahmefall, promovieren wollten. So sollte Lermontowa sich der Prüfung unterziehen.

8. Die Prüfung

Am 18. September 1874 teilte Lermontowa aus Moskau der Philosophischen Fakultät der Georgia Augusta mit, dass sie bereit sei, sich einer mündlichen

31 Hans Hübner: Gutachten vom 6. 8. 1874, zit. nach: Tollmien 1997, S. 121.

32 Diskussion über den Erlass der mündlichen Prüfung vom 9. 8. 1874 (Lermontowa), zit. nach: Tollmien 1997, S. 122f.

33 Ebd. S. 122.

Prüfung im Hauptfach Chemie und Nebenfach Physik zu unterziehen³⁴. Die Prüfung wurde daraufhin auf den 24. Oktober 1874 festgelegt. Damals wurden keine Prüfungsprotokolle angefertigt; trotzdem kann man den Verlauf der Prüfung nach dem eindrücklichen Bericht Lermontowas in ihren späteren Erinnerungen rekonstruieren.³⁵

Die Reise nach Göttingen fiel ihr schwer, nicht nur weil sie dort eine schwierige Prüfung ablegen, sondern auch, weil sie allein in eine fremde Stadt fahren musste. Die Universitätsstadt Göttingen fand sie noch kleiner als Heidelberg. Im Leben der Stadt spielte die Universität eine wichtige Rolle. Die Prüfung fand um 18 Uhr abends statt und dauerte zwei Stunden. Lermontowa wurde von der Atmosphäre der Prüfung sehr überrascht. Der Teetisch war mit Törtchen und Wein gedeckt. Lermontowa wurde allein geprüft. Sie schrieb, dass der Prüfer in anorganischer Chemie Wöhler gewesen sei, in organischer Chemie Hübner, in Physik Listing. Der Name des Prüfers in Mineralogie war Lermontowa entfallen³⁶. Sie erinnerte sich, dass die Prüfung in der Form eines „colloquiums“ durchgeführt wurde. Die Prüfung im Hauptfach Chemie war sehr streng und dauerte lange. Der Chemieprofessor Hans Hübner (1837-1884) war ein besonders strenger Prüfer, alle seine Fragen gehörten zu den kompliziertesten Gebieten der organischen Chemie. Lermontowa meinte, dass eine solch schwierige Prüfung auch ihm selbst nicht leicht gefallen wäre. Wöhler, schon im höheren Alter, stellte relativ leichte Fragen in anorganischer Chemie. Die Prüfung im Nebenfach Physik war kurz und leicht. Nach der Prüfung hätten alle gegessen und getrunken; und dann wurde Lermontowa angekündigt, dass ihr der Dokortitel des ersten Grades „magna cum laude“ verliehen werde. Zur Erinnerung an das Rigorosum habe ihr Wöhler einen Stein des Minerals Titanit geschenkt, in dem er das Element Titan entdeckt hatte. Wie Lermontowa nach der Prüfung „am Leben“ blieb, wusste sie nachher nicht zu sagen. Zwei bis drei Wochen konnte sie nicht zu sich kommen, sie konnte nicht schlafen und hatte keinen Appetit. Es war damals üblich, dass man nach der Prüfung den Prüfern Besuche machte, was Lermontowa auch tat. Listing hatte sie eingeladen, in der Zeit der Drucklegung ihres Doktordiploms und ihrer Dissertation als Gast bei ihm zu wohnen. Lermontowa verlebte „einige Wo-

34 Promotionsakte Julie Lermontoff, zit. nach: Tollmien 1997, S. 125f.

35 Vgl. Lermontova 1891, S. 376f.

36 Tollmien ist der Meinung, dass Wöhler an der Prüfung nicht als offizieller Prüfer teilnahm, weil die Prüfung nach den Statuten der Göttinger Universität in zwei Fächern vorgeschrieben war, nicht in vieren, wie Lermontowa schreibt. Vgl. Tollmien 1997, S. 106.

chen³⁷ in der Familie des Professors, deren Gastfreundlichkeit ihr einen unvergesslichen Eindruck hinterließ und die sie in den höchsten Tönen lobte.

Nach fast einem halben Jahr, am 21. April 1875, schilderte Weierstraß den Ablauf der Prüfung und die ihr vorangegangenen Diskussionen in einem Brief an Kowalewskaja. Weierstraß beschrieb das, was ihm nachträglich der Göttinger Mathematikprofessor und Gutachter der Dissertation Kowalewskajas Ernst Schering (1833-1897) erzählt hatte. Dieser Bericht, der sich im Wesentlichen mit den Erinnerungen Lermontowas deckt, fügt viele interessante Einzelheiten hinzu und ist so lebendig und anschaulich, dass er hier vollständig zitiert zu werden verdient:

„[...] so muß ich Dir [Kowalewskaja] doch einige Details mittheilen, die ich in diesen Tagen von Schering erfahren [habe]. Lotze und die Mathematiker und Physiker der Facultät sind von Anfang an geneigt gewesen, Dich und Deine Freundin zur Promotion (sei es mit oder ohne Examen) zuzulassen; dagegen haben die Philologen und Historiker principielle Opposition gemacht, namentlich der Historiker Pauli, der während eines langen Aufenthalts in England gegen die dortige Frauenemancipations-Bestrebungen einen gründlichen Widerwillen bekommen hat. Aber – was sagst Du dazu, daß Julie diesen Euren principiellen Gegner völlig bekehrt hat. Schering erzählte mir, daß er Pauli noch auf dem Wege zum Examinationslocal gesprochen habe, und daß derselbe in den stärksten Ausdrücken gegen J[ulien]s Zulassung geeifert und erklärt habe, er würde unbedingt gegen sie stimmen. Nun aber, was geschah. Hübner's Art zu examinieren – er soll fast gar nicht strenge sein – hat auf alle Zuhörer den Eindruck gemacht als ob er gegen die Examinande eingenommen sei und ihr etwas anhaben wolle (Julie selbst sagte mir, er habe keineswegs leichte Fragen an sie gerichtet). Dieselbe hat aber nach Überwindung der ersten Befangenheit so tapfer Stand gehalten, daß die Herrn sämtlich auf's Höchste erstaunt gewesen sind. Auch von Listing – der sich ja ganz wohlwollend gezeigt, aber ein schrecklicher Pedant ist, aus dessen Munde alles hoch und voll ertönt, hat man angenommen, daß er sehr schwere Fragen stelle – was wahrscheinlich nicht der Fall gewesen – aber auf Herrn Pauli hat das alles einen solchen Eindruck gemacht, daß er nach dem Examen dem Collegen Hübner über sein Benehmen Vorwürfe gemacht und erklärt hat, einer Dame gegenüber, die so gründliche Studien in ihrem Fache gemacht, heiße er seinen Bedenken schweigen und halte sie der akademischen Ehre für völlig würdig. Hübner hat sich aber vier Wochen lang in keiner Gesellschaft sehen lassen können,

37 Dies ist so sicherlich nicht zutreffend. Wahrscheinlich war Lermontowa ungefähr eine Woche in Göttingen. Am 24. 10./5. 11. 1874 traf sie schon in St. Petersburg ein.

ohne von den anwesenden Damen Vorwürfe drüber zu hören, daß er sich J[ulie] gegenüber so ungerechtfertigt strenge gezeigt habe. Juliens tapferer Entschluß hat also nicht nur für sie selbst gute Folgen gehabt, sondern hat auch in Göttingen wenigstens das Vorurtheil, als ob Frauen ernster wissenschaftlicher Beschäftigung fern bleiben müßten, mehr und mehr zu beseitigen beigetragen.“³⁸ In der Prüfung erreichte Lermontowa die zweitbeste Note „magna cum laude“, obwohl ihre Doktorarbeit von Hübner nur als „recht gut“ eingestuft wurde. Das erfolgreiche Bestehen der Prüfung meldete Lermontowa am nächsten Tag ihrer Mutter durch ein Telegramm. Nach dem glücklichen Abschluss schrieb die frischgebackene Frau Doktor: „Das Ziel war erreicht; die Prüfung erfolgreich bestanden; das Doktordiplom erhalten. Ich hätte jubeln und Zufriedenheit empfinden sollen, aber so war es leider nicht. Ob es daran lag, dass die Wirklichkeit nicht den Erwartungen entsprach, oder die Erfolge geringfügig im Vergleich zu den daran gesetzten Bemühungen waren, ich muss sagen, dass ich mich nie zuvor so unglücklich gefühlt habe, wie damals, als ich mit den Trophäen im Koffer nach Hause fuhr.“³⁹

9. Schlussgedanken

1874 kehrten Kowalewskaja und Lermontowa nach Russland zurück. Unterschiedlich gestalteten sich ihre Lebenswege, jedoch blieben sie weiterhin miteinander verknüpft. Nach der Rückkehr konnte Lermontowa in Moskau und St. Petersburg in bedeutenden chemischen Laboratorien tätig sein. Jedoch gab sie ihre Beschäftigung mit der Chemie um 1880 auf. Kowalewskaja hingegen arbeitete bis 1880 nicht wissenschaftlich, nahm dann aber ihre mathematische Studien wieder auf und wurde 1884 als erste Professorin an die neu gegründete Stockholmer Universität berufen. Während der ganzen Zeit ihrer Freundschaft, bis zu ihrem frühzeitigen Tod im Jahre 1891, genoss Kowalewskaja die weitgehende Unterstützung Lermontowas. Auch sorgte Lermontowa über mehrere Jahre für die Tochter Kowalewskajas und ermöglichte ihrer Freundin dadurch, sich eine neue Existenz in Schweden aufzubauen. Zwischen Kowalewskajas Tochter und Lermontowa entwickelte sich sehr inniges Verhältnis; die Tochter sprach von „Mama Julia“.

38 Karl Weierstraß: Brief an Sofja Kowalewskaja vom 21. 4. 1875, zit. nach: Weierstraß, Karl/Kowalewskaja, Sofja: Briefwechsel zwischen Karl Weierstraß und Sofja Kowalewskaja, hrsg. von Reinhard Bölling, Berlin 1993, S. 198-201, hier S. 200f.

39 Lermontowa 1891, S. 377.

Im Lebensweg der beiden Frauen war die Universität Göttingen, die ihre wissenschaftlichen Leistungen angemessen anerkannte, ohne Zweifel ein wichtiger Markstein. Dabei scheint es nicht so wichtig zu sein, dass die Eine dort nie gewesen war und die Andere sich nur eine kurze Zeit aufhielt. Kowalewskaja und Lermontowa sind in die Geschichte dieser Stadt als Pionierinnen des Frauenstudiums eingegangen. Die positiven Folgen ihres Vorbildes zeigten sich jedoch nicht sofort: Es dauerte noch 20 Jahre, bis in Deutschland wieder eine Frau promoviert wurde⁴⁰.

Auf Grund der Promotionen Kowalewskaja und Lermontowas gebührt Göttingen ein wichtiger Platz in der Geschichte des Frauenstudiums, an dessen Anfang Russland eine führende Rolle inne hatte⁴¹. Russische Frauen haben in ihrem Streben nach intellektueller Entwicklung, Selbstständigkeit und gesellschaftlicher Veränderung die Pionierrolle an den westeuropäischen Universitäten übernommen und dadurch den Frauen an den westeuropäischen Universitäten den Weg zum Studium gebnet (siehe die folgende Tabelle).

Pionierinnen des Frauenstudiums an Universitäten			
1859	Natalia Korsini (Natalija Korsini)	erste Gasthörerin	St. Petersburg
1867	Nadeschda Suslowa (Nadežda Suslova)	erste promovierte Medizinerin	Zürich
1871	Maria Bokowa (Marija Bokova)	zweite promovierte Medizinerin	Zürich
1873	Anna Jewreinowa (Anna Evreinova)	erste promovierte Juristin	Leipzig
1874	Sofja Kowalewskaja (Sofja Kovalevskaja)	erste promovierte Mathematikerin	Göttingen
1874	Julia Lermontowa (Julija Lermontova)	erste promovierte Chemikerin	Göttingen
1876	Sofja Perejaslawzewa (Sofja Perejaslawceva)	erste promovierte Zoologin	Zürich

40 Die nächste Promotion einer Frau in Göttingen war 1895 diejenige der Engländerin Grace Emily Chisholm. Die zweite Promotion einer Frau im Fach Chemie erfolgte erst im Jahr 1900 durch Clara Immerwahr in Breslau. Vgl. Tollmien 1997, S. 107.

41 Trotz des großen Erfolgs Russlands ist es wichtig, im Auge zu behalten, dass noch 1894 nur 1 % aller russischen Frauen überhaupt eine Schule besucht hatten. 1897 konnten nur 13,1 % der russischen Frauen lesen.

Literatur

- Cooke, Roger: *The Mathematics of Sonya Kovalevskaya*, New York/Berlin/Heidelberg u. a. 1984.
- Koblitz, Ann Hibner: *Science, Women, and the Russian Intelligentsia. The Generation of the 1860s*, in: *Isis* 79 (1988), S. 208-226.
- Lermontowa, Julija: *Vospominanija o Sof'e Kovalevskoj* (1891), in: *Kovalevskaja, Sof'ja: Vospominanija i pis'ma*, hrsg. von S. J. Štrajch, Moskau 1961, S. 373-385.
- Musabekov, Jusuf Sulejmanovič: *Julija Vsevolodovna Lermontova. 1846-1919*, Moskau 1967.
- Kočina, Pelageja Jakovlevna: *Sof'ja Vasil'evna Kovalevskaja. 1850-1891*, (Naučnobiografičeskaja serija, Akademija nauk SSSR), Moskau 1981.
- Roussanova, Elena: *Julia Lermontowa (1846-1919). Die erste promovierte Chemikerin*, Hamburg/Norderstedt 2003.
- Schlesinger, Ludwig: *Drei Briefe von K. Weierstraß an L. Fuchs*, in: *Jahresbericht der Deutschen Mathematiker-Vereinigung* 18 (1909), S. 93-99.
- Tollmien, Cordula: *Fürstin der Wissenschaft. Die Lebensgeschichte der Sofja Kowalewskaja*, Weinheim/Basel 1995.
- Tollmien, Cordula: *Zwei erste Promotionen. Die Mathematikerin Sofja Kowalewskaja und die Chemikerin Julia Lermontowa*, in: „*Aller Männerkultur zum Trotz*“. *Frauen in Mathematik und Naturwissenschaften*, hrsg. von Renate Tobies, Frankfurt a. M. 1997, S. 83-129.
- Weierstraß, Karl/Kowalewskaja, Sofja: *Briefwechsel zwischen Karl Weierstraß und Sofja Kowalewskaja*, hrsg. von Reinhard Bölling, Berlin 1993.
- Wentscher, M.: *Weierstraß und Sonja v. Kowalewsky*, in: *Jahresbericht der Deutschen Mathematiker-Vereinigung* 18 (1909), S. 89-93.

Exponate

Silke Glitsch

[T 1]

Sofja Kowalewskaja (Sof'ja Kovalevskaja) (1850-1891)

Photographie, 61 x 92 mm von Waldemar Dahllöf & Co.

Staatliche Museen zu Berlin, Kunstbibliothek: 90/1904 KK - C.8 - 5.11.1975

Das um 1900 entstandene Photoporträt zeigt Sofja Kowalewskaja (Sof'ja Kovalevskaja), die erste Universitätsprofessorin der Welt. Mit 18 Jahren ging sie eine Scheinehe ein, um ihre Selbstständigkeit zu erhalten. 1869 ging die frühzeitig an der Mathematik Interessierte mit ihrer engen Freundin Julia Lermontowa (Julija Lermontova) zum Studium nach Heidelberg, wo ihr jedoch lediglich der Besuch einzelner mathematischer Lehrveranstaltungen erlaubt wurde. 1870 wechselte Kowalewskaja nach Berlin und nahm ein Privatstudium auf. 1874 stellte sie an der Göttinger Universität einen Antrag auf eine Promotion in absentia, dem aufgrund der besonderen Qualität ihrer drei eingereichten Arbeiten stattgegeben wurde. Damit war Kowalewskaja die erste promovierte Mathematikerin. Da sie als Frau keine Lehrtätigkeit an einer russischen Universität ausüben durfte, ging sie an die Stockholmer Universität, wohin sie 1884 als erste Professorin für Mathematik berufen wurde und wo sie bis zu ihrem Tode tätig war.

[T 2]

Karl Weierstraß (1815-1897)

Photographie, 60 x 100 mm von Ernst Milster (Berlin)

Bibliothek Mathematik und Geschichte der Naturwissenschaften der Universität Hamburg: Fotoalbum der Mathematischen Gesellschaft

Der Mathematiker und Begründer der Berliner Mathematiker-Schule Karl Weierstraß gab Kowalewskaja Privatunterricht, nachdem ihr ein reguläres Studium an der Berliner Universität verwehrt worden war. Von ihrer Begabung überzeugt, regte er sie dazu an, verschiedene mathematische Probleme gleichzeitig zu bearbeiten. Auch Kowalewskajas Göttinger Promotion wurde wesentlich durch seinen Einsatz befördert. Die Promotion einer Frau stellte im zeitgenössischen Deutschland ein praktisch aussichtsloses Unterfangen dar. Die Göttinger Universität aber hatte 1787 eine Frau, Dorothea Schlözer, promoviert. Auf diesen Präzedenzfall konnte Weierstraß sich in seinen Verhandlungen mit der Göttinger Universität beziehen.

[T 3]

[Diskussion über den Erlass der mündlichen Prüfung]. Göttingen, 2. August 1874. [Facsimile].

Universitätsarchiv Göttingen: Phil. Dek. 160, Bl. 96-96r

Am 19. Juli 1874 stellte Kowalewskaja bei der Göttinger Philosophischen Fakultät einen Antrag auf eine Promotion in absentia, also unter Erlass der mündlichen Prüfung. Gleichzeitig reichte sie zwei mathematische Arbeiten an und kündigte an, eine dritte Abhandlung folgen zu lassen. Am 2. August fand im Rahmen einer Fakultätsrats-

sitzung eine Diskussion über Kowalewskajas Zulassung zur Promotion in absentia statt. In ihr begründeten manche Mitglieder ihre Bedenken mit der Sorge vor einem möglichen Präzedenzfall für die höhere Frauenbildung. Gleichwohl wurde Kowalewskajas Antrag schließlich positiv beschieden. Sie erhielt das höchste Prädikat „summa cum laude“.

Auszüge:

„Da wir dieselbe Vergünstigung [die Promotion in absentia] [...] häufig englischen und amerikanischen Chemikern zugestanden haben, die hier in Göttingen studierten, [...] so finde ich keinen Grund, den Wunsch der Frau von Kowalewsky zurückzuweisen. Auch würde mich die Besorgniß, ein bedenkliches Präcedens zu schaffen, nicht zurückhalten, ich würde vielmehr jedes formell ähnliche Gesuch unerbittlich abzuweisen beantragen, wenn es nicht sachlich ebenso gut, wie in diesem außerordentlichen Falle, begründet wäre.“

[Stellungnahme des Dekans der Philosophischen Fakultät Rudolf Hermann Lotze]

„Wie die Sachen jetzt liegen, ist für uns bei Damen-Promotionen die größte Umsicht u[nd] somit strenges Festhalten an den Statuten geboten: diese verlangen die Prüfung in zwei Fächern u[nd] daher muß ihr sich auch Frau von K[owalewskaja] unterwerfen. Außerdem wird [...] durch Erlaß der mündlichen Prüfung ein sehr gefährliches Präzedenz geschaffen [...].“

[Stellungnahme des Fakultätsausschussesmitglieds Ernst von Leutsch]

[T 4]

Kowalevsky, Sophie von: Zur Theorie der partiellen Differentialgleichungen.

In: *Journal für die reine und angewandte Mathematik* 80 (1875), S. 1-32.

SUB Göttingen: 4° Math. I, 740

Kowalewskaja reichte in Göttingen zunächst ihre Arbeiten über die „Theorie der partiellen Differentialgleichungen“ und über die „Gestalt der Saturnsringe“ ein. In ihrer ersten Studie entdeckte Kowalewskaja bis dahin unbekannte Spezialfälle. Die Arbeit wurde 1874 in Berlin als Dissertation gedruckt und schon ein Jahr darauf in einer der angesehensten Fachzeitschriften veröffentlicht. Beiden Arbeiten wurde in Göttingen bescheinigt, „weit über das Maaß der an eine Doctordissertation zu stellenden Anforderungen“ hinauszugehen. Kowalewskajas dritte Studie über eine „bestimmte Klasse Abel'scher Integrale“ wurde ebenfalls überaus positiv beurteilt.

[T 5]

Kowalewsky, Sophie: Zusätze und Bemerkungen zu Laplace's Untersuchung über die Gestalt der Saturnsringe.

In: *Astronomische Nachrichten* 111 (1885), Sp. 37-48.

SUB Göttingen: 4° Astr. I, 315

[T 6]

Kowalevski, Sophie: Über die Reduction einer bestimmten Klasse Abel'scher Integrale 3ten Ranges auf elliptische Integrale.

In: *Acta mathematica* 4 (1884), S. 393-414.

SUB Göttingen: 4° Math. I, 788

[T 7]

[Doktordiplom für Sof'ja Kovalevskaja]. Göttingen, 29. August 1874.

Universitätsarchiv Göttingen: Phil. Prom. Urk. 1874, Kowalevsky

Das in lateinischer Sprache verfasste Doktordiplom beginnt mit einer Huldigungsformel für den deutschen Kaiser und preußischen König und für den Göttinger Prorektor. Es folgt der Passus:

„Rudolf Hermann Lotze [...], derzeitiger Dekan der Philosophischen Fakultät und berechtigt, Promotionen vorzunehmen, hat die höchst edelmütige und vortrefflichste Sophie von Kowalevsky, aus dem Adelsgeschlecht der Corvin-Krukovsky, geboren in Moskau, wegen ihrer ausgezeichneten Kenntnisse in der Mathematik, nachgewiesen durch eine Dissertation über partielle Differentialgleichungen, die auch veröffentlicht wurde, am 29. August 1874 zum Doktor der Philosophie und Magister Artium gemacht und diese Urkunde als Zeugnis dessen mit dem Siegel der Philosophischen Fakultät bekräftigen lassen.“

(Übersetzung: Elena Roussanova (Hamburg), Prof. Dr. Stefan Kirschner (Hamburg))

[T 8]

Julia Lermontowa (Julija Lermontova) (1846-1919)

Photographie, 102 x 152 mm [Reproduktion]

Archiv der Russischen Akademie der Wissenschaften Moskau: F. 603, op. 3, d. 19, l. 5

Julia Lermontowa ist die erste in einem regulären Verfahren promovierte Frau.

1868 begann ihre lebenslange und -prägende enge Freundschaft mit der Mathematikerin Sof'ja Kowalewskaja. Lermontowa ging mit Kowalewskaja zum Chemiestudium nach Heidelberg, wo ihr – wie ihrer Freundin – nur der Besuch einzelner Lehrveranstaltungen erlaubt wurde, und wechselte mit ihr nach Berlin, um Privatunterricht in der Chemie zu nehmen. Dem Vorbild Kowalewskajas folgend, stellte sie wenige Tage nach dieser ebenfalls an der Göttinger Universität einen Antrag auf eine Promotion in absentia. Diesem Antrag wurde jedoch nicht stattgegeben: Lermontowa musste sich einer mündlichen Prüfung unterziehen. So ist Lermontowa nicht nur die erste promovierte Chemikerin, sondern auch die erste Frau überhaupt, die in einem regulären Verfahren den Doktorgrad erwarb. Damit schuf sie einen Präzedenzfall, auf den sich weitere Frauen beziehen konnten. Nach ihrer Promotion kehrte Lermontowa nach Russland zurück und arbeitete in bedeutenden russischen Laboratorien. 1880 aber musste sie die Beschäftigung mit der Chemie aufgeben.

[T 9]

August Wilhelm Hofmann (1818-1892)

Photographie, 101 x 159 mm von Loetscher & Petsch (Berlin)

Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz: Slg. Darmstaedter G 2 1858 (5), Bl. 163

Die wahrscheinlich um 1871 entstandene Photographie zeigt den Berliner Chemiker August Ludwig Hofmann, bei dem Lermontowa Privatunterricht nahm. Hofmann ließ Lermontowa in seinem Privatlaboratorium arbeiten und seine Vorlesungen besuchen.

[T 10]

Lermontoff, Julie: Ueber die Zusammensetzung des Diphenins.

In: Berichte der Deutschen Chemischen Gesellschaft 5 (1872), S. 231-236.

SUB Göttingen: 8° Chem. II, 300

Bereits am 25. März 1872 trug Hofmann die Ergebnisse der ersten wissenschaftlichen Arbeit Lermontowas in der Sitzung der Deutschen Chemischen Gesellschaft vor. Ihre Abhandlung „Ueber die Zusammensetzung des Diphenins“ wurde unverzüglich in den „Berichte[n] der Deutschen Chemischen Gesellschaft“ zu Berlin publiziert.

[T 11]

Hofmann, August Wilhelm: Brief an Friedrich Wöhler. Berlin, 9. Juli 1874.

SUB Göttingen: Cod. Ms. Wöhler 59, Bl. 23

Hofmann unterstützte Lermontowas Wunsch zu promovieren und empfahl sie dem Göttinger Chemiker Friedrich Wöhler: „Fr. Lermontoff hat ein Paar kleinerer chemischer Arbeiten gemacht, welche sie einsenden wird und ich füge noch hinzu, daß sie was den Umfang und die Gedeihenheit ihrer Kenntnisse betrifft, viele derjenigen übertrifft, welche aber ohne Weiteres von phil. Facultäten promoviert wurden. Mag sie daher Ihrem Wohlwollen bestens empfohlen sein. Wir, mit unseren zopfigen Statuten, sind leider nicht in der Lage, etwas so unerhörtes wie die Promotion einer Dame in Scene zu setzen!“

[T 12]

[Diskussion über den Erlass der mündlichen Prüfung]. Göttingen, 9. August 1874. [Facsimile].

Universitätsarchiv Göttingen: Phil. Dek. 160, Bl. 132-132r

Am 25. Juli 1874 stellte Lermontowa bei der Göttinger Philosophischen Fakultät einen Antrag auf eine Promotion in absentia und reichte gleichzeitig ihre Arbeit „Zur Kenntnis der Methylenverbindungen“ ein. Der Gutachter Hans Hübner bewertete sie als eine Arbeit, die „vollständig den Anforderungen an eine recht gute Dissertation entspricht“. Am 9. August fand im Rahmen einer Fakultätsratssitzung eine Diskussion um Lermontowas Zulassung zur Promotion in absentia statt. Der Diskussionsverlauf zeigt eine deutliche Verschärfung. Dem Antrag Lermontowas wurde nicht stattgegeben, und sie musste sich einer mündlichen Prüfung unterziehen. Im Anschluss erhielt sie das Prädikat „magna cum laude“. Mit Lermontowa wurde so erstmals ein Präzedenzfall für die reguläre Promotion von Frauen geschaffen.

Auszüge:

„Ich würde wünschen, daß eine mündliche Prüfung von Damen prinzipmäßig niemals zugestanden würde, weil ich von dieser Ausdehnung des gewöhnlichen Geschäftsganges auf Fälle, die doch am besten sehr seltene Ausnahmen bleiben, einen Andrang von Bewerberinnen befürchte, deren Annahme, nach diesem gewöhnlichen Maßstabe nicht zu verweigern, der Facultät nur Verlegenheiten und üblen Ruf verursachen könnte. Wenn es angehe, möchte ich die Promotionen auf die Fälle beschränkt wissen, in denen die Vortrefflichkeit der Leistungen den Erlaß der Prüfung möglich macht und

zugleich eine der statutarischen Bedingungen, die Eigenschaft der Ausländerin oder öffentliche Anstellung, ihn formell rechtfertigt.“

[Stellungnahme des Dekans der Philosophischen Fakultät Rudolf Hermann Lotze]

„Ich meine ebenfalls, daß nur die Ladung zur mündlichen Prüfung übrig bleibt, aber allerdings in der Hoffnung dadurch abschreckend zu wirken.“

[Stellungnahme des Geschichtsprofessors Reinhold Pauli und des Botanikprofessors Friedrich Gottlieb Bartling]

[T 13]

Lermontoff, Julie von: Zur Kenntniss der Methylenverbindungen. Inaugural-Dissertation zur Erlangung der Philosophischen Doctorwürde an der Universität Göttingen. Göttingen 1874.

SUB Göttingen: 8° HLP IV, 26/6:1863-1880,SUP (29)

[T 14]

Johann Benedikt Listing (1808-1882)

Photographie, 63 x 104 mm von Gebr. Noelle (Göttingen)

SUB Göttingen: Sammlung Voit: Benedikt Listing Nr. 1

Der Göttinger Physikprofessor Listing war einer der Prüfer Lermontowas. Er lud sie ein, während der Zeit der Drucklegung ihres Doktordiploms und ihrer Arbeit als Gast in seiner Familie zu wohnen. Lermontowa verlebte nach eigener Aussage „einige Wochen“ in der Familie Listings, deren Gastfreundlichkeit ihr einen unvergesslichen Eindruck hinterließ. Im Anschluss kehrte sie nach Russland zurück und arbeitete in bedeutenden chemischen Laboratorien in St. Petersburg und Moskau.

[T 15]

[Doktordiplom für Julija Lermontova]. Göttingen, 24. Oktober 1874.

Universitätsarchiv Göttingen: Phil. Prom. Urk. 1874, Lermontoff

Das in lateinischer Sprache verfasste Doktordiplom beginnt mit einer Huldigungsformel für den deutschen Kaiser und preußischen König und für den Göttinger Prorektor. Es folgt der Passus:

„Rudolf Hermann Lotze [...], derzeitiger Dekan der Philosophischen Fakultät und berechtigt, Promotionen vorzunehmen, hat die höchst edelmütige und vortrefflichste Julia von Lermontoff, geboren in Petersburg, wegen ihrer ausgezeichneten Kenntnisse in Chemie und Physik, nachgewiesen durch eine Dissertation und eine mündliche Prüfung am 24. Oktober 1874 zum Doktor der Philosophie und Magister Artium gemacht und diese Urkunde als Zeugnis dessen mit dem Siegel der Philosophischen Fakultät bekräftigen lassen.“

(Übersetzung: Elena Roussanova (Hamburg), Prof. Dr. Stefan Kirschner (Hamburg))

Balten, Polen, Juden – und strebsame Frauen. Die „russischen“ Studenten Göttingens um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert

Trude Maurer

Gruppenbild mit Dame

Simon Askenazy, Ladislaus von Bortkewitsch, Meinhard Hasselblatt, Georg Heimbürger – und Ljubowj Sapolsky: Dieses „Gruppenbild mit Dame“ kann pars pro toto für jene 59 Studenten aus dem Russischen Reich stehen, die in den letzten drei Jahrzehnten vor dem Ersten Weltkrieg in Göttingen promoviert wurden:¹ Ein polnischer Jude, ein Petersburger Pole (Bortkiewicz), ein Deutschbalte aus Dorpat (Tartu), der Sohn eines deutschen Gutsbesitzers im Gouvernement St. Petersburg und eine Petersburger Russin (Ljubov' Zapol'skaja). Vielleicht sollte man ihnen noch Michael Kowalewski (Michail Kovalevskij) aus Moskau beigeben, der dann die Minderheit von nur sechs russischen Männern in dieser Doktorandenschar vertreten könnte. Aber damit wären die Göttinger Doktoren *russischer* Abstammung schon überrepräsentiert. Aus demselben Grund darf auch Socrates Sogomonoff (bzw. Sogomonian) nicht ins Bild, obwohl er ihm mehr Farbe verleihen könnte: Denn dieser Sohn eines Fabrikbesitzers in Tiflis, dem Namen und der Konfession nach Armenier, war der einzige Kaukasier unter den 59.

Herkunft und Akkulturation

Die größte Gruppe, über ein Drittel, stellten die Deutschen, in etwa gleichen Teilen aus den baltischen Provinzen und innerrussischen Städten stammend, zwei auch aus dem mit Russland in Personal-Union verbundenen Königreich

1 Die Namen wurden nach der ab 1886 jährlich erschienenen Chronik der Universität zusammengestellt, die biographischen Angaben aus dem in der Dissertation abgedruckten Lebenslauf sowie aus den Promotionsakten (im Universitätsarchiv Göttingen). Einzelnachweise daraus sind aus Gründen des Umfangs hier nicht möglich. Die Schreibung der Namen schwankte. Hier wurde das Titelblatt der Dissertation zugrundegelegt (und gelegentlich durch die originale bzw. transliterierte Schreibung ergänzt).

Polen, das seit den sechziger Jahren des 19. Jahrhundert mit der Bezeichnung „Weichselgouvernements“ administrativ dem eigentlichen Zarenreich angeglichen und auch kulturell russifiziert wurde. Etwa gleich groß waren die Gruppen von Polen und Russen: Sie bildeten jeweils etwa ein Fünftel der Schar – doch erreichte die Titularnation des Russischen Reichs diese Parität mit den Polen nur aufgrund der strebsamen Frauen: Von den acht Doktorinnen waren fünf Russinnen – und sie hatten überwiegend noch *vor* der regulären Zulassung von Frauen zum Studium in Preußen (1908) mit Ausnahmegenehmigungen als Gasthörerinnen studiert und ihre Dissertation angefertigt. Abgesehen von Bortkiewicz, stammten die Polen sämtlich aus dem Gebiet der alten Adelsrepublik, die Russinnen und Russen dagegen aus allen Teilen des eigentlichen Zarenreichs: von den beiden Residenzen bis zum Schwarzen Meer und Kaukasus im Süden sowie Sibirien im Osten. Die Juden, ein Sechstel der Gruppe, kamen überwiegend aus den Städten des Ansiedlungsrayons, auf den diese Minderheit bis 1916 (mit Ausnahme winziger privilegierter Gruppen) beschränkt war, zwei auch aus dem alten Polen.

Schließlich spiegelt die Doktorandenschar neben der nationalen Heterogenität des Vielvölkerreichs, die sich aus dessen Expansion sowie der Einwanderung dorthin ergeben hatte, auch die Prozesse von Vermischung und Akkulturation der einzelnen Gruppen. So stammte die Mathematikerin Nadeshda Gernet (Nadežda Gernet) aus einem englischen Adelsgeschlecht, das im 17. Jahrhundert nach Reval eingewandert und inzwischen längst kulturell russifiziert war.² Ihr Vater hatte in den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts sogar zur revolutionären Bewegung gehört.³ Bortkiewicz's Vater stand als Oberst für die etwa 10% polnischen Offiziere in der zarischen Armee vor dem Ersten Weltkrieg. Er selbst war ganz im russischen Kulturkreis aufgewachsen – was zunächst auch noch an der quasi-russischen Schreibung seines Namens in französischen und deutschen Veröffentlichungen abzulesen war.⁴ Die ursprüngliche polnische Schreibweise wählte er erst als Professor der preußischen Universität Berlin.⁵ Eine ähnliche Integration in die russische Gesellschaft deuten die Daten von

2 Vgl. Novyj énciklopedičeskij slovar'. Bd. 13. SPb. o. J., S. 302.

3 Vgl. Dejатели revoljucionnogo dvizenija. Bd. 1. M. 1927, S. 79.

4 Vgl. Anderson, Oskar: Ladislaus v. Bortkiewicz †, in: Zeitschrift für Nationalökonomie 3 (1932), S. 242-250, hier S. 242.

5 Vgl. Amtliches Verzeichniß des Personals und der Studirenden der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin. Auf das Sommerhalbjahr (...) 1901, Berlin 1901, S. 19. Als Privatdozent in Straßburg schrieb er sich noch Bortkewitsch. Vgl. Amtliches Verzeichniß des Personals und der Studenten der Kaiser-Wilhelms-Universität Strassburg für das für das Sommer-Halbjahr 1897, Straßburg 1897, S. 5.

Ina Lehmann an, die 1911 in Astronomie promoviert wurde: Ihr Vater war Abteilungschef im Kaiserlichen Russischen Kriegsministerium und hatte als Wirklicher Geheimer Rat den ganz seltenen zweiten Rang in der vierzehnstufigen Rangtabelle inne. Außerdem war die Doktorandin trotz des deutschen Namens orthodox – was üblicherweise als Ausdruck eines russischen Selbstverständnisses gedeutet wird (allerdings auch auf der gesetzlichen Regelung für konfessionelle Mischehen beruhen könnte). Eine ähnliche kulturell-konfessionelle Entwicklung lag wohl auch bei den Vorfahren des Chemikers Nikolai Baar aus Simferopol vor.

Auch in der Familiengeschichte der Studenten aus dem Baltikum spiegeln sich diverse Formen der Akkulturation: Maximilian Gurland, der Kultur nach deutsch, der Konfession nach lutherisch, hatte eine geborene Baroness von Drachenfels zu Mutter, er selbst verfasste eine Dissertation zur Geschichte der Hanse in Nowgorod – aber der Name seines Vaters, eines Pastors in Mitau (Jelgava), verweist auf jüdische Wurzeln. Ja, der Vater selbst war noch Rabbiner gewesen, dann zum Christentum konvertiert, hatte nach dem Besuch des Missionsseminars in Berlin und der Ordination dort im Russischen Reich als Judenmissionar gewirkt und war schließlich zum „deutschen Frühprediger“ in Mitau (Jelgava) gewählt worden.⁶ Leonid Arbusow, lutherischer Konfession, war in Kurland als Sohn des gleichnamigen Herausgebers des Liv-, Est-, Kurländischen Urkundenbuches geboren. Sein Großvater war ein russischer Offizier, sein Vater als Waisenkind in einem deutschbaltischen Haus aufgezogen worden.⁷ Schließlich entpuppten sich einige der deutschen Studenten, die im Russischen Reich aufgewachsen waren, dort auch ihre Schulbildung erlangt und z. T. sogar studiert hatten, als deutsche Staatsbürger, so Hermann Bötzen aus Pleskau (Pskow), Rudolf Bußmann und Wilhelm Sander aus St. Petersburg. Bei letzterem verzeichnete sogar die Promotionsakte „Staat: Russland“, obwohl er in seinem Lebenslauf neben seiner „Vaterstadt“ St. Petersburg ausdrücklich die preußische Staatsangehörigkeit angegeben hatte.⁸ Das entsprach der allgemeinen Entwicklung: Von den Deutschen, die im 18. und 19. Jahrhundert in die Städte des Russischen Reichs eingewandert waren, behielten die einen die ursprüngliche Staatsbürgerschaft, während andere russische Untertanen wurden. In manchen Familien hatten, um etwa für Unternehmen möglichst große Sicherheit zu gewährleisten, sogar Geschwister verschiedene Staatsan-

6 Baltisches Biographisches Archiv [Mikrofiche-Edition, künftig: BBA], München 1995, 110/233-234.

7 Vgl. Lenz, Wilhelm (Hrsg.): Deutschbaltisches biographisches Lexikon 1710-1960, Köln / Wien 1970, S. 16.

8 Vgl. Universitätsarchiv Göttingen [künftig: UAG] Phil. Prom. S. II, Nr. 15.

gehörigkeiten. So gab es bei Ausbruch des Ersten Weltkriegs in Russland Menschen, die zwar Bürger des Deutschen Reichs (und damit feindliche Ausländer) waren, aber kein Wort Deutsch konnten.⁹ Auch als Studenten in Göttingen wurden offenbar nicht alle von ihren Lehrern als Deutsche ihresgleichen empfunden. Darauf deutet etwa eine Bemerkung über „stylistische Fehler“ im Gutachten zu Bötzelens Dissertation, die mit der Klammerbemerkung „Candidat ist Russe“ versehen wurde.¹⁰ Diese Beobachtungen machen deutlich, wie schwierig die Gruppe der Studenten aus dem Russischen Reich zu definieren ist. Das Rechtskriterium der Staatsangehörigkeit würde zwar eine formal säuberliche Abgrenzung ermöglichen und zugleich, dem Vielvölkerreich entsprechend, unterschiedliche Nationalitäten umfassen – aber nicht die Sozialisation und kulturelle Herkunft spiegeln.

Dass die „russischen“ Doktoren der Göttinger Universität in dieser Zeit überwiegend keine Russen waren, passt durchaus ins Gesamtbild der Studenten aus dem Zarenreich an deutschen Universitäten vor dem Ersten Weltkrieg. Aber mit seiner starken deutschen Gruppe und dem auffallend kleinen Anteil von Juden sticht der Göttinger Ausschnitt doch aus dem größeren Ganzen heraus. Dies war, wie die Dokumente der Zeit nahe legen, nicht nur das Ergebnis einer gewissen Tradition, sondern wohl auch gezielter Auswahl.

Studenten aus dem Russischen Reich in Deutschland: Gründe des Auslandsstudiums

Zur Ausbildung qualifizierter Fachleute für verschiedene Bereiche, vor allem aber, um eine einheimische Hochschullehrerschaft heranzubilden, schickten die Behörden im 18. und 19. Jahrhundert zahlreiche junge Männer in den Westen – denn da in Russland Universitäten erst seit dem 18. Jahrhundert und nach dem Vorbild der westeuropäischen gegründet wurden, galten jene auch als Maßstab. Als einzelne oder in Gruppen wurden Absolventen der russischen Universitäten dorthin entsandt und z. T. sogar spezielle Institute an ausländischen Universitäten dafür geschaffen. Durch ihre Studien und Forschungen, die Beobachtung der westlichen Lehrenden und Besichtigung von

9 Vgl. Maurer, Trude: Folgen des Kulturkontakts. Bewahrung und Wandel deutscher Kultur in den Städten des Russischen Reichs, in: Maurer, Trude / Auch, Eva-Maria (Hrsg.): Leben in zwei Kulturen. Akkulturation und Selbstbehauptung von Nichtrussen im Zarenreich, (Schriften zur Geistesgeschichte des östlichen Europa, 22) Wiesbaden 2000, S. 15-36.

10 Gutachten [Victor] Ehrenberg 24. 7. 08: UAG Jur. Prom. 570.

Einrichtungen unterschiedlichster Art sollten sie sich auf eine Universitätskarriere im Russischen Reich vorbereiten.¹¹ Auch Bortkiewicz kam, nachdem er bereits als Student in den Abhandlungen der Petersburger Akademie der Wissenschaften publiziert hatte, in den Genuss einer solchen „Abkommandierung“ und verbrachte zunächst zwei Semester in Straßburg, dann eines in Göttingen, wo er bei dem renommierten W. Lexis seine Dissertation anfertigte. Danach trieb er weitere Studien in Wien und Leipzig und habilitierte sich schließlich in Straßburg. Dass er (nach Lehre als Privatdozent in Straßburg und mehrjähriger Tätigkeit im russischen Verkehrsministerium) aber nicht Professor einer russischen, sondern einer deutschen Universität wurde (Berlin 1901), war zwar ungewöhnlich, aber doch nicht singulär: Auch einige andere russische Untertanen, die in Deutschland studierten, wenn auch nicht unbedingt im Auftrag des Staates, wurden später hier Professor, so etwa in Heidelberg der Mathematiker Hermann Schapira (German Šapira) (1887), ein Semester lang, evtl. als Lehrstuhlvertreter, der Zoologe Wladimir Schewjakow (Wladimir Ševjakov) (1894), schließlich der Philosoph und Philologe Nicolai von Bubnoff (Nikolaj Bubnov) (1924); in Greifswald dessen Bruder, der Geologe Sergius von Bubnoff (Sergej Bubnov) (1929), auf dem neuen Lehrstuhl für Soziologie an der TH Dresden Fedor Stepun (* Friedrich August Steppuhn) (1925) – und an der Reichs-Universität Posen Leonid Arbusow (1941).¹²

Wesentlich zahlreicher als der akademische Nachwuchs, der zur Vorbereitung auf eine Professur nach Deutschland geschickt wurde, waren in den Jahr-

11 Vgl. Maurer, Trude: „Abkommandiert“ in die „akademische Freiheit“. Russischer Professorennachwuchs in Deutschland im 19. Jahrhundert, in: Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte 24 (1995), S. 63-104.

12 Vgl. Birkenmaier, Willy: Das russische Heidelberg. Zur Geschichte der deutsch-russischen Beziehungen im 19. Jahrhundert, Heidelberg 1995, S. 44f., 172f.; Birkenmaier, Willy: Biographisches Lexikon des russischen Heidelberg, 2. Aufl., (Russica Palatina, 27), Heidelberg 1998, S. 116, 122, 19; Dahlmann, Dittmar: Bildung, Wissenschaft und Revolution. Die russische Intelligencija im Deutschen Reich um die Jahrhundertwende, in: Hübinger, Gangolf / Mommsen, Wolfgang (Hrsg.): Intellektuelle im Deutschen Kaiserreich, Frankfurt a. M. 1993, S. 141-157 und 228-235, hier S. 153 und 232 Anm. 38; Hufen, Christian: Fedor Stepun. Ein politischer Intellektueller aus Rußland in Europa. Die Jahre 1884-1945, Berlin 2001, S. 23, 201; zu Arbusow vgl. Lenz 1970. – Meine Erwägung bezügl. der Lehrstuhlvertretung Schewjakows bezieht sich auf die russische Formulierung „ispravljajuščij dolžnost“ (ein / das Amt bekleidend) (die üblicherweise für Personen verwandt wurde, die ein Amt ausübten, ohne darin bestätigt zu sein). S. Russian Biographical Archive = Russisches Biographisches Archiv [Mikrofiche-Edition, künftig RBA], München 2000, 505/271-275.

zehnten vor dem Ersten Weltkrieg allerdings jene, die hier regulär studierten. Manche weilten hier ein einzelnes oder doch wenige Semester, etwa, um die westeuropäische Kultur kennen zu lernen, die Zeit zwischen den russischen Semestern zu nutzen (in die das deutsche Sommersemester genau hineinpasste) oder ihr Studium auch während der Schließung russischer Hochschulen und Universitäten infolge von Studentenunruhen oder der Revolution von 1905 fortzusetzen. Andere konnten gerade wegen ihrer Beteiligung an solchen Unruhen im Zarenreich nicht weiterstudieren. Außerdem wich mancher wegen der ungünstigen Studienbedingungen dort ins Ausland aus. Das galt vor allem für die Jahre nach 1905, als die Studentenzahlen bis 1911 um 150 % zunahmen, die Aufwendungen für die Universitäten jedoch nur um ca. 10 %. (Ihr Niveau dagegen stand außer Zweifel.) Begünstigt wurde dies noch dadurch, dass das Leben in den *kleineren* deutschen Universitätsstädten billiger war als in Moskau und St. Petersburg. Die wichtigste Rolle spielten jedoch die Beschränkungen des Zugangs zur Universität. Sie betrafen jeden, der nicht ein klassisches Gymnasium, sondern etwa eine Realschule absolviert hatte. In Deutschland dagegen konnten deren Absolventen an den Universitäten studieren.¹³ Die sowohl für den einzelnen als auch statistisch gravierendste Ursache aber war der 1887 eingeführte Numerus clausus für Juden in Gymnasien und Universitäten, der zunächst im Ansiedlungsrayon 10 %, außerhalb 5 %, in St. Petersburg und Moskau 3 % betrug und 1901 auf 7 %, 3 % und 2 % verschärft wurde. Eine Enquête unter jüdischen Studenten bestätigte damals, dass tatsächlich der Numerus clausus sie ins Ausland trieb und die deutschen Zulassungsbedingungen ihren Bedürfnissen entgegenkamen.¹⁴ So genügte in Preußen nach einem Erlass von 1894 für die Zulassung von Ausländern eine Vorbildung, die der Mittleren Reife entsprach. An der Universität des Großherzogtums Hessen (Gie-

13 Vgl. Weill, Claudie: *Étudiants russes en Allemagne 1900-1914. Quand la Russie frappait aux portes de l'Europe*, Paris / Montréal 1996, bes. S. 75, 86-90, 145; Ščapov, Jaroslav N.: *Russische Studenten an den westeuropäischen Hochschulen. Zur Bedeutung einer sozialen Erscheinung am Anfang des 20. Jahrhunderts*, in: Plaschka, R. G. / Mach, K. (Hrsg.): *Wegenetz europäischen Geistes. Wissenschaftszentren und geistige Wechselbeziehungen zwischen Mittel- und Osteuropa vom Ende des 18. Jahrhunderts bis zum Ersten Weltkrieg*, (Schriftenreihe des österreichischen Ost- und Südosteuropa-Instituts, 8), München 1983, S. 395-412, bes. S. 397-403.

14 Vgl. Hausmann, Guido: *Der Numerus clausus für jüdische Studenten im Zarenreich*, in: *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas* 41 (1993), S. 509-531; Wertheimer, Jack: *The „Ausländerfrage“ at Institutions of Higher Learning. A Controversy Over Russian-Jewish Students in Imperial Germany*, in: *Leo Baeck Institute Year Book* 27 (1982), S. 187-215, bes. S. 188.

ßen) existierten auch 1907 noch keine verbindlichen Bestimmungen für die Zulassung von Ausländern, die – wie jede Immatrikulation – in der Entscheidung des Rektors lag.¹⁵ Reichsweite Regelungen gab es, dem Föderalismus entsprechend, ohnehin nicht. Dagegen belegt ein russisches Handbuch für Studenten im Ausland, dass die einzelnen deutschen Universitäten ganz unterschiedliche (und oft schärfere als die 1894 staatlich vorgegebenen) Bedingungen stellten.¹⁶

So kam es zu einem starken Anstieg der Zahl russländischer Studenten – nicht nur in Deutschland, sondern auch in Frankreich, Belgien und der Schweiz. Im Sommersemester 1913 schließlich studierten an deutschen Universitäten 2.408 russische Untertanen, an den Technischen Hochschulen weitere 982, an Handelshochschulen 217, an sonstigen Hochschulen insgesamt 221.¹⁷ Zwar machte dies nur 4,1% der Studenten an den Universitäten und 7,9% an den THs aus. Trotzdem wurden immer wieder Überlegungen zur gezielten Beschränkung des Zuflusses angestellt.

Die „Ausländerfrage“ an deutschen Universitäten: Wachstum der „russischen“ Studentenschaft und Zulassungsbeschränkungen

Schon bald nach der Einführung des Numerus clausus für Juden begannen deutsche Behörden, nicht nur auf Bitte der russischen Regierung, sondern auch aus eigenem Interesse, Informationen über die russländischen Studenten zu sammeln – und unterschieden dabei zwischen Christen und Juden.¹⁸ Diese Daten tauschten die deutschen Bundesstaaten auch untereinander aus. Ebenso wurde die Überwachung der Studenten aus Russland von Anfang an koordi-

15 Vgl. Siebe, Daniela: *Ausländische Studenten in Gießen (1900-1949). Akzeptanz, Umwerbung und Ausgrenzung*, Gießen 2000, S. 21f.

16 Vgl. *Russkij student v Germanii, Avstro-Vengrii i Švejcarii / Russischer Studenten-Almanach für Deutschland, Österreich-Ungarn und die Schweiz*, Berlin o. J. [1911], z. B. S. 9 (Berlin), 35 (Kiel), 37 (Halle), 38 (Königsberg, Marburg), 40 (Leipzig), 42 (München), 43 (Erlangen), 44/49 (Straßburg), 49 (Tübingen), 50 (Freiburg).

17 Vgl. die Tabellen bei Weill 1996, S. 86 und 92f.

18 Die folgenden beiden Absätze nach Wertheimer 1982; Vogel, Barbara: *Deutsche Rußlandpolitik. Das Scheitern der deutschen Weltpolitik unter Bülow 1900-1906*, (Studien zur modernen Geschichte, 11), Düsseldorf 1973, S. 87-104; Brachmann, Botho: *Russische Sozialdemokraten in Berlin 1895-1914. Mit Berücksichtigung der Studentenbewegung in Preußen und Sachsen*, (Quellen und Studien zur Geschichte Osteuropas, XI), Berlin 1962, S. 97-105.

niert – und dabei gab es sogar eine Zusammenarbeit mit russischen Agenten in Berlin. Diese politisch motivierte Kooperation im Kampf gegen „Anarchismus“ und „Revolution“ war ein wohlfeiles Mittel zur Beruhigung der deutsch-russischen Beziehungen angesichts handelspolitischer Schwierigkeiten und außenpolitischer Verstimmungen. Nach den russischen Studentenunruhen von 1899 (und den damit verbundenen Relegationen) wurde die Überwachung verstärkt.

Bereits 1891 fragte die bayerische Regierung beim Reichsinnenminister an, ob der Zustrom russischer Juden evtl. eine Revision der Zulassungsbedingungen zum Medizinstudium erfordere. Ende der neunziger Jahre setzte der Verein deutscher Ingenieure die „Ausländerfrage“ auf die Tagesordnung, ab 1901 führten einzelne THs Beschränkungen für Ausländer ein, und schließlich wurden dort ab 1908 generell keine Absolventen russischer Realschulen mehr zugelassen (wohl aber die Zeugnisse deutscher anerkannt). Dies verstärkte den Zustrom zu den Universitäten. Dort verlangte man für die Einschreibung außer den Schulzeugnissen meist auch ein Führungszeugnis des russischen Wohnorts und oft einen Nachweis ausreichender Mittel zum Lebensunterhalt. In Berlin wurden diese Papiere von der Universität der Polizei zugeleitet, die damit die letzte Entscheidung über die Immatrikulation erhielt.¹⁹ Inzwischen war die Agitation gegen die ausländischen Studenten, die jenen ein niederes sittliches Niveau, kulturelle Fremdheit, Konkurrenz für deutsche Akademiker und die Belastung des deutschen Steuerzahlers vorwarf, durch Äußerungen des Reichskanzlers von Bülow über „Schnorrer und Verschwörer“ (1904) und „Mandelstamm und Silberfarb“ (1905) auf das Stereotyp des Ostjuden zugespielt worden. Aber trotz Rundfragen des zuständigen preußischen Ministeriums über Probleme und diverse Möglichkeiten zur Beschränkung des Ausländerstudiums im Dezember 1905 und erneut 1909 kam es auch in den folgenden Jahren noch nicht zu grundsätzlichen Einschnitten.

Zusätzlichen Auftrieb erhielten Forderungen nach Beschränkung in dieser Zeit durch den Zustrom infolge der russischen Revolution von 1905 und das geradezu exponentielle Wachstum der Zahl russländischer Mediziner: Während Studenten der Juristischen Fakultät das Maximum im Sommersemester 1906 mit 209 erreichten und dann bis 1914 nur jeweils über 100 zählten, die der Philosophischen Fakultät (zu welcher auch die Naturwissenschaftler gehörten) im Wintersemester 1905/6 mit 875 (um dann bis 1914 auf 444 zurückzu-

19 Vgl. Weill 1996, S. 81f. Dagegen scheint ihre Angabe, überall sei ein Reifezeugnis notwendig gewesen, zumindest ohne zeitliche Spezifizierung oder Angabe der Schulform unzutreffend.

gehen), erreichte die Zahl der Mediziner (1900: 138) im Sommersemester 1906 eine neue Stufe und stieg bis Wintersemester 1912/13 auf 1.698 an.²⁰ (Damals studierten insgesamt 5.196 Ausländer in Deutschland, davon 2276, also 43,8 % Medizin.²¹) Während die Zahl der russischen Untertanen an einer ganzen Reihe von Universitäten nur 1-2 % der Medizinstudenten betrug, machten sie in Breslau im Sommersemester 1912 13,5%, in Berlin 22,5%, in Halle 25% und in Königsberg 37,5 % aus.²² Und, wie auch in der Gesamtzahl der „russischen Studenten“, in der sie an den meisten deutschen Universitäten zwischen 70 und etwa 85 %, in Berlin sogar 98 % ausmachten,²³ stellten Juden auch unter den Medizinern den größten Anteil: Denn zum Numerus clausus, der sie ins Ausland trieb, kam ja noch ihre gesetzliche oder faktische Ausschließung aus den meisten akademischen Berufsfeldern im Russischen Reich hinzu, die sie auf die Medizin als Studienfach verwies. In München, wo im Wintersemester 1910/11 insgesamt 393 russische Untertanen studiert hatten, wurde im April 1911 eine Höchstzahl von 200 festgesetzt – was die bayerische Regierung anderen deutschen Staaten gegenüber mit Vorstellungen des Kaiserlich Russischen Gesandten wegen revolutionärer Umtriebe begründete. Und diese vermutete sie besonders unter den jüdischen Studenten, die in Russland keinen Studienplatz erhalten hatten. Künftig sollten an bayerischen Universitäten nur noch Hörer zugelassen werden, die bereits vorher in Russland studiert, an THs nur solche, die die russische Aufnahmeprüfung bestanden hatten.²⁴ Nach einem Streik der deutschen Klinikstudenten in Halle, zu dem keine konkreten kulturellen Konflikte oder politischen Aktivitäten der russländischen Studenten den Anlass gegeben hatten, sondern die Zulassung ausländischer Studenten zu den klinischen Semestern ohne Physikum, entsprach der preußische Minister nicht nur der Forderung der deutschen Studenten, sondern setzte auch eine Reihe weiterer, schon älterer Forderungen zum Studium der Ausländer um: Ab Januar 1913 mussten sie höhere Studiengebühren zahlen, die

20 Vgl. Weill 1996, S. 114, 137.

21 Vgl. Peter, Hartmut Rüdiger / de Boor, Andreas / Klotzsche, Mario: Studenten aus dem Russischen Reich, der „Klinikerstreik“ und die „akademische Ausländerfrage“ an der Universität Halle vor dem 1. Weltkrieg, in: Beiträge zur Geschichte der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg 1502-2002, Halle 2002, S. 377-406, hier S. 384.

22 Errechnet aus den absoluten Daten nach der Abschrift einer Erhebung des Preußischen Ministers der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten in: UAG Sek. 558 (5).

23 Vgl. die Tabelle bei Wertheimer 1982, S. 212. Ausnahmen: Tübingen 47 %, Freiburg 57,6 %, Halle 65 %.

24 Ausführlich zitiert bei Brachmann 1962, S. 102.

Universitäten wurden aufgefordert, die Unterlagen von Bewerbern aus Russland noch sorgfältiger zu prüfen, insbesondere auch die Gleichwertigkeit der Zeugnisse. Ab dem Wintersemester 1913 erhielten Ausländer ein farbig besonders gekennzeichnetes Studienbuch. Und ab diesem Semester sollte die Gesamtzahl der Angehörigen eines ausländischen Staates in Preußen 900 nicht überschreiten.²⁵ Aufgrund der tatsächlichen Studentenzahlen traf dies nur die russischen Untertanen. Auch andere deutsche Staaten beschränkten nun die Zahl der „Russen“ – wenn auch mit unterschiedlichen Mitteln: Für die bayerischen Universitäten und die medizinischen Fakultäten dort wurde ein neuer Numerus clausus für Ausländer festgesetzt. Vor dem Studium in Sachsen mussten Studenten aus dem Russischen Reich zuerst in ihrer Heimat studiert haben, in Baden sollten höhere Gebühren für Ausländer und scharfe Deutsch-Tests dies bewirken.²⁶

Ergebnis der Auslese in Göttingen: „die Elite ausländischer Studierender“

Dass die Göttinger Doktorandenschar nicht der Nationalitäten- und Fächerstruktur der „russischen“ Studenten in Deutschland entsprach, rührt offenbar nicht nur daher, dass ein Viertel von ihnen bis 1900, also noch vor Ausbildung des hier skizzierten Profils, promoviert wurde. Unter den 21 deutschen Universitäten nahm Göttingen nach der Zahl der 1900-1914 immatrikulierten Studenten aus Russland mit 395 den 9. Platz ein.²⁷ Aber diese machten unter den hier Immatrikulierten bis Wintersemester 1904/5 doch immer nur 1-2 %, auf dem Höhepunkt, im Sommersemester 1906, 3,8 % aus. Vom Sommersemester 1910 bis Sommersemester 1914 pendelte ihr Anteil (mit Ausnahme des Vorkriegssemesters) jeweils zwischen 1,8 % im Winter und 2,4 % im Sommer.²⁸ (In Berlin stellten die „Russen“ 1912/13 5 %, in Leipzig und Heidelberg 5,5 %, in Königsberg 11 %.²⁹) Und das im September 1913 festgesetzte Maximum von 60 „Rus-

25 Vgl. Rüdiger / de Boor / Klotzsche 2002, bes. S. 394f., 405.

26 Vgl. Wertheimer 1982, S. 201f.

27 Vgl. Weill 1996, S. 112.

28 Errechnet nach den Tabellen zur Frequenz, und zwar nach der endgültigen Feststellung, die im Verzeichnis des jeweils folgenden Semesters abgedruckt war, in: Amtliches Verzeichnis des Personals und der Studierenden der Königl. Georg-August-Universität zu Göttingen, Göttingen o. J. [Schreibweise in früheren Jahren leicht abweichend].

29 Vgl. Wertheimer 1982, S. 212.

sen“ in Göttingen (das genau der Zahl der im Sommersemester immatrikulierten entsprach), wurde in den beiden folgenden Semestern mit 46 und 48 deutlich unterschritten.³⁰

Dass die Revolution von 1905 auch der Grund für den sprunghaften Anstieg der „russischen“ Immatrikulationen in Göttingen im Sommer 1906 war, liegt nahe: Von 42 im Sommersemester 1905 und 39 im Wintersemester 1905/06 schnellte die Zahl auf 73 hoch und ging in den folgenden Semestern wieder zurück.³¹ Auch in den Lebensläufen von Göttinger Doktoranden klingt dies als Grund ihrer Studienmigration an. Während mancher andere Deutschbalte sich wohl wegen der Russifizierung der Universität Dorpat (Tartu, seit den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts bis 1918: Jurjew) nach Deutschland gewandt hatte, hatte der in Riga geborene Chemiker Richard Heyer jahrelang in Jurjew studiert. Erst die „dort ausgebrochenen Universitätsunruhen“ hatten ihn zu Ostern 1905 veranlasst, „seine Studien in Königsberg fortzusetzen“³² – also an der nächstgelegenen deutschen Universität. Genau dieselbe Entscheidung trafen in Jurjew bald darauf viele Studenten. Aber während sie nach der Wiedereröffnung der Universität dorthin zurückkehrten,³³ ging Heyer von Königsberg aus nach Göttingen. Auch ein polnischer Student kam wegen der „politischen Unruhen“ und darauf folgenden Schließung der (1869 russifizierten) Universität Warschau 1905 hierher.³⁴ Dasselbe lässt sich vermuten, wenn ein Petersburger Deutscher 1905 vom dortigen Technologischen Institut nach Göttingen wechselte oder Sergei Boguslawski (Sergej Boguslavskij) aus Moskau im Herbst 1905 sein Studium gleich in Freiburg begann und später in Göttingen fortsetzte.³⁵

Überwogen an den meisten anderen Universitäten die Mediziner, so bildeten sie in Göttingen nur einen kleinen Teil der russländischen Studenten: um 10 %, in manchen Semestern noch darunter. Nur im Sommer 1906 und im

30 Kurator an die Königliche Immatrikulations-Kommission 2. 10. 1913: UAG Sek. 558 (5): Amtliches Verzeichnis SS 1914 und WS 1914/15 [mit den endgültigen Zahlen für das jeweils vorausgehende Semester].

31 Amtliches Verzeichnis [im jeweils folgenden Semester!] für das SS 1905, S. 83-85, für das WS 1905/6, S. 89-91, für das SS 1906, S. 87-89, für das WS 1906/7, S. 89-91.

32 Heyer, Richard: Über Umwandlungen des Sabinaketones, Hildesheim 1909, S. 59.

33 Vgl. Weill 1996, S. 153.

34 Vgl. Horowitz (vel Chorowicz), Kasimir Joseph: Über das Geschlechtsverhältnis bei Zwillingsgeburten, Göttingen 1912, S. 40.

35 Vgl. Boguslawski, S[erge]: Über optische Eigenschaften der Platincyanüre, Leipzig 1914, unpag. (nach S. 48 und Tafeln); Masing, Georg: Über die Bildung von Legierungen durch Druck und über die Reaktionsfähigkeit der Metalle im festen Zustande, Hamburg / Leipzig 1909, S. 48.

folgenden Wintersemester stellten sie mit 14 bzw. 19 Studenten 19,1 bzw. 31,7%, im Wintersemester 1908/9, möglicherweise als Folge der Schließung russischer Universitäten nach Studentenunruhen 1908, noch einmal 28,3% (15 Personen). Die Mehrheit bildeten in Göttingen immer Studenten der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Abteilung der Philosophischen Fakultät; Juristen und Theologen kamen nur ganz vereinzelt vor.

Noch auffallender ist, dass fast alle Göttinger Doktoranden zunächst an einer russischen Universität studiert hatten, auch die Deutschen. Da die Voraussetzung eines russischen Studiums für die Zulassung an anderen deutschen Universitäten erst gegen Ende des untersuchten Zeitraums eingeführt wurde, ist sie auch für Göttingen nicht als Prinzip zu vermuten – und gewiss nicht gegenüber *Deutschen* aus dem Zarenreich. Außerdem ändert sich das Bild gerade in den letzten beiden Jahren: Unter den 13 1913/14 Promovierten hatte die Hälfte ihr gesamtes Studium in Deutschland absolviert (davon einige vermutlich infolge der politischen und Hochschulwirren in Russland 1905 und 1908). Andererseits verweist der hohe Anteil von Mathematikern und Chemikern unter den Studenten darauf, dass diese offenbar von den bedeutenden Gelehrten jener Zeit angezogen wurden – was allerdings in erster Linie akademisch bereits Gebildete erkennen konnten. Bekräftigt wird dies durch die Beobachtung, dass viele zudem an zwei (oder sogar mehreren) deutschen (und Schweizer) Universitäten studiert hatten – während die peregrinatio academica unter den Studenten des Russischen Reichs völlig unüblich war. Damit wird das Profil der Göttinger Doktoren über die nationale und Fächerstruktur hinaus durch ein spezifisches Studienverhalten nach eher deutschem Muster bestimmt.

Dieser Befund passt zu einer Auskunft, die der Verwaltungsausschuss der Universität Anfang März 1913 auf Nachfrage des Ministeriums erteilte: Dass es in Göttingen nicht zur Konkurrenz um Studienplätze oder gar Spannungen gekommen war, führte man auf die „sehr streng[e]“ Prozedur der Zulassung von Ausländern zurück, „es kommt wohl nur die Elite ausländischer Studierender nach Göttingen.“ Die Zahl „russischer“ Medizinstudenten und „weiblicher Russen“ sei minimal. „Der grössere Teil der Göttingen ‚Russen‘ kommt aus den Baltischen Provinzen, aus Finnland, oder ist deutscher Abkunft. (...) Diese Deutschen (...) haben durchweg eine recht gute Vorbildung. Der Zulassung von Russen hat man z. T. auf Grund der ministeriellen Verfügungen, die zur Vorsicht ermahnten, z. T. auf Grund früherer Erfahrungen recht skeptisch gegenüberstanden. (...) Während wir bei Engländern und Amerikanern uns mit der Vorlage des Diploms eines B. A. oder M. A. begnügen, fordern wir bei Russen:

- a) das Reifezeugnis eines Gymnasiums,
- b) etwaige Universitätsabgangszeugnisse,
- c) den Pass,

- d) eine Bescheinigung der russischen Heimatspolizeibehörde (ausser dem Pass), dass nichts gegen den Betreffenden vorliegt,
- e) endlich einen Nachweis, dass der betreffende genügende Geldmittel zum Studium in Göttingen besitzt (...)

Dieser strengen Handhabung der Bestimmungen schreiben wir es hauptsächlich zu, dass nur gut vorgebildete Ausländer Göttingen aufsuchen und dass der akademische Friede zwischen In- und Ausländern hier kaum gestört wird.“ Ausnahmebestimmungen für Ausländer oder gar ein Numerus clausus für russische Studierende schienen dem Verwaltungsausschuss überflüssig. Einer Zurückdrängung der Inländer in Kliniken könne man durch institutsinterne Regelungen vorbeugen.³⁶

Damit wird das Göttinger Verfahren vermutlich treffend zusammengefasst. Auch 1905 hatte der Rektor schon betont, dass die Ausländer fleißige und vorbildliche Studenten und „noch niemals als ein fremdes und störendes Element innerhalb der einheimischen Studentenschaft hervorgetreten“ seien. Auch er hatte die Studenten aus den „russischen Ostseeprovinzen“ (neben Österreichern und Schweden) besonders hervorgehoben – und zugleich dem Ministerium konzedierte, dass man Präventivmaßnahmen gegen die Entstehung „eines ausländischen Proletariats an den Universitäten“ treffen müsse. Insbesondere sei für die „drei oberen Fakultäten“ [!] ein dem deutschen Gymnasium entsprechendes Reifezeugnis zu fordern.³⁷ Die Zahl „weiblicher Russen“ wurde offenbar dadurch auf ein Minimum beschränkt, dass man in Göttingen die Zeugnisse russischer Mädchengymnasien nicht anerkannte und auch von Frauen den Abschluss einer höheren Schule für Knaben und darüber hinaus die Genehmigung des Ministers verlangte³⁸ – auch *nach* der generellen Zulassung von Frauen 1908. Dass 1907-1911 weniger Frauen aus Russland promoviert wurden als 1902-1906, kann also als zusätzliche indirekte Bestätigung der gezielten Auslese gedeutet werden.

Als der Minister die Universitäten im Herbst 1906 über schwebende Verhandlungen bezüglich der Zulassung russischer Studenten informierte und darum bat, entsprechende Gesuche bis auf weiteres nicht zu genehmigen, stellte die Göttinger Immatrikulationskommission postwendend einen Ausnahmeantrag für zwei livländische Adlige – mit der Begründung, dass es „der Universität wünschenswert erscheinen muss, wenigstens in Fällen dieser Art dem historischen Zug der Deutsch-Russen nach Göttingen keine Schwierigkeiten zu

36 Verwaltungsausschuß an den Kurator 3. 3. 1913: UAG Sek. 558 (5).

37 Prorektor an Kurator 23. 1. 1906: UAG Sek 555.9.4.

38 Vgl. Russkij student 1911, S. 37.

bereiten.³⁹ Die Juden werden in diesen Dokumenten nicht erwähnt. Ihren kleinen Anteil in Göttingen könnte man natürlich mit den geringen Zahlen von Medizinstudenten in Verbindung bringen. Auch wurde generell beobachtet, dass jüdische Studenten überwiegend Universitäten in der Nähe großer jüdischer Gemeinden bzw. in den östlichen Großstädten Deutschlands besuchten.⁴⁰ Andererseits ist ihr geringer Anteil aber die fast logische Konsequenz der Favorisierung von „Deutsch-Russen“. Und dabei entsprachen manche von ihnen sogar *selbst* diesem Göttinger Leitbild: Rosa Heine aus Odessa bestätigt durch die Sonderzulassung als Frau, den außergewöhnlichen Versuchsaufwand und Ertrag ihrer Dissertation und ihre späteren Veröffentlichungen, vor allem zur Kinderpsychologie, nicht nur die Eliten-Auslese, sondern als Jüdin auch die kulturell deutsche Präferenz der Göttinger – denn mit einem aus Kurland stammenden Vater und einer Mutter von der Krim war sie zweisprachig deutsch-russisch aufgewachsen und hatte ihr erstes Schuljahr sogar an der deutschen Schule in Alexandria verbracht (als ihr Vater als Ingenieur am Suezkanal arbeitete).⁴¹ Und waren sie erst einmal angenommen, so wurden jüdische Studenten von ihren Lehrern – zumindest formal – in derselben Weise begutachtet wie andere Studenten.

Nach der strengen Auslese konnten die Göttinger akademischen Gremien dann – wie anderswo⁴² – an den „guten Traditionen der deutschen Hochschule“ festhalten und „Maßregeln, die auf eine Zurücksetzung der Ausländer hinauslaufen, insbesondere auch die Erhebung einer erhöhten Gebühr“ zurückweisen, wie sie sowohl von studentischer Seite als auch vom preußischen Ministerium wiederholt ins Spiel gebracht wurde.⁴³ (Dabei ist besonders auffällig, dass Vorstöße der Göttinger Burschenschaften jeweils kurz *nach* einer entsprechenden Rundfrage und Anregung des Ministers erfolgten, obwohl sich dieser ja immer schon auf entsprechende Klagen berief. Vom Göttinger Prorektor wurden die Vorschläge der Burschenschaften jeweils sachlich und knapp zurückge-

39 Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten 18. 10. 1906: Vertraulich! (nach Abschrift des Kurators an Prorektor 19. 10. 1906); Die Immatrikulations-Kommission an den Minister der geistlichen pp. Angelegenheiten 22. 10. 1906 (Entwurf): UAG Sek. 555.9.4.

40 Vgl. Wertheimer 1982, S. 189f.

41 Vgl. Katz, Rosa, in: Pongratz, L. J. u. a. (Hrsg.): Psychologie in Selbstdarstellungen, Berlin 1972, S. 103-125, bes. S. 103f. Zur Bewertung der Dissertation s. das Gutachten G. E. Müllers 2. 2. 1913: UAG Phil. Prom H V, Nr. 2.

42 Vgl. Wertheimer 1982, S. 204.

43 Kurator an Prorektor und Verwaltungsausschuß 23. 8. 1909 (mit entsprechenden Fragen des Ministers); Verwaltungsausschuß 22. 10. 1909 (Entwurf der Antwort; Zitat): UAG Sek. 558 (5).

wiesen⁴⁴). Auch musste die Immatrikulation nach herkömmlicher Auffassung selbstverständlich die „volle Zuerkennung“ aller akademischen Rechte (etwa auch des aktiven und passiven Wahlrechts zum Studentenausschuss) nach sich ziehen.⁴⁵

Der Göttinger Universitätssekretär schlug gegenüber russischen Anfragen allerdings einen anderen Ton an – und wurde noch deutlicher, wenn er interne Notizen machte. Die unterschiedlichen (und sich verändernden) Regelungen für Ausländer an den einzelnen Universitäten erklären, warum sich immer wieder potentielle Studenten mit Anfragen nach den genauen Zulassungsbedingungen an die Universität wandten. Üblicherweise machte der Sekretär darauf eine Notiz, der Interessent solle seine Zeugnisse einsenden. Man prüfte also, wie anderswo, jeden Fall einzeln. Eine ganze Reihe solcher Anfragen führte, wie das Fehlen der Namen im Personalverzeichnis der folgenden Semester zeigt, später nicht zu einem Studium in Göttingen. Die Gründe dafür sind unklar. Möglicherweise wurden die Zeugnisse nicht anerkannt, vielleicht entschied sich der Fragende auch für eine andere Universität. Das polizeiliche Führungszeugnis und der Nachweis von Mitteln zum Unterhalt wurden jedenfalls auch von einem vermutlich deutschen, protestantischen, aus Warschau stammenden Dorpater Studenten verlangt.⁴⁶

Als jedoch ein Informationsbüro russischer Studenten in Berlin Angaben einholen wollte, um sie einer in Paris tagenden Konferenz über russische Studenten in Westeuropa zu unterbreiten, regte der Universitätssekretär mit einem Schreiben an den Prorektor („Eilt“) an, „daß das Ministerium von diesen Treibereien Kenntnis erhält und den Secretariaten der Universitäten verbietet, Auskunft zu geben. Die Russen (m. E. identisch mit den russischen Juden) machen uns gerade genug Schwierigkeiten“. Wirklich informierte der Prorek-

44 Der Ausschuss des Studentenverbandes zu Göttingen. I. A. die Burschenschaft Brunsviga an den Prorektor 25.11.1909; Prorektor an den Ausschuss des Studentenverbandes (...) 29. 11. (Entwurf, Abgangsvermerk 30. 11.); Die zur Zeit der Göttinger Burschenschaft vorsitzende Burschenschaft Brunsviga an den Prorektor und Großen Senat der Georgia Augusta 28.2.1913; Prorektor an Burschenschaft Brunsviga 16.4.1913 (Entwurf; Abgangsvermerk 19.4.). Alle in: UAG Sek. 558 (5).

45 Prorektor an Kurator 23. 1. 1906: UAG Sek 555.9.4.

46 Vgl. Leon Szulc [Warschau] an das Sekretariat der Universität Göttingen 2. 2. 1907; Leon Schultz [!!!] an die Immatrikulations-Kommission der Universität Göttingen 26.2.1907; Entwurf der Immatrikulations-Kommission [ohne Adressat und Datum]: UAG Sek. 555.9.4 (dort auch weitere Beispiele). Die vermutete Konfession ergibt sich aus dem Theologiestudium in Dorpat. Im SS 1907 war „Leo Schulz, Warschau, Rußland“ in Göttingen immatrikuliert: für Mathematik (Amtliches Verzeichnis SS 1907, S. 74).

tor den Kurator von dem „tadelnswert[en]“ Vorgehen des Studentenbüros und schlug die Weiterleitung an das Ministerium vor – das dann tatsächlich bestimmte, dass solche Anfragen unbeantwortet bleiben und die Universitätsbehörden sich auf die Beantwortung von Einzelfällen beschränken sollten. Und dies geschah, obwohl das russische Informationsbüro als Ziel auch angegeben hatte, die Studenten entsprechend den Vorgaben der einzelnen Universitäten zu verteilen.⁴⁷

Eine konkrete Anfrage des Büros für einen einzelnen Studenten wurde dann ohne jede Höflichkeitsfloskel so beantwortet, dass die Aussicht möglichst gering und ungewiss erschien: „(...) eine persönliche Vorstellung ist zwecklos. Auf die Prüfung der Papiere können Wochen hingehen.“⁴⁸ Anlässlich einer generellen Anfrage eines „Akademischen Kalenders“ Ende Juli 1914 vermerkte der Universitätssekretär auf dem hektographierten Fragebogen: „NB. diese Anfragen gehen durchweg – es sind schon mehr gekommen – von russischen Büros in Berlin aus, die Kerls schreiben ihren Namen so daß man sie als Russen nicht erkennen kann.“ Und auf dem Anschreiben notierte er schließlich am 7. 8. 1914: „Wir haben gerade genug von den Russen (Krieg 1914) a a [ad acta]“.⁴⁹

Russen in Göttingen: Unauffälligkeit oder Integration?

Während sich in verschiedenen deutschen Universitätsstädten russische Kolonien bildeten, mit eigenen Vereinen und einer Lesehalle, fehlen solche Hinweise für Göttingen. Und angesichts des Überwiegens deutscher Studenten aus dem Russischen Reich scheint es durchaus plausibel, dass solche Vereinigungen entweder gar nicht gegründet wurden oder über allererste Anfänge nicht hinaus kamen. Als 1910 wegen eines Aufenthaltes von Mitgliedern der Zarenfamilie auf Schloss Friedberg in Hessen eine Liste der russischen und polni-

47 Vgl. „Russische Studentenzeitung“. Akadem. centr. Informationsbüro / „Studenčeskij listok“. Centr. Informacionnoe Bjuro Berlin 29. 1. 1914 an Sekretariat der (...) Universität zu Göttingen [mit beiliegendem hektographiertem Schreiben und Fragebogen]; Gossmann an den Prorektor [ohne Datum]; Prorektor an Kurator 3. 2. 14 (Entwurf, Abgangsvermerk 4. 3. [!]); Kurator an Prorektor 18. 3. 1914: UAG Sek. 558 (5).

48 „Russ. Studentenzeitung“ (...) 1. 4. [1914] mit Antwortentwurf des Universitätssekretärs 2. 4. und Abgangsvermerk 4. 4. 1914: UAG Sek. 558 (5).

49 Redaktion des Akademischen Kalenders Berlin 28. 7. 1914 (Berlin) [mit Fragebogen]: UAG Sek. 38 (1).

schen Studenten angefordert wurde, waren auch der Göttinger Polizeidirektion weder solche Vereine bekannt noch irgendwelche politischen Auffälligkeiten.⁵⁰ Doch beteiligten sich Studenten unterschiedlicher Nationalität aus dem Zarenreich an dem 1912 gegründeten (und in Göttingen im Mai 1914 wieder aufgelösten) Internationalen Studentenverein.⁵¹

Wie sich der Alltag der Göttinger Russen gestaltete, bleibt unserer Kenntnis weitgehend entzogen. Immerhin kam es nicht zu Konflikten, die sich in den Akten oder der Presse spiegelten. Ob auch die wenigen Göttinger Russen meist unter sich blieben wie die Studenten in den russischen Kolonien anderer Städte, muss offen bleiben. Immerhin belegen die Erinnerungen einer Göttingerin nicht nur den geselligen Umgang von Angehörigen verschiedener Nationalitäten aus dem Russischen Reich untereinander, sondern auch die Freundschaft mehrerer Russinnen mit ihr. Bei einer jungen russischen Adelligen verkehrte auch ein behinderter Jude aus Brest-Litowsk, und sie selbst heiratete dann den lutherischen, aus Petersburg stammenden preußischen Staatsbürger und Göttinger Doktor Wilhelm Sander – nach orthodoxem Ritus.⁵² Max Born mietete als junger Privatdozent zusammen mit einem jüdischen Mathematiker aus Ungarn 1912/13 ein Haus in der Dahlmannstraße, in das sie noch einige Studenten aufnahmen. Darunter war auch Boguslawski, nur ein Jahr jünger als Born. Gemeinsam ließ man sich von einer Haushälterin verköstigen. Über den Beginn des Ersten Weltkriegs berichtete Max Born später: „Sämtliche Ausländer wurden verhaftet und eingesperrt, darunter Boguslawski und andere Russen. Wir hatten große Mühe, sie aus dem Gefängnis zu holen und außer Landes zu bringen.“⁵³ Dass einige Dozenten inhaftierte Russen und Engländer in der Schutzhaft besuchten (und sogar das Rigorosum eines Briten dort abnahmen),

50 Vgl. Grossh. Hessisches Kreisamt Friedberg an Königl. Landratsamt Göttingen 7. 8. 1910; Antwortentwurf der Polizeidirektion Göttingen 12. 8. 1910; Verzeichnis der Namen russischer und polnischer Studenten (...) 10. 8. 1910; Stadtarchiv Göttingen [künftig: StAG] Pol. Dir. Fach 161 Nr. 6, fol. 95, 96v, 97-98.

51 S. dazu UAG Sek. 693 (131a), insbesondere die gedruckte Mitgliederliste für WS 1912/13: Verband der Internationalen Studenten-Vereine an deutschen Hochschulen. Mitglied der Fédération Internationale des Etudiants „Corda Fratres“, S. 4-5 (von 75 Mitgliedern in Göttingen stammten 16 aus dem Zarenreich); außerdem: „Corda Fratres“. Internationaler Studenten-Verein an den Prorektor 8. Mai 1913 [recte 1914].

52 Vgl. Grelle, Minnie: Russische Studenten an der Georgia Augusta zu Göttingen, in: Göttinger Monatsblätter 5 (1978), Nr. 52, S. 12; Identifikation des „Rabbiners“ nach Amtliches Verzeichnis SS 1914, S. 54.

53 Born, Max: Mein Leben. Die Erinnerungen des Nobelpreisträgers, München 1975, S. 213, 225.

erregte „Aufsehen“ bei ihren Kollegen und Studenten.⁵⁴ In Göttingen, wie auch anderswo, wurden bei Kriegsbeginn russische Studenten der Vergiftung des Trinkwassers beschuldigt – und dem behinderten Juden sagten böse Zungen nun nach, sein Buckel sei künstlich, und er verberge darunter eine Bombe.⁵⁵

Laut Ministerialerlass vom 30. August 1914 durften immatrikulierte Angehörige von Feindstaaten keine Lehrveranstaltungen mehr besuchen. Dass dies auch „die Löschung dieser Ausländer im Album der Universität“ bedeute, schien dem Göttinger Universitätsrichter „selbstverständlich“.⁵⁶ Doch auch im März 1915 lebten in Göttingen noch 17 Studenten aus dem Russischen Reich, überwiegend Deutsche und Juden, aber auch Russen und Polen. Edgar von Cramm wurde, als Sohn eines hohen russischen Beamten, sogar jenen hochgestellten Persönlichkeiten zugerechnet, die man in Deutschland festhalten wollte, um Druck auf die russische Regierung auszuüben.⁵⁷ Sie mussten sich täglich bei der Polizei melden – und durften sich im Sommer abends bis neun Uhr außerhalb ihrer Wohnung aufhalten.⁵⁸ Als im Juni 1915 in einer „Seminarvorlesung“ des Mathematikers David Hilbert noch „drei russische Staatsangehörige“ anwesend waren, protestierte die Vertretung der Studentenschaft dagegen beim Prorektor. Er erwiderte diplomatisch, dass die Regierung zahlreiche Ausnahmen gestattet habe – und hoffte sich „mit der Studentenvertretung in dem Wunsche eins zu wissen, daß es deutschen in Rußland zurückgehaltenen Gelehrten auch gestattet sein möge, dort wissenschaftliche Vorträge zu hören.“⁵⁹ Die Haltung der Göttinger Gelehrten und Studenten scheint also der in ande-

54 S. dazu die Rechtfertigung von H. Oldenburg gegenüber dem Prorektor 12.8.1914 (mit Notiz des Universitätssekretärs [Zitat]): UAG Sek. 38 (1).

55 Zu den Gerüchten: Kriegsausbruch, in: (Saathoff, Albrecht [Hrsg.]) Göttinger Kriegsgedenkbuch 1914-1918, Göttingen 1935, S. 51-54, hier S. 53; Buckel: wie Anm. 51. Für Gießen: Siebe 2000, S. 35.

56 Vermerk des Universitätsrichters auf der Anfrage des Prorektors der Universität Königsberg an den Rektor (!) der Universität Göttingen 7. 10. 1914: UAG Sek. 558 (5).

57 Vgl. Aufzeichnung 17. 3. 1915; Bericht an den Regierungspräsidenten in Hildesheim 17. 3. 1915; Regierungspräsident an Polizeidirektion Göttingen 24. 3. 1915; Bericht der Polizeidirektion Göttingen an das Stellv. Generalkommando des X. Armeebezirks. Für 1916 vgl. Polizeidir. Göttingen 20. 9. 16 und Verzeichnis der (...) russischen Staatsangehörigen (...) in Göttingen (...): StAG Pol. Dir. Fach 167 Nr. 13, fol. 106-108, 109, 109v., 190v-191v.

58 Polizeidirektion Göttingen Notiz 1. 7. 15: Pol. Dir. Fach 167 Nr. 13, fol. 132.

59 Die Vertretung der Göttinger Studentenschaft an den Prorektor 17. 7. 1915; Antwortentwurf 21. 7. 1915 mit Absendevermerk 22. 7.: UAG Sek. 558 (6), fol. 1. Vgl. einen ähnlichen Vorgang in Gießen: Siebe 2000, S. 36f.

ren Städten entsprochen zu haben: Die Mehrheit ließ sich von nicht nur patriotischen, sondern nationalistischen Gefühlen mitreißen, während einige wenige die Gepflogenheiten des akademischen und mitmenschlichen Umgangs auch gegenüber den Angehörigen von Feindstaaten aufrechtzuerhalten versuchten. Und während im Wintersemester 1917/18 und Sommersemester 1918 dann eine ganze Reihe deutschbaltischer Studenten neu an der Universität aufgenommen und damit die Göttinger Tradition nach kurzer Unterbrechung fortgesetzt wurde,⁶⁰ konnte mancher, der seit Kriegsbeginn als „feindlicher Ausländer“ im wehrpflichtigen Alter hier festgehalten worden war, im Juni 1918 endlich in die Heimat zurückreisen.⁶¹

Gruppenbild mit anderer Dame: Lebenswege Göttinger Doktoren im 20. Jahrhundert

Die Spuren einer ganzen Reihe von Göttinger Doktoren verlieren sich nach der Promotion. Das wird auch an dem oben arrangierten Gruppenbild deutlich: Heimbürger ließ sich während des Krieges in Preußen einbürgern – und bezahlte dies mit dem Tod: Ab Ende April 1915 leistete er Militärdienst, zunächst in Hildesheim. Seine Promotionsurkunde verzeichnete, im Gegensatz zur üblichen Praxis, nicht nur den Geburtsort, sondern machte auch deutlich, dass er nicht zu den Feinden gehörte: „Die Philosophische Fakultät (...) ernennet (...) Herrn Georg Heimbürger aus St. Petersburg (preussischen Staatsangehörigen) zum Doktor der Philosophie“. Am 25. 6. 1916 ist er „im Felde verstorben“.⁶² Hasselblatt blieb auch nach seiner Promotion bis 1917 in Göttingen, arbeitete 1921-1939 in der chemischen Industrie in Estland, nach der Umsiedlung der Deutschbalten 1940/41 an der (in Gründung befindlichen Reichs-) Universität

60 Vgl. Stellv. General-Kommando des X. Armeekorps an die Polizei-Direktion Göttingen 17. 6. 1918: StAG Pol. Dir. Fach 167 Nr. 13, fol. 346.

61 Verzeichnis derjenigen Ukrainer, Russen (...), welche in ihre Heimat zurückzukehren wünschen: StAG Pol. Dir. Fach 167 Nr. 13, fol. 316 sowie die Einwohnermeldekarten für Baron Vsevolod Fre[e]dericksz, Heinrich Masing, Oganew Nawatkinjanj, Wladimir Tschulanowsky: StAG; Ausführlicher dazu Maurer, Trude: Weder Kombattanten noch Kommilitonen. „Feindliche Ausländer“ in einer deutschen Universitätsstadt im Ersten Weltkrieg, in: Jahrbuch für Universitätsgeschichte, 6 (2003) (im Druck).

62 Rigorosum 29. 7. 1914 (!); hs. Vermerk auf dem Meldebogen; Königl. Sekretariat der Georg-August-Univ. 15. 7. 1915; Promotionsurkunde: UAG Phil. Prom. H V, Nr. 6; Kriegsdienst und Tod (Zitat): StAG Einwohnermeldekarte.

Posen und danach in der Industrie. Von 1944 bis zu seinem Tod lebte er in Göttingen.⁶³ Bortkiewicz blieb in Berlin, obwohl ab 1920 endlich Ordinarius, „doch beinahe wie ein ‚Fremdkörper‘“,⁶⁴ auch wenn „die ‚deutsche Gründlichkeit (...) in ihm wie in vielen anderen, die nicht durch ihre Geburt zu uns gehören, einen ihrer besten Vertreter gefunden“ hatte.⁶⁵ Askenazy lehrte bis 1914 an der Universität Lemberg. Nach dem Ersten Weltkrieg vertrat er Polen einige Jahre lang beim Völkerbund, bis ihn die nationaldemokratische Regierung 1923 als Juden entließ. Schließlich war er ab 1927 Gastprofessor in Warschau. Sowohl mit seinen eigenen Studien als auch als Lehrer einer ganzen Generation von Historikern hatte er maßgeblichen Einfluss auf die polnische Geschichtsschreibung. Sein Tod 1937⁶⁶ ersparte ihm die Erfahrung der deutschen Besatzung und des Völkermords an den Juden. Die Spuren von Ljubow' Sapolsky konnten, wie die fast aller anderen Frauen, nicht mehr gefunden werden. An ihre Stelle muss Nadeshda Gernet treten, die Professorin der Höheren Frauenkurse in St. Petersburg, dann der Universität Leningrad und schließlich des Leningrader Polytechnischen Instituts wurde. Sie starb 1943 an den Folgen des Hungers⁶⁷ – während der deutschen Belagerung der Stadt an der Newa.

63 Vgl. BBA 117/449-450.64.

64 Anderson 1931, S. 246.

65 Tönnies, Ferdinand: Ladislaus v. Bortkiewicz (1868-1931), in: Kölner Vierteljahrshefte für Soziologie 10 (1931/32), S. 433-436, Zitat S. 435.

66 Vgl. Encyclopaedia Judaica. Bd. 3. Jerusalem 1971, S. 750.

67 Vgl. RBA 123/140 sowie zur Todesursache <http://spbstu.ru/phmech/math/persons/ARHIV> (Hinweis von Dr. Silke Glitsch).

Exponate

Silke Glitsch

[U 1]

[Gruppenbild der Teilnehmer des Ersten Kongresses der russischen Naturforscher vom Januar 1868].

Photographie, 340 x 250 mm [Reproduktion]

D. I. Mendelejew-Museum und Archiv St. Petersburg: Album D. I. Mendelejews (D. I. Mendeleevs) 1877, l. 92

Der russische Chemiker Pjotr Alexejew (Petr Alekseev) (1840-1891) wurde nach der Beendigung seines Studiums an der St. Petersburger Universität von 1860 bis 1864 zur Vervollkommnung seiner Kenntnisse in das Ausland entsandt. Er arbeitete in Laboratorien in Heidelberg, Tübingen, Göttingen und Frankreich. In Göttingen studierte er unter Wöhler im WS 1862/63 und im SS 1863. Nach Russland zurückgekehrt, wurde Alexejew 1865 Dozent und 1891 Professor für Chemie an der Kiewer Universität. Auf dem Gruppenphoto ist Alexejew in der unteren Reihe als zweiter von rechts abgebildet.

[U 2]

[Auslandspass Nr. 2832/2472]. St. Petersburg, 21. August / 2. September 1863.

Russisches Historisches Archiv St. Petersburg: F. 733, op. 5, d. 223, l. 66-67 [Facsimile]

Um überhaupt in das Ausland reisen zu können, war ein Auslandspass erforderlich, der den Grund des Auslandsaufenthaltes und seine Dauer angab. In dem Auslandspass Alexejews wird seine Abkommandierung zu wissenschaftlichen Zwecken bis zum 25. Mai 1864 bestätigt. Der zweisprachige Pass ist im Namen von Zar Alexander II. ausgestellt und enthält das kaiserliche Wappen und Siegel. Das Großformat wurde später durch die moderne Heftform ersetzt.

[U 3]

Zasluzhennyj professor E. Adamjuk. [Der verdiente Professor Je. Adamjuk].

Photographie [Reproduktion] [Facsimile]

Russische Nationalbibliothek St. Petersburg: 37.24.6.7 (Frontispiz)

Jemilian Adamjuk (Emilian Adamjuk) (1839-1906) war einer der ersten Inhaber eines selbständigen Lehrstuhls für Augenheilkunde im Russischen Reich; das Ordinariat erhielt er im Jahre 1872. Ab 1864 bereitete er sich mit einem Inlandsstipendium des Ministeriums für Volksaufklärung auf eine Professur an der Universität Kasan vor. Bereits 1865 erwarb er den Doktorgrad; 1868 wurde er Privatdozent.

[U 4]

Instrukcija komandiruemu za granicu s učenju cělju Doktoru Mediciny G[ospodi]nu Adamjuku. Kopija. [Instruktion für den mit dem wissenschaftlichen Ziel des Doktors der Medizin in das Ausland abkommandierten Herrn Adamjuk. Kopie]. [1868]. [Facsimile].

Russisches Historisches Archiv St. Petersburg: F. 733, op. 141, d. 114, l. 8

Weil die Universität bald eine Lehrkraft für Ophthalmologie brauchte, wurde Adamjuk 1868 für zwei Jahre in das Ausland kommandiert, um sich dort zu vervollkommen. Ihm wurde eine Instruktion mitgegeben, welche die besten ophthalmologischen Einrichtungen, Kliniken und Mediziner aufzählte und die Vorlesungen nannte, die er hören sollte. Die gezeigte Instruktion ist ungewöhnlich kurz. Üblich war die Vorgabe bestimmter aufzusuchender Universitäten, der genauen Länge des Aufenthaltes an den einzelnen Studienorten sowie detaillierter Ziele und Lehrinhalte. Derartige Instruktionen und die damit verbundene Berichtspflicht dienten als wichtige Instrumente der Kontrolle der in das Ausland entsandten Wissenschaftler.

Die Übersetzung des Textes lautet:

„Der Entsendete soll nach Möglichkeit die besten ophthalmologischen Einrichtungen und Kliniken besuchen. Mit diesem Ziel soll er Vorlesungen hören und die Kliniken der Herren Graefe in Berlin, Arlt in Wien, Weber in Darmstadt, Pagenstecher in Wiesbaden, Sämisch in Bonn, Desmarres in Paris besuchen. Auch soll er sich nach Möglichkeit bemühen, die Einrichtungen der Londoner Augenärzte Bowman, Critchett [?] und einige italienische der Herren Sperini, Borelli und anderer zu besuchen. In Berlin soll er die Aufmerksamkeit auf das Studium der Pathologischen Anatomie und Histologie wenigstens in Bezug auf das Auge richten und Vorlesungen der Ophthalmoskopie und der praktischen Ophthalmologie sowohl in Berlin als auch in den besten anderen Einrichtungen hören. Die Berichte über seine Studien soll er alle drei Monate mit der Bezeichnung seiner Studien vorzugsweise in Bezug auf die Klinische Ophthalmologie vorlegen.“

[U 5]

Zagraničnyj pasport No. 1392. [Auslandspass Nr. 1392]. St. Petersburg, 4. Mai 1868. [Facsimile]

Russisches Historisches Archiv St. Petersburg: F. 733, op. 141, d. 114

Der Auslandspass Adamjuks hat im Gegensatz zu demjenigen Alexejews bereits die moderne Heftform. Er besteht aus 24 Seiten, von denen die ersten drei hier gezeigt werden, und wurde vom russischen Innenministerium ausgestellt. In russischer, deutscher und französischer Sprache ist der Titel mit der Unterschrift seines Inhabers angegeben. Der weitere Text lautet übersetzt: „Der dies vorzeigende Doktor der Medizin Jemilian Adamjuk wird für zwei Jahre in das Ausland abkommandiert, zu welchem Zeugnis und für die freie Durchreise dieser Pass mit Beidrückung des Siegels ausgegeben wird.“

[U 6]

Russkij student v Germanii, Austro-Vengrii i Švejcarii = Russischer Studenten-Almanach für Deutschland, Österreich-Ungarn und die Schweiz. Berlin [1911].

Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz: Zsn 53056 – 3.1912

Beilage: [Textabschnitt über die Georgia Augusta] [Facsimile]

Zur Orientierungshilfe der russischen Studenten im Ausland wurde ein Handbuch herausgegeben, das allgemeine Informationen über den Auslandspass, die Zollformalitäten

und die ausländischen Vertretungen Russlands enthielt. Außerdem beinhaltete es praktische Hinweise zu Währung und Postwesen sowie ein Verzeichnis der Hochschulen in Deutschland, in Österreich-Ungarn und in der Schweiz samt ihrer Aufnahmebedingungen. In Preußen genügte nach einem Erlass von 1894 für die Zulassung von Ausländern eine Vorbildung, die der Mittleren Reife entsprach; Frauen wurden seit 1908 regulär zum Studium zugelassen. Reichsweite deutsche Regelungen allerdings gab es, dem Föderalismus entsprechend, nicht. In Göttingen wurden die Zeugnisse russischer Mädchengymnasien nicht anerkannt und auch von Frauen der Abschluss einer höheren Schule für Knaben und darüber hinaus die Genehmigung des Ministers verlangt. Der Abschnitt, welcher der Georgia Augusta gewidmet ist, lautet übersetzt:

„Zahl der Hörer etwa 2000. Fakultäten: theologische, medizinische, juristische und philosophische.

Aufnahmebedingungen: Zeugnis über den Abschluss einer mittleren Lehranstalt. Frauen mit einem Zeugnis über den Abschluss der 8. Klasse des Mädchengymnasiums werden nicht angenommen, sondern müssen auch ein Zeugnis über den Abschluss einer mittleren Lehranstalt für Knaben vorweisen. Auf jeden Fall müssen sie einleitend die Erlaubnis des Ministeriums für Volksaufklärung erbitten.“

[U 7]

Borkiewicz, Ladislaus von (1868-1931)

Photographie, 105 x 165 mm von [Fotoatelier] Victoria

Humboldt-Universität zu Berlin, Universitätsbibliothek: Porträtsammlung

Ladislaus von Borkiewicz wurde 1868 als Sohn eines Obersten in einer polnischstämmigen Familie geboren und studierte in St. Petersburg Jura, anschließend politische Ökonomie und Geschichte. 1891 wurde er nach Westeuropa entsandt und studierte zunächst in Strasburg, 1892 in Göttingen, anschließend in Wien und Leipzig. 1893 wurde er in Göttingen bei dem Nationalökonom Wilhelm Lexis (1837-1914) promoviert und schließlich in Strasburg habilitiert; 1901 erhielt er eine Professur an der Berliner Universität. Dass er nicht Professor einer russischen, sondern einer deutschen Universität wurde, war zwar ungewöhnlich, aber doch nicht singulär: Auch einige andere russische Untertanen, die in Deutschland studiert hatten, wurden später hier Hochschullehrer.

[U 8]

Bortkewitsch, L[adislaus von]: Das Gesetz der kleinen Zahlen. Leipzig 1898.

SUB Göttingen: 8° Math. II, 10325

Bortkewicz's Göttinger Lehrer Lexis war für die Entwicklung der Statistik in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts maßgeblich. Als sein Schüler war Bortkewicz vor allem auf dem Gebiet der Wahrscheinlichkeitstheorie bedeutend. In seinem „Gesetz der kleinen Zahlen“ demonstrierte er die Bedeutung der Poisson-Verteilung für die Praxis. Die Poisson-Verteilung beschreibt die Wahrscheinlichkeit, dass in einem bestimmten Zeitabschnitt eine gegebene Anzahl von Ereignissen stattfindet.

[U 9a]*Katz, Rosa (1885-1976)*

Photographie, 90 x 125 mm [Reproduktion]

Ida-Seele Archiv Dillingen

Rosa Katz war eine der ersten bedeutenden Vertreterinnen der Kinderpsychologie. Als Rosa Heine (Roza Gejne) in einem jüdischen Elternhaus in Odessa geboren, wuchs sie zweisprachig deutsch-russisch auf und studierte zunächst an der Historisch-Philologischen Fakultät der höheren Frauenkurse in Odessa, bevor sie 1907 mit Ausnahmegenehmigung in Göttingen als Gasthörerin ein Psychologiestudium aufnahm. Mit dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges stieß sie aufgrund ihrer russischen Staatsbürgerschaft auf Schwierigkeiten, in Deutschland Arbeit zu finden. Nach ihrer Heirat mit David Katz und der Geburt ihrer Söhne wandte sie sich in den 1920er Jahren der Kinderpsychologie zu. Aufgrund der nationalsozialistischen Diktatur ging das jüdische Ehepaar Katz 1937 in die Emigration und zwar nach Schweden, wo Rosa Katz eine Anstellung an der Abteilung für Kinderpsychologie des Stockholmer Psychologischen Instituts fand.

[U 9b]*Katz, Rosa (1885-1976)*

Photographie, 80 x 125 mm [Reproduktion]

Ida-Seele-Archiv Dillingen

[U 10]

Heine, Rosa: Über Wiedererkennen und rückwirkende Hemmung. Inaugural-Dissertation zur Erlangung der Doktorwürde einer hohen philosophischen Fakultät der Georg-Augusts-Universität zu Göttingen. Leipzig 1914.

SUB Göttingen: 8° Scr. var. arg. III, 2925

Beilage: Lebenslauf [Facsimile]

1913 verfasste Rosa Katz ihre Dissertation „Über Wiedererkennen und rückwirkende Hemmung“. Der außergewöhnlich hohe Versuchsaufwand und Ertrag ihrer Schrift und ihre späteren Veröffentlichungen zur Kinderpsychologie bestätigten den Göttinger Anspruch, nur eine Elite ausländischer Studierender heranzubilden.

[U 11]

„Russische Studentenzeitung“ / Akadem. centr. Informationsbüro = „Studenčeskij listok“ / Centr. Informacionnoe Bjuro Berlin: Brief an das Sekretariat der Universität in Göttingen. Berlin, 29. Januar 1914. [Facsimile].

Universitätsarchiv Göttingen: Sekr. 558 (5)

Die unterschiedlichen (und sich verändernden) Regelungen für Ausländer an den einzelnen Universitäten erklären, warum sich immer wieder potentielle Studenten mit Anfragen nach den genauen Zulassungsbedingungen an die Hochschulen wandten. 1914 bat das „Akademische zentrale Informationsbüro“ der russischen Studenten in Berlin die Georgia-Augusta um entsprechende Angaben. Hintergrund dieses Briefes war der

starke Anstieg von Studenten aus dem Russischen Reich in Deutschland. Seine Ursachen waren vor allem der 1887 eingeführte Numerus clausus für Juden in Gymnasien und Universitäten und die vorläufige Schließung russischer Hochschulen infolge von Studentenunruhen und der Revolution von 1905. Dieser Zustrom führte in Deutschland zu immer strengeren Zulassungsbeschränkungen für ausländische Studienbewerber.

[U 12]

Gossmann, Ludwig: Notiz an den Prorektor der Georgia Augusta. [Göttingen] [Anfang Februar 1914]. [Facsimile].

Universitätsarchiv Göttingen: Sekr. 558 (5)

Der Göttinger Universitätssekretär Ludwig Gossmann schlug gegenüber der Anfrage des Informationsbüros in einer Notiz an den Prorektor harte Töne an: Er regte an, „daß das Ministerium von diesen Treibereien Kenntnis erhält und den Secretariaten der Universitäten verbietet, Auskunft zu geben. Die Russen (m. E. identisch mit den russischen Juden) machen uns gerade genug Schwierigkeiten.“

[U 13]

„Russische Studentenzeitung“ / Akadem. centr. Informationsbüro = „Studenčeskij listok“ / Centr. Informacionnoe Bjuro Berlin: Brief an das Sekretariat der Universität in Göttingen. Berlin, 19. März 1914. [Facsimile].

Universitätsarchiv Göttingen: Sekr. 558 (5)

Umsonst wiederholte das Informationsbüro zwei Monate später seine Anfrage: Der Prorektor der Göttinger Universität hatte den Kurator Heinrich Osterrath von dem Vorgehen informiert und die Weiterleitung an das Ministerium vorgeschlagen – das dann bestimmte, dass solche Anfragen unbeantwortet bleiben und die Universitätsbehörden sich auf die Beantwortung von Einzelfällen beschränken sollten. So trägt auch die erneute Anfrage des Informationsbüros einen entsprechenden Vermerk Gossmanns.

[U 14]

Osterrath, Heinrich: Brief an David Hilbert. Göttingen, 24. Juli 1915. [Abschrift]. [Facsimile].

Universitätsarchiv Göttingen: Sek. 38 (1)

Laut Ministerialerlass vom 30. August 1914 durften immatrikulierte Angehörige von Feindstaaten keine Lehrveranstaltungen mehr besuchen. In diesem Sinne wies der Kurator der Göttinger Universität eine Bitte des Mathematikers David Hilbert zurück, russischen Untertanen den Aufenthalt in der Mathematischen Gesellschaft weiterhin zu gestatten, und untersagte ihnen ausdrücklich den Zugang zu den Universitätsgebäuden. Die Haltung der Göttinger Wissenschaftler (und Studenten) hat wohl der in anderen Städten entsprochen: Während einige wenige die Gepflogenheiten des akademischen und mitmenschlichen Umgangs auch gegenüber den Angehörigen von Feindstaaten aufrechtzuerhalten versuchten, ließ sich die Mehrheit nicht nur von patriotischen, sondern nationalistischen Gefühlen mitreißen.

Russica-Rara und Urkunden der SUB Göttingen

Silke Glitsch

Die Russica-Bestände der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek spiegeln die Entwicklung des wissenschaftlichen Interesses an Russland im 18. und beginnenden 19. Jahrhundert wider. Außer käuflichem Erwerb konnte sich die Bibliothek dabei auf Schenkungen und Spenden stützen. Der Göttinger Erste Bibliothekar Christian Gottlob Heyne erwarb zahlreiche Russica und Slavica; ein bedeutender Teil der Bestände wurde zudem von Baron Georg Thomas von Asch nach Göttingen geschickt (s. Ausstellungsbereich M). Außerhalb Russlands sind diese reichen und vielfältigen Russica-Bestände einzigartig. Nur ein kleiner Teil der seltenen Schätze kann hier, neben besonders wertvollen Urkunden, gezeigt werden.

[V 1]

Biblia [...]. Ostrog 1581.

SUB Göttingen: 4° Bibl. II, 5950 RARA

Die sogenannte „Ostroger Bibel“ („Ostrožskaja biblija“) gehört zu den frühesten ostslawischen Drucken. Gleichzeitig ist sie die älteste vollständige gedruckte Bibel auf russischem Boden. Sie wurde 1581 im Auftrag des Fürsten Konstantin von Ostrog von dem russischen „Erstdrucker“ Iwan Fjodorow (Ivan Fedorov) (gest. 1583) gedruckt. Nach dem Titelblatt folgen Widmungsverse Gerassim Smotrizkis (Gerasim Smotrickijs) auf das Wappen des Fürsten, eines der frühesten Zeugnisse ostslawischer Versdichtung.

[V 2] / [H 30]

[August Ludwig (von) Schlözers Adelsbrief mit kaiserlichem Siegel]. St. Petersburg, 30. Mai / 11. Juni 1804.

SUB Göttingen: Schlözer-Stiftung, Gegenstände, AL I

Mit dem aufwändig gestalteten Adelsbrief Schlözers wird dessen Erhebung in den (erblichen) russischen Adelsstand bestätigt. Das Dokument ist von Zar Alexander I. unterzeichnet (s. Ausstellungsbereich H).

[V 3]

Herberstein, Sigmund Freyherr zu: Moscouiter wunderbare Historien [...]. Basel 1563.

SUB Göttingen: 4° H. Russ. 180/17 RARA

Sigmund Freiherr von Herberstein (1486-1566) stand als Diplomat in Habsburger Diensten. Von seinen 69 Auslandsreisen sind seine beiden Reisen an den Moskowiter Hof von besonderer Bedeutung (1516/17 und 1525/26). Sein erstmals 1549 veröffentlichter Bericht „Rerum Moscovitarum commentarii“ umfasst neben einer Beschreibung des Erlebten auch Angaben zur russischen Geographie, Bevölkerung, Geschichte, Politik und Wirtschaft. Er ist der erste bedeutende Bericht eines Westeuropäers über Russland. Bereits 1557 und 1563 erschienen deutsche Übersetzungen des Werkes.

[V 4]

Olearius, Adam: Oftt beehrte Beschreibung der Newen Orientalischen Reise, so durch Gelegenheit einer Holsteinischen Legation an den König in Persien geschehen [...] Schleswig 1647.

SUB Göttingen: 4° Itin. I, 2883 RARA

Adam Olearius (eig. Adam Öhlschlegel, 1599-1671) nahm im Auftrage des Herzogs Friedrich III. von Holstein-Gottorf als Gesandtschaftssekretär an zwei großen Handels- expeditionen nach Russland und Persien teil (1633-1635, 1635-1639). Sein 1647 erschie- nener Reisebericht umfasst neben ausführlichen Beschreibungen gestochene Karten, Stadtansichten und Abbildungen des Brauchtums sowie des Zeremoniells. Er ist eine der wichtigsten Quellen zur Kulturgeschichte des vorpetrinischen Russland.

Die Gesandtschaft begann ihre Expedition am 22. Oktober 1633 und traf am 17. August 1634 in Moskau ein. Zwei Tage später wurde sie von Zar Michail Fjodorowitsch (Michail Fedorovič) (1596-1645), dem ersten Zaren aus der Dynastie Romanow (Romanov), empfangen. Auf dem aufgeschlagenen Folio 28 ist diese Audienz abgebildet.

[V 5]

Atlas Russicus. Mappa una generali et undeviginti specialibus vastissimum Imperium Russicum [...] = Atlas Russien. Contenant une carte générale et dixneuf cartes particulières de tout l'empire de Russie [...]. St. Petersburg [1745].

SUB Göttingen: MAPP 5043, 1

Die ersten kartographischen Darstellungen Russlands stammen von europäischen Kartographen. Erst im frühen 18. Jahrhundert machte die russische Kartographie große Fortschritte. Vom Ende der 1730er bis in die 1780er Jahre spielte die St. Petersburger Akademie der Wissenschaften bzw. deren geographisches Departement die Hauptrolle bei der Entwicklung der russischen Kartographie. Zu den Aufgaben des Departements zählte die Herstellung von Karten und Atlanten des Reiches, in denen die Ergebnisse der Vermessungsarbeiten und der geographischen Forschungen aus den Land- und See- Expeditionen verwertet wurden. Der erste zuverlässige Kartendarstellung des Russischen Reiches, „Atlas Russicus“, erschien 1745. Er umfasst eine allgemeine Karte, die hier gezeigt wird, und 19 Regionalkarten.

[V 6a]

Lomonosov, Michajl: Rossijskaja grammatika. [Russische Grammatik]. St. Petersburg 1757 [auf dem Titelblatt: 1755].

SUB Göttingen: 8° Ling. IX, 543 RARA

Michail Lomonosow (Michail Lomonosov) (1711-1765) ist der erste und bedeutendste russische Universalgelehrte. Er verfasste grundlegende Werke auf den Gebieten der Naturwissenschaften, Geschichte, Philologie und Literatur. 1755 gründete er die Moskauer Universität. Lomonosows „Russische Grammatik“ („Rossijskaja grammatika“) ist die erste umfassende wissenschaftliche Grammatik der russischen Standardsprache und erlangte für ihre Normierung entscheidende Bedeutung.

[V 6b]

Lomonosow, Michael: Rußische Grammatick [...]. Aus dem Rußischen übersetzt von Johann Lorenz Stavenhagen. St. Petersburg 1764.

SUB Göttingen: 8° Ling. IX, 547 RARA

Welche Bedeutung Lomonossows Werk sofort zuerkannt wurde, wird auch in dem Umstand deutlich, dass es auf Veranlassung der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften ins Deutsche übersetzt wurde. Ein deutschsprachiges Exemplar befand sich im Besitz Schlözers.

Gezeigt wird ein Teil aus dem Vorwort, in dem Lomonossow das Russische als Synthese der Ausdrucksmöglichkeiten der Prestigesprachen Europas darstellt und aufwertet.

[V 7]

Symbola et emblemata jussi Imperatoris Moschoviae Petri Alexandris excusa. [Sinnbilder und Embleme, auf Befehl des Moskowitischen Kaisers Peter, Sohn des Alexei, gedruckt]. Amsterdam 1705.

SUB Göttingen: 8° H. Subs. 4352 RARA

Emblemsammlungen waren in der barocken Literatur sehr beliebt; sie spiegeln didaktische und repräsentative Funktionen. Die Emblemenzyklopädie „Symbole und Embleme“ („Symbola et emblemata“) erschien auf Veranlassung Peters des Großen 1705 im Amsterdamer Auslandsdruck. Das Werk enthält 840 Emblemata, die aus verschiedenen Quellen stammen, und die dazugehörigen Inskriptionen in mehreren Sprachen.

[V 8]

Iroičeskaja pěsn' o pohodě na polovcov uděl'nago knjazja Novagoroda-Sěverskago Igorja Svjatoslaviča. [Heldenlied vom Feldzug des Teilfürsten von Novgorod-Seversk, Igor' Svjatoslavič gegen die Polovcer]. Moskau 1800.

SUB Göttingen: 4° H. Russ. 172/15:2 RARA

Das „Igor-Lied“ („Slovo o polku Igoreve“) ist das bedeutendste Denkmal der altrussischen Dichtung. Es beschreibt den erfolglosen Feldzug des Teilfürsten Igor Swjatoslawowitsch (Igor' Svjatoslavovič) gegen das Nomadenvolk der Kumanen (Polowzer) im Jahre 1185 und ruft zur Einheit der Teilfürsten auf. Eine aus dem 16. Jahrhundert stammende Handschrift des Igor-Liedes wurde 1790 entdeckt und 1800 von dem Grafen Musin-Puschkin (Musin-Puškin) veröffentlicht. Die Handschrift selbst, deren Echtheit immer wieder in Zweifel gezogen worden ist, ging beim Brand von Moskau 1812 verloren. Damit ist der erste Druck gleichzeitig die früheste Textquelle.

Die aufgeschlagene Seiten geben den Anfang der berühmten Klage der Jaroslawna (Jaroslavna) um ihren von den Kumanen gefangengenommenen Mann wieder: Sie fleht die Naturgewalten um Hilfe an. Der Text ist zweispaltig angeordnet: Links befindet sich der altrussische Text, rechts eine modernisierte russische Prosaübersetzung.

[V 9] / [M 4]

Asch, Georg Thomas von: Urkunde – Aufnahme in den Russischen Staatsrat. St. Petersburg, 27. Juli 1777. Mit Staatssiegel des Russischen Reiches.

Beil.: Übersetzung des Urkundentextes von Jeremias David Reuß

SUB Göttingen: Cod. Ms. Asch 177 Cim

Die hier gezeigte prächtige Urkunde stellt die bedeutendste Ehrung Aschs in seiner Laufbahn dar, die Ernennung zum Russischen Staatsrat. Die Urkunde ist von einem breiten Ornamentstreifen in Gold umrahmt, der mit allegorischen Miniaturen verziert ist; sie ist unterzeichnet von der Zarin Katharina II. und dem russischen Vizekanzler Ostermann. Die Tatsache, dass Asch auch diese wichtige Urkunde als Geschenk nach Göttingen sandte, zeigt seine Verbundenheit mit der Georgia Augusta. Die deutsche Übersetzung des Urkundentextes fertigte Jeremias David Reuß (1750-1837) an, der langjährige Unterbibliothekar unter Christian Gottlob Heyne.

Kurzbiographien

Silke Glitsch

Die Zusammengestellung erfolgte unter Verwendung der Katalogtexte und des Vorlesungsbegleitheftes zum SS 2002 von Reinhard Lauer: Göttingen und die Slaven, (Der Blaue Turm, 24), Göttingen 2002.

Asch, Georg Thomas von, Baron (Aš, Grigorij Fedorovič)

(1729, St. Petersburg – 1807, St. Petersburg) Generalstabsarzt, Förderer der Göttinger Universität

A. entstammt einer angesehenen deutschstämmigen Familie. Zum Studium der Medizin ging er nach Deutschland, wo er zunächst in Tübingen und von 1747 bis 1750 in Göttingen bei → Albrecht (von) Haller studierte. Nach seiner Promotion kehrte A. nach Russland zurück, wo er hohe Ämter im Gesundheitswesen einnahm. Große Verdienste erwarb sich A. durch die Bekämpfung einer Pestepidemie während des 1. Russ.-Türkischen Krieges; 1777 erhielt er den Titel „Kaiserlich Russischer Staatsrat“. Von 1771 bis zu seinem Tod versorgte A. die Göttinger Universität mit Materialien aus allen Gebieten des Russ. Reiches. Die so entstandene „Sammlung Asch“ gilt noch heute als wahres „Museum der russischen Wissenschaftsgeschichte des 18. Jahrhunderts“ (Buchholz), die „Bibliotheca Aschiana“ begründete das Renommee der Göttinger Bibliothek als einer einzigartigen Sammlung der slawischen Literatur des 18. Jh.s. – Ehrungen (Auswahl): Auswärtiges Mitglied der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften (1777), Ehrenmitglied der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften (1779).

Beckmann, Johann

(1739, Hoya/Weser – 1811, Göttingen) Kameralist, Ökonom

B. wurde als Sohn eines Contributionseinknehmers und Postverwalters in Hoya geboren. Von 1759 bis 1762 studierte er in Göttingen u.a. Theologie, Mathematik, Physik, Naturhistorie, Geschichte, Philologie, Staatenkunde und Kameralistik. Von 1763 bis 1765 war er als Lehrer für Physik und Naturgeschichte an der St. Petersburger Petrischule tätig. Nach einer 10monatigen Studienreise durch Schweden erhielt B. 1766 eine a.o. Professur für Philosophie in Göttingen, die er v.a. mit ökonomischen Vorlesungen verband, so dass ihm 1770 die o. Professur für Ökonomie übertragen wurde. B. wurde zum wichtigsten Repräsentanten der deutschen Landwirtschaftswissenschaft des 18. Jh.s. und gilt zudem als Begründer der Technologie. – Ehrungen (Auswahl): a.o. Mitglied der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften (1770), o. Mitglied der Göttinger

Gesellschaft der Wissenschaften (1776), Mitglied der St. Petersburger Freien Ökonomischen Gesellschaft (1780).

Beilstein, Friedrich Konrad (Bejl'stejn, Fedor)

(1838, St. Petersburg – 1906, St. Petersburg) Chemiker

B. entstammt einer wohlhabenden deutschstämmigen Familie. 1853 ging er zum Chemiestudium nach Deutschland und studierte zunächst in Heidelberg und München, bevor er 1857 an die Göttinger Universität wechselte, wo er 1858 bei → Friedrich Wöhler promovierte. 1860 begann er seine Tätigkeit als Assistent Wöhlers. 1862 wurde er zum Privatdozenten ernannt, 1865 zum a.o. Prof. 1866 nahm er einen Ruf an das St. Petersburger Technologische Institut an, wo er als Prof. der Chemie und Direktor des chemischen Laboratoriums bis zu seinem Tode tätig war. Neben weiteren wichtigen Werken verfasste B. das „Handbuch der organischen Chemie“, eines der bedeutendsten chemischen Nachschlagewerke, dessen Ursprung in seiner Göttinger Zeit liegt. – Ehrungen (Auswahl): Korrespondierendes Mitglied der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften (1880), korrespondierendes Mitglied der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften (1883), o. Mitglied der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften (1886).

Bortkiewicz, Ladislaus von

(1868, St. Petersburg – 1931, Berlin) Mathematiker, Statistiker

B. wurde 1868 als Sohn eines Obersten in einer polnischstämmigen Familie geboren. Er studierte Jura in St. Petersburg, anschließend politische Ökonomie und Geschichte. Nachdem er bereits als Student publiziert hatte, wurde er 1891 zum Studium nach Westeuropa entsandt und studierte zunächst in Strasbourg, 1892 in Göttingen, anschließend in Wien und Leipzig. 1893 wurde er in Göttingen bei Wilhelm Lexis promoviert und schließlich in Strasbourg habilitiert. Nach seiner dortigen Tätigkeit als Privatdozent und zeitweiligen Rückkehr nach Russland wurde er 1901 zum a.o. Prof. an die Berliner Universität berufen; 1920 wurde er zum o. Prof. ernannt.

Bürger, Gottfried August

(1747, Molmerswende – 1794, Göttingen) Dichter

B. wurde 1747 als Sohn eines Pfarrers geboren. Er studierte zunächst Theologie in Halle, ab 1768 Jura in Göttingen, wo er 1772 mit Hölty, Voss u.a. den „Göttinger Hainbund“ gründete. 1772 erhielt B. eine Anstellung als Amtmann in Altengleichen bei Göttingen. 1784 wurde er Privatdozent an der Göttinger Universität, wo er bis zu seinem Tode Vorlesungen und Übungen über Ästhetik, Stilistik, deutsche Sprache und Philosophie hielt. 1789 zum a.o. Prof. er-

nannt, starb B. 46jährig völlig verarmt an der Schwindsucht. Zu B.s bekanntesten Werken gehören seine für die Entwicklung der Gattung wegweisende Ballade „Lenore“ (1773) und seine Bearbeitung des „Münchhausen“ (1787). Die russ. Übersetzungen der „Lenore“ von Wassili Shukowski (Vasilij Žukovskij) und Pawel Katenin (Pavel Katenin) entfachten den sog. „Balladenstreit“ um das Modell der russ. Ballade. Gleichzeitig wurde mit Shukowskis Übersetzung die russ. Ballade überhaupt begründet. Auch B.s „Münchhausen“ fand in Russland eine weite Rezeption.

Büsching, Anton Friedrich

(1724, Stadthagen – 1793, Berlin) Geograph, Theologe

B. wurde 1724 als Sohn eines Juristen geboren. Von 1744 bis 1747 studierte er Theologie in Halle, bevor er im Gefolge seines Dienstherrn, des dänischen Gesandten am russischen Hof, 1750 als Hauslehrer nach St. Petersburg ging. In der Folgezeit beschäftigte er sich vorrangig mit geographischen Arbeiten („Neue Erdbeschreibung“, 1754-1761) und mit der Theologie. 1754 erhielt er einen Ruf als a.o. Prof. der Philosophischen Fakultät der Göttinger Universität; 1759 wurde er zum o. Prof. ernannt. 1761 nahm er einen Ruf als 2. Prediger der Petrikerche und Leiter der Petrischule in St. Petersburg an und erhob die vorher unbedeutende Institution zu einer der wichtigsten russ. Bildungseinrichtungen. 1765 kehrte er nach Deutschland zurück; ein Jahr später ging er als Schuldirektor und Oberkonsistorialrat nach Berlin, wo er 1793 starb.

Buhle, Johann Gottlieb

(1763, Braunschweig – 1821, Braunschweig) Philosoph, Philologe, Historiker

B. wurde als Sohn eines braunschweigischen Hofchirurgen geboren und studierte in Helmstedt und Göttingen Philosophie und Philologie. 1787 wurde er zum a.o. Prof., 1794 zum o. Prof. der Philosophie ernannt und hielt Vorlesungen über Logik, Metaphysik, Geschichte der Philosophie und Geschichte der klassischen Literatur der modernen Völker. 1804 folgte B. über die Vermittlung von → Christoph Meiners einem Ruf an die Moskauer Universität. Hier gab er 1805-1807 nach dem Vorbild der GGA das Rezensionsorgan „Moskauer gelehrte Nachrichten“ („Moskovskie učenyje vedomosti“) heraus. Zudem war B. an der Reorganisation der Moskauer Universitätsbibliothek nach dem Göttinger Vorbild beteiligt. 1814 kehrte B. nach Deutschland zurück, wo er 1815 Prof. der Philosophie und der Rechtswissenschaft in Braunschweig wurde. – Ehrungen (Auswahl): a.o. Mitglied der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften (1789), o. Mitglied der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften (1797), auswärtiges Mitglied der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften (1804).

Dwigubski, Iwan (Dvigubskij, Ivan)

(1771, Gouvernement Kursk – 1839 [1840], Gouvernement Kursk) Naturwissenschaftler

D. wurde 1771 als Sohn eines Geistlichen geboren. Von 1793 bis 1796 studierte er an der Moskauer Universität Medizin; 1802 erhielt er den Doktorgrad. Von 1802 bis 1803 studierte er in Göttingen, u.a. bei → Johann Beckmann. D. ist vor Jakob Sacharow (Jakov Zacharov) und Wassili Sewergin (Vasilij Severgin), die ebenfalls bei Beckmann studierten, der bedeutendste Vermittler der Technologie nach Russland. 1807 erhielt er den ersten Lehrstuhl für Technologie an der Moskauer Universität. Von 1807 bis 1808 gab D. ein zweibändiges Lehrbuch heraus, die „Anfangsgründe der Technologie“ („Načal’nye osnovanija tehnologii“), eine verkürzte Ausgabe nach Beckmanns „Anleitung zur Technologie“. Von 1826 bis 1833 war D. Rektor der Moskauer Universität. – Ehrungen (Auswahl): o. Mitglied der St. Petersburger Freien Ökonomischen Gesellschaft, Mitglied der Göttinger Physikalischen Gesellschaft.

Freycang, Wilhelm von (Vasilij Freycang)

(1782, St. Petersburg – 1849, Venedig) Diplomat

F. entstammt einer deutschstämmigen Familie. 1802 wurde er aus der Kanzlei des Vizekanzlers Kurakin zum Studium nach Göttingen abgeordnet. Dort immatrikulierte er sich für die diplomatischen Fächer. 1803 verfasste er eine Beschreibung der Göttinger Universität, die 1804 auch in frz. Sprache erschien. Im Jahr darauf wurde er mit den Schriften „Sur l’affranchissement des serfs“ und „Idées sur le phénomène des aérolithes“ in Göttingen promoviert. Nach seinem Göttinger Studium verbrachte F. fast 40 Jahre im russ. diplomatischen Dienst. – Ehrungen (Auswahl): Korrespondierendes Mitglied der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften (1805), korrespondierendes Mitglied der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften (1832).

Galitsch, Alexander (Galič, Aleksandr)

(1783, Trubtschewsk – 1848, Zarskoje Selo (Puschkin) Philosoph

G. wurde 1783 als Sohn eines Geistlichen geboren. 1808 ging er zum Studium der Sprachen und der Philosophie nach Deutschland und studierte ab 1810 in Göttingen. 1813 nach Russland zurückgekehrt, war er von 1814 bis 1815 als Lehrer für russ. und lateinische Literatur am Lyzeum von Zarskoje Selo bei St. Petersburg tätig, an dem auch der junge → Alexander Puschkin (Aleksandr Puškin) unterrichtet wurde. G. regte Puschkin zum Dichten an; dieser widmete ihm 1815 zwei Sendschreiben. Ab 1817 lehrte G. Philosophie am St. Petersburger Pädagogischen Institut, das 1819 den Status einer Universität erhielt. Seine „Geschichte der philosophischen Systeme“ („Istorija filosofskich sistem“)

(1818-1819) brachte ihm den Vorwurf ein, gottlos zu sein und die Grundlagen des Staates zu erschüttern. Wie → Alexander Kunizyn (Aleksandr Kunicyn) wurde er seines Lehramts enthoben und anschließend im Verwaltungsdienst eingesetzt.

Gauß, Carl Friedrich

(1777, Braunschweig – 1855, Göttingen) Mathematiker, Astronom, Geodät. G. gehört zu den herausragenden Wissenschaftlern seiner Zeit. In bescheidenen Verhältnissen aufgewachsen, besuchte er von 1792 bis 1795 das Collegium Carolinum und studierte anschließend in Göttingen Mathematik. Von 1798 bis 1807 lebte er als Privatgelehrter in Braunschweig und promovierte 1799 über den Fundamentalsatz der Algebra. Nachdem er 1801 erste Kontakte zur St. Petersburger Akademie der Wissenschaften geknüpft hatte, lehnte er 1802 einen Ruf nach St. Petersburg ab und wurde 1807 als o. Prof. der Astronomie und Direktor der Sternwarte nach Göttingen berufen. G. begann 1838 das Studium der russ. Sprache und pflegte bis zu seinem Tod in Göttingen zahlreiche Kontakte zu russ. Wissenschaftlern, u.a. zu Nikolai Lobatschewski (Nikolaj Lobačevskij). – Ehrungen (Auswahl): Korrespondierendes Mitglied der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften (1802), korrespondierendes Mitglied der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften (1802), o. Mitglied der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften (1807), auswärtiges Ehrenmitglied der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften (1824), Ehrenmitglied der Universität Kasan (1846), Ehrenbürger der Stadt Göttingen (1849).

Haller, Albrecht (von)

(1708, Bern – 1777, Bern) Mediziner, Naturforscher, Dichter. H. gehört zu den bedeutendsten Gelehrten des 18. Jh.s. 1708 als Sohn eines Juristen geboren, begann er 1723 in Tübingen ein Medizinstudium, das er 1725 in Leiden fortsetzte und 1727 mit der Promotion abschloss. Von 1736 bis 1753 wirkte H. als Professur für Anatomie, Botanik und Chirurgie an der Göttinger Universität. Er begründete das Anatomische Theater und den Botanischen Garten. Als Direktor der GGA machte er die bis dahin unscheinbare Zeitschrift zu einem international beachteten Besprechungsorgan. H. steht am Anfang der Tradition der Göttinger Universität, rege Kontakte mit Russland und Osteuropa zu pflegen. 1753 kehrte er nach Bern zurück, wo er bis zu seinem Tod in verschiedenen magistralen Funktionen tätig war. – Ehrungen (Auswahl): Beständiger Präsident der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften (1751), auswärtiges Ehrenmitglied der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften (1776).

Heyne, Christian Gottlob

(1729, Chemnitz – 1812, Göttingen) Klassischer Philologe, Bibliothekar

H. wurde 1729 in Chemnitz als Sohn eines Leinwebers geboren. Nach einem Studium der klassischen Philologie und der Rechtswissenschaft in Leipzig wurde er 1753 Kopist an der Brühl'schen Bibliothek in Dresden und 1763 aufgrund musterhafter Editionen nach Göttingen berufen. Dort war er als Prof. der Eloquenz, Leiter des philologischen Seminars und erster Bibliothekar tätig, seit 1770 zudem als Sekretär der Gesellschaft der Wissenschaften und der GGA. H.s Schriften und Vorlesungen fächerten sich über alle Gebiete des Altertums auf. Unter der Amtszeit des bedeutendsten Bibliothekars des 18. Jh.s erlangte die Universitätsbibliothek einen Buchbestand von 200.000 Bänden von einzigartiger Geschlossenheit, darunter viele Slavica und Russica. – Ehrungen (Auswahl): o. Mitglied der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften (1763), auswärtiges Ehrenmitglied der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften (1805).

Kaissarow, Andrei (Andrej Kajsarow)

(1782, Gouvernement Tambow – 1813, Schlesien) Philologe

K. entstammt einer adeligen Familie. Nach seiner Erziehung im Moskauer Adelpensionat und anschließendem Militärdienst nahm er 1802 ein Studium in Göttingen auf. Dort legte er 1804 seine erste wissenschaftliche Abhandlung, „Versuch einer slavischen Mythologie“, vor. 1806 wurde K. mit der Doktorschrift „De manumittendis per Russiam servis“, welche die Leibeigenschaftsproblematik in Russland behandelt, promoviert. Nach einer anschließenden Europareise erhielt K. 1810 die Professur für russ. Sprache und Literatur an der Universität Dorpat (Tartu). Während des Vaterländischen Krieges leitete er eine Felddruckerei im Stabe Kutusows (Kutuzovs) und fand 1813 in einem Gefecht den Tod.

Katz, Rosa (geb. Heine, Rosa (Gejne, Roza))

(1885, Odessa – 1976, Stockholm) Kinderpsychologin

K. wurde 1885 in Odessa in einem jüdischen Elternhaus geboren. Sie wuchs zweisprachig auf und studierte an der Historischen Fakultät der höheren Frauenkurse in Odessa, bevor sie 1907 nach Göttingen ging. K. hörte bei Georg Elias Müller psychologische Vorlesungen und nahm auf Anraten seines Assistenten (und ihres späteren Ehemannes) David Katz an Übungen im psychologischen Institut teil. 1913 promovierte sie „Über Wiedererkennen und rückwirkende Hemmung“. Mit dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges stieß K. aufgrund ihrer russ. Staatsbürgerschaft immer wieder auf Schwierigkeiten, in Deutschland

Arbeit zu finden. In den 1920er Jahren wandte sie sich der Kinderpsychologie zu und wurde zu einer ihrer bedeutendsten frühen Vertreterinnen. Nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten emigrierte das Ehepaar Katz nach Stockholm, wo K. eine universitäre Anstellung fand.

Kowalewskaja, Sofja (Kovalevskaja, Sof'ja)

(1850, Moskau – 1891, Stockholm) Mathematikerin

K. ist die erste promovierte Mathematikerin. Sie wurde 1850 als Tochter eines Artillerie-Obersten geboren. Früh zeigte sich ihre mathematische Begabung. 1868 begann ihre lebenslange und -prägende Freundschaft mit der Chemikerin Ö Julia Lermontowa (Julija Lermontova). Im selben Jahr gewann sie durch eine Scheinehe ihre Selbständigkeit. 1869 ging K. mit Lermontowa nach Heidelberg, wo ihr der Besuch einzelner mathematischer Lehrveranstaltungen erlaubt wurde. 1870 wechselte sie mit Lermontowa nach Berlin, wo sie ein Privatstudium aufnahm. 1874 stellte sie an der Göttinger Universität einen Antrag auf eine Promotion in absentia, dem aufgrund der besonderen Qualität ihrer drei eingereichten Arbeiten stattgegeben wurde. Da K. als Frau keine Lehrfähigkeit an einer russ. Universität ausüben durfte, ging sie nach Stockholm, wohin sie 1884 als erste Professorin Europas für das Fach Mathematik berufen wurde. – Ehrungen (Auswahl): Korrespondierendes Mitglied der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften (1889).

Kunizyn, Alexander (Kunicyn, Aleksandr)

(1783, Gouvernement Twer – 1840, St. Petersburg) Philosoph

K. wurde 1783 als Sohn eines Geistlichen geboren. Zwischen 1808 und 1811 studierte er in Heidelberg und Göttingen. Nach seiner Rückkehr nach Russland unterrichtete er im Lyzeum von Zarskoje Selo bei St. Petersburg, zu dessen Zöglingen auch der junge → Alexander Puschkin (Aleksandr Puškin) gehörte, Moralphilosophie und Rechtslehre. K. gehörte zu den herausragenden Lehrern Puschkins und wurde von diesem stets mit Hochachtung erwähnt. Ab 1817 lehrte er am St. Petersburger Pädagogischen Institut, das 1819 den Status einer Universität erhielt. K. vertrat Auffassungen von den natürlichen Rechten und den staatsbürgerlichen Pflichten des Menschen, die er sich in Göttingen angeeignet hatte und die er in seinem „Naturrecht“ („Pravo estestvennoe“) (1818-20) niederlegte – der ersten Darstellung des Naturrechts in Russland, die ihn sofort in Konflikt mit der Zensur brachte und endlich zu seiner Amtsenthebung führte. Wie → Alexander Galitsch (Aleksandr Galič) wurde er anschließend im Verwaltungsdienst eingesetzt.

Lermontowa, Julia (Lermontova, Julija)

(1846 [1847], St. Petersburg – 1919, bei Moskau) Chemikerin

L. ist die erste promovierte Chemikerin und zugleich die erste in einem regulären Verfahren promovierte Frau. Sie wurde 1846 (1847) als Tochter eines Generals geboren. Früh entwickelte sie ein besonderes Interesse an der Chemie. 1868 begann ihre lebenslange und -prägende Freundschaft mit der Mathematikerin → Sofja Kowalewskaja (Sof'ja Kovalevskaja), mit der sie 1869 nach Heidelberg ging, wo ihr der Besuch einzelner chemischer Lehrveranstaltungen erlaubt wurde. 1870 wechselte L. mit Kowalewskaja nach Berlin, wo sie ein Privatstudium aufnahm. Wie Kowalewskaja versuchte L. 1874, eine Promotion in absentia an der Göttinger Universität zu erwirken. Ihrem entsprechenden Antrag wurde jedoch nicht stattgegeben, so dass sie sich einer mdl. Prüfung unterziehen musste. Nach ihrer Promotion kehrte L. nach Russland zurück, war jedoch bereits im 35. Lebensjahr durch schwere Krankheiten gezwungen, die Beschäftigung mit der Chemie aufzugeben.

Lowitz, Georg Moritz

(1722, Fürth – 1774, Wjerchnjaja Dobrinka) Astronom, Geograph

L. wurde 1722 als Sohn eines Zainergesellen geboren. Früh zeigte sich sein Interesse an der Astronomie, Physik und Mathematik. Er erlernte zunächst die Goldschmiedekunst, ehe er Mitarbeiter der Homannischen Landkarten-Officin in Nürnberg wurde. In den 1740er Jahren trat er mit ersten, vielbeachteten astronomischen Arbeiten hervor. 1755 ging L. als Prof. für praktische Mathematik nach Göttingen, wo er 1762 die Aufsicht über die Sternwarte übernahm. Ab 1764 lebte L. als Privatmann in Göttingen; 1767 nahm er einen Ruf als Prof. für Astronomie und Leiter einer der astronomischen Expeditionen der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften an. 1774 verlor L. in den Wirren des Pugatschow-Aufstandes das Leben. – Ehrungen (Auswahl): a.o. Mitglied der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften (1755), o. Mitglied der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften (1768).

Lowitz, Johann Tobias

(1757, Göttingen – 1804, St. Petersburg) Chemiker, Pharmazeut

L. wurde 1757 als Sohn des Astronomen und Geographen → Georg Moritz Lowitz geboren. Nach dem Tod seines Vaters wurde er in der Kaiserlichen Oberapotheke in St. Petersburg zum Gesellen ausgebildet und studierte von 1780 bis 1784 Medizin in Göttingen. Nach seiner Rückkehr nach St. Petersburg entdeckte er die Adsorptionsfähigkeit von Kohlen. 1790 wurde er zum Adjunkten für Chemie und 1793 zum Prof. für Chemie an der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften ernannt. Seit 1793 gehörte er dem Prä-

sidium der St. Petersburger Freien Ökonomischen Gesellschaft an; 1801 erhielt er den Titel eines Wirklichen Staatsrats. – Ehrungen (Auswahl): korrespondierendes Mitglied der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften (1787), Mitglied der St. Petersburger Freien Ökonomischen Gesellschaft (1787), korrespondierendes Mitglied der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften (1791), o. Mitglied der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften (1793).

Meiners, Christoph

(1747, Warstade – 1810, Göttingen) Philosoph, Kulturhistoriker, Anthropologe M. wurde 1747 als Sohn eines Postmeisters geboren. Von 1767 bis 1770 war er an der Göttinger Universität immatrikuliert, wo er seine Arbeiten vorwiegend im Selbststudium betrieb. 1772 wurde er zum a. o. Prof., 1775 zum o. Prof. der Philosophie ernannt. Sein Werk „Über die Verfassung, und Verwaltung deutscher Universitäten“ (Göttingen 1801-1802) diente als Vorbild der Statuten der russ. Universitäten Dorpat (Tartu), Moskau, Charkow und Kasan. Seit 1803 war M. als Berufungsagent des Kurators der Moskauer Universität, Michail Murawjow (Michail Murav'ev), tätig. M. vermittelte eine Reihe von Göttinger Wissenschaftlern an die Moskauer Universität, so → Johann Gottlieb Buhle, den Mathematiker Ide, den Statistiker Grellmann, den Botaniker Hoffmann u.a. – Ehrungen (Auswahl): o. Mitglied der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften (1776), zahlreiche russ. Auszeichnungen.

Pallas, Peter Simon

(1741, Berlin – 1811, Berlin) Naturforscher

P. ist einer der großen Naturforscher des 18. Jh.s.; seine Forschungsschwerpunkte waren die Zoologie und die Botanik. 1741 in Berlin geboren, studierte er dort von 1754 bis 1758 Medizin und Naturwissenschaften und begab sich anschließend an die Universitäten zu Halle und Göttingen. 1760 promovierte P. in Leiden zum Doktor der Medizin. Nach mehrjährigen Auslandsaufenthalten wurde er 1767 an die St. Petersburger Akademie der Wissenschaften berufen, wo er die Planung und Leitung einer der „physicalischen“ Akademie-Expeditionen der Jahre 1768 bis 1774 übernahm. Diese Materialien wertete P. in den Folgejahren aus. Von 1793 bis 1794 unternahm er eine zweite große Forschungsreise durch Südrussland auf die Krim, wo er von 1795 bis 1810 seinen ständigen Wohnsitz nahm. 1810 kehrte er nach Berlin zurück, wo er im Folgejahr starb. – Ehrungen (Auswahl): o. Mitglied der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften (1767), auswärtiges Mitglied der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften (1777).

Puschkin, Alexander (Puškin, Aleksandr)

(1799, Moskau – 1837, St. Petersburg) Dichter

P. ist der russ. Nationaldichter. Von 1811 bis 1817 wurde er am Lyzeum in Zarskoje Selo, einer Elitebildungsanstalt, erzogen; einige seiner Lehrer hatten in Göttingen studiert (→ Alexander Galitsch (Aleksandr Galič), → Alexander Kunizyn (Aleksandr Kunicyn) u.a.) Weitere Kenntnisse über Göttingen hat er wohl über seine Freunde → Alexander Turgenew (Aleksandr Turgenew), → Nikolai Turgenew (Nikolaj Turgenew) u.a. erfahren, die ebenfalls Göttinger Studenten gewesen waren. P. erwähnt Göttingen in dem frühen Gedicht „An eine tabakschnupfende Schöne“ („Krasavice, kotoraja njuchala tabak“) (1814). Seine Vorstellungen über Göttingen kommen ferner in der Charakterisierung des Wladimir Lenski (Vladimir Lenskij) in dem Versroman „Eugen Onegin“ („Evgenij Onegin“, vollst. 1833) (Kap. 2, Str. 6) zum Ausdruck.

Schlözer, August Ludwig (von)

(1735, Kirchberg an der Jagst – 1809, Göttingen) Historiker, Publizist

Sch. wurde 1735 als Sohn eines Pfarrers geboren. Von 1754 bis 1755 und von 1759 bis 1761 studierte er in Göttingen Philologie und Orientalistik. 1761 erhielt Sch. eine Anstellung als Gehilfe des russ. Reichshistoriographen Gerhard Friedrich Müller in St. Petersburg. Im Jahr darauf wurde er zum Adjunkt-Prof. der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften, 1765 zum o. Prof. ernannt. Nach einem einjährigen in Göttingen verbrachten Forschungsaufenthalt kehrte Sch. 1767 endgültig nach Göttingen zurück. Durch eine Reihe von Publikationen als Kenner Russlands und der russ. Geschichte ausgewiesen, wurde er 1770 zum o. Prof. für Philosophie ernannt. Sch. galt aufgrund seiner wegweisenden Arbeiten und Aktivitäten in seiner Zeit als überragende Autorität auf dem Gebiet der russ. Geschichte im deutschen Sprachraum. Für seine Verdienste um die russ. Geschichte wurde er 1804 von Zar Alexander I. nobilitiert. – Ehrungen (Auswahl): Korrespondierendes Mitglied der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften (1761), o. Mitglied der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften (1762), auswärtiges Mitglied der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften (1766), auswärtiges Ehrenmitglied der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften (1769) o. Mitglied der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften (1772).

Schlözer, August Ludwig *Nestor* von

(1808, Lübeck – 1899, Dresden) Russ. Konsul in Stettin

Sch. wurde 1808 als Sohn des späteren Lübecker Generalkonsuls → Karl von Schlözer geboren. Bereits 1815 zum Aktuar im St. Petersburger „Collège des Affaires Etrangères“ ernannt, wurde er später seinem Vater als Attaché beigegeben. Mehrfach hielt er sich zu Ausbildungs- und zu Dienstzwecken in Russ-

land auf, u.a. in St. Petersburg. 1844 wurde er zum russ. Konsul in Stettin ernannt. 1859 erhielt der mit dem St.-Annen-Orden 2. Kl. Ausgezeichnete den Titel „Kaiserlich Russischer Wirklicher Staatsrat“. 1873 wurden Sch.s Söhne auf seinen Antrag aus dem russ. Untertanenverhältnis entlassen. Sch. verfasste zwei Arbeiten zur russ. Geschichte.

Schlözer, Christian (von)

(1774, Göttingen – 1832, Wiesbaden) Politikwissenschaftler

Sch. wurde 1774 als ältester Sohn des Historikers und Publizisten → August Ludwig (von) Schlözer geboren. Nach einem Studium der Rechte in Göttingen, das er 1796 mit der Promotion abschloss, nahm er einen Ruf auf eine Prof. für Politikwissenschaften an der Moskauer Universität an. 1805 und 1810 besuchte er privat seine Heimatstadt. Nach dem Tod seines Vaters 1810 beschäftigte Sch. sich intensiv mit dessen Biographie, „A. L. Schlözers öffentliches und Privatleben [...]“ (1828). 1812 flüchtete er vor dem Brand von Moskau nach Wologda; viele biographische und wissenschaftliche Materialien fielen den Flammen zum Opfer. 1827 trat Sch. in den preußischen Staatsdienst; seit 1828 war er als a.o. Prof. an der Bonner Universität tätig. – Ehrungen (Auswahl): Korrespondierendes Mitglied der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften (1805), zahlreiche russ. Auszeichnungen.

Schlözer, Conrad (*Kurd*) Nestor von

(1822, Lübeck – 1894, Berlin) Diplomat, Historiker

Sch. wurde 1822 als Sohn des späteren Lübecker Generalkonsuls → Karl von Schlözer geboren. Nach einem Universitätsstudium in Göttingen (1841-42) und Berlin trat er als Diplomat in den preußischen Staatsdienst. Von 1857 bis 1862 diente er in der preußischen Gesandtschaft in St. Petersburg, später u.a. am Heiligen Stuhl in Rom. Neben seiner diplomatischen Tätigkeit verfasste er zahlreiche historische Werke, darunter drei zur russ. Geschichte. Posthum erschienen seine „Petersburger Briefe“.

Schlözer, Karl (von)

(1780, Göttingen – 1859, Lübeck) Russ. Generalkonsul in Lübeck, Kaufmann

Sch. wurde 1780 als Sohn des Göttinger Historikers → August Ludwig (von) Schlözer geboren. Nach seiner schulischen Ausbildung – in Göttingen – und Beendigung einer kaufmännischen Lehre ergriff er in Lübeck den Kaufmannsberuf. 1810 wurde er zum dortigen russ. Vizekonsul ernannt, 1820 zum Konsul, 1834 zum Generalkonsul; 1829 erhielt er den St. Wladimirsorden 4. Kl. – Ehrungen (Auswahl): Ehrendoktorwürde der Juristischen Fakultät der Göttinger Universität (1857).

Turgenev, Alexander (Turgenev, Aleksandr)

(1784, Simbirsk [Uljanowsk] – 1845, Moskau) Diplomat

T. wurde 1784 als Sohn des Moskauer Universitätsdirektors Iwan Turgenev (Ivan Turgenev) geboren. Nach Beendigung seiner Ausbildung im Pensionat der Moskauer Universität studierte er – um die Befähigung für den diplomatischen Dienst zu erlangen – von 1802 bis 1804 an der Göttinger Universität Philosophie, Rechts- und Naturwissenschaften. T. pflegte Kontakt zu namhaften russ. Literaten und gehörte zu den engsten Freunden des russ. Nationaldichters → Alexander Puschkin (Aleksandr Puškin). Seine diplomatische Karriere musste T. abbrechen, als die Beziehungen seines Bruders → Nikolai (Nikolaj) zu den Dekabristen offenbar wurden. Nach 1825 lebte T. im Ausland.

Turgenev, Nikolai (Turgenev, Nikolaj)

(1789, Simbirsk (Uljanowsk) – 1871 Paris) Diplomat

T. wurde 1789 als Sohn des Moskauer Universitätsdirektors Iwan Turgenev (Ivan Turgenev) geboren. Er studierte von 1806 bis 1807 an der Moskauer Universität und ging von 1808 bis 1811 nach Göttingen, wo er sich mit der modernen englischen Nationalökonomie und dem Problem der Leibeigenschaft beschäftigte. Nach Abschluss des Studiums war T. als Diplomat tätig. 1818 erschien sein „Versuch über die Theorie der Steuern“ („Opyt o teorii nalogov“), der offenbar bereits in Göttingen entworfen worden war. Den Rest seines Lebens widmete er dem Kampf um die Bauernbefreiung. Seit 1821 wirkte T. aktiv in den dekabristischen Geheimgesellschaften mit und entging nur aufgrund der Tatsache, dass er sich während des Dekabristenaufstandes im Ausland befand, einer Verhaftung. T. gehörte zu den Freunden des russ. Nationaldichters → Alexander Puschkin (Aleksandr Puškin). Er starb nach über 30jährigem Exil in Paris.

Wöhler, Friedrich

(1800, Eschersheim – 1882, Göttingen) Chemiker

W. gehört zu den bedeutendsten Chemikern des 19. Jh.s. Nach einem Studium der Medizin wandte er sich der Chemie zu und arbeitete u.a. bei Berzelius in Stockholm. Seit 1836 war er Direktor des chemischen Laboratoriums der Universität Göttingen. Neben einem Schwerpunkt in der physiologischen Chemie, deren Grundlagen er legte, beschäftigte er sich sehr vielseitig und auf höchstem fachlichen Niveau mit den in seiner Zeit aktuellen chemischen Themen. Seine Synthese von „organischem“ Harnstoff aus „anorganischem“ Ammoniumcyanat (1828) setzte eine Diskussion über die Grenze zwischen organischer und anorganischer Chemie in Gang. Unter Wöhlers Leitung wurde das Göttinger chemische Laboratorium eine berühmte Lehrstätte für Chemie, die Studen-

ten aus der ganzen Welt, darunter aus Russland, zum Studium und zur Promotion anzog. – Ehrungen (Auswahl): o. Mitglied der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften (1837), auswärtiges Mitglied der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften (1853).

Abbildungsverzeichnis

Mit folgenden Ausnahmen ist die Herkunft der Abbildungen in den Beschreibungen der Exponate nachgewiesen.

Abb. 2

Foto: H. Haase, Universität Göttingen, Institut für Ethnologie, Völkerkundliche Sammlung

Abb. 13

Foto: H. Haase, Universität Göttingen, Institut für Ethnologie, Völkerkundliche Sammlung

Abb. 20

Sofja Kowalewskaja (1850-1891) und Julia Lermontowa (1846 [1847]-1919)
Abbildung entnommen aus dem Band von Pelageja Jakovlevna Kočina: Sof'ja Vasil'evna Kovalevskaja. 1850-1891, Moskau 1981, Taf. [5] nach S. 64.
Der Rechteeigentümer dieser Abbildung konnte nicht ausfindig gemacht werden.

Abkürzungsverzeichnis

→	Hinweis, dass unter dem folgenden Begriff ein eigener Artikel vorhanden ist
Abb.	Abbildung
Abt[h].	Abt[h]eilung
Anm.	Anmerkung
a. o.	außerordentlich
BBA	Baltisches Biographisches Archiv [Mikrofiche-Edition]
Bd.	Band
Bde.	Bände
Bibl.	Bibliothek
BKB 1	Erstes Briefkopierbuch August Ludwig Schlözers
BKB 2	Zweites Briefkopierbuch August Ludwig Schlözers
Bl.	Blatt
Bll.	Blätter
ders.	derselbe
d. h.	das heißt
Diss.	Dissertation
ebd.	ebenda
fol.	folium [=Blatt]
GGA	Göttingische Anzeigen von gelehrten Sachen (1753-1801); Göttingische gelehrte Anzeigen (1802 ff)
grossh.	großherzoglich
hrsg.	herausgegeben
Hrsg.	Herausgeber
Inv.	Inventar
IRLI RAN RO	Institut für Russische Literatur der Russischen Akademie der Wissenschaften, Handschriftenabteilung
Jg.	Jahrgang
Jh.	Jahrhundert
Jh.s.	Jahrhunderts
Kl.	Klasse
königl.	königlich
LoC	Library of Congress
N. F.	Neue Folge
Nr.	Nummer
o.	ordentlich

o.J.	ohne (Erscheinungs-)Jahr
o. O.	ohne (Erscheinungs-)Ort
phil.	philosophisch
Polizeidir.	Polizeidirektion
Prof.	Professor
RAN SPFA	Russische Akademie der Wissenschaften, St. Petersburger Filiale des Archivs
RBA	Russian Biographical Archive / Russisches Biographisches Ar- chiv [Mikrofiche-Edition]
reg.	regierend
RNB OR	Russische Nationalbibliothek, Handschriftenabteilung
russ.	russisch
s.	siehe
S.	Seite
s.l.	sine loco (ohne [Erscheinungs-]Ort)
Sp.	Spalte
SS	Sommersemester
StAG	Stadtarchiv Göttingen
stelly.	stellvertretend
SUB Göttingen	Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen
Taf.	Taf.
u. a.	unter anderem
UAG	Universitätsarchiv Göttingen
Univ.	Universität
u. ö.	und öfter
v. a.	vor allem
Verf.	Verfasser
vgl.	vergleiche
völkerkundl.	völkerkundlich
WS	Wintersemester
ZfB	Zeitschrift für Bibliothekswesen

Umschrift des russischen Alphabets

Russisches Alphabet		Wissenschaftl. Transliteration	Transkription Duden ¹
А	а	a	a
Б	б	b	b
В	в	v	w
Г	г	g	g
Д	д	d	d
Е	е	e	e, je
Ё	ё	ë	o, jo
Ж	ж	ž	sch oder sh
З	з	z	s
И	и	i	i
Й	й	i	i, (j)
К	к	k	k, (kc=x)
Л	л	l	l
М	м	m	m
Н	н	n	n
О	о	o	o

1 Der Duden, Bd. 1: Duden Rechtschreibung der deutschen Sprache, 20. völlig neu bearb. und erw. Aufl., Mannheim 1991.

Russisches Alphabet		Wissenschaftl. Transliteration	Transkription Duden
П	п	p	p
Р	р	r	r
С	с	s	s, ss
Т	т	t	t
У	у	u	u
Ф	ф	f	f
Х	х	ch	ch
Ц	ц	c	z
Ч	ч	č	tsch
Ш	ш	š	sch
Щ	щ	šč	schtsch
	ъ	”	entfällt
	ы	y	y
	ь	’	entfällt, (j)
Э	э	è	e
Ю	ю	ju	ju
Я	я	ja	ja

Leihgeber

Berlin

Deutsches Historisches Museum
Humboldt-Universität zu Berlin / Universitätsbibliothek
Staatliche Museen zu Berlin / Kunstbibliothek
Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz

Bern

Burgerbibliothek

Braunschweig

Stadtarchiv

Clausthal-Zellerfeld

Technische Universität / Universitätsbibliothek

Dillingen

Ida-Seele-Archiv

Göttingen

Akademie der Wissenschaften
Georg-August-Universität
Georg-August-Universität /
 Albrecht-von-Haller-Institut für Pflanzenwissenschaften
 Archäologisches Institut, Münzsammlung
 Geowissenschaftliches Zentrum
 Institut für Ethnologie, Völkerkundliche Sammlung
 Kunstsammlung
 Mineralogische Sammlung
 Museum der Göttinger Chemie
 Seminar für Slavische Philologie
 Universitätsarchiv
 Universitäts-Sternwarte
 Zoologisches Museum
Prof. Dr. F. Hassenstein
Prof. Dr. W. Lehfeldt
Stadtarchiv
Städtisches Museum

Hamburg

Universität / Bibliothek Mathematik und Geschichte der Naturwissenschaften

Hannover

Niedersächsische Landesbibliothek

Hoya

Johann-Beckmann-Gesellschaft e.V.

Leipzig

Stadtgeschichtliches Museum

Universitätsbibliothek

Lübeck

Stadtbibliothek

Moskau

Russische Akademie der Wissenschaften / Archiv

München

Bayerische Staatsbibliothek

St. Petersburg

Deutsch-Russisches Begegnungszentrum an der Petrikirche

Russische Akademie der Wissenschaften /

Archiv

Astronomische Hauptsternwarte Pulkowo

Institut für Russische Literatur (Puschkinski Dom)

Russische Nationalbibliothek

Russisches Staatliches Historisches Archiv

Staatliche Universität / Mendelejew-Museum und -Archiv

Stuttgart

Universität Hohenheim / Deutsches Landwirtschaftsmuseum

Tübingen

Eberhard-Karls-Universität / Universitätsbibliothek

Weimar

Stiftung Weimarer Klassik und Kunstsammlungen / Goethe- und Schillerarchiv

Göttinger Bibliotheksschriften

(lieferbare Titel)

1. Edith Stein. Studentin in Göttingen 1913-1916. Ausstellung zum 100. Geburtstag 7.10. - 28.10.1991. 1991. 118 S. mit Abb. € 4,-
2. Der Brocken und sein Alpengarten. Erinnerungen - Dokumentationen. Ausstellung vom 17.3.-5.6.1993. 1993. 81 S. € 4,-
3. Übersicht über die Systematik des Bandrealkataloges der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen. Bearb.: G.-J. Bötte u. D. Sickmüller. 1993. XIII, 75, 126 S. € 5,-
4. Neues Heimatland Brasilien. Texte und Bilder zur kulturellen Entwicklung der deutschbrasilianischen Bevölkerung in Südbrasilien. Begleitband zur Ausstellung vom 10.1.-19.2.1994 / Sandra Messele-Wieser, Lothar Wieser. 1994. IV, 84 S. mit Abb. € 4,-
5. Möglichkeiten der Beschaffung und Bereitstellung digitaler Karten im Sondersammelgebiet. DFG-Projektstudie. Bearb. von Christiane Beckert, hrsg. von Elmar Mittler und Mechthild Schüler. 2002. 142 S. € 10,-
6. Kröger, Detlef: European and international Copyright protection. Microcopies and databases. 1995. 283 S. € 19,-
7. Bestandserhalt durch Konversion: Microverfilmung und alternative Technologien. Beiträge zu drei Fachtagungen des EU-Projekts MICROLIB. Hrsg.: Werner Schwartz 1995. 208 S. € 16,-
10. Sibirien Finnland Ungarn : Finnisch-ugrische Sprachen und Völker in der Tradition eines Göttinger Sondersammelgebiets. Ausstellung in der Paulinerkirche vom 28.02.-09.04.1998. 344 S. mit Abb. € 6,-
13. „Goethe ist schon mehrere Tage hier, warum weiß Gott und Göthe“: Vorträge zur Ausstellung „Der gute Kopf leuchtet überall hervor“ – Goethe, Göttingen und die Wissenschaft / hrsg. von Elmar Mittler, Red.: Elke Purpus. 2000. € 14,-
14. Towards consensus on the electronic use of publications in libraries: strategy issues and recommendations / Thomas Dreier. 2001. 120 S. € 7,-
16. Zehn Jahre Pica in Niedersachsen und Deutschland. Skizzen eines Erfolges / Red. Elmar Mittler 2001. 181 S. € 5,-

17. „Wohne immer in meinem Herzen und in den Herzen meiner Freunde allesbelebende Liebe!“ Friedrich Leopold Graf zu Stolberg (1750-1819). Aus der literarisch-historischen Sammlung des Grafen Franz zu Stolberg-Stolberg, 1210-1750-2001 / Bearb. von Paul Kahl. Hrsg. von Elmar Mittler und Inka Tappenbeck. 2001. 143 S. mit Abb. € 10,-
18. Johann Heinrich Voß. 1751-1826. Idylle, Polemik, Wohllaut / Hrsg. von Elmar Mittler und Inka Tappenbeck. 2001. 298 S. mit Abb. € 15,-
19. Weltbild – Kartenbild. Geographie und Kartographie in der frühen Neuzeit / Bearb. von Mechthild Schüler. Hrsg. von Elmar Mittler und Inka Tappenbeck. 2., durchgesehene Aufl. 2002. 94 S. mit Abb. € 10,-
20. LIBER – Ligue des Bibliothèques Européennes de Recherche. Architecture Group Seminar. Leipzig, March 19 - March 23, 2002. The Effective Library. Vision, Planning Process and Evaluation in the Digital Age. **Documentation of new library buildings in Europe.** Elmar Mittler (Ed.) Göttingen 2002. 319 p. € 35,-
21. Das Göttinger Nobelpreiswunder – 100 Jahre Nobelpreis. Hrsg. von Elmar Mittler in Zusammenarb. mit Monique Zimon. 2., durchgesehene und erweiterte Aufl. 2002. 377 S. mit Abb. € 22,-
22. Russland und die „Göttingische Seele“ – 300 Jahre St. Petersburg. Hrsg. von Elmar Mittler und Silke Glitsch. 2003. 502 S. mit Abb. € 14,-

CD-ROMs der SUB Göttingen

(lieferbare Titel)

- Die ganze Welt ist aus Papier. Graphiken und Objekte zu allen Gelegenheiten 1800-1930. € 10,-
- „Der gute Kopf leuchtet überall hervor“ – Goethe, Göttingen und die Wissenschaft. € 15,-
- Gutenberg digital. Göttinger Gutenberg-Bibel, Musterbuch und Helmaspergersches Notariatsinstrument. € 54,-
- Weltbild – Kartenbild. Geographie und Kartographie in der frühen Neuzeit. € 20,-
- Das Göttinger Nobelpreiswunder – 100 Jahre Nobelpreis. € 18,-
- Russland und die „Göttingische Seele“ – 300 Jahre St. Petersburg. € 14,-